DIE INSEL

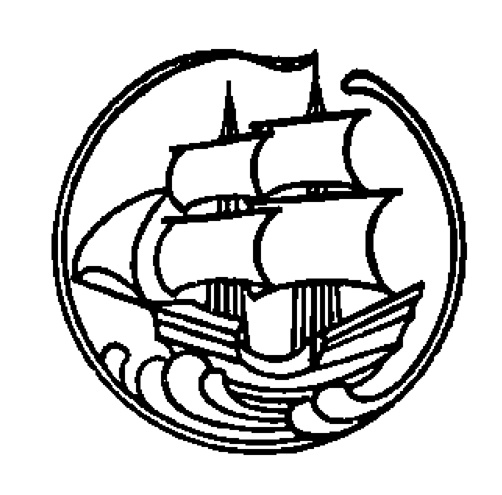
Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum

1. Jahrgang

1899–1900

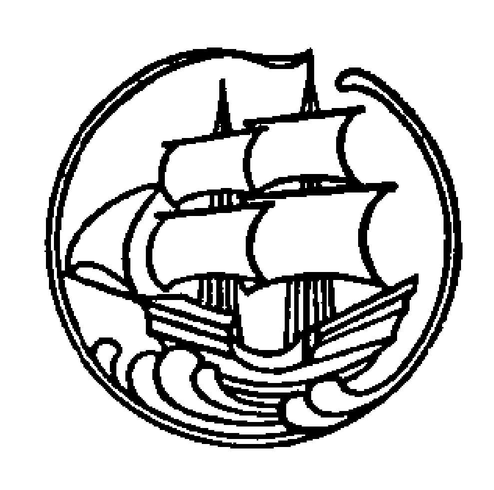


Erschienen im Verlage von Schuster & Loeffler
Berlin SW. 46. Gedruckt in der Offizin
W. Drugulin / Leipzig. Gebunden von
Hübel & Denck / Leipzig. Außer der
gewöhnlichen Ausgabe sind 40
numerierte Exemplare erschienen
und zwar Nr. 1–15 auf
Kaiserl. Japan / Nr. 16–40
auf van Geldern.

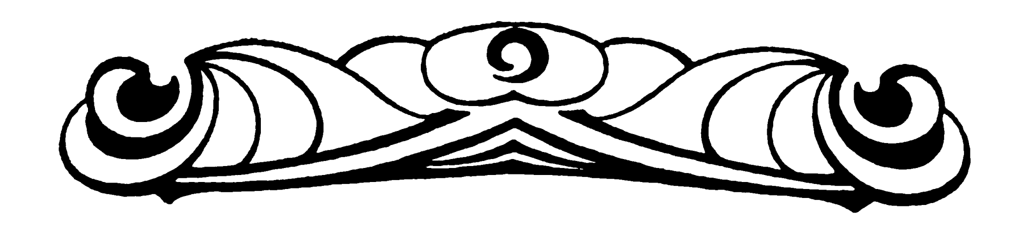


Die Insel / Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum / Alfred Walter Heymel / Rudolf Alexander Schröder.

Erster Jahrgang. Erstes Quartal
Oktober bis Dezember 1899.
Mit Buchschmuck von
Georges Lemmen
(Brüssel).



Die Insel



Inhaltsverzeichnis.

Novellen, Erzählungen, Prosastücke.

Gedichte und Sprüche.

Dramatisches.

Aufsätze, Abhandlungen.

Illustrative Beigaben.

Druckfehlerverzeichnis:

Es ist zu lesen:

Auf Seite 41 Zeile 17: man muß immer nur verliebt thun, anstatt man muß nicht immer verliebt thun.

" " 139 Zeile 12: Druckereien statt Muckereien.

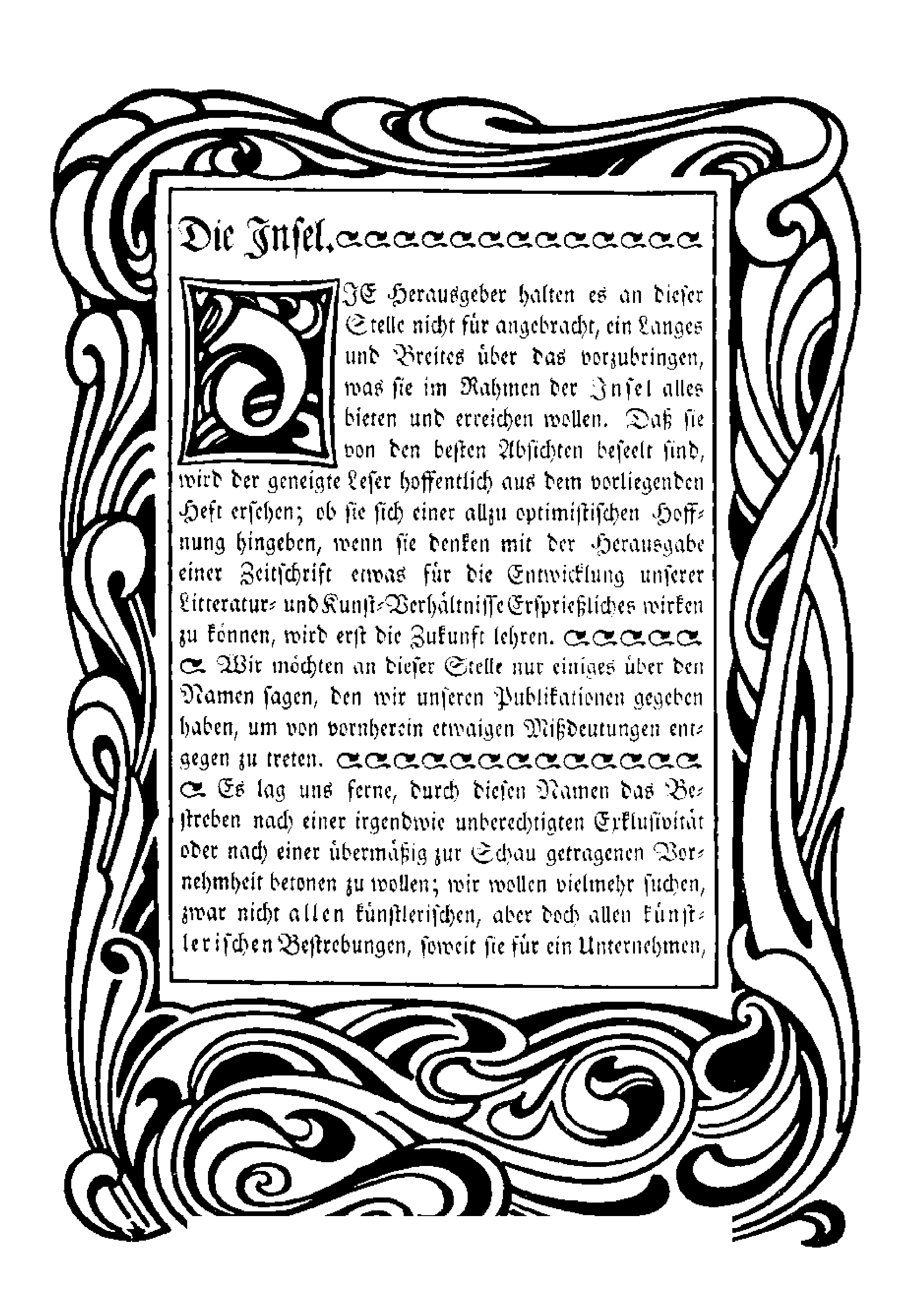
" " 144 im Gedicht Hoffnung: bald trinkt den Schnee das Sonnenlicht, anstatt bald trinkt der Schnee das Sonnenlicht.

" " 274 Zeile 8: Im Dulden statt in Dulden.

" " 277 Zeile 8: In's Feste statt in Feste.

" " 277 Zeile 10: Ersteht statt entsteht.





Die Insel.

DIE Herausgeber halten es an dieser Stelle nicht für angebracht, ein Langes und Breites über das vorzubringen, was sie im Rahmen der *Insel* alles bieten und erreichen wollen. Daß sie von den besten Absichten beseelt sind, wird der geneigte Leser hoffentlich aus dem vorliegenden Heft ersehen; ob sie sich einer allzu optimistischen Hoffnung hingeben, wenn sie denken mit der Herausgabe einer Zeitschrift etwas für die Entwicklung unserer Litteratur- und Kunst-Verhältnisse Ersprießliches wirken zu können, wird erst die Zukunft lehren.

Wir möchten an dieser Stelle nur einiges über den Namen sagen, den wir unseren Publikationen gegeben haben, um von vornherein etwaigen Mißdeutungen entgegen zu treten.

Es lag uns ferne, durch diesen Namen das Bestreben nach einer irgendwie unberechtigten Exklusivität oder nach einer übermäßig zur Schau getragenen Vornehmheit betonen zu wollen; wir wollen vielmehr suchen, zwar nicht *allen* künstlerischen, aber doch allen *künstlerischen* Bestrebungen, soweit sie für ein Unternehmen,

wie das unserige, in Betracht kommen, gerecht zu werden. Indem wir unseren Veröffentlichungen den Namen „Die Insel" beilegten, wollten wir nur zu erkennen geben, wie wenig wir geneigt sind, in das jetzt so vielerorts übliche Triumphgeschrei über die glorreichen Resultate irgendwelcher moderner Kunstbestrebungen einzustimmen, und wie sehr wir uns der ungeheuren inneren und äußeren Schwierigkeiten bewußt sind, die sich einer wünschenswerten Entwicklung unseres Kunstlebens in den Weg stellen.

Wir wissen, wie sehr gegenüber dem glänzenden Reichtum vergangener Zeiten an einem allgemeinen Kunst-Empfinden und -Besitz unsere Zeit als eine Bettlerin oder ein Kind anzusehen ist; wir wissen, daß, wenn es überhaupt möglich ist, aus der allgemeinen Anarchie, aus dem Kampfe von Zerfallendem und Werdendem schon jetzt in künstlerischem Sinne etwas zu bergen, das späteren Zeiten gleichsam als ein Dokument und eine Rechtfertigung für uns dienen könnte, man mit sorgfältigen Händen, mit liebevollen Augen und mit viel Anstrengung suchen muß, um die wenigen Keime, die wenigen schönen Reste zusammen zu tragen und sich mit ihnen gleichsam einen Garten, eine Oase auszuschmücken, und daß man die spärlichen Strahlen einer karg gewordenen Sonne sammeln und ausnützen muß, um irgendwo versteckt und einsam Lebensspuren zu erhalten, die vielleicht später zu fruchtbarer Entwicklung reifen mögen.

Daß jeder, der sich einer solchen Arbeit und Bemühung ergiebt, auch noch viel Unkraut auf seine „Insel" herüber retten wird, ist wohl erklärlich, und so werden auch wir uns mancher Mißgriffe schuldig machen.

In dieser Erkenntnis möchten wir unsere Erklärung mit einer Erzählung aus dem Alten Testament im Sinne eines Gleichnisses abschließen.

Wir zitieren wörtlich 1 Mose 18, Vers 22 ff.:

22. Und die Männer wandten ihr Angesicht, und gingen gen Sodom; aber Abraham blieb stehen vor dem HErrn,

23. Und trat zu ihm und sprach: „Willst Du denn den Gerechten mit dem Gottlosen umbringen?

24. Es möchten vielleicht fünfzig Gerechte in der Stadt sein, wolltest Du die umbringen und dem Ort nicht vergeben um fünfzig Gerechter willen, die drinnen wären?

25. Das sei ferne von Dir, daß Du das thust, und tötest den Gerechten mit dem Gottlosen, daß der Gerechte sei gleich wie der Gottlose! Das sei ferne von Dir, der Du aller Welt Richter bist! Du wirst so nicht richten.

26. Der HErr sprach: Finde ich fünfzig Gerechte zu Sodom in der Stadt, so will ich um ihrer willen dem ganzen Ort vergeben.

27. Abraham antwortete und sprach: Ach siehe, ich habe mich unterwunden, zu reden mit dem Herrn, wiewohl ich Erde und Asche bin.

28. Es möchten vielleicht fünf weniger denn fünfzig Gerechte drinnen sein; wolltest Du denn die ganze Stadt verderben um der fünfe willen? Er sprach: Finde ich drinnen fünfundvierzig, so will ich sie nicht verderben.

29. Und er fuhr fort mit ihm zu reden, und sprach: Man möchte vielleicht vierzig darinnen finden. Er aber sprach: Ich will ihnen nichts thun um der vierzig willen.

30. Abraham sprach: Zürne nicht Herr, daß ich noch mehr rede. Man möchte vielleicht dreißig drinnen finden. Er aber sprach: Finde ich dreißig drinnen, so will ich ihnen nichts thun.

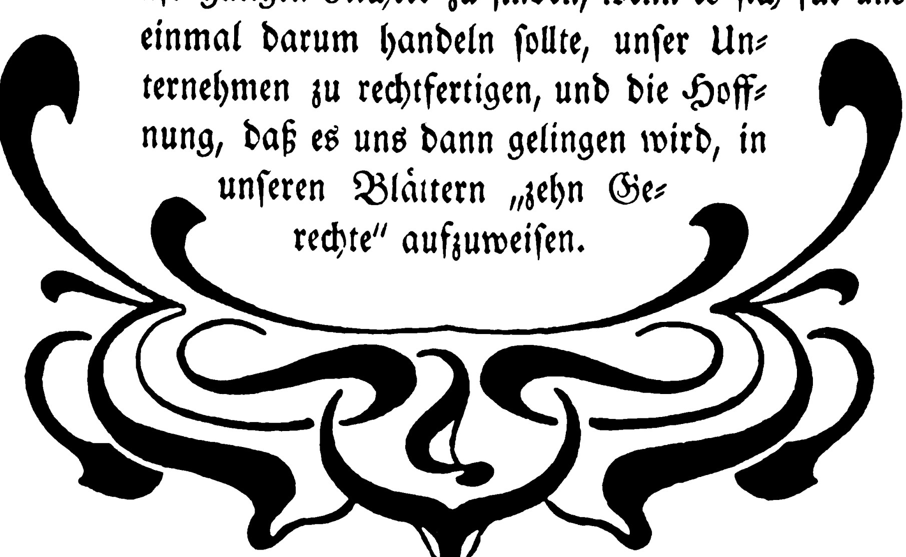
31. Und er sprach: Ach siehe, ich habe mich unterwunden mit dem Herrn zu reden. Man möchte vielleicht zwanzig drinnen finden. Er antwortete: Ich will sie nicht verderben um der zwanzig willen.

32. Und er sprach: Ach, zürne nicht Herr, daß ich nur noch einmal rede. Man möchte vielleicht nur zehn drinnen finden. Er aber sprach: Ich will sie nicht verderben um der zehn willen.

33. Und der Herr ging hin, da er mit Abraham ausgeredet hatte; und kehrte wieder hin an seinen Ort.

Man weiß, wie es Sodom trotz der Fürbitte Abrahams erging.

Wir entnehmen aus dieser Geschichte nur den Wunsch, einen ebenso gütigen Richter zu finden, wenn es sich für uns einmal darum handeln sollte, unser Unternehmen zu rechtfertigen, und die Hoffnung, daß es uns dann gelingen wird, in unseren Blättern „zehn Gerechte" aufzuweisen.



Goethe.

GLEICH wie auf Adlersflügeln, die mit sicherm Schwung
Die leichte Luft zerteilend in das fernste Blau,
Die Stolzen, herrlich dringen, hebe sich mein Lied.

Im Felsenleib gegründet steht auf Klippen selbst
In sicherer Ruhe fest getürmt ein stolzes Haus,
Das Sturm und Fluten mit dem immer gierigen Zahn
Umsonst benagen; über Schätzen, Volk und Land
Thront einer mächtig, wie ein Göttlicher begabt
Und herrschend wie ein Gott; vor andern wohl
Hebt eines schönen Leibes jugendliche Kraft
Sich in lebendiger Kühnheit unberührt hervor,
Daß wir vergessen, wie auch das vergänglich ist,
Und daß es uns unsterblich scheint und nie erzeugt:
Bei Bäumen auch sind Riesen, deren stolze Kraft
Schwer schattend über den entzückten Fluren hängt,
Und Blumen sind, die mit so wundervollem Duft
Erfüllen ihrer Blätter farbig zarten Kreis,
Daß sie uns wie ein Zauberspiel des fernsten Traums,
Wie Grüße rühren, die aus unbekannter Luft
Zu uns heranweh'n. — Schönheit, kennen wir sie denn?
Wem soll ich den vergleichen, welchem alles ward,
Was alle wünschen, wenn sie anders weise sind?



Der Fürst hat wohl die Macht. Um den erhabnen Thron
Legt sich die Welt in Zittern; und der Riesenarm
Des Tiefgewaltigen schmettert mit erprobter Wucht
Die Schaaren nieder, die der eisernen Stirne sich
Entgegen trotzig mühten; — Friede wächst wohl auch
Im Schatten seines Sitzes und ein breites Glück.
Dann wird der Weise lächeln, dem die Tiefen nicht
So unvertraut und nicht so fremd die Höhen sind,
Und der mit reiner Seele der Verwirrungen
Nach außen viel verschlungene Bahn, nach innen auch
In Wechselkämpfen wild erregten Widerstreit
Mit großem Sinn, besänftigt zu erschauen weiß,
Dem auch selbst Worte nicht verborgenen Sinnes mehr,
Nein trunkene Zeichen allertiefster Schweigsamkeit
Und holder Schrecken, altbekannter Wunder sind.

— — — — — — — — — — —

Auch mag da wohl beglückt sein, wem der schöne Gott
Der starken Anmut überreichlich Maß verlieh,
Sei es in schlanker Glieder zart gewandtem Gang,
Sei es in Lauten, die den Lippen wundervoll,
Den Händen auch entgleiten, wenn im kühnen Spiel
Melodisch reinen Dranges aus dem Nachtgewühl
Der seltsam dumpfen Regung sich ein klares Gold
Erhobener Freude, wie ein Sonnenglanz des Tags,
Wie steter Gang der Fluten in krystallener Bahn,
Wie stiller Flug der Vögel durch das sanfte Blau,
Beruhigt löst und bildet, überwächst und stirbt.
So auch in schöner Rede mag er tiefbegabt,

Der Gottbeschenkte, künden, was auch rätselhaft
Mit manchem Schmerz unmündige Seelen heimgesucht,
Und wie ein Maß des Friedens mag Gebildetes
Er vielen schenken, ist er selbst doch mehr als reich,
Im Nehmen gebend und ein Quell, wie Götter sind,
Die formerfreuten Former; ward dem Holden doch
Ein süßer Wahnsinn eigen, der Begeisterten
Und still Entrückten ihre Sehnsuchts-Ruhe schenkt,
Daß sie gleich Meeresfluten Sturm- und Sturm-erregt
Im Tiefsten fest sind, wo das Dunkel sich verbirgt.



Nun aber weiß ich Einen, dem von außen her,
Was auch an Kostbarkeiten sich im Fernbereich
So oft versteckt hält, alles zugewandt erschien,
Wie er es wollte, der ein allgemeiner Sitz
Der seelisch tiefsten Kräfte und Genüsse war.
Des Krieges jäh empörte Wut war ihm nicht fremd,
Der Fürsten Rat ihm offen, und die breite Macht
Der Herrscher war dem Hohen zuerteilt.
Da blieb die klarbestrebte Klugheit ihm nicht fern,
Und waren auch die Holden ihrem Liebling hold,
Die Reigen-Schwestern, die den vielbeschwerten Sinn
Im glänzenden Spiel der Täuschung ihm erleichterten.
Ja selbst bacchantischer Wildheit frohes Uebermaß
Umjauchzte ihn an Tagen jugendlich trunkner Kraft.

Was sage ich von Allem? —: Eine war bei ihm,
Der Götter Göttlichste, aller Freuden Freudigste,
Des Lebens Leben, kühlte ihm die reine Stirn
Mit Rosenkränzen, machte seine Augen hell
Und seine Wange lächelnd, seine Hände sanft
Und seine Seele friedlich, daß sich alles ihm,
Was viel verzerrt und einzeln, fremd uns scheinen mag
Als Tief-Gefüge offenbarte:
Die Liebe war sein Erbteil. — Freunde, ohne sie
Ist selbst das Glück ein Name, ist die Kraft ein Hauch,
Die Schönheit wie ein Schatten und die Lust ein Traum.—
So war er ein Gesegneter und voll von Ruhm
Und ein Genosse jener, deren Name selbst
Und flüchtige Erinnerung uns glücklich macht.



Erinnerung! — So schwand er also auch dahin. —
Oh, wenn, was uns im immer ruhenden Gleichgewicht
Als unzerstörbar schien, dieselben Bahnen geht,
Die Alles wandelt, kommt uns freilich Fürchten an,
Daß unser eigen Schicksal uns befremdet macht
Und schrecklich dünkt. — Die Nacht verschlingt wohl so den Tag,
Das Meer die Flüsse und die Luft den leichten Wind;
Doch, glaubt mir, sind der Liebe, die mit goldenem Licht
Auch seinem Weg voranging, Tod und Leben eins;

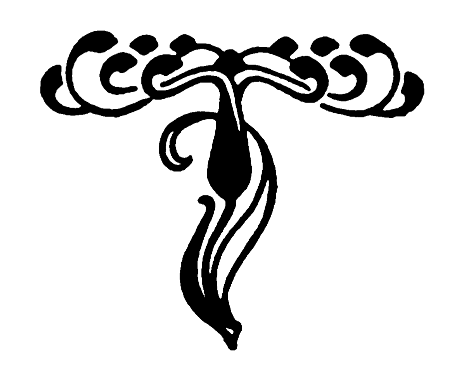
Denn die Erzeugende bringt in wechselhafter Form
Sich und die lieben Kinder immer neu ans Licht.



So, Freunde, wenn ihr in den Gärten euch ergeht,
Die weit und weit in Blüten und im hellen Grün,
In Schattentiefe schimmernd, zauberhaft erstreckt
Voll schöner Wasser, reiner Pfade euren Sinn
Mit mannigfacher Vögel frohem Singgeschwätz
Mit Lustgesängen, Holdgebilden jeder Art,
Mit Höhlen auch und Schrecken, auch mit Kraftgewirr
Des Kampfes, mit melodischen Klagen, die euch wohl
Auf Plänen und im Buschversteck ein süßer Mund
So lieblich kündet, daß ihr ihn lebendig wähnt,
— Die euren Sinn, wofern ihr anders würdig seid,
In jedem Maß ergötzen, wenn ihr träumerisch,
Erwählte, zu den tiefsten Gründen heimlich drangt:
Mag euch wohl eine Stimme finden, wenn ins Haus
Des abgeschiedenen Herren ihr gekommen seid.
Und diese mag euch künden:
„Ihr, die ihr zerstreut
Von manchen Wegen her zu meinem Haus gelangt,
Die ihr am ernsten Gaukelspiel in züchtiger Lust
Begeistert euch ergötztet, die den Tiefen ihr
Geneigte Ohren schenktet, denen auch der Schrei
Des Schmerzes als erträglich schien im schönen Netz,

Das Freud- und Leides-Fäden durcheinander webt:
Geht aus den Thüren meines Gartens freudig aus
Und seid gesegnet, ob ihr nun auf schroffem Pfad
Viel Last erdulden, ob ihr selig schreiten sollt
In Rosenkränzen, Feiernde, auf stolzer Bahn:
Kraft ist ein Allgemeines; wie ihr's braucht,
Wird's euch bewähren. — Sei dem Weisen unter euch
Der Dienst des gottgegebenen Schweigens nicht zu fern,
Und gottgegebener Thorheit süß-beredtes Wort. —
— — — — — — — — — — — — — — —
Unendlichkeit und Grenzen sind sich niemals fremd:
Die Liebe ist in beiden, — Liebe sei mit euch!

Rudolf A. Schröder.





GALIANI war einer jener vielen Abbés ohne Weihen, wie sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu den Unentbehrlichkeiten der guten Gesellschaft gehörten. Er lebte zehn Jahre lang — von 1760—70 — in Paris als Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft, liebte sehr die Frauen und war ein Plagegeist der Philosophen, die gerade daran waren den lieben Gott abzusetzen. Er plauderte eines der diplomatischen Geheimnisse aus, und dies kostete ihn Paris. Von dieser Zeit an bis zu seinem Tode — er starb 1787, achtundfünfzig Jahre alt — versah er in Neapel viele und hohe Aemter, sammelte als ein Liebhaber Bücher, Bilder und Kuriositäten, — und sehnte sich nach Paris. Dort lebte er sein eigentliches Leben weiter; die Briefe, die er dahin schrieb — sie füllen in der Lévyschen (besten) Ausgabe zwei Bände von 1200 Seiten — sind die Dokumente dieses Lebens, die Fenster seiner Seele, durch die wir in ihr Inneres blicken können. Sie öffnen sich zu Frauen hin: zwei Drittel der Briefe sind an seine Freundin, die d'Epinay, an die Damen Necker und du Boccaye gerichtet, die andern an Grimm, seinen besten Freund, an Diderot und Holbach. Was ich von diesen Briefen unten folgen lasse, wird Galiani besser vorstellen, als es eine Schilderung vermöchte. Diese Briefe schreibt kein Autor, der seinen Schriften eine Folie zu

geben versucht, kein Diplomat, der seine Künste enthüllt, kein Denker, der damit seine Bücher kommentiert — es sind Briefe, nichts weiter. Briefe, in denen sich ein Mensch offenbart. Bei Briefen von Künstlern, von Staatsmännern, von Denkern suchen wir Züge, Details zu einem vorbekannten Bilde. Zu den Briefen Galianis hat man einen solchen Haltpunkt nicht; hier gilt es, einen Menschen zu finden: das Ganze. Keiner findet da endgültig; jeder sucht und findet nach Neigung und individueller Vorbereitung.

Die Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts liebte die vielen Spiegel in den Gemächern; man konnte sich nicht genug oft sehen; und doch nicht oft genug und nicht genügend. So schrieb man Briefe. Denn die Briefe sind Spiegel; man schaut in sie hinein, wie man will, daß man von andern gesehen wird. Die Briefe von damals sind nicht Mitteilungen wie die von heute, sie sind fixierte Toilettekunststücke des Geistes. Die Damen empfingen damals zum Lever, zur Toilette die Besuche. Das Lever war keine Intimität. Auch die Toilette der Briefe war keine intime Angelegenheit; man schrieb sie meist für mehr als zwei Augen. Unglückliche, die keine oder zu wenig Adressaten hatten, nannten ihre Spiegel Memoiren. In Briefen behandelte man Wissenschaft, in Briefen schrieb man Romane; so sehr liebte man das Persönliche, daß man es wenigstens in der Form äußerte, wenn es auch der Inhalt nicht vertrug. Briefe und Memoiren sind eine Lektüre für Liebhaber der Psychologie, für Menschen, die einen

Genuß darin finden, die doppelte Persönlichkeit des Briefschreibers herauszubekommen, die natürliche und die erworbene, oder die breit hingelegte und die versteckte. Das Bild im Spiegel gehört zu dem Menschen, der hineinsieht; es sind seine Augen, seine Nase, sein Mund — aber was kann er nicht Alles damit machen! Wie kann er täuschen, sich und die Andern! Aber — kann er täuschen? Gehört nicht das Täuschenkönnen auch ganz zu ihm? Dieses Spiel der menschlichen Seele ist in den Briefen sehr reizvoll zu sehen. Und sie gewähren noch Eines: sie sind eine Probe auf den Wert der Persönlichkeit. Jeder schaffende Mensch ist als Mensch mehr, denn als Schaffender; der Mensch muß für die Zukunft versprechen, nicht sein Werk. Denn kein irdischer Schöpfer kann, wenn er groß und ehrlich fühlt, von einem gethanen Werk sagen, daß es gut sei — er muß es besser noch in sich haben. Ist es anders, so ist ihm das Werk nur eigen wie durch Zufall. Wie Mancher, den man fast für einen Reichen hielt, erwies sich als ein Armer, da man seine Briefe las. Mérimée ist es so ergangen. So machten andere wieder ihre Werke vergessen, als sie in ihren Briefen oder Memoiren die ganze Persönlichkeit brachten. So Galiani und Casanova. Andere wieder haben sich als Fürsten und Könige unter den Geistern offenbart, da man ihre Briefe, nichts als ihre Briefe veröffentlichte, wie Walpole und die du Deffaud oder der herrliche Wiener Villers.

❧ Würden wir Galiani nur von seinen Büchern her kennen, so würden wir ihn nicht kennen. Zu seinem Buch „Della Moneta" — die Nationalökonomen nennen es klassisch —

gelangt man nur bis auf die Zähne mit Wissen gewappnet durch die Schanzwerke der Gelehrsamkeit, um einen Gelehrten zu finden, einen Gelehrten allerdings von zwanzig Jahren. Zu seinen „Dialogues sur le commerce des blé" ist der Weg unbequem, weil man mit der Historie des Ortes vertraut sein muß, um alle die macchivellistischen Bosheiten und Finessen recht verstehen zu können. Das Außerzeitliche, das Empörende, das es enthält, macht uns sehr neugierig auf den ganzen Menschen, — den wir nicht hätten, wären nicht seine Briefe da.

So ist Galiani für uns kein Schriftsteller. Er hat von diesem auch nicht die Gewohnheiten und Sitten, er affektiert keinen Einfluß und nimmt nicht die Attitüde vor dem Publikum an. Er schrieb — und war kein Schriftsteller; das schon hat etwas Anziehendes. Die Schriftsteller kommen zu ihrem Leben durch ihr Talent, Galiani kam zu seinem Talent durch sein Leben, wie Casanova oder Stendhal, mit welchen beiden er viele Aehnlichkeiten hat.

Die Pariser fanden manche Namen, mit denen sie sich das neapolitanische Phänomen an Körperkleinheit und Geistesgröße in eine Formel bringen wollten: ein „Harlekin mit Platons Haupt" oder „ein Machiavell mit Schellen und Pritsche." Diese Lösungen des Problems Galiani haben den Stil des 18. Jahrhunderts: man suchte da den Menschen in der Bildung seines Verstandes, man deutete ihn aus seinem geistigen Vermögen. Der psychologische Stil unserer Zeit

liebt das als ein Sekundäres zu behandeln; wir betrachten den Menschen nicht so ohne Rechnung seiner Umgebung und Schicksale wie das vorige Jahrhundert; wir suchen nicht mehr des Rätsels Lösung in den Köpfen, seit wir sie so leicht vom Rumpf springen sahen.

❧ Galiani war ein Skeptiker, auch der Skepsis gegenüber. Doch ist das bei ihm nicht eine bequeme Art des Denkens und Urteilens, noch weniger ein System — er haßte die Systeme! —; er war nur eben als außerordentlicher Psychologe mißtrauisch gegen die absoluten Wahrheiten geworden. Er sah früh, daß Alles wahr und falsch sein kann, gut und schlecht — je nachdem. Und da er nichts in der Welt zu repräsentieren hatte, so legte er sich auch nicht eine gangbare Moral bei. Sein Skeptizismus ist nicht ein unruhiges, nervöses Nörgeln, auch keine pedantische Aberweisheit — es ist ein Lächeln, graziös wie das eines Harlekins mit Klingeln und Schellen, wenn ihn die angebliche Wahrheit nicht stärker affiziert; boshaft bis zum höhnenden Verlachen, wenn ihm eine solche Wahrheit gegen die Natur geht, gegen seine Natur. Ein Skeptizismus dieser Art ist kein schöpferisches Prinzip, er macht ein nach Außen projiziertes Werk unmöglich.

❧ Was Galiani Alles schreiben wollte! Ein Plan jagte den andern, keiner wurde ausgeführt. Dieses Unvermögen, das in seiner Art bedingt war, merkte Galiani früh, und die Frucht dieser herben Erkenntnis ist der Ton des Possenreißers, in dem er sich oft gefiel; er wird cynisch aus Wut. Die leichte geistige Beweglichkeit des Südländers rettet ihn vor dem Verkommen.

Galianis Leben weist nur einen einzigen Unglücksfall auf: sein permanentes Glück. Das Glück war schon da, als er auf die Welt kam, ließ ihn sein Leben lang nicht los und ging in dem Trauergeleite, das seiner Bahre folgte. Dieses perfide, aufdringliche Glück gab Galiani die Kenntnis aller Freuden, und es ließ das andere nicht an ihn herankommen: das Unglück, das Leiden, Thränen, Trauer spendet. Diese Wohlthat genoß er nicht; so kam in sein Leben nicht die Harmonie, aus der große Thaten entstehen. Er verstand das Unglück nicht; er rühmte sich, nie geweint zu haben! So unglücklich muß man sein, so durch die Pein des Glückes unglücklich werden, um uns ein modernes Menschenideal, den Uebermenschen, naiv und mit der That erfüllen zu können! Denn Galiani gewann seine Ansichten über Fürst und Volk nicht aus der Lektüre des Macchiavell, sondern sie waren ihm mit seinem Leben gegeben, das ihn, wie er selbst sagt, „in die Nähe der Fürsten und nicht in die des Volkes gestellt hat." Ein Buch, das er immer schreiben wollte, und das noch keiner geschrieben hat, wäre sein bestes geworden: über Cesare Borgia, „ce gaillard".

Galianis Briefe aus seinen letzten Lebensjahren haben nicht jenen morbiden Schimmer der Misanthropie wie die Briefe der du Deffaud, des Walpole und der andern berühmten Epistoliers der so amüsanten und so amüsierten Zeit des 18. Jahrhunderts. „Alle Menschen werden sich so gleich" klagt Walpole — die Morgenröte der Egalité stieg auf, und damit begann für diese Gesellschaft die Langeweile, die Misanthropie „au pastel", wie es sehr gut

Barbey d'Aurevilly nennt. Den Naturgenuß kannte das 18. Jahrhundert nicht; um die Sensationen des naiven Glaubens hat es sich selbst gebracht; übrig blieb, was der Verstand des Menschen dem Menschen zu bieten vermag. Im Salon wurde der letzte Blutstropfen zu einem Bonmot kondensiert. Köpfe saßen an der Tafel, nur Köpfe; wie sollte man sich da am Menschen nicht ermüden, nicht langweilen! Wie wohl that diesen Organismen ohne organische Funktionen das Blut der großen Revolution! Wie nötig war es ihnen! Systole und Diastole begann wieder, die Brust hob und senkte sich wieder, man suchte Platz für die neue, wiedererwachte Bewegung des Körpers; man mußte die Kleidertracht ändern, denn Alles war nun zu eng, zu beengend geworden. Zu den Köpfen, die sich geistreich gelangweilt hatten, kamen wieder Hände, die zupackten, Bäuche, die verschlangen, Beine, die viele Kriegsmärsche machen wollten. Die Menschen wurden — der proklamierten Egalité zum Trotz — wieder ungleich, und die misanthropische Langweile verschwand.

Galiani starb zur rechten Zeit. Er wußte, was im Kommen war, und oft warnte er seine philosophischen Freunde vor dem Weg, den sie gingen, den sie in den Tod gingen. Er langweilte sich nicht, weil er wußte, daß Alles bald ganz anders würde, — er hatte genug damit zu thun, den schwindenden Rest des Ancien régime mit allen seinen Freuden aufzubrauchen; daß er dies nicht in Paris thun kann, ist sein ein-

ziger schwerer Kummer. Zwei Jahre vor 1789 trat er ab, als ob er den Menschenrechten aus dem Wege gehen wollte, er, der nur Herrenrechte gekannt hat.



An Mad. Necker, 28. 8. 1769.

„Der Teufel hole das Empfindsame! Habe ich davon, was Gott mir verzeihen möge, so ist es sicher nicht von meinem Besten. Sie, Madame, haben viel zu viel davon. Ihr liebenswürdiger letzter Brief hat diesen einen Fehler: Sie sprechen zu viel Sentiments. Warum nicht von Ihren kleinen Füßen? Was riskieren Sie dabei? Ich bin in Genua, Sie in Paris. Wenn Sie diesen Ton beibehalten, so habe ich wohl Tage, an Sie zu denken, aber keine Nächte, von Ihnen zu träumen."

An Mad. Necker, 6. 7. 71.

„Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen einmal Elogen machte, deren Refrain war: Schade, daß sie so viele Prinzipien in ihrem Kopf und keine Inkonsequenz in ihrem Herzen hat. Ach diese Soirée, wo ich ein Monstrum war, weil ich zu sagen wagte, was alle Welt dachte! Ich sagte, daß ich die Männer nur liebte, weil sie Geld haben — und Herr Necker hat es — und die Frauen, weil sie schön sind — und Sie sind schön. Dann sagte ich, daß ich den Hausherrn und die Hausfrau

liebe, das Geld meiner Freunde und die Betten meiner Freundinnen — Gott! Alles war skandalisiert, empört, und — nannte mich ein Ungeheuer."

An Mad. d'Epinay, 10. 1. 71. Sie hatte manche Sorge um ihren Sohn, der nichts rechtes werden wollte. „Was zum Teufel hat Sie auch auf die verrückte Idee gebracht, mit Herrn d'Epinay Kinder zu machen! Wissen Sie nicht, daß die Kinder dem Vater nachschlagen? Sie sahen, daß Herr d'Epinay ein Verschwender ist; da muß man die Kinder mit meinem Gesandten, dem Marquis Castromonte, machen, der zur kritischen Zeit doch in Paris war; er hätte Ihre Familienangelegenheiten aufs Beste besorgt. Waren Sie denn jemals vom Wahne besessen, an Rousseau und seinen Emile zu glauben; zu glauben, daß Erziehung, Maximen, Lehren etwas an der Organisation des Produktes zu ändern vermögen? Machen Sie mir doch aus einem Wolf einen Hund, wenn Sie können! — Uebrigens, ich war niemals Mutter; vielleicht ein paar mal Vater — und das ist nicht viel."

An Mad. d'Epinay, 8. 12. 70. „Der Tod ist eine häßliche Sache. Glauben Sie mir: die alten Philosophen, die sagten, der Tod sei nichts, haben geschwindelt. Leben Sie und leben Sie so viel Sie können."

An Mad. d'Epinay, 19. 6. 73.

„Ja, ja, man hat leicht ein trübes Gesicht zu machen auf unser Geschick. Wir sterben, wir und unsre Gesichter, unsere Einfälle, unsere Porträts, unsere Andenken — alles, alles geht hin. Welch schöner Wahn der Alten, alles für die Unsterblichkeit zu thun! Diese angebliche Unsterblichkeit ist nichts als ein strittiges Terrain des Vergessens, doch so kraftlos bestritten! Lassen wir das; das ist ein düsteres und verzweifeltes Träumen, von dem ich mich jetzt befreien will. Bleiben wir beim Wahn des Menschenruhms."

An Mad. d'Epinay, 3. 7. 73.

„Es giebt Dinge, die man immer kennen lernen möchte und doch wieder so spät als möglich. Z. B. die Hörner."

An Mad. d'Epinay, 17. 7. 73.

„Der Abbé Morellet ist bös auf mich. Weshalb, da wir doch ganz gleicher Meinung sind? Er liebt die liberté, ich die libertin-age; schon eine Annäherung. Er will alle Zölle aufheben, ich zahle sie mit tiefem Bedauern; wieder eine..."

An Mad. d'Epinay, Neujahr 1774.

„Sie haben Schmerzen in der Hand, und es ist die linke. Können Sie sich kratzen? Ich finde, daß uns die Hände

gegeben sind, damit wir uns kratzen können . . . ., denn man hat, wie bei den Affen, den Schwanz vergessen. Wenn Sie sich kratzen können, so beruhigen Sie sich, der Rest wird sich finden."

An Mad. d'Epinay, 12. 1. 74.

„Wer dem Einen eine tiefe Verbeugung macht, kehrt einem Andern den Hindern zu. Das ist ganz in der Ordnung."

— — „Ich weiß nun den Titel von Suards Buch: Observations sur les commencements de la société. Alle Gesellschaft beginnt damit, daß Männchen und Weibchen sich paaren. Kommt das daher, weil Suard darüber Beobachtungen angestellt hat?"

An Mad. d'Epinay, 13. 8. 74.

„Ich muß jetzt meine Nichten verheiraten, ich bin ganz blöde — und diese beiden Thätigkeiten haben mir hier mehr Reputation eingebracht, als alle meine Werke. Man spricht mit Enthusiasmus von meiner Familien-Fürsorglichkeit. Im Grunde nicht mit Unrecht; die Hälfte der menschlichen Gattung hat einen guten Mann mehr nötig, als ein gutes Buch. Und wenn das in Paris wahr ist, wie erst in Neapel, wo nur zwölf Menschen lesen können!"

An Mad. d'Epinay, 25. 2. 75.

„Wir haben einen lebhaften Karneval. Aber ich langweile mich dabei, denn ich habe keine Geliebte, und da ich doch ein fleischliches Herz habe, so geht mir das nah."

An Mad. d'Epinay, 8. 4. 75.

„Sie wollen nicht mehr „schöne Dame" genannt sein,— da geht auch der charmante Abbe zum Teufel, denn ich bin's nicht mehr, ich bin verdrießlich, ich bin Pierrot, und ich gebe Ihnen diesen Titel nicht her, für nichts in der Welt."

An Mad. Belsunce, '4. 10. 77.

„Frannoni hat eine süperbe Karte vom Königreich Neapel gemacht, unter meiner Aufsicht; er hat auch eine von Polen gemacht; er hat Schulden gemacht; er hat Bankrott gemacht; er hat vielleicht auch noch Schlimmeres gemacht; was ist denn aus ihm geworden, da er so viel gemacht hat?" — „Ich liebe die Küsse Voltaires, mehr aber liebe ich doch die von Fräulein Grandi, der Tänzerin."

— „Das Herz hat noch nie einen getödtet."

An Mad. d'Epinay, 15. 9. 70.

„Voltaire hat Recht; dem Menschen sind fünf Sinne gegeben, dazu, daß sie ihm Freude und Schmerz vermitteln — kein einziger, der ihn das Wahre vom Falschen unterscheiden

ließe. Der Mensch ist weder da, die Wahrheit zu erkennen, noch getäuscht zu sein. Das ist so gleichgültig. Er ist da, sich zu freuen und zu leiden; genießen wir und versuchen wir, nicht zu leiden. Das ist unser Loos."

An Mad. d'Epinay, 23. 7. 71.

„So komme ich zu dem Schluß: es ist durchaus uninteressant, jemandem recht oder unrecht zu geben. Wichtig ist nur, daß man ein Ende macht, denn man muß zum Diner gehen, so Richter als Partei."

An Mad. d'Epinay, 16. 3. 71.

„Ich hab es nicht gern, daß man mich vor dem Publikum des Macchiavelismus beschuldigt; das Publikum ist so dumm, und ich bin noch nicht tot."

An Mad. d'Epinay, 25. 9. 69.

„Die Grausamkeit erzeugt die Unabhängigkeit."

An Mad. d'Epinay, 10. 11. 70.

„Was meine Berühmtheit betrifft, verlasse ich mich ganz auf Sie und den Zufall, diesen Vater des Glückes und Schwiegervater der Tugend."

An Mad. d'Epinay, 29. 11. 70.

„Voltaire hat nicht recht, wenn er den Philosophen sagt: Liebet einander, meine Kinder. Das kann man nur den Sektirern sagen, den Oekonomisten, den Jansenisten; die brauchen das Einander-Lieben. Die Philosophen nicht. Die Adler fliegen nie in Gesellschaft; das ist Sache der Rebhühner und Staare. Voltaire hat niemanden und wird von niemandem geliebt. Er ist gefürchtet, er hat Klauen; das genügt. Hoch und einsam fliegen, Klauen haben — das ist das Loos des Genies."

Diderot an Mlle. Voland.

„Unlängst unternahm Galiani die Apologie des Tiberius und Nero. Gestern die des Caligula. Er behauptete, Tacitus und Suetonius seien arme Teufel gewesen, die ihre Bücher mit Pöbelmeinungen gefüllt hätten."

Grimm, Correspond. littér.

„Galiani verteidigte mir einmal seine Meinung, daß Tiberius ein sehr anständiger Mensch war und daß er keinen anderen Fehler hatte, als ein bischen zu sehr Stutzer zu sein und sich durch seine Leidenschaft für alles Griechische bei den Römern verhaßt zu machen. Der Abbé verteidigte mit Geist und Genie."*

* Napoleon zu Suard:
„Euer Tacitus ist nichts als ein Deklamator, ein Lügner, der Nero verleumdet hat, jawohl, verleumdet. Was für ein Unglück, wenn Fürsten solche Historiker haben!"

An Mad. d'Epinay, 27. 1. 70.

„Meine „Dialogues" sind ein Lehrbuch für einen Staatsmann, d. h. für einen Menschen, der den Schlüssel zum Geheimnis besitzt und weiß, daß sich Alles auf Null reduziert. Der Abbé Raynal hat ganz Recht, mein Buch tief zu nennen. Es ist ganz diabolisch tief, denn es ist bodenlos."

An Mad. d'Epinay, 27. 7. 70.

„Ich weiß, ich! daß ohne diese Tugenden der Toleranz, des Verzeihens, überhaupt ohne diese Mönchereien die Römer Weltreiche gegründet haben. Und ich weiß, daß mit andern Grundsätzen die Modernen überall Pygmäen und Schweine geblieben sind."

An Mad. d'Epinay, 22. 6. 71.

„Alle großen Menschen waren intolerant, und man muß es sein. Trifft man einen thörichten Fürsten, so muß man ihm Toleranz predigen, bis er darauf hereinfällt; sein vernichteter Gegner gewinnt durch die Toleranz Zeit, sich zu erheben und nun seinerseits zu vernichten. Das Toleranzpredigen ist ein Predigen für Thörichte und Düpierte oder für uninteressierte Leute."

An Mad. d'Epinay, 29. 6. 71.

„Karl V. war der erste Despot seit dem Fall des Römischen Reiches. Er war ein süßer Despot, wie sein Sohn ein

bitterer war. Nach ihnen hatten wir bitter-süße; jetzt essen wir sie in allen Saucen."

An Mad. d'Epinay, 4. 8. 70.

„Mein Traktat über die Erziehung ist fertig. Er reduziert sich für Mensch wie Tier auf zwei Sätze: Ungerechtigkeit ertragen lernen — Langeweile erdulden lernen. Was läßt man ein Roß in der Manege machen? Von sich aus geht es im Schritt, es trabt, es galoppiert, wann es ihm paßt und Spaß macht. Aber „man bringt es ihm bei", diese Gangarten auszuführen, wann es dem Menschen paßt — die Ungerechtigkeit — und so lange es dem Menschen paßt — die Langeweile. Lateinlernen, Griechischlernen, das thut das Kind nicht aus Interesse an der Sache, — es muß sich dem Willen eines anderen fügen und wird geprügelt — Langweile und Ungerechtigkeit. Hat es sich daran gewöhnt, dann ist es dressiert, ist sozial, geht in die Welt, respektiert die Behörden, die Minister, die Könige und beklagt sich darüber nicht mehr. Der Mensch wird eine Funktion im Bureau, bei Gericht, in der Armee, beim oeil de boeuf — er gähnt und lebt. Thut er nichts von alldem, so taugt er zu nichts in der sozialen Ordnung. Denn die Erziehung ist nichts anderes als ein Ausschneiden der natürlichen Talente, um den sozialen Pflichten Platz zu machen. Die Erziehung muß die Talente amputieren und säubern. Thut sie das nicht, so giebt es Dichter und Helden, Maler, Narren und Originale, die amüsieren

und verhungern; denn die Gesellschaft hat keinen rechten Platz für sie."

An M. Suard, 8. 9. 70.

„Man nennt mich Macchiavell, Mazarin, Finanzmann, Schinder und Blutsauger des Volkes. Ich nenne sie arme Dummköpfe und Blutsauger an ihren eigenen Venen, Haemorrhoidarier, die die Natur korrigieren und die Menschen ändern wollen.... Der Enthusiasmus der Schriftsteller hat in dieser Welt nie etwas ausgerichtet, wohl aber das private Interesse."

An Mad. d'Epinay, 23. 11. 71.

„Man könnte den Menschen definieren als ein Tier, das sich frei glaubt — und es wäre eine vollständige Definition. Wenn Herr von Valmire sagt, daß wir nicht frei sind — warum sagt er es? Weil er es glaubt. So glaubt er nämlich die Menschen frei, weil fähig, sich für dieses Glauben zu entscheiden. Es ist dem Menschen unmöglich, auch nur für einen Moment zu vergessen oder seiner Ueberzeugung zu widersprechen, daß er frei sei. Das ist das Eine. Das Andre ist: Sich frei glauben, ist es dasselbe, wie in der That frei sein? Ich antworte, es ist nicht dasselbe, aber beides hat die gleichen Wirkungen. Der Mensch ist frei, weil er heimlich davon überzeugt ist — und das ist ebensoviel wert, wie die Freiheit selbst. Gäbe es ein freies Wesen in

der Welt, so gäbe es kein gesellschaftliches Leben; gäbe es nicht diesen heimlichen Glauben des Menschen an sein Frei-sein — die menschliche Moral ginge nicht mehr wie sie geht. Der Glaube, frei zu sein, macht das Gewissen, das Recht, Vergeltung und Strafe. Es genügt für Alles — da haben Sie die Welt erklärt in zwei Worten. — — Wir können uns keine Idee von unserm Nicht-frei-sein machen, so wenig wie von der Unendlichkeit. Wir beweisen aber, daß wir nicht frei sind, handeln jedoch immer so, als ob wir frei wären. Das erklärt sich daraus, daß wir wohl mit Ideen räsonnieren, daß sie unser Raisonnement beherrschen, aber den Sensationen des Lebens nachfolgen ... Zeigen Sie doch dem Philosophen*, was ich da hingeschmiert habe. Findet er mich diesmal nicht sublim und sogar neu, so hat er stark Unrecht. Er wird finden, daß ich meine großen Ideen schlecht ausdrücke, und daß mein Jargon wenig französisch ist. Aber ich bin wie der Bourgeois-gentilhomme, der Alles weiß, nur nicht die Orthographie."

* Diderot.

An Mad. d'Epinay, 22. 8. 72.

„Das Herz hat keinen Einfluß auf das Urteil meines Verstandes, wohl aber auf meine Zunge und meine Feder."

An Mad. d'Epinay, 5. 9. 72.

„In der Politik erlaube ich nur den reinen Macchiavellismus, ohne Mischung, roh, grün, in seiner ganzen Stärke, in

seiner ganzen Schärfe. Raynal entrüstet sich über die Behandlung der Schwarzen in Afrika. Warum nicht über die der Maulesel in Spanien? Warum nicht über die Kastration der Stiere, über die abgeschnittenen Pferdeschwänze? Er nennt uns Briganten; aber Scipio konnte es den Barbaren, Cäsar den Galliern gegenüber sein. Er wird sagen, daß das auch übel ausging. Aber alles Gute geht schlecht aus."

An Mad. d'Epinay, 24. 10. 72.

„Warum doch alle Fanatiker die ‚Mariage-concubinage' lieben, wie der Abbé Saint-Pierre, Luther, Descartes, Rousseau. Und alle großen Karaktere die ‚Libertinage'—Cäsar, Augustus, Lorenzo Medici, Henri VI. u. s. w. Ich meine: der Fanatiker ist glücklich in der Beruhigung seiner Ideen. Nichts beruhigt so sehr wie eine Hausfrau. Die großen Menschen aber lieben den Tumult der Ideen, sie erholen sich davon nicht anders als in dem sie sich in eine noch heftigere Aufregung stürzen. Und von allen Stürmen ist die Libertinage der stürmischeste; es ist ihre Erholung."

An Mad. d'Epinay, 7. 11. 72.

„Sie öffnen mir Ihr Herz, das ich in Flammen brennen und leiden sehe vor schönen Empfindungen, Tugenden und Heroismus. Aber wozu denn Heroine sein, wenn man sich schlecht dabei befindet? Wenn uns die Tugendhaftigkeit nicht

glücklich macht, wozu zum Teufel ist sie da? Ich rate Ihnen, haben Sie so viel Tugend als gut ist für Ihr Behagen und Ihre Bequemlichkeit, und nicht mehr. Naht sich Ihnen etwas, das Ihnen Schmerz bereiten könnte, treiben Sie es zurück, jagen Sie's fort mit allen Kräften, damit Sie nicht die Reue haben, daß Sie es hätten thun können und nicht thaten; und kein Heroismus! ich bitte Sie; es tötet mich und langweilt mich zum Sterben. Seitdem der Ruhm nicht mehr der Herrscher Glück ist, dient er zu nichts mehr; man spricht nicht mehr von ihm. Was für ein blödes Glück, wenn die Dummen (d. h. die Menschen) zwischen hundert Albernheiten, tausend Lügen und Geschwätz einmal sagen: ‚Ah! Die Abgeschiedene gab ihr Leben für eine heroische That.‘ Es lebe der Dummkopf und die Abgeschiedene!"

„— — Was für ein Jahrhundert! Was für Heroen aus papier mâché: Und Sie lieben den Heroismus! Guten Abend. Ich bin wütend auf alle gegenwärtigen und zukünftigen Herosse; die toten liebe ich, denn sie würden's abschwören und zu den Menschen sagen: Hole Euch der . . . Und so ist es gut."

An M. Baudouin, 28. 11. 72.

„Herr Abbé Ribaud oder Boubaud sagt, er kenne keine Feinde und alle Menschen seien Brüder. Das ist ja sehr christlich, aber sehr wenig politisch."

An Mad. d'Epinay, 2. 1. 73.

„Ich liebe die Monarchie, weil ich mich viel näher den Herrschenden fühle als dem Pflug. Ich habe 1500 Livr. Einkommen, die ich verliere, wenn die Bauern reich werden. Thäte jeder wie ich und spräche jeder nach seinen Interessen, man stritte sich nicht mehr in dieser Welt. Der Galimatias und die Phrasen kommen daher, weil jeder sich herausnimmt, für fremde Angelegenheiten einzutreten statt für seine eigenen. Der Abbé Morellet schreibt gegen die Pfaffen, der Finanzmann Helvétius gegen die Financiers, Baudeau gegen die Faulenzer — und alle für das größte Wohl des Nächsten. Die Pest hole den Nächsten! Es giebt keinen Nächsten! Sagt was Euch zukommt oder schweigt."

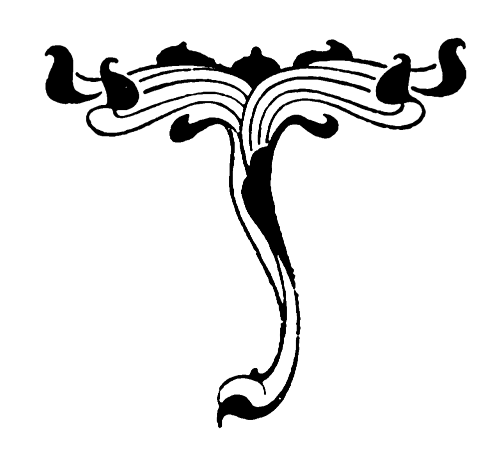
An Mad. d'Epinay, 28. 8. 73.

„Der Heroismus besteht in einer Starrköpfigkeit unsrerseits kombiniert mit glücklichen Zufällen, die nicht von uns abhängen. So gewinnt man also den Beinamen „der Große" halb durch Zufall, halb durch — Verdienst." — —

„Kann Einem etwas daran liegen, nach dem Tode für einen Helden zu gelten, für einen Heros? Bei Lebzeiten, da ist etwas daran. Es giebt Beachtung, bringt köstlich-angenehme Verfolgungen, manchmal trägt es auch Geld. Aber nach dem Tode? Hinter dem Schatten eines leeren Namens herlaufen, dessen eine Hälfte man dem Zufall, dem „zur rechten Zeit", dessen andere man der Halsstarrigkeit, die man sich so leicht aneignen kann, verdankt, das ist Wahnsinn."

An Mad. d'Epinay, 26. 4. 77. „Wird die Moral irgend einer Religion einmal in Katechismen dogmatisiert, so wird sie verstümmelt und entstellt. Die Moral hat sich bei den Menschen dadurch erhalten, daß man wenig davon gesprochen hat, und dies wenige niemals in Lehrformen, sondern in Gedichten. Seitdem die Pfaffen sie aber in ein System gebracht haben, hat dies ein schreckliches Ansehen bekommen. Und so ist die Tugendhaftigkeit ein Enthusiasmus. Die Moral in einer Gleichung ausgedrückt, berechnet sich so: das Gute = x, das Schlechte = y, und die Gleichung heißt:

$$\frac{+x}{-x} = 0 \qquad \frac{+y}{-y} = 0.\text{“}$$



Weitere Auszüge im nächsten Hefte.

Im Grünen zu singen.

War der Himmel trüb und schwer,
waren einsam wir so sehr
voneinander abgeschnitten!
Aber das ist nun nicht mehr:
Lüfte fließen hin und her;
und die ganze Welt inmitten
glänzt, als ob sie gläsern wär,

Sterne kamen aufgegangen,
flimmern mein und deinen Wangen,
und sie wissen's auch:
stark und stärker wird ihr Prangen;
und wir atmen mit Verlangen,
liegen selig wie gefangen,
spüren eins des andern Hauch.

Hugo von Hofmannsthal.



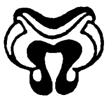
Der Gott der zärtlichen Herzen.

Mein Herz voller Zärtlichkeit betet,
Gott möge dir gütig sein,
Dies Herz, das manchmal zittert,
Es könnte kein Gott sein.

O Geliebte, wie kindlich
Gläubig mein Herz doch ist,
Wenn es für dich betet;
Es weiß, Gott ist.

Es hat so ein starkes Vertrauen
Auf seinen heiligen Stern:
Gott lebt den zärtlichen Herzen
Und dient ihnen gern.

Gustav Falke.



So soll es sein.

Malaga und Malvasier
Süßen, heißen Wein
Trinken alle Tage wir:
So soll es sein.

Junges Volk und Sonnenschein,
Bunter Strauß und Kranz.
Fliehen, Greifen, Ringelreihn,
Schritt, Schwung und Tanz.

Hände los! Die Wiesen hin:
Laube wird Palast,
Drinnen ich ein König bin;
Du, sei mein Gast.

Küsse werden nicht gezählt.
Liebe lädt uns ein.
Jugend ist nun jung vermählt:
So soll es sein!

Alfred Walter Heymel.



Das Liebesschloß.

Der Gott der Liebesraserei,
Der hat ein schönes Schloß.
Drin sind von Spiegeln Säle drei:
Komm! Sei mein Tanzgenoß.

Wir sitzen in dem ersten Saal
An einem goldnen Tisch.
Drauf steht ein duftend Liebesmahl,
Wein, Früchte, Fleisch und Fisch.

Wir drehn uns durch den zweiten Saal;
Der strahlt in rotem Glanz.
Wir sehn uns tanzen tausendmal
Den heißen Liebestanz.

Wir küssen uns im letzten Saal;
Der ist so kissenweich.
Dort thront die süße Liebesqual;
Den Göttern sind wir gleich.

Der Gott der Liebesraserei,
Der hat ein schönes Schloß.
Drin sind von Spiegeln Säle drei:
Komm, sei mein Tanzgenoß!

Alfred Walter Heymel.





Der galante Räuber oder die angenehme Manier.
Ein Garten-Scherzo von Paul Scheerbart.

HALT! rief der Hauptmann.

Und dreißig blanke Flinten drehten sich der Gesellschaft zu.

Der Herr Graf ließ sein Glas fallen, daß es auf seinem Knie zerschellte und die gelben Stiefel mit Rotwein besprengte.

Sechs Damen fielen aufkreischend in Ohnmacht, die Kavaliere erbleichten und griffen nach ihrem Portemonnaie.

„Nicht so schnell, meine Herren!" sprach der Hauptmann, „ich verachte Ihr Geld. Sie irren sich in mir. Knoppke, lege den Herren die Handfesseln an. Herr von Rabenwitz wird sich die Ehre geben, die ohnmächtigen Damen mit Arabiens Wohlgerüchen zu besprengen."

Der Vollmond stieg dunkelrot hinter dem Schwanenteich aus den Fliederbüschen heraus, und die beiden Räuber thaten, was ihnen ihr Gebieter, der sich eine gute Cigarre anzündete, befohlen hatte.

Als nun die sechs Damen wieder erwachten, verbeugte sich der große Räuber-Hauptmann artig wie ein Page und sprach sanft wie eine Taube zur Gräfin:

„Meine Gnädigste, wir wollten uns die Ehre geben, Ihnen eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Als Lohn bitte ich nur, mir eine einzige kleine Bitte zu gewähren. Ist sie gewährt?"

Die Gräfin neigte höflich bejahend ihr Haupt, denn sie war doch neugierig.

Und mehrere Räuber verließen die Gesellschaft, bestiegen den großen Kahn und ruderten bis in die Mitte des Schwanenteiches.

Die Gesellschaft, die in einer wild zerklüfteten Felsengrotte unter schwankenden Lampions saß, erholte sich ein bischen, denn die übrigen Räuber zogen sich mit ihren Flinten hinter die Rosenbüsche zurück. Der Herr Hauptmann nahm auf einem Schaukelstuhle Platz. Lieblich dufteten die Rosen.

So sah man denn erwartungsvoll in den Teich, der vom roten Monde unheimlich erleuchtet wurde.

Da pufft es plötzlich auf dem Teich, und schillernde große Gasblasen — grüne und blaue — steigen langsam in den schwarzen Nachthimmel empor.

Die runden großen Gasblasen zittern, die grünen und blauen Wolkenwirbel im Innern der Blasen ziehen sich, dehnen sich aus, zucken und drängen sich zusammen — und dann platzen die feinen Luftballons — wie Seifenblasen — und dicke sanfte Perlen fallen wie Schnee aus ihnen heraus — langsam in den Teich.

Der Hauptmann bietet der Gräfin den Arm und geht mit ihr ein paar Schritte seitwärts.

Der Graf springt auf, rüttelt an seinen Handfesseln, rollt die Augen und ist wütend für Sechs.

Aber die Gräfin kommt gleich wieder und lächelt — sie hat allerdings ihr Perlen-Kollier, das einen halben Centner Gold gekostet hat, nicht mehr bei sich.



Der Graf setzt sich wieder.

Und der Hauptmann wendet sich nun an die Damen, die schwarzes Haar haben (zwei sinds nur), und feierlich spricht er:

„Meine gnädigsten Damen, auch Ihnen wollen wir eine Ueberraschung bereiten. Sie werden fühlen, daß ich nur ein kleines Andenken möchte, — und mirs nicht abschlagen; — nicht wahr?"

Die Damen nicken hastig, denn sie sind noch neugieriger, als die Gräfin.

Und zwei Raketen steigen aus dem Schwanenteich, sie teilen sich oben in sieben Arme, aus deren umgebogenen Spitzen dicke rote Tropfen, die wie Blutstropfen aussehen, schnell herunterstürzen.

Die schwarzen Damen erschrecken, Herr von Rabenwitz besprengt sie aber mit duftigem Olivenwasser.

Die Schwarzhaarigen ziehen ihre Ringe vom Finger und machen auch die Ohrringe los, geben Alles dem guten Hauptmann, der das Empfangene dankend einsteckt, doch gleichzeitig bemerkt, daß er auch die im schwarzen Haare befindlichen Haarnadeln als Andenken haben möchte. Er bekommt auch diese Haarnadeln, an denen unzählige Rubinen blitzen.

„Wollen Sie nicht," fragt der Graf, „ein Glas Wein trinken? Leider ist meine Bedienung nicht hier."

Der Hauptmann lächelt, zuckt mit den Achseln und sagt leise:

„Verliebte trinken nicht, Herr Graf! Jetzt kommt die Ueberraschung für die drei Blonden."

Und da knattern auch schon drei große Sonnen los — das funkelt und blitzt — das knistert und knackt — das poltert und rumort — wie ächte Rebellen.

Die Sonnen drehen sich und schleudern brennende Diamantgarben nach allen Seiten.

Der Hauptmann erhält derweil von den drei Blonden alle Pretiosen, die sie bei sich haben, als Andenken.

Und er küßt den Damen sämtlich zärtlichst die Hand und blickt ihnen ernst und traumsüß ins Auge.

Und dann verschwinden die Räuber — lassen die kleine Gesellschaft wieder allein.

„Das war ja entzückend — brillant!" rufen die Kavaliere, denn ihnen hatte man nichts abgenommen.

Aber die Damen sind ganz verwirrt.

Der Graf ruft polternd:

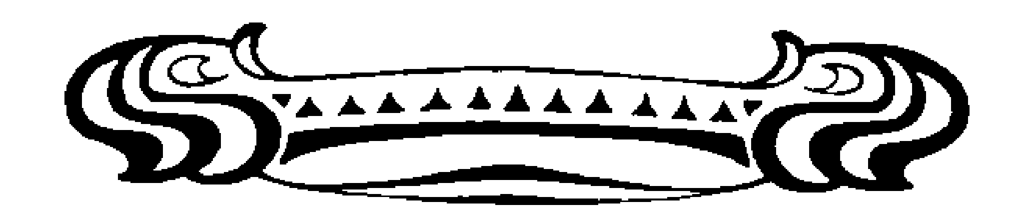
„Nun macht uns mal die Fesseln los. Man muß nicht immer nur verliebt thun."

Die Damen werden noch verwirrter, thun aber trotz ihrer Verwirrung wie der Graf gebot.

Die Damen sind rot wie Rotwein.

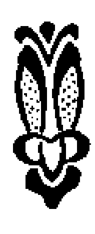
Der Vollmond leuchtet Allen hell ins Angesicht.







Die vernarrte Prinzeß. Ein Fabelspiel in drei Bildern von Otto Julius Bierbaum.

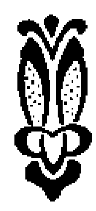


Figuren des Spieles.

Die Prinzeß.
Der König.
Der Seher aus dem Süden.
Der Narr.
Der goldene Ritter.
Der Lachende.
Der braune Junker.
Das kleine Fräulein.
Der Treibende.
Die Junker.

Die Hoffräulein.
Die Jungfrauen.
Die Schwarzgewappneten.
Die Goldgewappneten.
Die Bestatter.
Zwei Rotbärtige.
Zwei geharnischte Wachen.
Zwei Thronwächter.
Die Männer.
Drei kleine Pagen.

Stimmen von rechts.
Stimmen von links.





Erstes Bild.

EINE Schloßhalle aus grauem Sandstein. In der Hinterwand links eine hohe steineichene Thüre, nach rechts zu eine lange Reihe sehr hoher Fenster in Spitzbögen, durch die man auf eine Loggia hinaussieht. Hinter dieser steht dichter Nebel, so daß die ganze Szene wie in trüber Dämmerung liegt. Rechts am Ende der Halle ein erhöhter mit grauen Samtpolstern belegter Thron aus geschnitztem grauen Holze, wie ein gothisches Chorgestühl. Er ist von der übrigen Szene durch ein gleichfalls graues, in strengen Formen geschnitztes Geländer, mit einer Thür in der Mitte, abgeschlossen. Das Geviert, in dem der Thron steht, ist mit einem grauen Teppich belegt. Ebenso die Thronstufen. Hinter den Fenstern, in der Loggia, sieht man zwei Wachen in grauen Harnischen langsam, sich begegnend, auf und niederschreiten, lange Lanzen geschultert.

Der Narr, ein schmächtiger, engbrüstiger junger Mann mit herabfallenden Schultern und grämlichen, wie verängsteten, doch schönen Zügen, bartlos, sehr blaß, steht (in einem Narrenkleide aus vielen übereinander genähten Zackenschuppen in allen Schattierungen des Grau) innerhalb des Throngeviertes an der Ballustrade und lauscht. Es klingt, von oben her, ganz leise eine Harfenmelodie. Er begleitet diese erst mit einem langsamen Wiegen des Kopfes, dann singt er zu ihr ganz leise:

Regenöde, regenöde
Himmel, Land und See,
Alle Lust ist Last geworden,
Und das Herz thut weh.

Graugespinstig hält ein Nebel
Alles Sein in Haft,
Weher Mut weint in die Weiten,
Krank ist jede Kraft.

Die Prinzessin sitzt im Thurme,
Ihre Harfe klingt.
Und ich hör, wie ihre Seele
Müde Sehnsucht singt:

Regenöde, regenöde
Himmel, Land und See;
Alle Lust ist Last geworden,
Und das Herz thut weh.

Während des Liedes ist, ohne daß der Narr es bemerkt hat, die Thüre aufgethan worden; die beiden geharnischten Wachen haben sich ihr zu beiden Seiten mit auf den Boden gestemmten und auswärts gehaltenen Lanzen postiert; die Halle füllt sich langsam unter den Klängen einer müden, leisen Melodie mit den

Hoffräulein. Es sind lauter schlanke junge blasse Mädchen mit langen in der Mitte gescheitelten Haaren, die über den Rücken hinab und links und rechts über die Brust fallen. Sie sind in taubengraue seidene Schleppgewänder gekleidet,

die, bis an den Hals geschlossen, gürtellos, doch enge den Linien des Körpers folgend, lose herabfließen. Am Halse schmale Krausen aus dunklerem Grau. Breite Schlappärmel, deren untere Spitzen weit hinabfallen. Schwarze Unterärmel mit dunkelgrauen schmalen Rüschen an den Knöcheln. — Sie kommen mit verdrossenen, gelangweilten Mienen und Geberden. Einige stellen sich an den Fenstern auf und schauen in den Nebel hinaus. Andere blicken an die Decke, Andere zum Boden nieder. Sie sind alle aschblond, bis auf

☙ das kleine Fräulein, das, gedrungener, rundlicher, als sie, braune Haare und rote Backen hat, hurtiger in den Bewegungen ist und sich vor dem Narren aufstellt, der, als ob er Niemand bemerkte, vor sich hinstarrt, indem er seinen Narrenstab (aus grauem Holze mit grauen Bändern) pendeln läßt. Sie zieht ihn am Schellenzipfel seiner Kappe und seufzt ihn parodistisch an:

Aaach!!

Die Hoffräulein, wie im Echo:

Aaach!!

Der Narr blickt leer auf und wendet sich um, dem Throne zu.

Das kleine Fräulein:

Werter Narre, dreh Dich um!
Laß uns Deine Augen schauen
Mit den großen, breiten, grauen
Trauerrändern ringsherum.

Die Hoffräulein:

Werter Narre, dreh Dich um!

Das kleine Fräulein:

Oder weinst Du etwa gar?
Komm, wir trocknen Deine Thränen
Mit den langen Trauermähnen;
Wozu hätten wir das Haar?

Die Hoffräulein:

Oder weinst Du etwa gar?

Das kleine Fräulein:

Denn wir sind blos da für Dich;
Du bist Herr in diesen Reichen,
Und wir müssen alle schleichen,
Weil Du singst so jämmerlich.

Die Hoffräulein:

Denn wir sind blos da für Dich.

Das kleine Fräulein:

Früher war die Welt doch bunt,
Und der liebe Meister Schneider
Machte rot und blaue Kleider,
Und die Tänze gingen rund.

Die Hoffräulein:

Früher war die Welt doch bunt.

Das kleine Fräulein:

Jetzt geht alles eckenquer,
Und die Farben sind vertrieben,
Denn Prinzeß geruhn zu lieben
Diesen grauen Narren sehr.

Die Hoffräulein:

Jetzt geht alles eckenquer.

Das kleine Fräulein:

Himmel! was für ein Geschmack!
Könnte manchen schönen Knaben,
Kühne, goldene Prinzen haben,
Und liebt diesen Thränensack.

Die Hoffräulein:

Himmel! Was für ein Geschmack!

☙ Der Narr, der während des Liedes ohne Bewegen vor sich nieder geblickt hat, wendet sich, als habe er eben etwas gehört, plötzlich um und sieht einen Augenblick gespannt nach oben. Dann geht er, mit etwas nach vorn geneigtem Kopfe, unsicher schnell am kleinen Fräulein vorbei und durch die Reihen der Hoffräulein hindurch, die ihm ironisch gemessene Verbeugungen machen, auf die Thür zu, durch die eben

☙ die Prinzessin eintritt. Sie ist wie die Hoffräulein gekleidet, nur daß sie eine silberne Krone im Haar und eine sehr lange, von drei kleinen Pagen getragene Schleppe hat. Die Pagen, ganz kleine schmächtige Kerlchen, haben dunkelgraue,

an der Hüfte von einem ledernen Dolchgürtel zusammen gefaßte lose Samtröcke an, die bis zu den Knieen reichen. Darunter hellgraue seidene Strümpfe in perlgrauen Schnabelschuhen. Sie sind blond und tragen die Haare wie die Mädchen schlicht in der Mitte gescheitelt, doch über den Schultern abgeschnitten, sodaß sie nicht aufliegen.

❧ Der Narr läßt sich vor der Prinzeß aufs linke Knie nieder und küßt ihr die rechte Hand.

❧ Die Prinzeß blickt mit einem müden Lächeln zu ihm nieder und schreitet langsam zum Throne, während die Hoffräulein in tiefer Verbeugung verharren.

❧ Der Narr begleitet sie und läßt sich auf der untersten Thronstufe nieder.

Die Prinzeß, leise:

Der Himmel grüßt mit grauem Flor
Das große Meer,
Die Sonne kommt nicht mehr hervor
Und zu uns her.
Die weite Welt ist grau und blind,
Tage und Nächte Eines sind,
Traurig und leer.

Alle:

Traurig und leer.

Die Prinzeß, für sich:

Ich sah ein Auge, das so tief,
Wie Nebel, Meer und Sehnsucht ist;

Ein Lied hab ich gehört, das rief
Mich in ein schlafend Leben tief,
Darin das Herz die Welt vergißt.

Alle:

Die Welt vergißt.

Pause.

Die Prinzeß, wie aus einem Traum erwachend, mit dem Blick auf den Narren:

Sing, süßer Narre, mir ein Lied,
Und, Mädchen, schreitet nach dem Sang!

Der Narr nimmt von der Thronlehne eine schwarze Laute und präludiert.

Die Hoffräulein fassen sich, Reihenketten bildend, an den Händen.

Der Narr, zur Laute:

Aus einer jungen Linde hab
Geschnitzt ich meinen Narrenstab;
Mein eigener Schädel wackelt drauf
Zwischen Schellen und Bändern als bunter Knauf;
Lacht er?

Die Hoffräulein lässig, halb widerwillig, im Takte schreitend:

Lacht er?

Der Narr:

Küß mich, küß mich, Klingelstock mein,
Sei mein Lieb, und ich bin Dein.
Ach ich armer Narre!

Die Hoffräulein:

Narre!

Der Narr:

Pst! Pst! Der Junker Lenz ist draus!
Die ganze Welt sieht blühsam aus;
Du, Schellenschädel, rühr dich, sag:
Lacht er uns auch, der Frühlingstag?
Er schüttelt.

Die Hoffräulein:

Er schüttelt.

Der Narr:

Küß mich, küß mich, Klingelstock mein,
Sei mein Lieb, und ich bin Dein.
Ach ich armer Narre!

Die Hoffräulein:

Narre!

Der Narr:

Weg! Alle Fenster dichte zu!
Wir Zwei alleine, ich und Du,
Wir wissen doch das Glück gewiß:
Du, glöckle in der Finsternis
Und grinse!

Die Hoffräulein:

Und grinse!

Der Narr:

Küß mich, küß mich, Klingelstock mein,
Sei mein Lieb, und ich bin Dein.
Ach ich armer Narre!

Die Hoffräulein:

Narre.

Die Prinzeß hat, die Arme lang vor sich auf die Seitenlehne des Thrones gelegt, weit zurückgebeugt, mit großen Augen während des Liedes grade ausgeblickt. Wie es zu Ende ist, singt sie, wie im Nachklange, ganz leise:

Wir zwei alleine, ich und Du;
Wir wissen doch das Glück gewiß.

Pause, während der der Narr die Melodie des Liedes auf der Laute variert.

Plötzlich schmettern, vom Hintergrund aus der Tiefe, ganz kurz Trompeten auf. Gleichzeitig strahlt, mit dem Ende der Fanfare wieder verschwindend, ein gelber Schein, wie ein Sonnenblick, durch den Nebel.

Die Hoffräulein laufen alle zu den Fenstern.

Die Prinzeß beugt sich zu

dem Narren nieder, der die Laute wieder an den Thron gehängt hat. Man sieht

¶ die Junker eilig die Loggia entlang schreiten. Sie treten schnell ein und sammeln sich vor dem Throne zu einer tiefen Verbeugung. Sind wie die Pagen gekleidet, nur daß sie statt der kleinen Dolche lange Schwerter in schwarzledernen Scheiden tragen. Auch sie sind, bis auf den braunen Junker, alle blond. Sie singen laut:

Im Schloßhof liegt ein goldener Schein,
Es ritt auf heißem Hengste ein
Der Seher aus dem Süden.

Der braune Junker im stürmischen Jubel wiederholend:

Der Seher aus dem Süden!

Die Hoffräulein, wie in verhaltener Ahnung:

Der Seher aus dem Süden!

Die Prinzeß winkt müde ab.

¶ Der Narr weicht, wie wenn er einen Schmerz spürte, etwas zurück und verschwindet, immer scheuer werdend, während des Folgenden nach und nach hinter dem Throne, an dessen Rücken gelehnt er wie teilnahmslos zu Boden starrt.

Die Junker:

Schwarz ist sein Bart, schwarz ist sein Haar,
Das Auge glänzt ihm wunderbar,
Als wär in ihm die Sonne.

Der braune Junker, wie vorhin:

Als wär in ihm die Sonne!

Die Hoffräulein, wie vorhin:

Als wär in ihm die Sonne?

Die Junker:

Als er von seinem Pferde stieg,
Klang's wie von tausend Hörnern: Sieg!
Das Licht, das Licht wird kommen.

Der braune Junker wie vorhin:

Das Licht, das Licht muß kommen!

Die Hoffräulein wie vorhin:

Das Licht, das Licht wird kommen?

Der braune Junker, stürmisch vortretend und vor dem Throne niederkniend, mit ausgebreiteten Armen:

Mir ist das Herz so weit, so weit!
Mir ist es wie zur Frühlingszeit,
Eh uns das Grau verschlungen.
Weißt Du, Prinzessin, wie im Glanz
Des jungen Maien wir den Tanz,
Den Frühlingstanz gesprungen?

Die Prinzeß, milde abweisend:

Steh auf und laß den lauten Sang.
Mir ist vor allem Lichte bang,
Daß es mich selbst mir raube.
Mein Herz floh in die Dämmerung,
Wie vor des Geiers-Schwingenschwung
In Nebels Schutz die Taube.

Wie sie zu Ende gesungen hat, klingt ein feierlicher Marsch aus dem Hintergrunde herauf. Der Nebel erhellt sich um ein weniges. Es erscheinen in der Loggia und dann in der Halle

Der König und

der Seher aus dem Süden. Der König ist wie die Junker gekleidet, nur daß er eine große silberne Krone auf dem Haupt und ein längeres, mit grauem Pelze verbrämtes Gewand hat. Der Seher hat aus Seide einen purpurroten Mantel, der von goldenen Spangen gehalten ist, darunter ein langes weißseidenes Gewand mit einem hellgrünen Gürtel. Auf dem Haupte trägt er einen breiten Kranz von goldenen Aehren.

Der König ist in freudiger Aufregung und läuft, nicht mit vollendeter Würde, dem Seher voraus, wobei er der Prinzeß mit seinen kurzen Armen zuwinkt.

Der Seher schreitet langsamer, aber nicht pathetisch, und sieht sich mit einem beschauenden Lächeln ringsum.

Die Hoffräulein machen ihre höfischen tiefen Verbeugungen. Nur

das kleine Fräulein wagt sich heran und küßt den Mantel

des Sehers, der ihren Kopf in beide Hände nimmt und einen Kuß auf ihren Mund drückt.

Das kleine Fräulein freudig erstaunt und lachend:

Oh!

Die Hoffräulein:

Er küßt, Er küßt!
Oh seht doch an!
Oh welch ein Mann!

Die Junker lassen sich entzückt auf die Kniee nieder:

Er küßt! Er küßt!

Der König perplex:

Seh einer an!

Der braune Junker nimmt das kleine Fräulein und küßt sie stürmisch:

Bin auch ein Mann!

Die Prinzeß hat sich erhoben und sieht kopfschüttelnd alle dem zu.

Der Seher mitten unter den Mädchen, hoch aufgerichtet, mit dem Blick auf die Prinzeß:

Ist denn das Küssen hier nicht Hofes Brauch,
Wo so ein schönes Fräulein auf dem Throne?
Mich dünkt: Wo Schönheit ist, da küßt man auch;
Was giebt man hier der Schönheit denn zum Lohne?

Die Prinzeß, schroff und verächtlich:

Ich hörte, daß ihr weise seid.
Ist das die ganze Weisheit, die ihr wißt,
So fahrt mit eurem bunten Kleid
Zurück in euer Land, wo man sich küßt.

Sie will vom Throne herabsteigen und gehen.

Der König, sehr ängstlich, geht auf sie zu, streichelt sie, nimmt sie in den Arm und geleitet sie wieder auf den Thron, wo er sich neben sie setzt:

Bleib hier mein Kind und hör ihn an,
Wohl mehr noch weiß der weise Mann,
Als daß das Küssen ein löblich Gebahren.
Er ist aus weiter Ferne her
Und über Land und über Meer
Auf meine Bitte gefahren.
Mir that Dein banges Herze leid,
Und daß Du so im grauen Kleid
Blaß wirst und blässer mit jedem Tage.

Zum Seher:

Drum stelle ich an ihn die Frage:
Ob Rat und Hilfe er nicht wiß',
Daß aus der grauen Kümmernis
Du balde magst gesunden.
Und wir mit Dir. Denn allesammt
Sind wir in dieses Grau verdammt
Und neblig eingebunden.

Die Hoffräulein, melancholisch:

Und neblig eingebunden.

Die Junker, trotzzornig:

Gebunden!

Der Seher:

Ich mach euch Alle wohl gesund,
Wenn ich des grauen Uebels Grund
Erst habe aufgefunden.

Mit dem Blick auf die Prinzeß:

In Eurem Herzen steckt er nicht,
Prinzeß, denn Euer lieb Gesicht,
Das kündet andre Dinge,
Als graues Weh und trüben Sinn.

Pause.

Doch steckt Euch wer im Herzen drin
Und hat Euch in der Schlinge.

Die Prinzeß:

Wie heißt das Land,
In dem der Freche
Wird weise genannt?

Der Seher:

Das weiß ich nicht.
Doch, Fräulein, Euer bös Gesicht
Sagt mir, daß ich das Rechte fand.

Blickt sich um.

Unter den Junkern ist er nicht,
Der mit der grauen Schlinge.
Die sind wehmütig bloß aus Pflicht
Und schwängen lieber die Klinge.
Die Klinge und das Glas voll Wein
Und möchten lieber lustig sein,
Lustig und guter Dinge.

Die Junker:

Die Klinge und das Glas voll Wein
Und möchten lieber lustig sein,
Lustig und guter Dinge.

Der Seher, nachdenklich vor sich niederblickend:

’s muß Einer ohne Degen sein.
Mit einem Herzen voll tiefen Gründen,
Mit einem Herzen voll grauen Schlünden.

Pause.

Kein schlechter Mann!
Unglück hat ihn zum Ritter geschlagen,
Wert wäre er, ein Schwert zu tragen,
Der keines tragen kann.

Der Narr, der wie in Verzweiflung die Fäuste vors Gesicht preßt, ganz leise:

Der keines tragen kann.

Der Seher mit tiefem Nachdruck:

Und alle Kraft und alle Glut,
Und alle Tiefe, aller Mut
Wird in ihm zum Gesang,
Der aus ihm schwillt als wie ein Meer
Von Nebeln grau und Nebeln schwer
Und wie die Dämmerung bang.

Die Prinzeß:

Und wie die Dämmerung bang.

Pause.

Die Hoffräulein, leise:

Der Narr!

Die Junker, lauter:

Der Narr!

Pause.

Der König, mit angestrengter Entschiedenheit und polternd pathetisch:

Vertrieben sei aus meinem Reich
Der graue Narre allsogleich!

Nun wieder in seinem gemütlichen Tone:

Er war mir längst zuwider.
Ein Narr, der soll zum Lachen sein.
Wir führen einen bunten ein
Und helle Schelmenlieder.

Die Junker:

Ist nur der Narr erst aus dem Haus,
Schlägts bunt in allen Ecken aus,
Und wir, wir tanzen wieder.

Die Hoffräulein:

Wir tanzen wieder im bunten Kleid,
Und unsre Haare fliegen.
Oh, bunter Narre, der schalmeit!

Das kleine Fräulein:

Wir wollen all' das graue Leid
Im Tanze von uns wiegen.

Der braune Junker, mit stampfenden Tanzschritten:

Schritt voran und Schritt zurück!
Aufgestampft und umgedreht!
Bunte Brüder, seht doch, seht,
Was uns rund im Kreise dreht,
Ist das Glück, das lachende Glück!

Die Junker:

Schritt voran und Schritt zurück!

Die Hoffräulein:

Lachendes Glück, oh, lachendes Glück!

Alle fassen sich zum Tanze und wollen beginnen. Da tritt der Narr langsam unter sie, und

Alle bleiben wie gebannt stehen und lassen die Arme sinken.

Die Prinzeß erhebt sich, gespannt zuschauend, und bleibt so bis zum Ende des Bildes.

Der Narr geht langsam in die Mitte der Szene, schaut sich groß um und singt in Absätzen:

Ist der Tanz schon vorbei?
. . . .
Hätte gerne mitgedreht,
. . . .
Sähe gerne das Glück,
Das im Kreise euch weht.

Blickt sich wie wartend um.

Alle bleiben starr.

Der Narr mit einem bösen Lächeln, langsam:

Ihr thut mir wohl leid,
Könnt gar nichts allein;
Euch umzubewegen muß immer ein Narr

mit Blick und leichter Verbeugung zum Seher:

Oder — ein Seher sein.

Der Seher tritt an ihn heran und sieht ihm tief ins Auge:

Und Du bist aus Dir selbst bewegt?

Der Narr:

Ein Seher — frägt?

Der Seher:

Ein Seher frägt, auch wenn er weiß.

dringend, doch milde:

Geh, Narre, doch und tanz im Kreis!

Der Narr blickt sich unsicher, ratlos um, als wenn es in ihm ränge. Dann tonlos:

Ich kann es nicht.

Der Seher:

Es wetterleuchtet Dein Gesicht.
Oh Narr, ich seh, es wogt in Dir,
Ein heißes Gleißen dringt zu mir,
Das tief in Deiner Seele ist.

Noch näher an den Narren heran:

Weißt Du, o Narre, wer Du bist?

Der Narr, unruhig, bewegt, tonlos:

Ich weiß es nicht.

Der Seher legt seine beiden Hände dem Narren aufs Haupt, der darunter erschauert, und blickt ihn milde und durchdringend an. Feierlich:

Fühlst Du in Dich ein Strahlen gehn?

Der Narr, den Blick mit ängstlicher Innigkeit zu ihm:

Ich fühle.

Der Seher:

Fühlst Du etwas in Dir erstehn?

Der Narr die Augen schließend, aber die geschlossenen Augen noch auf den Seher gerichtet:

Ich fühle.

Der Seher:

Mein lieber Narre, fühlst Du nun
Zutiefst in Dir ein lasses Ruhn?

Der Narr mit beiden Händen nach ihm greifend und so an seinem Körper langsam herabgleitend, wie aus tiefem Schlafe:

Ich fühle.

Der Seher läßt sich nieder und legt den Kopf des schlafenden Narren auf sein Kniee:

Nun laßt ihn mir. Es ist nicht not,
Daß ihr ihn aus dem Lande bannt.

Die Prinzeß, innig, leise:

Mein lieber Narre ist mir tot.

Die Hoffräulein und die Junker, in einem Halbkreise scheu herumstehend:

Der Narr ist tot!

Der Seher:

Das Grau ist tot!
Blickt hinter euch! Seht: übers graue Meer
Hat sich ein Regenbogen ausgespannt.
Das Licht, das heilige Licht kommt zu euch her!

Alle wenden sich um. Ein breiter Regenbogen steht hinter der Loggia. Es wird sichtlich heller:

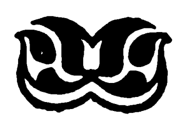
Das Licht, das heilige Licht kommt zu uns her!

Der Vorhang fällt langsam.



Beiträge zu einer modernen Aesthetik.

Von J. Meier-Gräfe.



Einleitung.

Es giebt wieder mal etwas Neues, wir haben wieder mal eine neue Kunst, etwa die einundzwanzigste in diesem Jahrhundert, wenn man nur die Hauptströmungen rechnet. Um unseren ausgearbeiteten Sinnen zu imponieren, waren besondere Dinge nötig, es brauchte besondere Reize, um uns aus dem gewissen schlummerhaften Interesse wachzurütteln, mit dem wir seit zwanzig Jahren nachgerade jede neue Richtung pflichtschuldigst zu begrüßen gewohnt sind.

Die neue hat einen Kniff für sich, sie „kommt" nicht wie die andern alle, sie nötigt nicht zum mehr oder weniger versteckten Futurum, sie ist da, im Indikativ Präsens. Sie ist so schnell gekommen, daß man nicht mal ein Schlagwort für sie finden konnte, sie hat nicht mal einen Namen, und merkwürdigerweise ist sie doch überall bekannt. Schon darum muß sie mehr sein als eine Modesache, etwas anderes auch als eine der vielen Richtungen, eines der vielen Parteiprogramme, deren Aufglühen und Abglühen die Welt zusah, ohne aus den Angeln zu kommen, und von deren Wichtigkeit sich der bedauerliche Bourgeois nie zu überzeugen vermochte. Sie aber ist wichtig, weil sie in der That die Welt verändert,

das, was uns als Welt erscheint, die Straße, das Haus, das Zimmer. Sie greift frech in die private Allheimlichkeit hinein, reißt die scheußliche aber gewohnte Rokokotapete von den Wänden, nimmt dem Familienvater den Renaissancestuhl unter dem Leibe fort, auf dem er seit 1870—71 friedlich gesessen, zieht ihm den persisch-slowakisch-slavonischen Teppich unter den Pantoffeln fort und giebt dafür neue Dinge, Dinge, die durchaus nicht zu den alten gemütlichen Erbstücken passen, die auf einmal alles auf den Kopf stellen, Ausgaben verlangen an Geld, Verstand, Zeit und wer weiß was, aber die auf einmal da sind wie selbstverständlich, da sein müssen. Es spielt eine gewisse indiskutable Notwendigkeit dabei mit. Diese moderne dekorative Bewegung ist nicht in den Ateliers und nicht an dem Tische des zukunftschwangeren Kritikers entstanden, und sie setzt sich auf andere Weise durch als die mehr oder weniger bestimmten Postulate der Zunft. Sie ist eine Forderung der Zeit, wägbarer, rein materieller Verhältnisse, und die Notwendigkeit, aus der sie folgt, ist mit jener deutlicheren verwandt, die den Fortschritt der unserer Zeit eigentümlichen äußeren Wertfaktoren diktierte. Wie sich in all den Wissenschaften, deren Anwendung für unser Leben praktischen Wert besitzt, von einem gegebenen Zustand aus Erweiterungen nach ganz bestimmten Richtungen hin folgern lassen, wie man bei der Erfindung der Lokomotive, der Photographie, des elektrischen Lichtes, bei der Entdeckung der Bacillen und der vielen wichtigen Theorien, die unsere Physik und Chemie in unserer Zeit bereichert haben, auf tausenderlei Umgestaltungen unseres öffentlichen und privaten Lebens schließen

konnte, deren Vollzug nur eine Frage der Zeit war und ist, und die nicht nur die materielle Basis unserer Existenz, sondern auch alle wichtigen idealen Faktoren des Lebens modifizieren, so mußte sich auch schließlich einmal in der Kunst diese neue Zeit unmittelbar ausdrücken. Man sprach schon lange von einer modernen Kunst, seit einem Jahrhundert etwa, und vermutlich hat man auch schon früher davon gesprochen; moderne Maler brachten moderne Gegenstände auf die Leinwand, die moderne Anekdote in vielerlei Form; andere faßten den Zeitbegriff tiefer, man fing an zu begreifen, daß es nicht im Stoff allein liegen konnte, sondern im Mittel; die Anschauungsform wurde modern, der Impressionismus zeigte, wodurch sich das Auge des heutigen auszeichnete, man raffinierte die sozusagen physiologische Seite der Malerei und Skulptur bis zum äußersten. Aber das Prinzip blieb; man versuchte innerhalb des Rahmens alles was nur denkbar war, aber man rüttelte nicht an dem Rahmen.

Und jetzt kehrt sich die Sache um. Die Zeit, die man auf so verschiedene Art zu beleben suchte, ist wach geworden, sie kommt zu den Bildern, nachdem die Bilder bisher immer vergeblich versucht haben, zu ihr zu kommen. Aber sie hält sich nicht mit Dissertationen auf, sie diskutiert nicht, sie ist ein brutales Monstrum, gewohnt, über Leichen zu schreiten. Und sie rüttelt an dem feinen Holzrahmen des Bildes, an dem glänzenden duftigen Bau, in dem es von Farben schillert, in dem ein wunderliches Volk geheimnisvolles Wesen treibt; und an der goldenen Pforte, die wie ein Heiligtum galt, pocht der sachliche, uniformierte Scherge: aufgemacht, im Namen

der Zeit! Zu erwarten wäre, daß sich alles gegen den Eindringling auflehnt, daß man mit all den Idealen bewaffnet, die das Völkchen im Allerheiligsten bewahrt, dem Feind entgegentritt in der ganzen Hoheit der verletzten Würde. Nichts von alledem geschieht! Die Thür öffnet sich, wie sich jede Thür öffnet, und ganz ohne dramatische Momente vollzieht sich eine Wendung, die der künstlerischen Entwicklung in unserer Zeit, ja unserer ganzen Kultur eine neue Richtung giebt.

❧ Diese Wendung scheint uns eingehende, ästhetische Betrachtung zu verdienen. Nicht was sie bringt. Was die moderne dekorative Bewegung bisher gegeben hat, sind größtenteils Hoffnungen, und sie bedürfen keiner literarischen Bestätigung. Wir finden im Gegenteil, daß man schon zu viel Wesens mit einer Sache treibt, die noch kaum geboren ist und stiller ernstester Arbeit an sich selbst, weniger der großen Propaganda bedarf, die in einer Menge vornehmer Zeitschriften für sie in bester Absicht gemacht wird. Es ist damit mancherlei Unheil angerichtet worden. Dem schaffenden Künstler wurde das Lob zuweilen ein wenig voreilig gespendet, und da der Ehrgeiz nicht immer in der Tiefe steckte, hielt sich mancher für vollendet, der kaum angefangen hatte. Das Publikum seinerseits nahm Spielereien für ernst; es ließ sich davon abschrecken und bildete sich an dem Stammeln des Kindes ein Urteil über die Sprache des Erwachsenen, verwarf, wo überhaupt noch nicht zu diskutieren war. Oder es kaufte diese ersten Skizzen einer neuen Kunst, die nur für den Urheber selbst von Wert waren, und verdarb sich den neuen

Geschmack, anstatt ruhig zu warten, bis würdigere Bildungselemente vorhanden waren. Der Gedanke war das Schöne an der Sache, der Standpunkt, daß es in einer respektablen Kultur nicht auf die Ausbildung einzelner Luxuserscheinungen, sondern auf die Harmonie des Ganzen in erster Linie ankomme, daß es ein Nonsens sei, schöne Bilder an die Wände zu hängen und die Wände selbst und alles übrige vollkommen zu vernachlässigen. Man merkte auf einmal den groben Gegensatz zwischen dem ungeheuren geistigen und materiellen Aufwand für die schönen Künste, die durchaus nicht von Allen schön, ja nicht einmal interessant befunden und von den wenigsten verstanden wurden, und dem Niedergang der Architektur und aller Gewerbe, der rohen Geschmacklosigkeit des ganzen Volkes.

Die Fehler, die in dieser Ueberhastung begangen wurden, sind nicht zu bedauern, denn sie waren nicht zu ändern. Sie sind die unvermeidliche Folge aller Revolutionen, es war nötig, daß die Notwendigkeit einer Aenderung der Masse ins Bewußtsein drang, es mußten materielle Vorbedingungen geschaffen werden, wenn nicht die ganze Bewegung Theorie bleiben sollte.

Und das ist das Wundervolle an ihr: die Schnelligkeit, mit der man vorging, der Mangel alles Theoretisierens, während der Kult der reinen Künste zu einer papiernen Masse, zu einem Wust von Literatur, einem Sprungbrett für die possierlichsten Uebungen des literarischen und bürgerlichen Größenwahnsinns und Protzentums geworden war. Etwas Reines steckte darin, sehr viel Gesundes, vor allem etwas ganz

und gar Modernes, und darüber übersah man, was unrein, ungesund und unmodern daran blieb.

Auch wir wollen uns hier nicht mit dieser Scheidung aufhalten und die üble Arbeit des kritischen Nachrichters üben, der, da er hier mit dem Beile nicht arbeiten darf, wenigstens mit der Elle nachweist, daß die Begeisterung im Einzelnen um so und so viel zu weit ging.

Was wir möchten, wäre der Begeisterung die Tiefe zu geben, daß sie aushält und mächtig wird. Harmonie war die große Losung, die die Künstler aller Länder begeisterte. Daran wollen wir uns halten und versuchen, neue Harmonien nicht zu schaffen, sondern zu zeigen; vor allem die eine, den Zusammenhang der „reinen" Künste mit der neuen Bewegung. Denn dieser droht verloren zu gehen.

Es wäre unserer Kultur nicht damit gedient, wenn die Einsicht, daß es ein Irrtum war, alle unsere künstlerischen Bedürfnisse in der Malerei und Skulptur auf Kosten des Uebrigen zu konzentrieren, lediglich dahin zielte, die Bilder und Skulpturen zu verringern. Wir haben uns selbst im Anfang, als es galt, den Zögernden Mut zu schaffen, zu dem gefährlichen Ruf hinreißen lassen: Weg mit den Bildern. Es handelt sich darum, festzustellen, wie das gemeint ist.

Ob es erstrebenswert ist, zu der bilderlosen Zeit zurückzukehren, ist nicht ganz leicht zu entscheiden; ob es jemals dazu kommt, glauben wir nicht. Aber diese Frage scheint uns an sich des Interesses zu entbehren. Worauf es jedenfalls

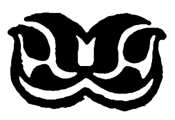
ankommt, ist, die künstlerischen Güter zu behalten, die wir bisher auf dem Wege der Bilderkunst empfangen haben. Dies heischt der Selbsterhaltungstrieb aller auf Oekonomik gerichteten Kultur. Aber zweifellos kann das Ziel einer respektablen Kultur nicht lediglich in der Ausbildung einzelner Luxuserscheinungen gipfeln, ja, man kann so weit gehen, lieber einzelne Höhepunkte auszuschließen, wenn dadurch das Gesamtniveau gesteigert werden kann. Eine Kunst, die principiell nur für wenige da ist, ist dem Verfall bestimmt.

Aber hier heißt es, klären und scheiden; bevor wir wenden, erkennen, wo wir waren. Wir behaupten, daß es kein Zufall ist, der den Gang der Kulturen bestimmt, daß die Reaktion, die wir jetzt erleben, genau die Momente finden mußte: die einseitige Entwicklung der Malerei, die einseitige Entwickelung unserer Aesthetik, um eine anderseitige, eine vielseitige Wendung, wie sie uns hoffentlich bevorsteht, zu vollbringen und daß in dieser sich die Kostbarkeiten jener wiederfinden müssen, daß nichts umsonst ist, was jemals der erleuchtete Geist erschaffen hat.

Daraus muß eine neue Kunstgeschichte werden, die mehr von Aesthetik handelt als von Kunst, mehr nach Kultur trachtet als nach Malwissenschaft, die den Sehwinkel weiter faßt als bisher. Eine wundervolle Aufgabe, denn sie wird dem neuen Menschen dienen, dem Kind des kommenden Jahrhunderts, das wir schon heute in tausend Hoffnungen wiegen, dem klaren Lichtmenschen, der das besitzen wird, um das wir überall kämpfen. Die Aufgabe ist für uns viel zu schwer; wir sehen noch nicht, wir ahnen und wünschen nur. Daher kann es sich in diesen

flüchtigen Aufzeichnungen nur um Tastversuche handeln, um Andeutungen von Zusammenhängen, die uns besonders wertvoll für neue Aufgaben erscheinen. Es ist unvermeidlich, daß unseren schwachen Mitteln vieles entgehen wird, aber wir streben auch nichts weniger als Wissenschaft an. Es ist mehr an eine Art Gymnastik gedacht, die den Leser nicht lehren soll, ebenso zu empfinden, sondern überhaupt zu empfinden.

Es mag zweifelhaft sein, ob unsere Bilderkunst bleibenden Wert hat; was aber ganz bestimmt nicht bleibt, sind unsere Bildergeschichten. Unsere kultivierteren Nachkommen werden für ihre Beziehungen zur Kunst keine Wissenschaft brauchen; ja sie werden in unseren Kunstgeschichten Hokuspokus und Profanien sehen und den Professor dieser Wissenschaft für so etwas wie den Medizinmann der Indianer halten. Man wird die Kunst erst lieben, wenn man nicht mehr von ihr spricht, wenn sie etwas Selbstverständliches geworden und die Beschäftigung mit ihr so mit unseren alltäglichen Bedürfnissen verwachsen sein wird, wie die Pflege unseres Körpers.



Die Träger der Kunst früher und heute.

I.

UNSERE gesamte künstlerische Kultur mußte degenerieren, sobald sich die gesamte künstlerische Kraft auf ein Spezialgebiet, das Bild und die Skulptur, warf. Diese Thatsache wird nicht durch die Einsicht geschmälert, daß

diese Entwicklung das Werk einer ruhmreichen Geschichte war, die bereits in den glänzendsten Phasen neuerer Kultur ihren Anfang nahm. Zudem läßt sich nicht leugnen, daß die ruhmreichsten Epochen der Menschheit ohne die Allmacht der Bilder zu ihrer Bedeutung gelangt sind. Man wird den Griechen nicht gut Mangel an künstlerischem Bethätigungstrieb vorwerfen können. Das Volk, das sich in unserer Zeit an künstlerischer Bedeutung vielleicht allein mit den Griechen messen darf, die Japaner, hatten freilich Bilder, aber sie hatten sie, wie die Griechen ihre Skulpturen und ihren Wandschmuck hatten; diese waren allen hochstehenden Völkern nicht der Endzweck ihres künstlerischen Ehrgeizes, sondern einer der vielen Ausflüsse ihrer reichen Kultur. Ganz gewiß sind diese Werke das bedeutendste ihrer Kunst, das wir heute von ihnen besitzen, aber sie sind weit entfernt davon, das einzige zu sein; sie krönen ein Ganzes, das in allen seinen Teilen Art ihrer Art ist. Für die Kulturstufe ihrer Zeit bedeuten sie daher unendlich viel weniger als heute für die künstlerische Potenz unserer Zeit Werke ähnlicher Bedeutung. Man kann Leute wie Phidias aus der griechischen Geschichte ausstreichen, ohne das griechische Kulturbild zu verändern. Was bleibt, wenn man unserer Zeit einige Dutzend Namen nimmt? oder wenn ein unglücklicher Zufall plötzlich alle Bilder vernichtete? Was verdient bei uns ästhetische Beachtung, wenn man von der ganz abstrakten Kunst absieht? ❧ Diese ideale Zusammengehörigkeit aller künstlerischen Werke mit dem Ganzen machte, daß die Kunst dem Volk gehörte, daß sie verstanden und geliebt wurde.

❧ Wir Heutigen erleben immer wieder, daß ein großer Künst-

ler lebt, schafft und stirbt und erst nach seinem Tode Anerkennung findet, während die Masse den Kleinen zujubelt, die, kaum gestorben, der Vergessenheit verfallen. Das war früher anders. Wir finden in den Gemälden der großen Meister unserer Galerien Porträts der Mächtigen und Reichen der Zeit. Wer gab den reichen Leuten in Florenz, in Flandern und den Niederlanden, in Frankreich und Deutschland den Instinkt, sich von den besten Malern ihrer Zeit malen zu lassen, während sich heute die Mächtigen und Reichen so oft des Pinsels gerade der Banalsten bedienen? Man kannte damals offenbar besser als heute, was gute Malerei war. Nichtsdestoweniger beschäftigten sich schon damals die Fürsten genau wie heute mit Regierungsgeschäften, und ihr Kunstsinn stand durchaus nicht höher über der Masse als heute. Die ganze Masse war höher. Sie interessierte sich nicht mehr für Malerei als heute, sie hatte ebenso wie heute andere Dinge zu thun, aber sie war an Kunst gewöhnt. Sie fand in der Malerei dieselbe Tüchtigkeit wie in anderen Dingen, wie in ihrem Tisch und Stuhl, wie in ihrer Kleidung, und wäre erstaunt gewesen, plötzlich etwas anderes zu finden. Die Malerei hatte nicht viel mehr Bedeutung als irgend ein anderes Gewerbe. Ihre bevorzugte Stellung verdankte sie lediglich dem Umstande, der Natur ihres Metiers nach für den Dienst des Religiösen da zu sein; sie schmückte die Kirche, das Heiligtum. Der Schmuck geschah in volkstümlicher Weise; er füllte den Platz, den der Baumeister gelassen, der eigentliche Künstler der Gothik in den Augen der Menge. Die Malerei handelte von ganz bestimmten Dingen, sie entsprach genau den religiösen

Vorstellungen, das heißt, sie hatte von vornherein eines vor der unseren voraus: Das Gegenständliche war als das Auszeichnende ausgeschieden, da es bei allen das Gleiche war. Dies mußte notwendig zu einer Betonung des Technischen führen. Wollte ein Maler sich vor anderen auszeichnen, so mußte er denselben Gegenstand anders malen als die anderen und zwar besser, da der Vergleich von vornherein in denkbar bequemster Form gegeben war. Wenn kritische Irrtümer nicht ganz ausgeschlossen waren, so waren sie zum mindestens auf ein Mindestmaß reduziert. Die starke Konvenienz, der sich kein Künstler entziehen konnte, hat diese Leute nicht gehindert, groß zu werden; sie gab ihnen etwas wie einen Schild vor den Augen des Publikums, das in ihrer Originalität gleichzeitig etwas Bekanntes fand; die Konvenienz war kein Hindernis, sondern Schutz. Gleichzeitig war aber auch die Intimität der Beziehungen zwischen Laien und Künstler nicht praktisch so notwendig wie heute. Die Kirche oder der Staat war sozusagen der einzige Käufer. Der Künstler konnte sich nicht über das Publikum beschweren, da er praktisch und unmittelbar nichts mit ihm zu thun hatte. Dieser Umstand hatte nicht nur seine materielle Seite, sondern war mitbestimmend für das ideale Verhältnis zwischen beiden. Der Laie der Gothik sah das Kunstwerk mit ganz anderen Augen an als der heutige Sterbliche. Er stand ihm bis zum gewissen Grade kühler gegenüber, dafür aber gerechter.

Es ist eine krasse Ironie, daß gerade wir mit unserer scheinbaren Vermenschlichung der Kunst zu dieser bis zur Feindschaft gesteigerten Fremdheit zwischen Laien und Künstler

gelangt sind, während damals, wo das Verhältnis von vornherein abstrakt schien, dieser großartige Enthusiasmus emporblühte. Heute ist das reine Kunstwerk in die unmittelbare Nähe des Alltäglichen gerückt; man hat etwas vollkommen anderes aus ihm zu machen gesucht. Es sollte das Medium der ästhetischen Bedürfnisse des Hauses werden, während dieses Medium nur das Haus selbst sein kann und die nützlichen Dinge, die sich darinnen befinden. Man wollte das Höchste, das nur für die höchsten Zwecke Bedeutung hatte, dessen Genuß nie ohne besondere Feierlichkeit zu denken war oder wenigstens seiner ganzen Art nach nur in Momenten besonderer Sammlung gelingen konnte, verallgemeinern, und man erreichte damit, daß es gemein wurde.

Hier liegt der wesentlichste Ausgangspunkt des enormen Irrtums, der unsere künstlerische Kultur niederhält. Man hat vollkommen das Wesen des abstrakten, das heißt für sich allein bestehenden Kunstwerks verloren.

Das materielle Wesen des Bildes und der Skulptur besteht in seiner Unbeweglichkeit. Es ist nicht ohne weiteres transportabel im ästhetischen Sinne. Nicht nur, weil es ursprünglich für einen ganz besonderen Raum komponiert war, sondern weil die Empfindungswelt, die ihm gehört, vollkommen abseits liegt. Diese ist so mächtig, daß ihre Verbindung mit dem Alltäglichen nicht ohne grobe Nachteile entweder für sie selbst oder für das Alltägliche möglich ist. Wohl ist es ihr gegeben, Empfindungen, die nichts mit ihr zu thun haben, zu steigern und daher für bestimmte Fälle die absolute Reinheit ihrer Abstraktion aufzugeben, aber diese Empfindungen können

immer nur seltenen Höhepunkten des menschlichen Seelenlebens entspringen, wenn sie nicht das Kunstwerk stören oder selbst gestört werden sollen. Es ist kein Zufall, daß die Schöpfung des Kunstwerkes immer eine Ausnahmeerscheinung ist; es ist nur für Zwecke da, die ihrer ganzen Art nach selten sind.

Daher war die Verbindung der Kunst mit dem religiösen Kult die denkbar natürlichste. Selbst mit allen Eigenschaften des Heiligen versehen, eine göttliche Erleuchtung, vermochte sie den Zug der Seele nach dem Mystischen, die Flucht vor den Leiden des Alltags zu fördern und gab das denkbar beste Mittel für jene Versinnlichung der Gottheit, die der primitive Mensch in der Religion sucht. Der antike griechische Kult mit seinen natürlichen, rein sinnlichen Vorstellungen war die glücklichste Basis; in Griechenland war Religion und Kunst eins: Schönheit. Der Gott war das Schönheitsideal.

Als der Tempel zur Kirche wurde, gab die Kunst ihre ursprüngliche Reinheit auf, sie wurde zur Dienerin der Hierarchie. Aber der Kult steckte so tief im Gemüt der Dienenden, daß dem Dienst sowohl der Ausübenden wie der Empfangenden nie die mystische Atmosphäre, das gemeinsame Band verloren ging und jede feindliche Differenz vermieden wurde. Erst dem großen Banausen Luther gelang es, das Bild aus dem Tempel zu treiben und dem Kult realistische Allüren zu geben, deren traurige Erbärmlichkeit keine sinnliche Verschönerung duldete.

Damit wurde einer der vielen Anstöße zur Verwirrung der Aesthetik gegeben. Das abstrakte Kunstwerk begann um

den würdigen Platz verlegen zu werden; nicht nur um den physischen Platz sondern auch um die Stellung im Gemüte des Menschen. Die Kunst war so eng mit der Religion verwachsen gewesen, daß es fast schien, dieselbe Aufklärung, die die eine zerbrach, müßte auch der anderen gefährlich werden. Vorher war die Mystik des Künstlerischen und die des Religiösen zusammengeflossen. Thatsächlich war die erstere nicht weniger dunkel als die andere — wer weiß heute, worin das eigentliche Wesen des Künstlerischen besteht! — nur daß die fromme und zuweilen schöne Lüge der Religion fallen mußte, nicht um einer folgenden Religion des Kompromißlers Luther sondern um etwas ganz anderem unbedingt Notwendigen Platz zu machen, der Wissenschaft, während die Daseinsberechtigung der Kunst davon unberührt blieb. Die Wissenschaft vermochte und vermag nie alle mystischen Bedürfnisse der Seele zu befriedigen. Mag man es Religion nennen oder anders, es wird in unendlich vielen, wenn nicht allen Menschen ein vom Verstand nicht kontrollierbarer Kult, und sei er nur aus mechanischen Reflexbewegungen des Gehirns gebildet, bleiben. Nur ist er durchaus nicht mehr in konventionelle Formen zu fassen, am wenigsten in sichtbare der bildenden Kunst.

Die Befreiung des Menschen von den konventionellen Dogmen der Kirche ist ein Fortschritt. Er hätte auch im Künstlerischen, wo er die feste gegenständliche Basis zerstörte, segensreich werden können. Thatsächlich aber bedeutete er hier einen Rückschritt. Die Malerei war noch nicht stark genug, um allein gehen zu können, oder vielleicht war sie entkräftet;

statt sich von jedem gegenständlichen Zwang befreit in die Höhe des reinen Künstlerischen zu erheben, verweltlichte sie nach und nach und unterlag schließlich Verirrungen, von denen sie selbst in den frühsten Zeiten der Kultur bewahrt geblieben war.

Eine dreifache Losung begeisterte die politischen und sozialen Kämpfe der neuen Zeit: Freiheit, Wahrheit, Gleichheit. Die beiden ersten Güter glauben wir bereits zu besitzen, um das dritte kämpft unsere Generation die Entscheidung.

Die Kunst glaubte sich an diesem Kampf beteiligen zu müssen. Es war natürlich, daß sie sich damit auseinandersetzte. Es geschah mit derselben Begeisterung, mit der der Krieger in die Schlacht zog, und es kam zu denselben Schmerzen, Freuden, Leiden, Entbehrungen, zu denselben Triumphen. Es wurde wie auf dem anderen Schlachtfeld um die drei Teile der Losung gleichzeitig gekämpft, und ebenso am schärfsten und bisher entscheidendsten, um die beiden ersten, die Freiheit und die Wahrheit.

Im allgemeinen Sinne bedeutet das Dreiwort absolut genommen eine Utopie, ja, in letzter Instanz puren Unsinn, nur reguliert sich das Ziel, so weit es möglich ist, in rationeller Weise. In der Kunst, wo die Regulierung wegfiel, wo das Unsinnige des Postulats das Sinnvolle bei weitem überwog, richtete es schwerstes Unheil an.

Man wollte frei werden in der Kunst, aber frei wovon? Man vergaß, daß Freiheit gleichzeitig Isoliertheit bedeutet. In ihrem ungestümen Drange befreite sich die Kunst von ihrer Unentbehrlichkeit. Je mehr sich vor ihr das weite

Meer unbeschränkter Ziele ausdehnte, desto weiter entschwand sie dem festen Lande, wo sie heimisch gewesen war. Der Freie hat kein Vaterland.

❧ Das Ziel war so nebelhaft wie möglich. Man nannte es deshalb Wahrheit. Es war bei den meisten eine große Lüge am innersten Wesen der Kunst, die nicht wahrer oder unwahrer ist und sein kann, als ein Regenwurm oder ein Stern am Himmel, als alle nur erdenkbaren Dinge, auf die eben Begriffe wie Wahrheit nicht anwendbar sind. Aber man beharrte dabei und trieb die Verweltlichung so weit, die Kunst mit dem rohen Vergleich mit der Natur zu demütigen. Weil unter den technischen Mitteln großer Künstler die Erfassung gewisser Seiten der Natur eine Rolle spielte, weil sie es verstanden, Dinge zu machen, die das suggerierte Auge im Walde oder auf der Wiese gesehen zu haben glaubte, deshalb wurden sie für „wahrer" gehalten als andere, die diese Mittel nicht oder anders anwandten. Man fing an zu vergessen, daß der Wald und die Wiese dem Künstler nichts anderes als rein mechanische Mittel sein können wie seine Palette oder sein Pinsel oder tausend andere Dinge, die er mit Recht oder Unrecht nötig zu haben glaubt, um zum Ziel zu kommen, und die für den Genuß der Anderen so gleichgültig sind wie die faulen Aepfel, die ein deutscher Dichter zum Dichten benötigte.

❧ Wohlverstanden, nicht der Künstler dachte so; der Maler, der so dachte, war eben kein Künstler; aber der Laie. Er begann nachzudenken über die Kunst, während er sie früher empfunden hatte; für ihn war der Versuch, sich verstandes-

mäßig mit ihr auseinanderzusetzen, derselbe Schritt zur Trennung wie vorher bei der Religion. Es war ihm unmöglich, in ihr ein Ding an sich zu sehen. Und ohne zu wissen, wie berechtigt im letzten Grunde seine Abneigung gegen diese für ihn unfaßbare Abstraktion war, griff er nach den ersten, besten Tendenzen, die seine Laune ihm eingab, und richtete darnach die Kunst. Die unmittelbare Folge war, daß sich geschickte Leute fanden, die diese Tendenzen breit klopften, ohne Kunst zu geben. Sie waren natürlich nur willkommener.

Dadurch allein schon wird das sich fortwährende steigernde Mißverhältnis zwischen den Künstlern und denen die sich so nennen, ohne eine entfernte Berechtigung zu haben, genügend erklärt. Und gleichzeitig findet die Abneigung des Laien gegen die Kunst ihre Motivierung. Früher hatte die Mystik der Kirche den Gläubigen in die Mystik der Kunst getrieben; er leistete keinen Widerstand; die eine Suggestion ergänzte die andere. Jetzt fühlte er sich an sein persönliches Interesse, appellierte und lehnte ab, wo dieses nicht befriedigt wurde.

Zum reinen Wahnwitz wurde in der Verweltlichung der Kunst das soziale Ideal der Gleichheit. Es gelangte nicht zum Recht des Schlagwortes wie die beiden anderen, aber es spukte wie ein Irrlicht in den Köpfen der Künstler wie der Laien herum. Die Kunst sollte von dem hohen Kothurn herab. Man fand auf einmal auch in ihr eine Schanze der Tyrannei. Sie sollte zu den Menschen kommen, demütig, ohne Pathos, schlicht, realistisch. Aber als sie kam, wußten die Menschen nichts mit ihr anzufangen, und im krassesten

Hohn auf die erstrebte Gleichheit begann sie ihren exclusiven Dienst für die Wenigen, die Auserwählten.

❧ Allgemein, populär hätte sie nur bleiben können an allgemein zugänglicher Stätte. Die gab es nach der Kirche nicht mehr. Man versuchte wohl das religiöse Ideal durch das des Vaterlandes zu ersetzen. Aber abgesehen davon, daß ihm die geeignete Schaustätte fehlte, selbst diesem Ideal, das noch am meisten geeignet schien, fehlten alle Elemente, die einer Tradition hätten dienen können. Es war vor allem zu beweglich, bereits den Leidenschaften des Tages, dem Persönlichen viel zu nahe. Es gab das Historienbild, an dem das Volk nur die Historie sah, über das es sich ereiferte in Begeisterung oder Schmerz, das es nicht der der Kunst angehörigen Sphäre überließ.

❧ Unter „Gleichheit" verstand man die allgemeine Käuflichkeit des Werkes. Jeder konnte sich von nun an Kunst kaufen. Es gehörte nur Geld dazu. Gerade dadurch verlor sie die soziale Ausnahmestellung, die zu ihr gehörte, und führte zum genauen Gegenteil der Losung.

❧ Früher allein, als sich kein eigentliches Besitzrecht mit der Kunst verknüpfte, kam das Verhältnis des Laien zu ihr einem sozialen Ideal nahe. Sie gehörte Allen, da sie Niemand gehörte. Sie stand über der Gier des Einzelnen, war ein höchst kommunistisches Symptom in einer Zeit, die im übrigen gar weit von unserem heutigen Sozialismus entfernt war. Heute ist sie gerade ein Ausdruck unserer furchtbaren Klassenunterschiede geworden, vielleicht der krasseste, sicher der tiefste. Sie ist nur einer Aristokratie zugänglich, deren Herr-

schaft darum so furchtbar erscheint, weil sie nicht lediglich auf Reichtum und Rang also auf Dingen basiert, mit deren Teilung der kühne Sozialist das Gleichgewicht herzustellen hofft.

Es giebt nichts so Unerreichbares wie sie, weil ihr Genuß eine Kaviarkultur voraussetzt, die fast ebenso unmitteilbar geworden ist wie das Genie. Die ästhetische Konsumtion ist heute fast ebenso selten wie die künstlerische Produktion geworden. Gleichzeitig mit der Spaltung von Massenkunst in Einzelkunst mußte sich der Massengenuß in Einzelgenuß spalten. Es wurde ein Luxusgenuß daraus und der raffiniertesten einer; man muß nicht nur sehr viel Geld heute haben, um sich Kunst zu kaufen, sondern Ausnahmemensch sein, mit ganz besonderen Sinnen begabt, um sie zu genießen. Sie ist nur für wenige da, und diese Wenigen brauchen im übrigen durchaus nicht zu denen zu gehören, an deren Zuchtwahl der Allgemeinheit gelegen ist; sie sind durchaus nicht die Bedeutenden des Volkes, die in irgend einer Form für sein Wohl und Wehe berechtigte Bedeutung haben; sie sind eher mit allen Merkmalen des Dekadenten gezeichnet. Es gehört keine Größe des Charakters oder der Intelligenz dazu, um Kunst zu verstehen. Die größten Leute unserer Zeit haben bekanntlich gar nichts davon verstanden, und was noch auffallender ist, die Künstler selbst verstehen in der Regel das Geringste davon; die größten Thorheiten über Kunst sind von Künstlern ausgesprochen worden. Die heutige künstlerische Kultur ist nichts weniger als ein Element der Gesamtbildung, dessen Aneignung notwendig ist, aus dem einfachen Grunde, weil die

Kunst aufgehört hat, in dem Gesamtorganismus eine Rolle zu spielen.

❧ Ja nicht einmal auf den Geschmack hat unmittelbar unsere Kunst einen entscheidenden Einfluß, selbst bei denen, die in die tiefsten Geheimnisse ihrer Genüsse eingedrungen sind. Der beste Beweis ist der, daß die allgemeine Dekadenz des Gewerbes selbst auf die Leute nicht den geringsten Eindruck macht, die sich mit den kostbarsten Werken umgeben, daß sie, die zu den Auserwählten gehören, indem sie nicht nur materiell sondern ideell besitzen, in denselben Räumen die rohesten Geschmacklosigkeiten dulden, in denen ihre schönsten Werke hängen, daß sie, die unter dem Besten das Beste zu wählen verstehen, in ihrer Kleidung, ihrem Gebahren, ihren Ansprüchen auf die übrige Lebensführung eine bis zur Roheit getriebene Empfindungslosigkeit äußern. Das eine verschlingt alles übrige, der Kult wird maniakalisch.

❧ Diese immer mehr zurückzuckende Genügsamkeit reduziert auch ihre Ansprüche an das Werk selbst auf ein räumlich Geringstes. Sie duldet die gröbsten Fehler an dem Werk, ja bis zum gewissen Grade die absolute Unfähigkeit, wenn nur eine Qualität gewahrt bleibt, die sich als Unikum erweist. Wir werden im Verlaufe dieser Aufsätze der relativen Berechtigung dieser Schätzungen im Einzelnen genügend Rechnung tragen, uns vielleicht sogar wieder zu sehr von dem Einzelnen erobern lassen, um das Ganze im Auge zu behalten, die Unhaltbarkeit der Situation, an der auch die heimlichen Freuden kostbarster Augenblicke nichts ändern. Darum soll hier am Anfang das Veto so eindringlich wie möglich sein, daß es stark genug ist, das eigene maniakalische Gelüst zu beherrschen.

Es ist der Schwur des Schwankenden, der bereits die Thür des Theehauses, hinter dessen Binsen die Mädchen winken, in der Hand hat.



II.

DIESE faktische Bedeutungslosigkeit der Malerei und Skulptur für die Allgemeinheit wird mit einem faltenreichen Mantel konsequenzenloser Wichtigthuerei verhüllt. Es ist sicher in allen Epochen der Kunst zusammengenommen nicht so viel über Kunst gesprochen und geschrieben worden wie in unserem Jahrhundert. Die mit wachsendem Reichtum zunehmende Geselligkeit machte die Erfindung geeigneter Beschäftigungen für diesen thatenlosen Bethätigungstrieb nötig. Unter diesen gesellschaftlichen Sports erlangte das Gespräch über Kunst die Stellung der Favoritin, weil es keine besonderen Vorkehrungen, keine Anstrengung verlangt, wie das Boxen zum Beispiel, ja es wird sogar nicht durch das Bicykle verdrängt werden, weil es von der Jahreszeit unabhängig ist und im Zimmer geübt werden kann. Wie beim Kaviar sucht jeder, auch der, dem die Kunst nicht schmeckt, sie zu haben. Zudem fügt das Immaterielle an ihr dem Sport etwas Geistiges hinzu, das dem plutokratischen Charakter des Kaviars abgeht und daher treffend gegen ihn ausgespielt werden kann. Das Kunstgespräch in Deutschland stammt aus den trüben

Stunden unserer Nation um die Wende des vorigen Jahrhunderts, als man in rührender Romantik von den großen Dingen träumte, die man nicht besaß. Es war nichts destoweniger produktiver als heute, bildete die Sphäre großer Leute und war das Organ eines Idealismus, der noch ohnmächtig, aber echt war. Davon ist heute nur der Nebenzweck geblieben. Es ist das praktische Hausmittel für Familien, die nicht gern große Diners geben. In Häusern, in denen man über Kunst spricht, wird im allgemeinen schlecht gegessen. Es ist das Feudalabzeichen des strebsamen Bürgeradels geworden und gehört zu den Bessergebildeten wie ein unentbehrliches Kleidungsstück.

Von Liebe aber, namentlich von der, die über das platonische Verhältnis hinausgeht, wird heute immer weniger empfunden, je mehr die Kunstverständigen in allen Landen zunehmen. Dafür ist der Kauf zum springenden Punkt geworden; er ist, wie die Heirat, das einzig untrügliche Zeichen der Liebe, und zwar ist dem Künstler im allgemeinen das Symptom wichtiger als der Beweggrund.

Und heute kann es kaum anders sein. Soll die Kunst etwas sein, so darf sie nicht lediglich jene merkwürdige, moderne Thätigkeit des schlummernden Gehirns erzeugen, die man mit dem liebenswürdigen Worte Interessieren bezeichnet. Es genügt nicht, daß sie die Schreiber zu Schreibereien anregt und immer nur sich selbst, nicht die anderen entwickelt. Wie sie heute geworden ist, als Bild oder Skulptur, als verkäufliche Sache konnte sie nur wirken, wenn sie den Zweck anderer verkäuflicher Dinge teilte, den, gekauft zu werden.

Schon die unerhörten Preise, die für anerkannte Kunstwerke bezahlt und für nicht anerkannte erst recht verlangt werden infolge der idiotischen Konvenienz, die Bescheidenheit des Gebots mit der Standesehre der Kunst für unvereinbar erklärt, schon dieser haarsträubende, unsinnige und schlechterdings aller Ehrlichkeit baare Schacher schließt jede Popularisierung aus. Ich kann mir reiche Leute denken, die lediglich aus Abscheu vor dem Getriebe dieses Handels, aus einer Art Reinlichkeitsgefühl, auf den Kauf von Bildern verzichten. Der Amateur, der Privatkäufer ist eine aus den dunkelsten Trieben zusammengesetze Persönlichkeit. Das ganz unkalkulierbare Schwanken der Preise, die Suggestion der Mode, die nirgends so toll ist, als hier, der Wunsch, seine Sammlung stets zu verbessern, d. h. auf den modisch gangbaren Ton zu stimmen, nötigt den Liebhaber, immer wieder zu verkaufen, d. h. zum verschämten Händler zu werden, der natürlich der unverschämteste ist und in den an sich schon korrupten Handel noch verwirrende Elemente hineinbringt. Das macht, daß es eigentlich überhaupt nur Händler giebt, keinen Käufer; Leute, die nur aufstapeln und immer nur oder wenigstens fast ausschließlich nur unter sich Geschäfte machen, nicht mit dem eigentlichen Publikum in Verbindung stehen. Eine Statistik, die feststellen würde, in wie wenig Händen sich die enormen heutigen Kunstvermögen befinden, würde Aufsehen erregen. Ein großer Londoner Händler, dessen Jahresumsatz nach Millionen zählt, gestand mir einmal, daß er nur drei Kunden besitze. Und wenn diese drei ableben? frug ich. „Dann" erwiderte er, und strich sich das Bäuchlein, „setze ich mich zur Ruhe." Durand Ruel in

Paris hat eine Menge berühmter Impressionisten-Bilder drei-viermal besessen zu etappenweiser Preisunterschieden von jedesmal 1000 Prozent, und die Käufer sind sehr oft dieselben gewesen.

☙ Diese Verhältnisse reduzieren die ästhetische Verwertung auf ein Minimum. Die Bilder werden zu Wertobjekten, die wie Papiere verschlossen gehalten werden. Selbst von dem Genusse des Einzigen, des Besitzers, ist bei diesen Aufstapelungen keine Rede mehr. Neun Zehntel der kostbarsten französischen Werke stehen neun Zehntel des Jahres in praktischen Regalen, wo sie vor Staub geschützt sind. Der Verkauf vollzieht sich wie bei Börsenoperationen, und Differenzgeschäfte werden im größten Umfange getrieben. Die Ware wird selbst beim Verkauf kaum noch gezeigt. Das typischste, durchaus nicht alleinstehende Beispiel bildet die Sammlung F. in London. Sie besteht, ich weiß nicht, aus wieviel hundert oder tausend Bildern. Um sie unterzubringen hat der Besitzer das Obergeschoß eines der größten Londoner Bahnhöfe gemietet, reine Lagerräume, aber selbst in dieser Ausdehnung viel zu klein, um die Bilder aufzuhängen. Sie stehen in ungeheuren Stapeln an den Wänden, eins hinter dem anderen; die Israels, Mauves, Marris zählen zu Hunderten, die Hauptmeister der französischen Schule um 1830 zu vielen Dutzenden, wunderbare Dinge von Millet, Corot, Daubigny Courbet etc., von Whistler. Es war, obwohl stämmige Diener die Bilderstapel hielten, eine ungeheuerliche Strapaze rein physischer Art, dieser Genuß. Man trat zwischen Bildern, man hätte unter Umständen auch ruhig darauf getreten; nach fünf

Minuten in dieser Moderatmosphäre, in dem merkwürdigen idiotischen Trieb, möglichst viel zu sehen und der absoluten Unmöglichkeit im Bewußtsein, auch nur das Geringste zu erfassen, wurde jeder bessere Instinkt von einer Gleichgültigkeit bezwungen, der nichts aber auch gar nichts mehr imponierte. Die tote Ruhe, die man schweißtriefend aufstörte in diesen kahlen Riesenräumen, in denen man sich nicht bewegen konnte, dazu das Pfeifen der Lokomotiven, das Zittern des Bodens infolge der unter ihm fortwährend ein- und auslaufenden Züge, alles das gab eine kaum zu bändigende Wut, den stillen Wunsch, diese Lokomotiven möchten den ganzen Kram zertrümmern, alles ohne Ausnahme.

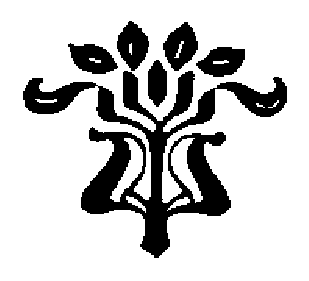
Was würde geändert, wenn es geschähe? Wer würde verlieren? Wenn etwas zum Anarchismus reizen kann, ist es das Bewußtsein, daß die größten Künstler im größten Elend schaffen, damit nach ihrem Tod unverschämte Händler daran reich werden und gefräßige Maniakalen sie in versperrte Lagerräumen stellen. Die furchtbarsten Laster haben kaum so groteske Symptome, erscheinen so unsinnig wie diese Stapelmanie, die wohl nur ihrer Harmlosigkeit wegen noch nicht als psychische Krankheit diagnosticiert ist. In milderer Form sind alle die berühmten Sammler in Paris und London, in Amerika damit belastet, deren Häuser man mit brennender Sehnsucht betritt und mit einem Seufzer der Erleichterung verläßt, halb erstickt von den Bildern, die jeden Centimeter der Wände bedecken, und völlig niedergedrückt, nicht von dem Reichtum, von nichts weniger als Neid, sondern von dem Gedanken, daß es Menschen giebt, die die Qual, zwischen

all diesen Dingen ihr ganzes Leben zu verbringen, freiwillig auf sich genommen haben.

Auch wenn eine weisere Oekonomik diese Verhältnisse bessert, von einer Verwertung der Kunst in weiterem Umfange wird auf dem Wege des Kaufs nie die Rede sein, und deshalb schon sind die schönen Ideen, die sich mit „Volkskunst" beschäftigen, bestimmt, Phantasieen zu bleiben. Es ist materiell zunächst unmöglich, das reine Kunstwerk so billig herzustellen, daß es allgemein verkäuflich wird. Man hat in England in der Fitzroy Society, in Paris mit den Blättern für die Schule von Rivière den schönen Versuch gemacht, Kunstblätter zu sehr billigen Preisen herzustellen, um sie massenweis zu vertreiben. In Deutschland hatte ursprünglich Thoma mit seinen Steindrucken diesen idealen Gedanken. Alle diese Versuche haben nur den Sammelsport erweitert. Jede Spekulation, die diesem Instinkt dient, wird von Erfolg gekrönt, gleichgültig, ob es Briefmarken oder Bilder sind. Von ästhetischem Belang ist dabei keine Rede; der armen Bevölkerung entgeht also nichts, wenn sie von diesen mikrobenhaften Bethätigungen ausgeschlossen bleibt. Ich glaube, daß der letzte Stand noch am leichtesten der Rehabilitation des Kunstwerks zugänglich wäre, daß er ein Bild, das ihm gehört, aufhängen würde, um etwas daran zu haben, und daß er Freude daran hätte. So billig kann das Kunstwerk aber nie werden, denn selbst wenn es nur zehn Pfennige kostete, wird der Arme vorziehen, die zehn Pfennige zu anderen zu sparen, um sich für zehn Mark Dinge, die seinen physischen Bedürfnissen dienen, zu kaufen. Eine reguläre Kunstpropaganda ist

daher nie mit abstrakten Kunstwerken, die gekauft werden müssen, möglich. Sie gelingt nur mit dem Gewerbe, mit Dingen, bei denen der künstlerische Wert sich mit dem Nutzwert identificiert. Da diese Dinge vollkommen vernachlässigt sind, ist es kein Wunder, daß die künstlerische Kultur der unteren Klassen heute niederer ist als in irgend einer anderen Epoche der Geschichte.

Unsere sozialen Kämpfe aber reißen die Standesgrenzen nieder; aus dem intelligenten Bettler wird der Millionär; in Republiken kann ein großer Lederhändler Staatsoberhaupt werden; in allen modernen Ländern steht nichts dem Aufsteigen des Proletars entgegen. Mit ihm steigt die Unkultur, zersetzt alle Kreise; der Mensch, der in seiner Entwicklungsperiode ohne künstlerische Anregung geblieben, wird im allgemeinen später, nachdem ihn der Zufall zum einflußreichen Mitglied der Gesellschaft gemacht hat, keine edleren Bedürfnisse fühlen, sondern nur heucheln und damit eine neue Quelle von Irrtümern den alten hinzufügen.



Fortsetzung folgt.

Lieder in der Nacht.

O süße Nacht!
Du bist den Seelen ein geliebter Gast,
Und du bewirtest den,
Den du besuchet hast.

O Dunkelheit!
Kein Balsam träuft, der so wie du mich labt,
Und bist mit Wohlgeruch,
Du schimmernde, begabt.

O tiefe Ruh!
Wohl sehn ich mich nach Nächten immerzu;
Doch keine Nacht ist tief
Und ohne Wunsch, wie du.

O liebes Herz!
Was wanderst du so fremd durch Nacht und Tag?
Und kennst die Stunde nicht,
Die dich befrieden mag?

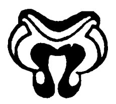
Von Meer zu Meer
Geht wohl mit immer unruhvollem Schritt
Ein Wind und geht ein Sturm —
Und wandert vieles mit.



Mein Herz ist nun ganz stille;
Ich bin beglückt.
Wo ist der wilde Wille?
Ihn hat die Friedensstille
Der Nacht mit Schlummer wie berückt.

Mein Sinn ist nun zufrieden,
Was will ich mehr?
Was ich gesucht, gemieden,
Ist gleichsam abgeschieden;
Doch bin ich einsam nicht und leer.

Es ist nun meine Seele
So liebevoll.
Was schmeichle, und was quäle,
Scheint alles ohne Fehle,
Denn, was ich liebe, will mir wohl.



Aus den Gründen steigt die Nacht;
Und der Tag hat sich ergeben,
Will nicht sterben, will nicht leben,
Will dem Schlummer sich ergeben,
Nach dem Rausch der Sonnenpracht.

Weißt du, daß ich fröhlich bin,
Wenn die süßen Dämmerungen,
Liebeselig, tiefverschlungen,
Tief zur Reife durchgedrungen
Gehen mild ins Dunkel hin?

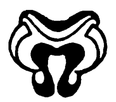
Morgens geht wohl auch die Schlacht,
Und es weicht vor Morgenröten,
Vor des Tages Siegstrompeten,
Vor dem hufgewaltigen Treten
Seiner Rosse scheu die Nacht.

Nun, ich liebe auch das Rot
Und die lichterweckten Farben;
Doch, wenn abends sie erstarben,
Glaube nicht, daß sie verdarben,
Glaube nicht, daß alle tot.

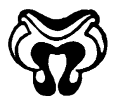
Einen süßen Blumenkranz
Hat die Nacht sich auch behalten;
Und des weiten Mantels Falten
Sind besät mit Huldgestalten,
Sind bestickt mit Wundern ganz.

Wenn sie nun die Garben nimmt
Von der schönen Tages-Ernte,
Einigt sie das sehr Entfernte,
Daß, was Liebe nie erlernte,
Nun in Liebesfluten schwimmt.

Wollen so uns Tag und Nacht
Mit besondrer Gunst umgeben,
Werden wir es gern erleben,
Wenn der Dämmrung Ruhe-Streben
Uns gedoppelt glücklich macht.



Aus den Wäldern kam die Nacht. —
O, wie still!
Rufe, die mich krank gemacht,
Die mein Sehnen angefacht,
Schwinden und verhallen sacht
In die Nacht. —



O wie lieblich ist die Nacht!
Wenn der harten Sonnenstrahlen
Irreleuchtend freches Prahlen
Meine Traurigkeit verlacht,

Breitet sich ein Mantel her. —
Darf ich fliehen, darf ich hoffen?
Arme stehn mir lächelnd offen;
Und ich fürchte mich nicht mehr.

Auch die Sterne sind versteckt.
O, in diesem Meereshafen
Sind die Wünsche wie entschlafen,
Seit mich Kühle überdeckt.

Ach, wie Fluten geht dein Hauch!
Was ist Kommen, was ist Gehen?
Sieh, die wunderlichen Wehen
Aller Sehnsucht schlummern auch.

Werde jetzt in tiefster Nacht
Aller Schatten mich ergehen,
Zu ertragen, zu verstehen,
Wenn der Silbermond erwacht.

Wenn er dann vom Wiesenplan
Durch die Liebes-Schatten leuchtet,
Kommt mich doch ein Zagen an,
Daß mein Auge sich umfeuchtet.

R. A. Schröder.



Von dem Leben und Sterben des
Grafen Gaston Phöbus von Foix
und von dem
traurigen Tode seines Kindes Gaston.

Geschrieben um das Jahr 1389—1391.



1. Von einem starken Mann.

ZUR Zeit, als ich meinen Weg zu dem Grafen von Foix nahm, kam ich in die gute und schöne Stadt Paumiers, und hier verweilte ich, um Gesellschaft zu finden, die nach dem Lande Bearn gehe. Da fand ich in diesen Tagen durch Zufall einen Edelmann des Grafen von Foix, der aus Avignon zurückkam, man nannte ihn Messire Espaing du Lion, er war ein tapfrer Mann, ein kluger und schöner Ritter, und konnte er damals in dem Alter von fünfzig Jahren sein. Ich begab mich in seine Gesellschaft, und waren wir sechs Tage unterwegs, bis wir nach Ortais zu dem Grafen kamen. Indem wir so durchs Land ritten, wenn der genannte Edelmann sein Morgengebet vollendet hatte, vergnügte er sich den größten Teil des Tages damit, sich allerlei Neuigkeiten aus Frankreich von mir erzählen zu lassen, und antwortete er mir auch sehr ausführlich, wenn ich ihn um dieses oder jenes fragte.

Nachdem er mir Alles, was Merkwürdiges hie und da

vorgefallen, so wie wir an den Orten vorbei ritten, erzählt hatte, und auch von dem Kampfe, den Bourg d'Espagne, ein sehr starker Mann und Waffenbruder des Grafen Gaston, gegen die vom Schloße Lourde gestritten, kamen wir auf die Stelle, wo in dieser Fehde zwei Anführer, der Magnat de Lourde und Ernaulton Bisecte, sich einander erschlagen hatten, und war allda ein Kreuz von Stein zum Gedächtnisse der Schlacht errichtet.

„Seht, das ist das Kreuz," sprach Messire Espaing du Lion, und somit stiegen wir ab und beteten Jeder ein Paternoster und ein Ave für die Seelen der hier Erschlagenen. „Bei meiner Treue," sprach ich, als wir weiter ritten, „ich habe Euch sehr gern reden hören; aber heilige Maria, der Bourg d'Espagne, ist er ein so starker Mann, wie Ihr mir gesagt?" „Bei meiner Treu," sprach er, „ja, denn in ganz Gascognien mag man wohl seines Gleichens nicht finden an Stärke der Glieder, und darum hält ihn der Graf von Foix als seinen Gesellen. Und es sind nicht drei Jahre, daß ich ihn ein schön Stückchen habe treiben sehen, das ich Euch erzählen will."

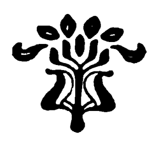
„Es traf sich, daß auf einen Weihnachtstag der Graf von Foix sein großes und reiches Fest mit Rittern und Herrn hielt, wie er es in der Gewohnheit hat, und an diesem Tage war es sehr kalt. Der Graf hatte in seinem Saale gegessen, und mit ihm eine große Menge von Herrn; nach der Mahlzeit verließ er den Saal und begab sich in eine Gallerie, nach welcher man eine breite Treppe von vierundzwanzig Staffeln steigen muß. In dieser Gallerie ist ein Kamin, in welchem man gewohnlich, wenn der Graf sich da aufhält, Feuer macht,



und sonst nicht, und macht man da kleines Feuer, denn er sieht nicht gern großes Feuer. Dort ist es wohl der Ort Holz zu haben, denn ganz Bearn ist voll Wald, und hat er wohl, womit heizen, wenn er will, aber kleines Feuer ist ihm gebräuchlich. Nun fror es sehr stark, und die Luft war sehr kalt; als er in die Gallerie gekommen war, sah er das Feuer, und schien es ihm sehr klein, und sagte er den Rittern, die da waren: „Seht so kleines Feuer für diese Kälte." Ernaulton d'Espagne stieg sogleich die Treppe hinunter, denn durch die Fenster der Gallerie, welche auf den Hof sahen, erblickte er da eine Menge Esel mit Holz beladen, die aus dem Walde für den Hofdienst kamen. Er kam in den Hof und nahm den größten dieser Esel ganz mit Holz beladen auf seinen Nacken sehr leicht, und trug ihn die Treppe hinauf, und machte sich Platz durch die Menge der Ritter und Edelleute, die vor dem Kamine standen, und warf das Holz und den Esel, die Füße in die Höh', in das Kamin auf den Brand, worüber der Graf von Foix große Freude hatte und Alle die da waren; und verwunderten sie sich über die Stärke des Ritters, wie er ganz allein sich so schwer aufgeladen und damit so viele Staffeln gestiegen war." Viele Freude und Ergötzung machten mir die Erzählungen des Messire Espagne du Lion, und schien mir der Weg dadurch nur allzu kurz.

So oft ich ihn aber fragte, woher es doch komme, daß ein so herrlicher Mann, als der Graf von Foix, keinen rechtmäßigen Sohn habe, und warum seine Gemahlin nicht bei ihm lebe, oder um die Art, auf welche sein einziger Sohn gestorben, suchte der Ritter auszuweichen und verschob es stets

auf den andern Tag. Als wir uns nun den letzten Abend der Stadt Morlai näherten, sprach ich zu ihm: „Ihr habet mir viel erzählt, wovon ich nie etwas gehöret, und weil ich es weiß, so werde ich es zum ewigen Gedächtnisse niederschreiben, so Gott will, daß ich zu meinem Lande zurückkehre. Aber noch um Eines möchte ich Euch gerne fragen, wenn Ihr es nicht vor übel nehmt, nämlich durch welchen Zufall der Sohn des Grafen von Foix gestorben ist?" Da ward der Ritter nachdenklich und sprach: „Die Art seines Todes ist zu traurig und will ich Euch nicht davon reden, und wenn Ihr nach Ortais kommt, so werdet Ihr wohl Jemand finden, der es Euch erzählt." Ich tröstete mich bis dahin, und so ritten wir weiter und kamen zum Nachtlager in die Stadt Morlaix.



2. Von dem Grafen von Foix.

DEN andern Tag kamen wir gen Sonnenuntergang nach Ortais, der Ritter stieg bei seiner Wohnung ab und ich in dem Hause zu dem Monde bei einem Stallmeister des Grafen, der sich Arnauton du Pin nannte und mich sehr freudig aufnahm darum, daß ich ein Franzose war. Messire Espaing du Lion ging auf das Schloß und sprach dem Grafen von seinen Geschäften, den er in seiner Gallerie fand, denn zu dieser Stunde ein wenig vorher hatte er zu Mittag gegessen, und die Gewohnheit des Grafen von Foix ist oder war damals so, und hatte er es immer also von Kindheit an gehalten, daß

er gen Mittag aufstand und um Mitternacht zu Nacht aß. Der Ritter sagte ihm, daß ich gekommen sei. Es ward sogleich nach mir geschickt, denn es war oder ist wohl kein Herr auf der Welt, der lieber Fremde sähe oder Neuigkeiten hörte als er.

Als er mich sah, ließ er mir gar wohl anrichten und behielt mich auf seinem Schlosse, wo ich mehr als zwölf Wochen blieb und mein Pferd wohl versorgt, ich auch mit allen andern Dingen trefflich versehen war. Die Annäherung von ihm zu mir war für diesmal, daß ich ein Buch mit mir gebracht hatte, welches ich auf Begehren zur Betrachtung Wenzeslaus von Böheim, Herzogen von Luxemburg und Brabant, gemacht habe, und sind in diesem Buche, das der Meliader heißt, alle die Lieder, Balladen, Rondeaus und Virelais enthalten, die jener kunstreiche Herzog zu seiner Zeit gemacht, und meinen Erfindungen darüber einmischen lassen. Dieses Buch sah der Graf von Foix sehr gern, und alle Nacht nach dem Abendtische las ich ihm daraus vor; aber während ich las, durfte Keiner weder mit ihm sprechen, noch ein Wort sagen, denn er wollte, daß ich wohl verstanden würde, und hatte er auch ein großes Vergnügen Alles deutlich zu vernehmen, und wenn auch irgend eine Sache vorkam, auf welche er einging, sprach er sehr gern mit mir darüber, nicht in seinem Gascognischen, sondern in gutem und schönem Französisch. Nun will ich Einiges von seinem Wesen und seinem Schloß erinnern, denn ich war lang genug dorten, um manches davon wissen zu können.

Der Graf Gaston von Foix, von welchem ich rede, war

zu dieser Zeit ungefähr 59 Jahre alt, und ich sage euch, habe ich zu meiner Zeit gleich viele Ritter, Könige und Prinzen gesehen, so ist mir doch keiner vorgekommen, der von so schönen Gliedern, von so schöner Gestalt, noch von so schönem Wuchs, fröhlichem Angesicht, blutvoll und lachend war. Er hatte grünlichte Augen, die sahen gar liebreich dahin, wo er seinen Blick hinzuwerfen beliebte. In Allem war er so vollkommen, daß man ihn nicht genug loben konnte, er liebte, was er lieben, und haßte, was er hassen sollte.

Ein kluger Ritter war er und von hohem Unternehmen und voll guten Rathes. Nie hatte er einen Zweifelmütigen um sich, er war ein ernster Mann in der Regierung, er betete stehend täglich eine Nocturne des Psalters, eine Hora von unserer lieben Frau, von dem heiligen Geiste, von dem Kreuz und die Vigilia mortis. Alle Tage ließ er fünf Gulden kleiner Münze zu Gottes Lohn und Almosen an seiner Thüre jeglichem Armen verteilen. Er war prächtig und höflich in Gaben, und wußte sehr wohl zu nehmen, wo es sich gehörte, und zu geben eben so. Er liebte die Hunde über alle Thiere und ergötzte sich in den Feldern Sommers und Winters gerne mit der Jagd.

Nie liebte er tolle Verschwendung noch tolle Pracht und wollte alle Monat wissen, was aus dem Seinigen geworden sei. Er nahm aus seinem Land, um die Einnahme zu empfangen und seiner Leute Sold zu ordnen, ansehnliche Männer, und zwar deren zwölfe, und von zwei Monat zu zwei Monat ward er von zweien aus ihnen in seiner Einnahme bedient, die dann mit zwei andern in dem Geschäfte wechselten. Aus

seinem vertrautesten Manne machte er seinen Gegenrechner, dieser nahm von den andern alle Rechnungen auf, und legte dieselben schriftlich dem Grafen wieder ab. In seiner Stube hatte er gewisse Kasten, aus welchen er manchmal Geld nehmen ließ, um es den Edelleuten, Herrn oder Hofdienern zu geben, die zu ihm kommen; denn nie verließ ihn Jemand ohne ein Geschenk, und stets vermehrte er seinen Schatz, um die Zufälle und Schicksale ruhig erwarten zu können, deren er sich vermutete. Er war herablassend und zugänglich Jedermann, und redete freundlich und liebreich mit Allen, kurz war er in seinen Entschlüssen und Antworten. Er hatte vier geistliche Geheimschreiber, Briefe zu schreiben und zu beantworten, und wenn es ihm beliebte, daß diese vier Schreiber sich fertig hielten, sobald er aus seinem Gemache heraustrat, rief er weder Jean noch Gauthier, noch Guillaume, sondern wenn man ihm Briefe brachte und er sie angenommen, rief er sie nur Malmesert (Dienmirschlecht), entweder zum Schreiben, oder für alles andere, was er ihnen befahl. Also wie ich euch sage lebte der Graf von Foix.

Und wenn er aus seiner Stube um Mitternacht in seinen Saal zum Nachtmahle kam, so trugen zwölf Diener zwölf brennende Fackeln vor ihm her, und diese zwölf Fackeln blieben um seinen Tisch herum, welches in dem Saal eine große Helle verursachte. Dieser Saal war angefüllt mit Rittern und Hofleuten, und stets waren eine Menge Tische gedeckt, zu essen für die, die essen wollten. Keiner sprach zu ihm während der Tafel, wenn er ihn nicht darum anredete. Er aß gewöhnlich eine Menge Geflügel, und besonders die Flügel und

Schenkel allein, und den übrigen Tag aß er und trank er wenig. Große Freude empfing er an den Tönen der Harfenschläger, denn er verstand sich wohl darauf. Gern ließ er seine Schreiber Lieder, Rondeaus und Virelais singen; er saß zu Tisch ungefähr zwei Stunden, auch sah er gern allerlei wunderbare Zwischenspiele, und schickte sie, sobald er sie gesehen, zu den Tischen der Ritter und Hofdiener. Kurz, an so vielen Höfen von Königen, Herzogen, Prinzen, Grafen und hohen Damen ich auch war, gefiel es mir nirgend so wohl, und fand ich nirgend ritterliche Sitte so wohl bestehend. Man sah in dem Gemache, in dem Saal und Hof Ritter und Ehrendiener auf und ab wandeln, und hörte man sie von Waffen und Liebe sprechen, und alle Ehre ward darin gefunden. Was nur irgend neues in einem Land oder Königreich vorgefallen, mochte man da wohl vernehmen, denn von überall trafen hier der Würde des Herrns wegen die Nachrichten ein. Da hörte ich den größten Teil aller Kriegshandlungen aus Spanien, Portugal, Arragon, Navarra, England, Schottland und von den Grenzen Languedocs, denn während meinem Aufenthalte sah ich da Boten und Ritter von allen Nationen anlangen, die mich gern unterrichteten, wie auch der Graf selbst, der mir oft davon sprach. Sehr gern hätte ich gefragt, da ich den Hof des Grafen so prächtig und im Ueberflusse fand, was aus Gaston, seinem Sohne, geworden, und wie er gestorben sei; denn Messire Espaing du Lion hatte es mir sagen wollen, und erhielt endlich, daß ein alter Hofmann, ein sehr ansehnlicher Mann, mir es sagte. Er begann auch seine Erzählung folgendermaßen:

3. Von dem traurigen Tode des Kindes von Foix.

Es ist wahr, daß der Graf von Foix und Madame de Foix, seine Gemahlin, nicht wohl einverstanden sind, noch es je lange gewesen, und rührt das Mißverständnis unter ihnen von dem Könige von Navarra her, welcher der Bruder dieser Dame war, denn dieser wollte den Seigneur d'Albret, den der Graf von Foix gefangen hielt, um die Summe von 50000 Franken auslösen. Der Graf, welcher den König von Navarra als falsch und hinterlistig kannte, wollte ihm diese Summe nicht borgen, worüber die Gräfin sehr unwillig gegen ihren Gemahl wurde, und sagte sie zu ihm: „Mein Herr und Gemahl, ihr traget wenige Achtung zu meinem Herrn Bruder, wenn ihr ihm nicht 50000 Livres borgen wollt, auch wißt ihr, daß ihr mir mein Witwengeld von 50000 Franken anweisen, und sie zu den Händen meines Herrn Bruders stellen müßt, also könnet ihr nie übel bezahlt werden."

„Ihr sagt die Wahrheit," sprach er, „aber wenn ich sorgte, der König von Navarra solle die Zahlung verschieben, nie würde mir der Sire d'Albret von Ortais wegkommen, bis ich zu dem letzten Heller bezahlt wäre. Doch weil ihr mich darum bittet, so will ich es thun, nicht aus Liebe zu euch, sondern aus Liebe zu meinem Sohn."

Auf dieses sein Wort und das Handschreiben des Königs von Navarra, der sich für ihn verschuldete, ward Sire d'Albret frei, verheiratete sich mit der Schwester des Herzogs von Bourbon, und bezahlte dem König von Navarra die 50000 Livres, für die er sich verpflichtet hatte. Aber dieser schickte

sie keineswegs dem Grafen. Da sagte der Graf zu seiner Gemahlin: „Bei Gott! ihr müßt nach Navarra zu euerm Bruder gehen und ihm sagen, daß ich sehr unzufrieden mit ihm bin, wenn er mir nicht sendet, was er mir schuldig ist." Die Dame antwortete: „daß sie sehr gern gehen würde," und reiste von dem Grafen mit dem Ihrigen ab, und kam nach Pampeluna zu ihrem Bruder, der sie fröhlich empfing. Da sie aber bei dem Könige nichts ausrichten konnte, wagte sie es auch nicht zurückzukehren, denn sie kannte die wilde Gesinnung ihres Gemahles, wenn er irgend ein Unmut gefaßt. So blieb es. ¶ Gaston, der Sohn meines Herrn, wuchs heran und ward ein schönes Kind, und wurde er mit der Tochter des Grafen d'Armagnac versprochen. Der Jüngling mochte fünfzehn bis sechszehn Jahre haben, aber er war ein sehr schöner Ritter und sah an allen Gliedern seinem Vater ähnlich. Ihm kam der Wunsch nach Navarra zu gehen, seine Mutter und Oheim zu besuchen, das war wohl zum Unglücke seiner und dieses Landes. Man bewirtete ihn wohl in Navarra und blieb er eine Zeitlang mit seiner Mutter, dann nahm er Abschied, konnte sie aber mit keiner Rede bewegen, ihn nach Foix zu begleiten, denn als sie ihn fragte, ob sein Vater ihm aufgetragen sie zurückzubringen, mußte er ihr wohl sagen, daß davon keine Rede gewesen sei. Also blieb sie zurück, und er begab sich nach Pampeluna, sich seinem Onkel zu empfehlen. Der König hielt ihn sehr gut über zehn Tage lang, und machte ihm und seinen Leuten schöne Geschenke. Das letzte Geschenk aber, das der König von Navarra ihm machte, das war der Tod des Kindes, und nun hört wie und warum.

❧ Als die Zeit kam, daß er abreise, nahm ihn der König in seine Stube allein, und gab ihm ein Beutelchen voll Pulver, und es war keine lebendige Creatur, die nicht von dem Anrühren oder Essen dieses Pulvers ohne alle Hilfe hätte sterben müssen.

❧ „Gaston," sagte der König, „schöner Neffe, Ihr sollt thun, was ich euch sage. Ihr seht, wie der Graf von Foix mit Unrecht Eure Mutter, meine Schwester, höchlich haßt, was mir sehr mißfällt, und das muß es Euch auch thun. Vor Allem, um die Sache gut zu machen, und daß Eure Mutter sich wieder wohl mit eurem Vater befinde, so müsset Ihr eine Messerspitze dieses Pulvers bei Gelegenheit auf das Fleisch, welches Euer Vater ißt, streuen, aber hütet Euch, daß Euch Niemand sehe, und sobald er davon gegessen, wird er kein anderes Verlangen haben, als Eure Mutter, seine Gattin, bei sich zu sehen, und werden sie sich sodann dermaßen lieben, daß sie sich nie mehr trennen wollen. Alles das müßt Ihr nun sehr wünschen, aber hütet Euch, nur irgend Jemand etwas davon zu vertrauen, sonst kommt Ihr um Euren Anschlag."

❧ Das Kind, welches Alles glaubte, was der König, sein Onkel, ihm gesagt, antwortete und sprach: „Gar gern."

❧ Nun verließ er Pampeluna, und kam nach Ortais zurück. Der Graf, sein Vater, empfing ihn freudig, fragte ihn um Neuigkeiten aus Navarra und um Geschenke und Kleinodien, die man ihm gegeben. Dieser sagte, „sehr viele Geschenke," und zeigte sie ihm alle, außer dem Beutlein, worin das Pulver war. Nun war es aber in dem Schlosse von Foix gewöhnlich, daß Gaston und Ivain, sein natürlicher

Bruder, in einer Stube schliefen, und liebten sie sich, wie junge Brüder es thun, und kleideten sie sich in die nämlichen Wämser und Kleider, denn sie waren ungefähr von einer Größe und einem Alter, und kam es, daß sich einstens, wie bei Kindern wohl geschieht, ihre Kleider vermischten, und die Jacke des Gaston kam auf Jvain's Bett, und dieser, der schlau genug war, fühlte das Pulver in dem Beutlein, und fragte Gaston: „Was ist das, das du immer auf deiner Brust trägst?“ Gaston ward dieser Worte nicht froh und sprach: „Jvain, gib mir meinen Wamms wieder, du hast nichts mit ihm zu thun.“ Jvain warf ihm seinen Wamms zu, Gaston legte ihn an und war den ganzen Tag nachdenklicher als je. ☙ Nun traf es sich drei Tage nachher, da Gott der Herr den Grafen von Foix retten und behüten wollte, daß Gaston sich über seinen Bruder im Ballspiel erzürnte, und ihm einen Backenstreich gab. Der Knabe, darüber erbittert, trat ganz weinend in die Stube seines Vaters, und fand ihn zur Stunde, da er eben die Messe gehört hatte. Da der Graf ihn weinen sah, sprach er: „Jvain, was fehlt dir?“ „Daß sich Gott erbarm, mein Herr,“ sagte er, „Gaston hat mich geschlagen, aber es ist wohl eben so viel oder wohl mehr an ihm zu schlagen, als an mir.“ „Warum?“ sprach der Graf, der sogleich in den Verdacht einging. „Mein Treu,“ sagt er, „Herr, seitdem er von Navarra zurück gekommen, trägt er stets auf seiner Brust ein Beutlein ganz voll Pulver, aber ich weiß nicht, wozu mans braucht, oder was er mit machen will, nur, daß er mir ein oder zweimal gesagt, seine Frau Mutter werde bald wieder in Eurer Gnade stehen, und viel höher als sie

jemals darin gestanden.“ „Ha!“ sagte der Graf von Foix, „schweig still, und hüte dich wohl, irgend einem lebendigen Menschen hievon weiter ein Wort zu sagen.“ „Mein Herr,“ sagte das Kind, „das will ich gern thun.“

Nun ward der Graf von Foix ganz nachdenklich und bedeckte sein Haupt bis zur Stunde des Mittagsmahls, und wusch sich und setzte sich wie an den andern Tagen in seinen Saal zur Tafel, Gaston, sein Sohn, hatte das Amt, ihn mit allen seinen Gerichten zu bedienen, und all seine Fleischspeisen vor ihm zu kosten; sobald er seine erste Schüssel vor den Grafen gesetzt und gethan hatte, was er sollte, warf der Graf, seiner Sache ganz versichert, seine Augen auf ihn, da sah er die Quasten des Beutleins an der Jacke seines Sohnes, sein Blut ward erregt und sprach er: „Gaston tritt näher, ich will dir etwas ins Ohr sagen.“ Das Kind näherte sich zu dem Tische, nun öffnete ihm der Graf den Busen, that seine Jacke auseinander, nahm sein Messer und schnitt ihm das Beutlein ab. Das Kind war ganz erschrocken und gab keinen Laut von sich, aber ward gar bleich unter seinen Augen vor Furcht und begann sehr stark zu zittern, denn es fühlte sich schuldig.

Der Graf öffnete das Beutlein und streute ein wenig des Pulvers auf ein Stück Brod, rief einen Hund und gab es ihm zu fressen; sobald der Hund den ersten Bissen verschluckt, verdrehte er die Augen und starb. Als der Graf dies gesehen, ward er gar erzürnt und hatte wohl Ursach und stand vom Tisch auf, nahm sein Messer und wollte es nach seinem Sohne werfen, aber die Ritter und Hofdiener sprangen ihm in den Weg und sprachen: „Herr, um Gotteswillen, über=

eilt euch nicht und unterrichtet euch zuvor von der Sache, ehe Ihr Eurem Sohne übels thut.“ Und das erste Wort, was der Graf sagte, sprach er in seiner gascognischen Mundart: „Ha, Gaston, Verräter, um dich und dein Erbe zu vergrößern, habe ich Krieg gehabt und Haß gegen den König von Frankreich, von England, von Spanien, von Navarra und von Arragon, und gegen sie habe ich mich gut gehalten und tapfer, und du willst mich nun ermorden, das kommt dir aus verfluchtem Blut und aus böser Natur, wisse, darum sollst du sterben, nun, nun!“ Da sprang er über den Tisch mit dem Messer in der Hand und wollte ihn töten, aber die Ritter und Hofdiener warfen sich ihm zu Füßen und weinten vor ihm und sagten: „Ach, unser Herr, um Gotteswillen tötet nicht Gaston, Ihr würdet kein Kind mehr haben, laßt ihn gefangen setzen und unterrichtet Euch von der Sache, denn vielleicht wußte er nicht, was er trug, und hat keine Schuld an dieser Schandthat.“

„Nun, dann,“ sagte der Graf, „setzt mir ihn in den Thurm und bewacht ihn so, daß ihr mir für ihn gut steht.“ Da ward das Kind von Stund an in den Thurm gesetzt. Der Graf ließ nun eine Menge von Jenen, die seinen Sohn bedienten, gefangen nehmen, aber er fing sie nicht Alle, denn Viele entflohen, so auch ist der Bischof de Lescalle noch außer Landes, der mit im Verdachte stand, wie Andere mehr. Aber er ließ ihrer wohl an Fünfzehn sehr schrecklich ermorden, die Ursache davon war, daß sie seines Kindes Heimlichkeit hätten wissen und ihm hätten sagen sollen: „Unser Herr Gaston trägt ein Beutlein auf seiner Brust, der und der Art, aber davon

thaten sie nichts, und darum starben sie schrecklich, und es war wohl ein Jammer um mehrere dieser Hofleute, denn in ganz Gascognien waren keine so wohl versehen, als diese es gewesen, denn immer war der Graf von Foix von guter Dienerschaft umgeben.

Gar sehr nahm sich der Graf diese Sache zu Herzen, und zeigte es wohl, denn er ließ eines Tages alle Edelleute und alle Prälaten von Foix und Bearn und alle ansehnliche Leute dieses Landes zusammen rufen gen Ortais, und als sie gekommen waren, erklärte er ihnen, warum er sie gerufen und wie er seinen Sohn in solcher Schuld und so großem Verbrechen befunden habe, daß es sein Entschluß sei, daß er sterbe und daß er den Tod verdienet. Alles Volk antwortete auf diese Rede einstimmig: „Herr, haltet uns zu Gnaden, wir wollen nicht, daß Gaston sterbe, er ist Euer Erbe, und Ihr habt keinen mehr!" Als der Graf sein Volk für seinen Sohn bitten hörte, bezähmte er sich ein wenig und entschloß sich, ihn mit Gefängnis zu strafen, er wollte ihn zwei oder drei Monate inne halten, und ihn dann auf zwei oder drei Jahre irgend auf Reisen schicken, bis er seine That vergessen und das Kind zu besserem Verstand und heller Einsicht gekommen sei. So gab er seinem Volke den Abschied, aber die aus der Grafschaft von Foix wollten nicht eher aus Ortais ziehen, bis der Graf ihnen verspreche, daß Gaston nicht sterben würde, also liebten sie das Kind. Da er ihnen dieses zugesagt, verließen diese Leute aller Art die Stadt und blieb Gaston zu Ortais gefangen.

Diese Sache verbreitete sich an mehreren Orten und auch

nach Avignon, wo damals sich Papst Gregor XI. aufhielt. Er schickte sogleich den Kardinal von Amiens als Legat nach Bearn, aber dieser war kaum nach Bessieres gekommen, als er die Nachricht erhielt, daß es ihm nicht Not thue, nach Bearn zu gehen, denn Gaston, der Sohn des Grafen von Foix, sei tot. Nun will ich Euch sagen, wie er gestorben ist, weil ich nun einmal schon so viel davon geredet. Der Graf hielt ihn in einem Gemache des Thurmes von Ortais gefangen, wo wenig Licht hineinfiel, und war er da zehn Tage. Wenig trank er und aß er, denn er wollte nicht, so viel Speise und Trank man ihm auch täglich brachte, und wenn das Fleisch kam, so schob er es bei Seite und wollte es nicht essen, und Einige wollen sagen, daß man alle die Speisen, die man ihm gebracht, unversehrt gefunden, und es sei ein Wunder, wie er so lang habe leben können aus vielerlei Ursachen. Der Graf ließ ihn dort ohne irgend eine Wache, die bei ihm in der Stube gewesen wäre und ihm geraten und ihn getröstet hätte, und blieb das Kind stets in denselben Kleidern, wie er hineingekommen, und so ward er gar traurig und tiefsinnig, denn er war das nicht gewohnt. Auch verfluchte er die Stunde, in der er empfangen und geboren worden, um zu solchem Ende zu kommen.

❧ Den Tag seines Todes brachten die, welche ihn bedienten, ihm das Fleisch und sagten: „Gaston sehet, hier ist Fleisch für Euch." Gaston achtete nicht darauf und sprach: „Stellet es hin." Da sah der Diener in dem Gefängnisse alle das Fleisch, welches er ihm in den vorigen Tagen gebracht, hie und da versteckt, darum schloß er die Stube und kam vor

den Grafen von Foix und sprach: „Herr, um Gotteswillen gebt acht auf Euren Sohn, denn er verhungert sich in dem Gefängnisse, wo er liegt, und glaube ich, daß er noch nicht gegessen seit er darinnen, denn ich habe Alles, was ich ihm noch gebracht, bei Seite geworfen gefunden." Ueber diese Rede erzürnte der Graf und ging ohne ein Wort zu sagen aus der Stube, und kam zu dem Gefängnisse, wo sein Sohn lag, und hatte zum Unglück ein kleines Messerlein in der Hand, womit er sich seine Nägel schnitt und reinigte, er ließ die Thüre des Gefängnisses öffnen und kam zu seinem Sohn und hielt die Klinge des Messers so nahe an der Spitze, daß er nicht mehr als die Dicke eines Silbergroschen davon außer den Fingern hervorstehen hatte. Zum Unglück, als er diese kleine Spitze in den Hals seines Sohnes stieß, verletzte er ihm, ich weiß nicht was für eine Ader, und sagte: „Ha, Verräter, warum ißt du nicht? Und hierauf begab sich der Graf sogleich hinweg, ohne weiter etwas zu sagen und zu thun, und kehrte in seine Stube zurück.

Das Kind war erschrocken und erschüttert durch die Ankunft seines Vaters, auch war er gar schwach durch Fasten, und da er die Spitze des Messers sah oder fühlte, die ihn, so klein sie auch war, in den Hals verwundete, aber es war in eine Ader, so wendete er sich zur Seite und starb. Der Graf war kaum zu seiner Stube zurückgekehrt, als ihm der Diener seines Sohnes die Nachricht brachte, und ihm sagte: „Mein Herr, Gaston ist tot!" — „Tot?" sagte der Graf. — „So wahr als Gott lebt, Herr!" Der Graf wollte es nicht glauben und sendete einen seiner Edelleute hin, der an seiner Seite

war; der Ritter kam zurück und sagte, daß er wirklich tot sei. Da ward nun der Graf von Foix höchlich erschüttert, und bejammerte seinen Sohn gar sehr und sagte: „Ha, Gaston, welch elend Geschick ist hier dir und mir, zu böser Stunde gingst du nach Navarra, deine Mutter zu sehn. Nie mehr werde ich solche Fröhlichkeit empfinden, als ich sonst wohl empfangen. Dann ließ er seinen Bader kommen, und ließ sich sein Haar abscheeren, und kleidete sich in schwarz, und alle die seines Hauses, und ward der Leichnam des Kindes unter Thränen und Geschrei zu den Minoritenbrüdern zu Ortais getragen und dort begraben. Und so wie ich Euch von dem Tod erzählt habe, so hat Gaston de Foix durch seinen Vater den Tod erlitten, aber der König von Navarra hat ihn ermordet!"

Die traurige Geschichte von dem Tode dieses Sohnes des Grafen zu hören, zog ich mir sehr zu Herzen, und beklagte ihn gar sehr aus Liebe zu dem trefflichen Grafen, seinem Vater, den ich von so hoher Gesinnung, so edel, freigebig und höflich erfunden hatte, und auch aus Liebe zu dem Lande, das durch den Mangel eines Erben sehr betrübt war, und nahm ich nun Abschied von diesem Edelmann, und dankte ihm, daß er mir also gefällig die Sache erzählt habe. Schluß folgt.



An Hans Thoma.

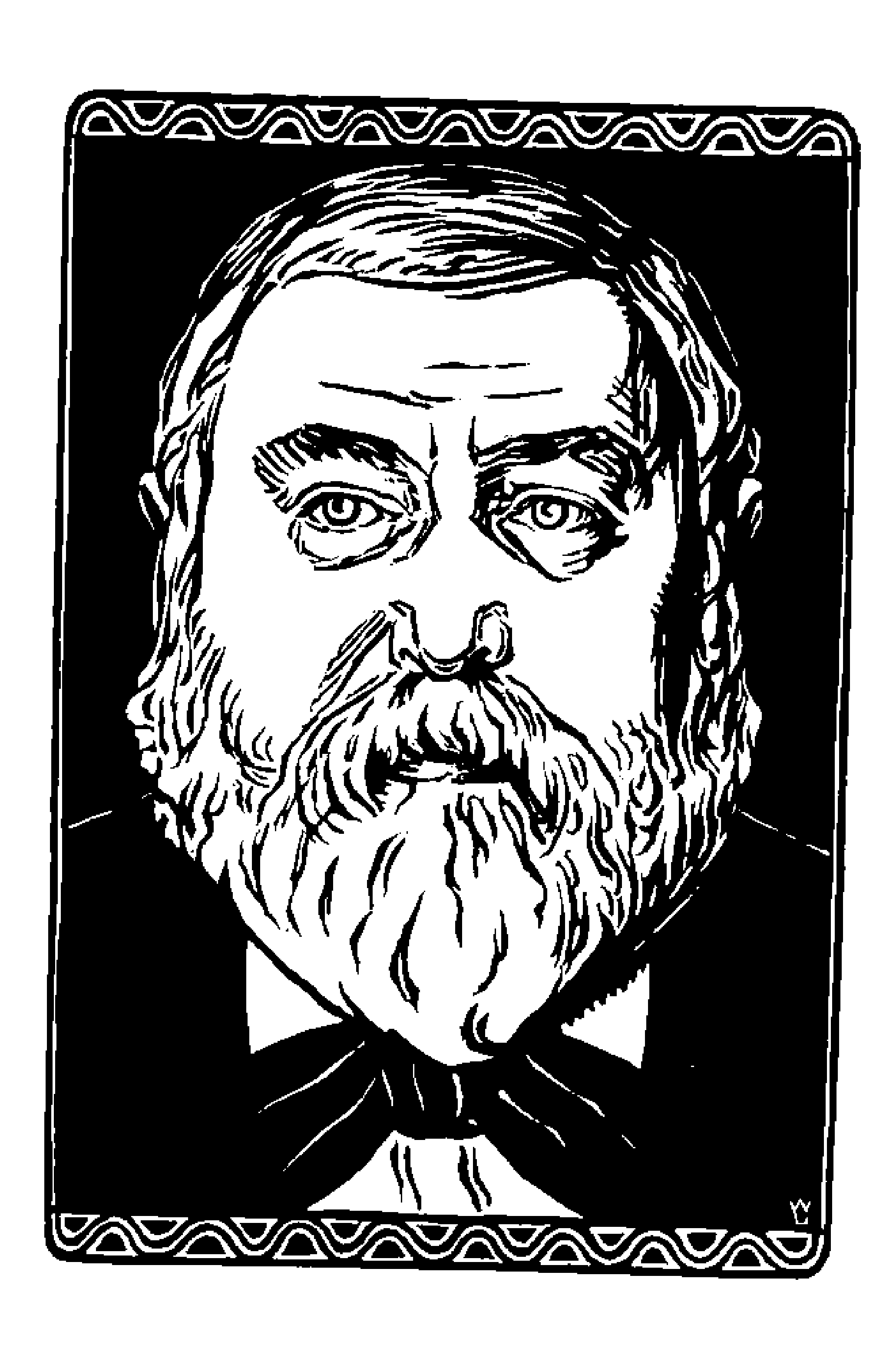
Wie lange hast Du warten müssen:
Die altbekannte deutsche Zeit;
Nun ist Dein Gloria erklungen
Und klingt bis in die Ewigkeit.

Nie hat Dich Ungeduld gefoltert,
Du maltest fort in guter Ruh,
Jetzt endlich hat Dein Volk begriffen,
Wer Du ihm bist, und jauchzt Dir zu.

Wer Du ihm bist? Sein deutscher Maler.
Die Liebe hat sich Dir gesellt,
Und dankbar beugen wir die Kniee
Vor Dir, Du stiller, treuer Held.

Detlev von Liliencron.





Wiegen.

Ich will nicht viel mehr machen,
Als noch ein wenig wachen;
Es ist so schön, allein
Noch wach und reg zu sein.
Ich kann ja halb schon liegen
Und bis zum Schlaf mich wiegen,
Schon in den Traum hinein.



Träume.

Verworrene Träume schnellten
Durch meinen Schlaf, vergällten
Mir also diesen Schlaf.

Nun können die Gestalten
Der Nacht sich nicht mehr halten,
Da sie der Morgen traf.

Wie trüb auch dieser Morgen,
Es drängen schon die Sorgen
Des Tags sie aus dem Tag,

Der mir vor allen Dingen
Beruhigung wird bringen,
Was er auch bringen mag.

Beruhigung.

Seit ich mich der Zeit ergeben,
Spür ich etwas in mir leben,
Warme wundervolle Ruh.

Seit ich scherze unumwunden
Mit den Tagen, mit den Stunden,
Schließen meine Klagen zu.

Und ich bin der Bürd entladen,
Meiner Schulden, die mir schaden
Durch ein unverblümtes Wort.

Zeit ist Zeit, sie mag entschlafen:
Immer findet sie als braven
Menschen mich am alten Ort.



Es kommt mich Lachen
Und Lächeln an.
Was liegt daran?
Doch das sind so Sachen.

Robert Walser.

Anmerkungen.

VNTER dieser Rubrik werden wir, ohne uns von vorneherein irgendwie verpflichtende Grenzen zu ziehen, Bemerkungen und Anzeigen bringen, deren Gegenstand Erscheinungen des Kunst- und Büchermarktes bilden sollen.

Möge es uns zuerst vergönnt sein, über das Unternehmen einiges vorzubringen, von dem die vorliegende Zeitschrift nur ein Bruchstück bildet.

Als die Herausgeber sich zusammenthaten, hatten sie im Sinne, es nicht bei der Herausgabe einer Monatsschrift bewenden zu lassen, und wie schon das angeschlossene Mappenwerk zeigt, suchten sie sich durch manigfaltigere Veröffentlichungen einen weiteren und günstigeren Wirkungskreis. Ihre Absicht: die Förderung künstlerischer Bestrebungen — zunächst auf graphischem Gebiete, suchen sie auch dadurch zu erreichen, daß sie neben den periodisch erscheinenden Publikationen Bücher und Kunstmappen im Verlage der Insel veröffentlichen. Sie sind in der glücklichen Lage, die Auswahl ihrer Publikationen nach künstlerischen Gesichtspunkten treffen zu können, und so werden sie für jene ebenso wie für die vorliegende Zeitschrift eine Verbindung litterarisch wertvollen Inhalts mit einer sorgsam durchdachten und, soweit es in ihren Kräften steht, geschmackvollen Ausstattung durchführen.

❧ Während nun in Dingen der Buchausstattung ein direktes Zurückgreifen auf alte Vorbilder als ein unangebrachter Archaismus zu brandmarken wäre, ist in litterarischen Dingen ein Wiederhervorrufen alter, sei es infolge ungünstiger Schicksale, sei es infolge der Verständnislosigkeit von Menschenaltern wenig gekannter oder fast vergessener Kunstwerke, — sofern sie ein solches Vorgehen durch ihren Wert rechtfertigen — nicht ohne Verdienst. Denn während in Sachen der bildenden — vor allem der dekorativen — Kunst das formale Bedürfnis sich mit den Zeiten ändert und ändert, ist einerseits das Geistige, das in litterarischen Produktionen bedeutend mehr hervortritt und gewürdigt werden will als in Produkten bildender Kunst, durch alle Zeiten hindurch in seinem Vorrat an Ideen, ursprünglichen Erfahrungen und Begriffen invariabel, und sind andrerseits die poetischen Kunstformen nicht so eng mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens verbunden und demnach einfacher, abgemessener — weniger veränderlich. ❧❧❧❧

❧ Erwägungen dieser Art waren für uns der Anlaß nicht nur in unserer Zeitschrift alte Schriftwerke abzudrucken, sondern auch Neudrucke verschiedener älterer Bücher zu veranstalten; und zwar beginnen wir diese Ausgaben, die wir in zwei Serien teilen, mit der Novelle und dem Märchen von Goethe in einem Bande, und dem Merlin von Immermann. Die eine Serie, die wir nach dem ersten Bande die Novellen-Ausgabe nennen wollen, wird Werke in Prosa-Form, die andre, die Merlin-Ausgabe, Werke in rhythmischer Form bringen. Die Bände werden ein mittleres Format haben und bei möglichst niedrigem Preise vornehm

und sorgfältig ausgestattet sein. Die beiden ersten Bände dieser Serien gelangen in allernächster Zeit in den Handel und wir werden in der zweiten Nummer der Insel darauf zurückkommen.

Von den drei Publikationen neuerer Werke, die zugleich mit der ersten Nummer der Insel in den Handel kommen sind zwei *Unmut, ein Buch Gesänge* von *R. A. Schröder* und *Die Fischer und andere Gedichte* von *A. W. Heymel* Erstlingswerke der Verfasser. Da diese mit an der Herausgabe der Insel thätig sind halten wir eine Besprechung der beiden Werke, von denen übrigens Prospekte beiliegen, an dieser Stelle für unthunlich und möchten uns nur den Hinweis erlauben, daß die Ausstattung beider Bücher ein gewisses Interesse der Bücherfreunde für sich beansprucht.

Letzteres gilt auch von der dritten Veröffentlichung, auf die wir hier des näheren eingehen möchten. — Wir meinen die Gedichte des Worpsweder Malers Heinrich Vogeler. Der — auch besonders durch seine illustrativen und buchkünstlerischen Arbeiten bekannte — Verfasser hat die Ausstattung seines Buches durch eine Menge von Zeichnungen und durch Entwürfe für Vorsatz und Umschlagpapier selbst besorgt und hat außerdem seine Gedichte eigenhändig geschrieben. Sie wurden zugleich mit den zugehörigen Zeichnungen zur Faksimile-Wiedergabe geätzt.

Wenn es nun überhaupt wünschenswert ist, daß bei der Herstellung eines Buches der Schriftsteller und der bildende

Künstler Hand in Hand gehen und so eine gewisse Intimität der Beziehungen zwischen dem litterarischen Inhalt und der Ausstattung erreichen, so ist, wo beide in einer Person sich vereinigen, die größte Möglichkeit dafür gegeben. Hier nun besonders tritt diese Intimität der Beziehungen zu Tage, da der Künstler bei der Ausführung seiner Absichten nicht an ein formales Zusammengehen mit irgend einer Type gebunden war, sondern durch seine Handschrift auch den typographischen Teil seines Buches ganz in seinem Sinne gestalten konnte. Daß Vogeler diese verhältnismäßige Ungebundenheit auch mit Bezug darauf ausnutzte, daß er seinen Zeichnungen bei allem Zusammenhang mit der Schrift einen mehr illustrativ-poetischen Charakter gab, als er bei einem gedruckten Buch hätte wagen dürfen, ist bei einem Künstler, dessen Vorliebe und Talent überhaupt mehr nach jener Seite als nach der Seite des Theoretisch-Konstruktiven hinneigen, wohl erklärlich und dankenswert.



Die Art der Ausstattung und das Format, sowie der Preis des Buches sind aus dem einliegenden Prospekt ersichtlich. — Wir geben an dieser Stelle zwei kleine Zeichnungen wieder, die vielleicht geeignet sein dürften, das Interesse der Leser auf diese Veröffentlichung zu lenken.

Im Anschluß hieran dürfen wir wohl schon jetzt zur Kenntnis



bringen, daß zu Weihnachten eine Mappe Radierungen des genannten Künstlers, die unter dem Titel „An den Frühling" zehn kleine sehr intim durchgeführte Blätter enthält, im Verlage der Insel erscheinen wird. Wir sind versichert, daß Vogeler mit diesen Radierungen, über die wir in der nächsten Nummer ausführlicher berichten werden, sich zu seinen alten Freunden und Bewunderern viele neue hinzu erwerben wird.

Wir bedauern außerordentlich, daß infolge von technischen Schwierigkeiten die erste Lieferung des Mappenwerkes erst zum November fertig gestellt werden kann. Von da an werden jedoch die Lieferungen in regelmäßiger Reihenfolge, wie durch den Prospekt festgelegt, erscheinen.

Der Originaldruck des Neujahrswunschblattes, das wir in diesem Hefte bringen, befindet sich gleich dem eines andern, mit der Hand kolorierten, das wir in der ersten Insel-Mappe geben, in der Pariser Bibliothèque nationale. Wir fanden die beiden Blätter in der schönen Publikation von Paul

Heitz: „Neujahrswünsche des XV. Jahrhunderts. Mit 43 Abbildungen in Originalgröße, wovon vierzehn auf Papier des XV. Jahrhunderts und zehnfarbig. Straßburg bei J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) 1899." Diese Firma hat auch den Druck unseres Mappenblattes auf altem Büttenpapier und die Handkolorierung nach dem Pariser Originaldruck besorgt. ~ Die Heitzsche Sammlung enthält für den Freund alter Holzschneidekunst viel Schönes und Interessantes; sie verdient aber besonders auch das Interesse unsrer modernen Graphiker, die das erfreuliche Streben bekunden, ihre Kunst in den Dienst des Lebens zu stellen. Sie finden hier ein neues Gebiet sich zu bethätigen, indem sie durch Schaffung wirklich künstlerischer Neujahrskarten dazu beitragen, daß mit dem Wust der abscheulichen Industrieerzeugnisse aufgeräumt werde, die jedes neue Jahr recht unerquicklich einleiten. Ein Anfang dazu ist von E. R. Weiß gemacht, von dem für Neujahr 1900 eine Reihe sehr hübscher Gratulationskarten in den Handel kommen wird.



Ellen Key: Essays. (Berlin bei S. Fischer.)

~ Ein Buch sub specie futuri, und das will hier sagen: ein Buch, das nicht blos in die Zukunft schaut, sondern auch Zukunft verbürgt; denn Ideale so klar erfaßt, so schön aus dem Bestehenden entwickelt, so froh und sicher vertreten, haben

alle Aussicht, Wahrheiten zu werden. Ellen Key ist unter den Frauen, die heute mit der Lehr-Feder für ihre Ideale eintreten, ohne Zweifel die gedankenreichste und erleuchteste; sie ist aber auch die eigentlich weiblichste unter ihnen, wenn wir als weiblich das Friedliche, Versöhnende, Gütige begreifen: das Liebende und Mütterliche kurz gesagt. Sie schwingt nicht den Tomahawk der Frauen-Emanzipation, und dieses Wort vermeidet man überhaupt besser, wenn man von ihr spricht. Denn sie hat durchaus nicht blos die Zukunft der Frau im Auge, sondern die Zukunft der Menschheit. Daß die Kultur endlich Wahrheit werde, ist ihr Wunsch, ihr Trieb, ihre glühende und leuchtende Sehnsucht. Ein wundervolles Schauspiel, wie diese Frau ihre Wahrheiten bekennt und verkündet. Sie selbst drückt einmal bündig aus, worum der Kampf im Grunde geht: „für den tiefsten aller Gedanken, Spinozas Gedanken, daß ‚Freude Vollkommenheit ist'." O. J. B.



Wiener Theater (1892—1898) von Hermann Bahr (Berlin bei S. Fischer.)

Hermann Bahr ist der beste Künstler-Pädagoge, den wir im Gebiete der deutschen Kunst haben. Keinem stehen so wie ihm alle Gaben zu Gebote, die Einer braucht, der Bewegung schaffen und als Kulturbildner wirken will. Die Beweglichkeit seines Geistes ist so außerordentlich, daß er unter Deut-

schen deswegen Mißfallen erregt hat; die Kunst seiner Sprache hält dieser Beweglichkeit die Wage; seine Art, zu überzeugen, zu belehren, schmeckt so wenig nach dem Katheder, das die deutsche Gelehrtenrepublik durchaus nur ein Schütteln des Kopfes dafür haben kann, während man im Lager der Kunst sehr glücklich darüber ist, an einem Lehrenden Grazie wahrnehmen zu können; sein Instinkt für das Künstlerische und für Das, was gerade unsrer Zeit an Kunst not thut, ist von einer unfehlbaren Sicherheit. Sein Lieblingsgebiet ist das Theater, sein Streben geht, wie man wohl annehmen darf, darauf hinaus, einmal der Leiter einer großen Wiener Schauspielbühne zu sein. Er wird dies Ziel sicherlich erreichen, und die Theaterstadt Wien wird sich dazu gratulieren dürfen. Einstweilen verfolgt er das Wiener Theaterleben als sein umfassendster Kritiker. Welche Gestalt die Kritik in solchen Händen annimmt, wie sie selber zum schöpferischen Kunstwerk wird, das mag man in dem hier angezeigten Buche erkennen, in dem man gleichzeitig verfolgen kann, wie Bahr, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „von unsicheren, aber desto heftigeren Forderungen einer recht vagen Schönheit nach und nach doch zu einer reifen Ansicht der dramatischen Kunst gekommen" ist.

O. J. B.



Soeben gelangt der erste Band der bei Eugen Diederichs in Leipzig erscheinenden Monographien zur deutschen

Kulturgeschichte in den Handel. Man hat diese äußerst dankenswerte Publikation schon längst mit Interesse erwartet; und wir möchten hier nur kurz bemerken, daß der erste Band (Der Soldat in der deutschen Vergangenheit von Georg Liebe) sowohl textlich als auch ganz besonders in illustrativer Hinsicht und in Bezug auf seine geschmackvolle Ausstattung und seinen niedrigen Preis allen nur denkbaren Anforderungen entspricht. Wir behalten uns eine nähere Besprechung des schönen Werkes für die zweite Nummer der Insel vor.



Die Insel. 1. Jahrgang. 1. Quartal. Nr. 1. Oktober 1899.
Verantwortlicher Redakteur: A. W. Heymel, München.



Aus den Briefen des Abbé Galiani von Franz Blei.

An Mad. d'Epinay, 31. 5. 77.

Die Tugend der Fürsten ist wie das Vergnügen einer Jungfernschaft; die Vorstellung davon ist schöner als ihr Genuß.

An Mad. d'Epinay, 2. 2. 71.

„Ich soll Ihnen sagen, was eine Frau lernen soll? Sie soll ihre Phantasie kultivieren. Denn das wahre Verdienst der Frauen ist, daß sie mehr Originalität als die Männer besitzen; sie sind weniger gekünstelt, weniger verdorben, weniger vom Natürlichen entfernt und darum liebenswürdig. In Bezug auf die Moral meine ich, daß sie die Männer, nie die Frauen studieren sollen, alle Lächerlichkeiten der Männer kennen sollen, niemals die der Frauen."

An Mad. d'Epinay, 10. 8. 76.

„Habe ich es Ihnen nicht gesagt? die Langeweile macht dick. Seitdem Ihre Freunde gestorben oder verreist sind, seit Sie ganz allein sind, platzen Sie vor Gesundheit. Stellen Sie sich danach vor, wie dick erst ich bin!"

An Mad. d'Epinay, 5. 6. 73.

„Nehmen Sie den Ausdruck meiner Freundschaft, von der die Geschichte sprechen würde, erzählte sie von etwas anderem als von der Dummheit und dem Unglück der Menschen."

An Mad. d'Epinay, 19. 6. 73.

„Sie schreiben mir: ich leide. Ich schreibe Ihnen: ich langweile mich. Aehnlich, aber nicht dasselbe. Man wird fett bei der Langweile — ein Pferd im Stall eines großen Herrn. Wer leidet ist ein Droschkengaul."

An Mad. d'Epinay, 22. 12. 770.

„Ich habe hier keine andere Gesellschaft, als die meiner Katze. Darum träume ich immer von dem Buch, das ich über sie schreiben will. Wie die Katze zuerst ihren Jungen die Gott-Menschenfurcht beibringt. Dann expliciert sie ihnen die Theologie und die beiden Prinzipien vom guten Gott-Mensch und vom schlechten Hund-Dämon. Dann diktiert sie ihnen die Moral: den Krieg gegen Ratten und Mäuse ꝛc. Schließlich erzählt sie vom künftigen Leben und vom himmlischen Ratapolis, welches ist eine Stadt mit Mauern von Parmesan, gepflastert mit Speck, die Säulen sind Aale u. s. w. und gefüllt ist diese Stadt mit Ratten, die zum Amusement da sind. Sie flößt den Jungen ferner großen Respekt vor den kastrierten Katzen ein, so praedestinierte, vom Gott-

Mensch in diesen Stand gebrachte Katzen sind, auf daß sie glücklich sind in dieser Welt wie in jener — was ihre Fettleibigkeit bezeugt. Sie sind vom Mäusefang dispensiert. Schließlich empfiehlt sie ihnen noch, sich resigniert in den Fall zu finden, so der Gott-Mensch sie in diesen Zustand der Vollendung rufe u. s. w. u. s. w. Verrückt, nicht wahr?"

An Mad. d'Epinay, 11. 1. 72. „Alberne Geschichten langweilen mich. Rechtsprechen, Kompetenzen beurteilen und lauter solche langweilige und dümmste Dinge. Mein armer Kopf! Einst beschäftigt mit hundert und zwei und neunzig Werken in Folio über ein System mit dem Titel: De rebus omnibus et quibusdam aliis — womit bist du jetzt gefüllt? Wo sind meine theologi- philologi- physikali- mathemati- politico-moralischen Abhandlungen! Wo sind sie! — Ich hoffe, schöne Frau, daß wir dieses Jahr die Pest nach Italien bekommen. Das verschaffte mir mindestens vier Monate Ferien. Einschließen würde ich mich da mit einem großen Vorrat an Papier und würde mindestens mein Buch über die Entstehung der Gebirge schreiben, das mir am meisten am Herzen liegt. Die Geschichte der Berge ist viel größer und schöner als die der Menschen."

An Mad. d'Epinay, 31. 7. 73. „Es ist der Letzte. Ich sehe meine Rechnungen durch und finde mich bestohlen, beraubt, geplündert vom Koch, vom Diener, vom Kutscher. Traurige Geschichte für einen Abbé, von

andern als nur von seiner Mätresse bestohlen zu werden! Ich bin allein, einsam, ohne Verwandte, ohne Freunde, ohne Wirtschafterin; mein Geld schwindet, Alles geht drunter und drüber. Ich muß mich absolut verheiraten. Haben Sie nicht eine reiche Kreolin auf Lager? Gleich, ob neu oder gebraucht. Kümmern Sie sich doch darum."

An Mad. d'Epinay, 11. 9. 73.

„Sie wollen mir keine Frau verschaffen, also lassen wir's. Ich strebte nach einer Kreolin, weil sie meistenteils reich sind, und weil ich, wenn ich eine Frau nehme, sie von drüben haben will; mit unsern bin ich nicht zufrieden. Aber Sie wollen nicht, daß ich meinem ungeheuren Serail eine Sultanin gebe. Also nicht." — —

„Ich brauche Hemden für diesen Winter; in Paris habe ich mich an Kattun gewöhnt, den man hier nicht bekommt.. Sie kennen die Ausdehnung meines Hemdes. Niemals werde ich die mütterliche Zärtlichkeit und das Gelächter vergessen, in das Sie einmal — auf Ihrem Landhaus war's — ausbrachen, als Sie auf dem Bett eines meiner Hemden ausgebreitet liegen sahen. Es schien Ihnen unmöglich, daß es etwas so Dünkelhaftes geben kann, das sich einen Mann zu nennen wagt mit einem so lächerlichen kurzen Hemd. Regeln Sie also die Quantität Coton, um dieses Kind, diesen sogenannten Mann, zu kleiden. Wenn Sie das Maß meines schrecklichen Armes vergessen haben, können Sie sich ja vor

dem farnesischen Herkules daran erinnern. Gewachsen bin ich seit Paris nicht."

An d'Alembert, 25. 9. 73.

„.. Lieben Sie mich, teurer Freund, ich verdiene es wegen meiner Anhänglichkeit, was ein stärkerer Grund zur Liebe ist als Aehnlichkeit oder gleiches Verdienst. Sankt Antonius liebte sein Schwein, und Baronius sagt, sein Schwein sei ihm sehr attachiert gewesen, sei ihm um den Hals geflogen und was derlei Liebesschäkereien mehr sind. Seien Sie mein Sankt Antonius."

An Mad. d'Epinay, 16. 3. 71.

„Soll ich Ihnen Frankreichs Zukunft prophezeien? Der König wird wegfallen; fast nichts von dem, was die Regierung jetzt macht und arrangiert, wird bleiben. Diese Unruhe und Unsicherheit wird lange dauern. Und schließlich wird der Absolutismus viel stärker wiederkommen als er vorher war, und die Freiheit wird für immer verloren sein. Für jetzt sehr widerspruchsvolle Behauptungen, aber sie werden sich alle erfüllen."

An Mad. d'Epinay, 27. 4. 71.

„In hundert Jahren sind wir Chinesen. Und da wird es zwei Religionen geben, die der besseren Menschen und die

der großen Masse ... Der Pabst wird nichts weiter mehr sein als ein hervorragender Bischof, kein Fürst mehr. Stück für Stück wird man ihm seinen Staat wegnehmen. Und viele Soldaten wird es geben und wenig persönliche Tapferkeit. Die Festungen werden fallen, auf ihren Ruinen wird man spazieren gehen. Der Großherr von Europa wird der Fürst unserer Tartaren sein, d. h. der, welcher über Polen, Rußland und Preußen herrscht, das baltische und das schwarze Meer regiert. Sein Kabinett wird den übrigen Fürsten die Politik diktieren. England trennt sich von Europa, wie Japan von China ... Es wird den Handel beherrschen. Ueberall wird der Despotismus herrschen, aber Despotismus ohne Grausamkeit, ohne Blut. Ein Despotismus der Chikane, der sich auf die Interpretation alter Gesetze stützt, auf die List und Verschlagenheit von Hof und Hofpartei."

An Mad. d'Epinay, 24. Juli 1773.

„Dies ist der Fortschritt der Kultur: wir verfallen der Monotonie; alles wird einander so ähnlich werden. An den beiden Enden des Kontinents werden an dem einen die Chinesen, an dem andern die Europäer wohnen, und beide einander so ähnlich, daß man sie unter Einem charakterisieren kann, nämlich Absolutismus, wohltemperiert durch Formalitäten, durch unendliche Rechtsinstanzen und durch die Uebung weicher, sanfter Sitten. Viel Soldaten wird's geben und wenig Tapferkeit, viel Industrie und wenig Genie, viel Volk und wenig glückliche Menschen ...; in hundert Jahren sind

wir Chinesen; ich amüsiere mich schon damit, mir die Nase platt zu drücken und mir die Ohren lang zu ziehen — mit Erfolg! Thun Sie auch etwas, z. B. mit den Füßen!

An Mad. d'Epinay, 6. 11. 73.

„Sie haben nicht Recht mit Ihrer Meinung, daß sich die ganze Theorie der Politik darauf reduziert, richtig zu sehen. Diese Wahrheiten sind so allgemein wie platt; man kann sie nicht ernst aussprechen. Wenn Einer sagt, schwarz ist nicht weiß, so bringt er mir noch lange nicht die Malerei bei; und wenn mich Einer lehrt, ein Teil ist kleiner als das Ganze, so giebt er mir einen sehr mäßigen geometrischen Unterricht. Die Politik ist ein Problem ‚de maximis et minimis', höchstes Glück mit mindestem Leiden zu finden. Die Politik ist eine Kurve, deren Abscisse sind das Gute, die Koordinate das Schlechte, das Uebel. Da findet man dann den Punkt, wo sich das möglichst mindeste Uebel mit dem möglichst größten Guten trifft. Dieser Punkt löst das Problem — eine unbestimmte Gleichung, die erst bestimmt wird durch den Einzelfall.

Hüten Sie sich in politicis vor diesen großen sinnlosen Worten, von der Kraft der Reiche, ihrem Fall, ihrer Erhebung u. s. w. Lieben Sie doch nicht diese Menschen der Phantasie und die moralischen Wesen. Das Glück der existirenden Wesen, wir und unsre Kinder, das ist Alles. Der Rest Träumerei. — —

Fürsten werden geboren, sterben — das macht mir nichts

und den Menschen nichts. Die muß man zufrieden machen; sind sie es nicht in Frankreich, packt man sie ein und schickt sie nach Lappland; sind sie es auch da nicht, nach Kamtschatka."

An Mad. d'Epinay, Neujahr 1774. „Sie sprechen, vom Sturz der Reiche. Was ist das? Die Reiche sind nicht oben, nicht unten und fallen nicht. Sie ändern ihr Aussehen; man sollte von Phasen sprechen, wie beim Mond; denn so ewig wie dieser ist die Menschenrasse. Nun zeigt sie uns diese, dann eine andere Seite — und dies, weil wir nicht immer den richtigen Standpunkt haben, das Ganze zu sehen. Es giebt Reiche, die nur schön sind in ihrer Decadence, wie Frankreich; andere wieder nur in ihrer Fäulnis, wie die Türkei; andere glänzen in ihrem ersten Viertel, wie der Jesuitenstaat; der einzige, der schön war in seiner ‚Fülle' war der Kirchenstaat."

An Mad. d'Epinay, 22. 1. 74. „Jeder Staat, der den Handel mit Getreide unbeschränkt frei giebt, wird sich ändern von Grund auf. Er wird republikanisch, demokratisch, und die letzte Klasse wird die erste und mächtigste. Wir, die wir nicht in der Erde wühlen, wir wären schön verrückt, das zuzulassen, um die letzten zu werden. Haec est lex et prophetae."

An Mad. d'Epinay, 4. 6. 74.

„Jetzt Frankreich gut zu regieren ist das Schwierigste in der Welt. Ihr seid genau in dem Zustand, in dem Titus Livius seine Römer malte, die weder ihre Uebel noch deren Heilmittel mehr ertragen konnten. Das Laster hat in Euer Fleisch Wurzel geschlagen, es ist Eure Kultur geworden. Vertreibt Ihr die Mädchen, dann fällt der Luxus und seine Künste und der Vorrang Frankreichs, sein Reichtum, sein Haupthandel, sein Ansehen selbst ist dahin. Ihr habt enorme Laster, es ist wahr. Aber sie sind derart, daß sich ganz Europa darum reißt und Euch Eure Lektionen darin teuer bezahlt. Sind die Mädchen vertrieben, gehts gegen die Philosophen. Die beiden gehören zusammen, denn sie sind ein anderer Luxus, geben aber Eurer Nation den momentanen Glanz. Ihr seid nichts mehr, seid Ihr nicht mehr die Lehrer der Laster. Dies ist der Zustand Europas und der Eure."

An Grimm, 20. 3. 75.

„Der Steigbügel aller mittelmäßigen Geister ist das Brillierenwollen in Ton und Jargon der Zeit. Man muß eine große Natur sein, um Ruhm und sichern Applaus gering zu schätzen, indem man nicht den Ton der Mode mittönt."

An Mad. Belsunce, 7. 11. 78.

„Sie glauben, daß wir durch unsere verderbten Sitten die Heiterkeit verloren haben? Ich glaube eher durch die übermäßige Vermehrung unserer Kenntnisse. Mit der Auf-

klärungswut fanden wir mehr Leere als Fülle — und im Grunde wissen wir, daß unendlich viele Dinge, die unsere Väter für Wahrheiten hielten, keine sind, und wir wissen sehr wenig Wahres, das unsere Väter nicht auch schon wußten. Die Leere in unserer Seele und in unserer Phantasie — sie ist die wahre Ursache unserer Traurigkeit.

Le raisonner tristement s'accrédite,
Ah! croyez-moi, l'erreur a son mérite.

Das sind die besten Gedanken, die Voltaire gehabt hat. — Alles Wahre ist traurig."

An Mad. Belsunce, 22. 11. 77.

„Die Inkonstanz ist ein physikalisches Gesetz der Menschenrasse. Ohne sie keine Fruchtbarkeit, keine Varietät, keine Entwicklung. Die ungeheure Vermischung von Nationen in Europa hat es zu dem gemacht, was es ist. Die Chinesen haben sich durch ihre Enthaltung von jeder Rassenvermischung zu Grunde gerichtet. Erst seit dem Einbruch der Tartaren haben sie wieder gewonnen." — —

„Die Geschichte ist eine periodische Wiederkehr derselben Ereignisse. Nur die Formen und die Manier darüber zu sprechen ändern sich."

An Mad. d'Epinay, 19. 9. 72.

„Die Alten übertrafen uns in allem. Niemals haben sie den Tod als eine ekelhafte, abstoßende, häßliche Figur ge-

bildet. Das hat für uns nur das Eine, daß es uns das Leben vergiftet. Der Tod der Alten ist immer schön und freudig; ihre Unterwelt ist eine Hölle geschmackvoller und guter Menschen."

An Mad. d'Epinay, 2. 11. 71.

„Die Franzosen sind geborene Causeurs und Raisonneurs. Bei Euch erzeugt ein schlechtes Bild einen guten Aufsatz darüber. Ihr werdet immer besser über die Künste sprechen, als Ihr sie machen könnt. Am Ende der Zeiten wird man finden, daß Ihr über alles, was die andern Nationen Bestes gemacht haben, am besten werdet gesprochen haben. Pflegt Eure Muckereien! Und da habt Ihr auf das Papier einen Zoll gelegt! Was für eine Dummheit! Ohne Scherz — dieser Papierzoll ist der größte politische Fehler, den Frankreich seit Jahrhunderten begangen hat. Besser ein Universal-Bankrott und den Franzosen gegen ein Geringes das Vergnügen zum übrigen Europa zu sprechen. Ihr habt mehr Land durch Eure Bücher als durch Eure Waffen erobert."

An Mad. d'Epinay, 18. 5. 71.

„In der Ordnung dieser bewundernswerten Welt giebt es Dummköpfe und bessere Menschen. Die Natur wollte (wenn sie überhaupt je etwas gewollt hat), daß jeder eine Rolle spiele. Und es giebt nur zwei Rollen: Befehlen oder beraten. Das Beraten kann man den Dummköpfen nicht

gut überlassen; sie haben nicht einmal Geist genug zum Unsinn. Die Dummköpfe müssen also befehlen, herrschen — thäten sie das nicht, so thäten sie nichts, das wäre ein Luxus, den die Natur nicht treiben darf, wenn sie nicht selber bloßer Luxus ist . . . Also die Dummköpfe machen den Text, die besseren Menschen den Kommentar dazu. Darum kommentiere Newton, Daniel und die Apokalypse."

An Mad. d'Epinay, 23. 5. 72.

„Ich treibe Metaphysik wenn ich traurig bin. Wie heute. Ich finde, die Achtung, welche die andern uns entgegenbringen, erzeugt in uns eine natürliche Empfindung des Widerwillens, wie wir Ipecacuanha schlucken; rasch hinunter — und so schnell als möglich wieder heraus aus dem Magen. Die Bewunderung ist ganz etwas anderes als die Achtung. Man bewundert einen Seiltänzer, man achtet ihn nicht; man achtet, ohne zu bewundern, den Herrn Mathematiker Mairau. Für die Bewunderung haben wir Geschmack und Neigung, sie widersteht uns nicht, im Gegenteil, sie gefällt uns und sogar sehr. Aber die Menschen achten weniger und bewundern mehr als sie sollten. Woher kommt das? Daher, daß wir uns wohl immer selbst sehr achten aber nie bewundern. Der Seiltänzer macht seine Sachen mit solcher Leichtigkeit und solcher ihm natürlichen Selbstverständlichkeit, daß, wenn ihn etwas wundert, es nur das ist, daß es die andern nicht auch können. Er bewundert sich innerlich nie; aber er schätzt sich. Die Bewunderung entspringt einem Vergleich

der Fähigkeiten, der Kräfte; die Achtung kommt aus dem Verstand, den man mit dem eines andern vergleicht. Nun glaubt jeder Mensch mehr Verstand zu haben als jeder andere; und glaubt — besonders wenn er es nicht versucht hat — weniger Kraft, weniger Geschicklichkeit, weniger Talent zu haben als ein anderer. Diese ‚falsche Scham' schließt nicht aus, daß man sich sehr beobachtet. Ein Mädchen von fünfzehn Jahren, das aus falscher Scham keine Verbeugung zu machen im stande ist, glaubt trotzdem hinreichend Vernunft zu haben, indem sie entscheidet, das Leben einer Nonne sei mehr wert als das einer verheirateten Frau; und Sie werden das Fräulein nie überzeugen, daß es unrecht hat."

An Mad. d'Epinay, 14. 3. 72.

„Man darf über nichts verzweifeln. In dieser besten aller unmöglichen Welten ist alles aufs beste eingerichtet und zum besten. Denn — nota bene — das Beste existiert nur in unserem Kopf."

„— — Lieben Sie mich und bleiben Sie gesund: keine Dysenterie, sie gehört nicht zum bon ton; und keine Grillen. Hie und da ein bischen Migräne, die Nerven in angenehmer Reizbarkeit — das ist alles, was ich Ihnen zu haben erlaube."

An Mad. d'Epinay, 18. 12. 73.

„Sich weit entfernt von einem Unglück zu wissen, ist dasselbe wie einem andern für immer ausgewichen zu sein. Alles in unserem Kopf ist optisch. Wir sind nicht eingerichtet für

die Erkenntnis der Wahrheit, und die Wahrheit kümmert uns auch nichts. Die optische Täuschung, die allein muß man suchen."

An Mad. d'Epinay, 27. 8. 74.

„Man ist weise und resigniert im Verhältnis zu dem, was man gelitten hat. Die Philosophie ist nämlich kein Effekt der Vernunft, sondern der Gewöhnung; sie ist eine bange Furcht, manchmal ein vernünftiges Verzweifeln."

An Mad. d'Epinay, 3. 9. 74.

„Der Hochmut des Geistes ist in uns viel stärker als die Zufriedenheit des Herzens. Der Mensch fühlt sich mehr geschmeichelt, wenn er ein Unglück, das ihn trifft, vorhergesagt hat als wenn er sich getäuscht und es ihn vermieden hat."

An Mad. d'Epinay, 10. 12. 74.

„Wenn man in dieser Welt sich des Lebens freuen will, muß man sich immer mit Menschen abgeben, nie mit Sachen. Die Sachen gehören der Flucht der Zeiten an, den Revolutionen, der Geschichte — und das giebt uns ganz und gar nichts. Die Menschen gehören in diesem kurzen Leben zum Genuß des Individuums."

An Mad. de Belsunce, 25. 2. 75.

„Alles was uns umgiebt, erzieht uns. Der Präceptor ist das unendlich Kleine, das gute Mathematiker vernachläßigen."

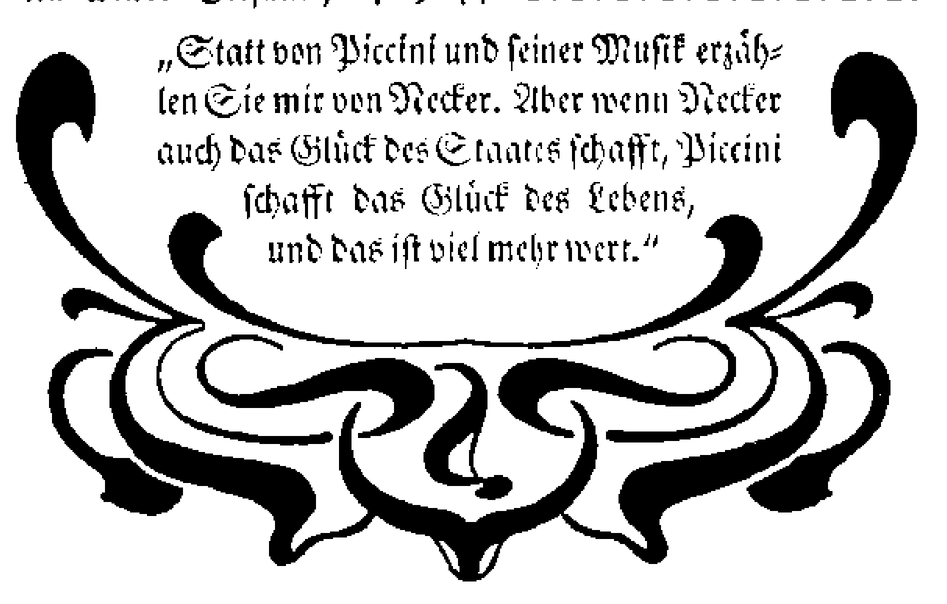
An Mad. d'Epinay, 21. 9. 76.

„Der Unglauben ist die größte Kraftäußerung, die der Mensch sich geleistet hat gegen seinen Instinkt und seinen Geschmack. Er beraubt sich dadurch aller Vergnügungen der Imagination, alles Geschmackes am Wunderbaren. Diese Kraft vermag nur die größte Stärke und Jugend der Seele zu produzieren. Wird die Seele alt, kommt auch wieder etwas Glauben."

An Mad. d'Epinay, 8. 2. 77.

„Man muß mit seinen Uebeln leben. Das ist das Problem: Leben, nicht heilen."

An Mad. Belsunce, 27. 9. 77.



Glückwunsch.

Ich wünsche dir Glück.
Ich bring dir die Sonne in meinem Blick.
Ich fühle dein Herz in meiner Brust;
es wünscht dir mehr als eitel Lust.
Es fühlt und wünscht: die Sonne scheint,
auch wenn dein Blick zu brechen meint.
Es wünscht dir Blicke so sehnsuchtslos,
als trügest du die Welt im Schoß.
Es wünscht dir Blicke so voll Begehren,
als sei die Erde neu zu gebären.
Es wünscht dir Blicke voll der Kraft,
die aus Winter sich Frühling schafft.
Und täglich leuchte durch dein Haus
aller Liebe Blumenstrauß!



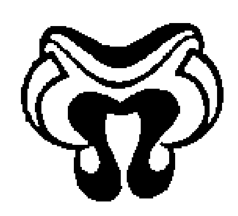
Hoffnung.

Es ist ein Schnee gefallen,
hat alles Graue zugedeckt,
die Bäume nur gen Himmel nicht;
bald trinkt der Schnee das Sonnenlicht,
dann wird das alles blühen,
was unter unsern Bäumen jetzt
kaum Wurzeln streckt.

Das alte Wunder.

An kleinen, bemoosten Dörfern vorbei,
durch eilende Wiesen und blühenden Mai.
Die Achsen dröhnen, ich sehne mich
nach Einer, die denkt still an mich.
Sie denkt wohl auch, was wohl die Welt
so im stillen zusammenhält.
Und selig seh ich zwei Schafe stehn,
die dem rollenden Zug nachsehn.

R. Dehmel.



Der Hahn.

Ich bin der Hahn,
Der Muselman,
Ich habe dreißig Hennen.
Im Hof und auf den Tennen
Umgackert mich die bunte Schar,
Ich aber singe wunderbar,

Daß sie's stets neu erkennen:
Ich bin der Hahn,
Der Muselman.



Doch bin ich nicht ein Sänger bloß:
Als Ritter bin ich gleichfalls groß;
Betrachtet meine Sporen!
Zwei Fahnen trag ich voller Glanz,
Eine auf dem Kopf, eine auf dem Schwanz;
Der Arme ist verloren,
Der gegen mich zu stelzen wagt;
Es sei ihm glatt vorausgesagt:
Er ist dem Tod erkoren.



Bereits in aller Hahnenfrüh
Thu ich ein sieghaft kikriki,
Nicht ohne präludieren.
Bleich flieht der Sterne feiger Hauf,
Und pünktlich zieht die Sonne auf:
Ich thu sie kommandieren.



Bei so viel Tugend und Talent
Versteht sichs, daß ein Monument


I rise early

Mir wird nach meinem Tode.
Ich werde auf dem Kirchturm stehn
Und über tausend Giebel sehn
Und hunderttausend Schlote.
Mit Fingern weist man auf mich hin,
Weil ich dann ein Exempel bin;
Der Vater spricht zum Sohne:
Blick auf zum Hahn,
Blick himmelan,
Es wird, mein Sohn, es ist kein Wahn,
Der Tugend ihre Krone.
Warum ragt er so hoch empor?
Er war, o spitz dein Sohnesohr,
Zugleich ein Held und ein Tenor.

O. J. B.





Der Wunschpott

Ein Märchen von L. Housman.

Frei übersetzt von R. Jsi.

GOTTLIEB war der Sohn einer armen, aber klugen Frau. Von klein auf hatte die Mutter ihm einstudiert, bis zehn zu zählen, bevor er irgend etwas wünschte oder that. Sonst machte er sich nicht viel Gedanken; aber durch diese Gewohnheit wurde er bedächtiger, als es die meisten Andern in seinem Alter sind. Nur Einmal, wie er schon ganz nahe an den klugen Jahren war, aber noch nicht ganz darin, da vergaß er seine behutsame Zählerei, und grade Das wurde schließlich der Anfang von seinem Glück.

Eines Tages, kurz vor dem Mittagessen, als er noch rasch im Mühlenbach badete, hörte er über sich, wo der Wald wie auf Stufen zum Ufer herabstieg, ein Jungfräulein singen, ganz oben auf der obersten Stufe. Und als er hinsah, entdeckte er unter den hängenden Zweigen ein Paar Füßchen, die staken in feinen hellgrünen Schuhen; auf und ab tanzten sie, hin und her, wie Grashüpfer auf der Wiese. So reizend tanzten die Füßchen, und so süß war die Stimme, die sang, daß er vor Neugier und Entzücken ganz außer sich geriet und spornstreichs aus dem Wasser lief, ohne erst lange bis zehn zu zählen. Aber noch eh er sich angezogen hatte, waren die Füß-

chen mitsamt der Stimme verschwunden, und als er nach Hause zum Mittagbrot kam, war auch sein Hunger längst weg, so schrecklich härmte er sich. Bald fing er sichtlich an abzumagern, und jeden einzigen Tag brachte er damit hin, den Wald am Bachufer abzusuchen, nach seinem verschwundenen Jungfräulein mit den feinen hellgrünen Schuhen. Er wußte nicht s o o viel von ihrem Gesicht oder von ihren Haaren; nur ihre süße Stimme und ihre wippenden Füßchen, die hatten ihn „rein verhext“ wie er zu seiner Mutter sagte.

In seiner Not verfiel er endlich auf das einzige Heilmittel, das ihm vielleicht noch helfen konnte, obgleich er wohl wußte, wie gefährlich es war. Weit weg in der einsamsten Mitte des Waldes lebte eine weise, aber böse Frau, zu welcher dann und wann die Leute gingen, wenn es sonst gar keine Hilfe mehr gab. Sie besaß einen alten, runden, dickbauchigen Henkelpott; in den durfte jeder hineinsehn, der ihr ein Goldstück dafür gab, und dann sah man darin was man wünschte. Er war sehr groß und aus dunklem Glas; so sagten Alle, denen die Hexe erfüllt hatte, was sie wünschten. Das Schlimme war nur, daß viele, die in den Wunschpott gesehen hatten, niemals wieder nach Hause gekommen waren, und daß kein Mensch mehr von ihnen hörte.

Aber ein Herz, das Liebe fühlt, Kinder, scheut keine Gefahr; und eines schönen Tages küßte der Gottlieb seine Mutter, zählte bis zehn, und machte sich auf den Weg in den Wald.

Es war schon später Nachmittag, als er das Haus der Hexe erreichte; er klopfte an. „Gute Frau,“ sagte er höflich,

als sie ihm aufmachte: „ich bringe Euch ein Goldstück mit, laßt mich dafür in den Wunschpott sehn!"

❧ „Das könnt Ihr haben, schönes Herrchen," sagte die Alte und ließ ihn herein.

❧ Hinten im hintersten Winkel der Stube stand etwas wie eine dicke Bolle, aber ganz groß und aus dunklem Kristall. Die Bolle war fast kugelrund, und hatte oben ein kleines Loch, grade nur groß genug, daß man hineinkucken konnte. Irgend was Buntes bewegte sich darin herum, das warf ganz seltsame Schatten auf die Wände, und dazu knisterte es in ihr, als ob sie voll feuriger Dämpfe wäre.

❧ „Zwei Wünsche darfst du thun," sagte die alte Hexe, „erst einen und dann noch einen" — und dann sagte sie leise den Spruch vor sich hin, der den Zauber des Pottes löste. Gottlieb fing schnell an zu zählen, kniff mutig das eine Auge zu, und als er bis zehn gekommen war, sah er mit klopfendem Herzen tief in die Bolle hinein und wünschte sich sein Jungfräulein herbei. Die züngelnden Flammen, wie angeschürt, veränderten sich plötzlich; sie sprangen leckend hoch, als ob sie frische Nahrung witterten. Ganz unten aber, auf dem Boden des Wunschpotts, spazierten die Füße des Jungfräuleins, in ihren feinen, hellgrünen Schuhen; weiter konnte der Gottlieb nichts sehen.

❧ Da fing er wieder zu zählen an, weil er den zweiten Wunsch thun wollte. „Ach, wenn ich doch bei ihr wär in dem Pott," war alles was er dachte. Aber als er bis neun gekommen war und seinen Wunsch schon vorn auf der Zunge hatte, ging ihm zum Glück das zugekniffene eine Auge

auf, sodaß sein Blick grad in die Augen der Hexe fiel. Wie eine große gelbe Spinne stierte die ihn an, mit langen dünnen Fingern, richtigen Würgefingern. Sein Herz machte vor Entsetzen einen Satz als sollte er fortrennen. Aber die reizenden Füßchen lockten ihn so sehr, daß er nur stehn bleiben und denken konnte: „wie kann ich nur zu ihnen hin, ohne dabei ums Leben zu kommen?" Und da fiel ihm das Richtige ein: „Jetzt will ich drin sein in der Bolle, und wieder draußen wenn im Dorf die Abendglocken läuten." Rasch zählte er zehn, sagte sein fromm seinen Wunsch her, und — war wo er sein wollte. Dicht vor ihm tänzelten die Füßchen in den feinen hellgrünen Schuhen, immer dicht vor ihm her; und Gottlieb, der durch die Oeffnung der Bolle geflogen war, als hätte ein kleiner Junge ihn aus der Knallbüchse geschossen, lief wie besessen hinterdrein. Er sah nichts als die grünen Füßchen; aber er hörte ein singendes Kichern, und da natürlich wußte er, daß es sein liebes Jungfräulein war, wenn auch fast unsichtbar für ihn.

❧ Jetzt, wo er drin war in dem Pott, schien dieser ihm größer als der größte Dom von der Welt. Genau in der Mitte des Bodens erhob sich ein hoher Opalknubben, der war wie die Nabe von einem Rad, und um die drehte sich alles; Gottlieb auch. Er wünschte und wünschte, die grünen Füßchen möchten doch auf ihn warten; aber jetzt, wo er drin in der Bolle war, nutzte sein Wünschen ihm garnichts mehr. Die Füßchen kamen nur immer schneller vorwärts, das Singen und Kichern klang ferner und ferner, und bald war sein Jungfräulein ganz weit weg, auf der entgegengesetzten Pottseite

drüben. Aber sie hielt auch da noch nicht still, sie kam nun von hinten ihm immer näher, und plötzlich hörte er ihre Stimme ganz nahe an seiner Ohrmuschel singen:

Herz, das mich haben will, mußt nach mir brennen.
Hand, die mich haben will, mußt nach mir rennen.
Mann, der mich haben will, mußt mich erkennen.

Er fühlte einen warmen Kuß wie einen Hauch seine Haare streifen. Er drehte sich blitzschnell um, mit offenen Armen, um das verflixte Ding beim Schlafittchen zu kriegen, aber im Nu, wie ein Wirbelwind, war sie an seinen Händen vorbei. Dicht vor ihm, unverdrossen, tänzelten schon wieder die grünen Füßchen, und kichernd sang ihre Stimme dazu:

Brust an Brust, Gesicht an Gesicht,
Anders krigst du ans Herz mich nicht;
Hinter mir bist du mir Luft, du Wicht.

Ganz erschöpft, mit schweren Füßen, laut klopfendem Herzen, die Hände weit vorgestreckt, rannte ihr Gottlieb von Neuem nach, immer wie sie in weitem Bogen um den Opalknubben rund herum. Er fühlte, bald würde die Kraft ihn verlassen, und ganz verzweifelt dachte er nach, was wohl ihr Singen bedeuten solle. Und endlich, Kinder, ging ihm ein Licht auf: er zählte gar nicht erst lange bis zehn, sondern mit einem mächtigen Satz sprang er vom Boden des Wunschpottes hoch, mitten hinauf auf den dicken Opal, und dann auf der andern Seite hinunter, grade vor sein Jungfräulein hin, das, ganz verblüfft, ihm einfach in die Arme fiel. Leibhaftig

aus der Luft blühte sie schlankweg vor ihm auf, vom Kopf bis zu den zehn Zehchen: ja, ganz leibhaftig und lebendig, rosig und lachend und selig, hing sie an seinem Hals. Und dabei zappelte sie wie'n Fisch, um von dem Gottlieb loszukommen. Bis er sie fest bei den Haaren nahm, aber ohne ihr weh zu thun, und sie sanft zwischen die Augen küßte.

Da fing die ganze Bolle rund um sie an zu brummen und zu brausen, dicht über ihren Köpfen schossen feurige Kugeln hin und her, und leuchtende Dämpfe stiegen aus dem Bodengrund auf. Vor Schreck mußte Gottlieb sich setzen, mitsamt seinem Jungfräulein, und grade auf den Opalknubbel hin. Und plötzlich sah er, daß der Opal ein mächtiger glasheller Berg war, inwendig hohl und voller Gewölbe, und jedes hatte im Mittelpunkt auch wieder solch buntes Opalknubbelchen. Und in den Gewölben sah er Menschen, viele Menschen, Freunde und Nachbarn aus seiner Gegend, die zu der Hexe gegangen waren und dann nicht wiedergekommen waren. Alle blickten sie nach ihm her, und traurig schienen sie zu sagen: Ach Gott, jetzt ist auch der Gottlieb hier!

Da war zuerst die Kuhhirtenfrau; die hatte sich sieben Jahre lang vergebens ein kleines Kindchen gewünscht. Hier saß sie nun und hielt glückselig so'n lüttes Bündelchen im Arm. Das lag eine Weile schön brav still, dann aber sprang es ihr plötzlich weg und rannte kopfüber auf und davon, und jedesmal mußte die arme Seele in Todesangst hinter dem Irrwisch her, immer im Kreise um ihr Opalknubbelchen, und rennen, rennen, solange die Beine sie trugen.

Da saß auch der Müller Klaas Rönnefarth; der hatte

sich nie ein Vergnügen gegönnt, so sehr hing sein Herz am Geldsack. Jetzt hatte er einen riesigen Haufen Papiergeld und Goldstücke vor sich liegen, den zählte und zählte er immerzu. Aber auf einmal wirbelte dann die ganze Herrlichkeit auseinander und fegte am Boden vor ihm her, wie welke Blätter wenn sie der Wind treibt. Und Klaas mußte jedesmal hinterdrein, um alles wieder einzufangen, und puhstete wie ein Blasebalg; bis er von neuem zu zählen anfing, um nachzusehen ob nichts dran fehlte.

Da waren Jungens und junge Leute, mit denen der Gottlieb gespielt und geschafft hatte, als sie noch klein und zu Hause waren. Und jeder hielt etwas in den Armen, als sei es das Kostbarste von der Welt: der eine ein Spielzeug, der andre ein Lämmechen, der dritte einen seltenen Piepmatz. Und jeder umklammerte fest sein Kleinod, bis dieses ihm plötzlich wieder entwischte, und immer mußten sie dann ihm nach, immer wie in Todesangst, bis sie es endlich wiederhatten und wieder es herzen und küssen konnten, und immer rannte es wieder weg, immer in Kreisen um die Opalknubbel 'rum. Und wenn sie mal einen Augenblick Ruhe hatten, blickten sie alle zu Gottlieb hin, und traurig schienen sie zu sagen: Ach Gott, da ist jetzt auch der arme Gottlieb!

Der saß ganz still und sah ihnen zu, und dachte über das alles nach, und ob er jetzt auch wohl so ein Verhexter sei: da glitt ihm ganz leise — o weh — sein Jungfräulein aus den Armen, nur ihre Füßchen sah er noch tänzeln, die feinen hellgrünen Schuhe, und hörte ihr reizendes Kichern. Er wollte aufspringen und ihr nach, da zischten auf einmal von allen Seiten die feurigen

Dämpfe auf ihn los und rissen ihn sausend empor. Im ersten Augenblick wußte er gar nicht, was eigentlich mit ihm geschah, dann hörte er plötzlich vom Dorf herüber die Abendglocken läuten und stand vor der Wunschbolle. Die Hexe saß kauernd daneben, und ihre gelben Spinnenaugen kullerten schrecklich hin und her, vor lauter Erstaunen, daß Gottlieb wieder draußen war.

Rasch gefaßt nahm er die Mütze ab, machte ein recht zufriednes Gesicht und sagte: „Ach gute Frau, wie schön war's in der Bolle! Wie dumm, mich gleich wieder herauszuwünschen! Wenn ich doch noch ein Goldstück hätte, damit ich noch Einmal hinein könnte!"

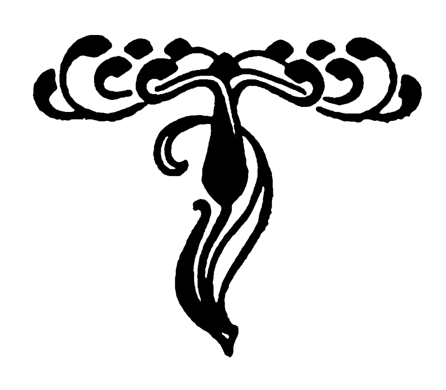
Da antwortete das böse Weibstück: „Ei, liebstes Herrchen, wenn Ihr weiter nichts wollt, dann wünscht Euch nur wieder zu Eurem Jüngferchen, und habt keine Sorge um die Bezahlung!" Denn seine Seele, Kinder, war ihr noch lieber als sein Geld.

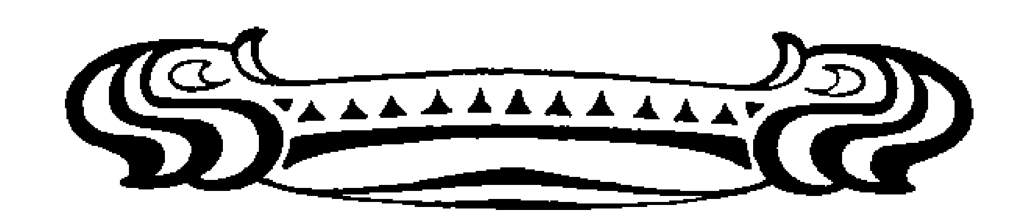
Dann sagte sie wieder den Spruch vor sich hin, der den Zauber des Pottes löste, und trat beiseite. Da klatschte Gottlieb laut in die Hände, und rief „jetzt thu ich den besten Wunsch! Du alte Hexe sollst in die Bolle; und Alle, die du drin eingesperrt hast, sollen daraus erlöset sein!"

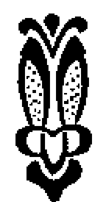
Kaum gesagt, war's geschehn. Die ganze Stube war voll von lauter glückseligen Menschen. Denn nun hatten alle wirklich ihr Kleinod fest in den Händen und konnten ruhig nach Hause gehen; am seligsten aber war die Kuhhirtenfrau, mit ihrem kleinen Kind an der Brust. Nur Gottlieb selbst war noch seliger; denn dem war natürlich sein Jungfräulein mit offenen Armen ans Herz geflogen, und sagte ihm leise

ins Ohr, sie wolle nun immer bei ihm bleiben, bis an ihr seliges Ende.

Die Hexe aber war verschwunden, und als der Gottlieb sein Auge ans Loch der Bolle legte, um doch zum Abschied noch einmal hineinzukucken, da sah er das giftige Weib darin, wie es um den Opalknubben lief, immer im Kreise herum um den Knubben, von einer ganzen Herde Spinnen verfolgt, ganz großen dicken gelben Spinnen. Und so muß sie herumrennen bis in die aschgraue Ewigkeit.







Die vernarrte Prinzeß. Ein Fabelspiel in drei Bildern von Otto Julius Bierbaum. Zweites Bild.



EINE breite Gartenterrasse am Meer, voll Rosenbüschen gelb und rot. Hellster Sommer in märchenhafter Sonnenpracht. Weite Bläue des Meeres und des Himmels. Prunkgaleren fahren auf der See. Mitten vor dem Hintergrundsbilde steht in einem offenen Marmorsäulenrund der Doppelthron (ohne Zwischenlehne) so, daß er nur wenig vom Meere verdeckt. Er ist von Gold. Die marmornen Stufen zur Thronhalle sind von goldenen Sphinxen flankiert, die von Rosen überwachsen sind. Rechts und links vom Throne Säulengänge mit dicken Rosenguirlanden. Zwischen den Rosenbüschen, die in einem Halbrund von der Thronhalle bis zum Vordergrunde gehen, so daß die mit feinem Goldsande bedeckte Mittelszene ganz frei bleibt, stehen niedere Marmorbänke. Alles ist in einem klaren, großen Stile voll brennender Farbenglut und vom hellsten Licht übergossen.

Der König und die Prinzeß sitzen auf dem Throne.

Der Seher lehnt an einer der Sphinxe.

❧ Die Pagen sitzen auf den Thronstufen.

❧ Zwei Thronwächter haben an den untersten Stufen Posto gefaßt.

❧ Der König trägt einen goldbrokatenen Rock, der bis zu den Knieen reicht, darüber einen purpurnen goldverbrämten Seidenmantel. Die Beine sind in fleischfarbenen Strümpfen, die Füße in roten Sandalen mit goldenen Bändern. Er hat eine große, goldene Krone auf und einen elfenbeinernen, mit einer goldenen Hand bekrönten Stab, der größer ist, als er selbst, in der Hand. Er strahlt vor Vergnügen und Huld.

❧ Die Prinzessin ist die einzige Person, die wie im ersten Bilde gekleidet ist.

❧ Der Seher ist ganz in weiß, sonst wie im ersten Bilde gekleidet.

❧ Die Pagen tragen ganz kurze mit einem goldenen Gürtel zusammengehaltene rotseidene Röcke, die den Hals frei lassen. Auf der Brust eingestickte Sonnenblumen. Schlappärmel mit goldenen Fransen. Die Beine in gelbseidenen Strümpfen und roten Schnabelschuhen.

❧ Die Thronwächter haben ein langes ärmelloses Gewand aus übereinanderfallenden Schuppen, die die Farbe und Form der Päonienblätter haben. Ueber die Schulter geworfen dunkelgrüne, gelbgeränderte Mäntel mit goldenen Quasten.

Hohe, dunkelgrüne Schuhe bis auf die Mitte der Unterschenkel, wo das Gewand auf sie stößt. Auf dem Kopf Kränze von riesigen Päonien. In den Händen jeder einen grünen Stab, der in eine Päonienknospe ausläuft.

Wie sich der Vorhang erhebt sieht man

❧ die Hoffräulein sich im Takte des folgenden Liedes feierlich-fröhlich mit erhobenen Armen zum Thron bewegen. Sie tragen, die einen rote, die andern weiße, die andern gelbe, seidene Gewänder, die in zahlreichen Längsfalten gürtellos herabfließen und, an den Seiten offen, von Spangen hochgerafft sind, sodaß die Füße und beim Schreiten ein Teil der Schenkel frei sichtbar werden. Die Beine sind nackt, die Füße in Sandalen von der Farbe der Kleider. Die Sandalenbänder sind grün. Die Gewänder sind ärmellos, doch fallen von den Schultern längs der Gewänder ärmelartige Flügel aus ganz feinen, durchsichtigen Stoffen herab. Diese sind bei den weißgekleideten goldbrokaten, bei den rotgekleideten gelb, bei den gelbgekleideten rot. Die Haare stirnfrei gelockt, mit Rosenkränzen in der Farbe der Gewänder. In den Händen Blütenzweige.

❧ Die Junker stehen rechts und links. Sie tragen kurze, ärmellose Koller aus mattgoldenen Schuppen, darunter, bis in die Mitte der Oberschenkel, Vorstöße aus schwerer Seide, bei den einen rot, den andern gelb, den andern weiß. Kurze Schwerter in goldenen Scheiden. Arme und Beine nackt. Die Füße in Sandalen von der Farbe der Kollervorstöße. Die Haare stirnfrei und gelockt.

Die Hoffräulein im Vorschreiten:

Roseninsel schwanumschwommen,
Roseninsel im grünen Meere,
Roseninsel düfteschwere —

Sie bleiben stehen.

Die Junker rechts:

Sonnenheiße

Die Junker links:

Felsenweiße

Die Hoffräulein, sich nun wieder vorwärts, bis zum Thron bewegend:

Heckenheimliche Roseninsel.

Sie teilen sich und gehen, die einen rechts, die andern links, an die Stellen, wo

die Junker waren, die sich im Vordergrunde gesammelt haben und nun ihrerseits singend zum Throne schreiten:

Rote Rosen rankenwilde;
Rote Rosen herzenheiße,
Rote Rosen auf Säulenweise

Sie bleiben stehen

Die Hoffräulein rechts:

Stengelhohe

Die Hoffräulein links:

Schönheitsfrohe

Die Junker, nun wieder vorwärts bis zum Throne bewegt:

Glutensammelnde rote Rosen.

☙ Sie teilen sich und gehen zur Seite, wie vorhin die Hoffräulein. Es wiederholt sich während der folgenden Strophen das Spiel wie bei den beiden ersten.

Die Hoffräulein:

Tempelhallen marmorhelle,
Tempelhallen in heiligem Schweigen,
Tempelhallen von Lorbeerzweigen

Die Junker rechts:

Eingeschlossene

Die Junker links:

Sonnübergossene

Die Hoffräulein:

Lautlose, leuchtende Tempelhallen.

Die Junker:

Weiße Leiber heiße, nackte,
Weiße Leiber rosenumrötet,
Weiße Leiber tanzumflötet

Die Hoffräulein rechts:

Schlanke, hohe

Die Hoffräulein links:

Schönheitsfrohe

Die Junker:

Glutenhauchende weiße Leiber.

Die Junker und die Hoffräulein vereinigen sich zu einem Schreitetanze.

Der Seher:

Die Sehnsucht zeigt euch wundersame Lande,
Ihr heißer Atem treibt euch hin und her:
Indessen fährt nun übers blaue Meer
Der goldene Prinz, den euer Wunsch euch sandte.

Die Kraft der Sonne hat ihn euch geboren.
Er ist bloß Licht, wie der nur Nebel war,
Der sich in tiefen Schlafes Trost verloren:
Nach Nacht wird euch der Tag nun offenbar.

Durch große Helle müßt ihr Alle schreiten,
Du auch, Prinzessin, wirst das Leben sehn,
In seinem Strahl wird sich das Herz dir weiten.
Ich aber will zum stillen Schläfer gehn.

Er schreitet langsam quer über die Bühne und verschwindet rechts.

Die Prinzeß schaut ihm großen Auges nach und singt wie im Nachklange:

Zum stillen Schläfer gehn.

Das Lied des Sehers hat Alle still gemacht. Es ist eine dumpfe, bange, stumme Pause. Da schmettern, wie Lockrufe, Fanfaren von rechts. Sofort wird Leben und Bewegung wach.

Der braune Junker springt lauschend nach rechts:

Tahihata! Tahihata!
Schwerter und Kränze und Gloria!
Das Glück bläst die Fanfare!

Das kleine Fräulein hinter ihm drein singt leiser:

Tahihata! Tahihata!
Groß wie die Sonne das Glück ist nah,
Das heiße, goldene, klare.

Die Fanfaren schwellen näher und gehen dann in ein großes fernes Brausen über.

Die Junker drängen nach rechts und blicken, die Augen mit den Händen überschirmend, nach der Richtung des Brausens:

Schäumende Wellen, von jagenden Winden
Fegend getrieben auf brausendem Meere,
Tragen und treiben mit silbernem Klingen
Jauchzend des Glückes goldne Galere.

Musik der drängenden Wellen, jach mit einem Stoße abbrechend. Das Schiff fährt ans Land.

Das kleine Fräulein auf dem vorgestemmten Knie des braunen Junkers stehend:

Die Segel fallen,
Kein Wind geht mehr,
Allein von Allen
Kommt Einer her.

Der braune Junker:

Doch es folgt ihm das Meer
Wie ein glitzerndes Heer!
Tausende, tausende Helme von Gold
Drängen und strömen; es glänzt, es rollt
Hinter dem Einen lebendig das Meer.

Die Junker:

Zu uns das Gold!
Zu uns der Glanz!
Von Meereswogen
Ein schimmernder Tanz.
Tausende, tausende Helme von Gold
Drängen und strömen; es glänzt, es rollt
Hinter dem Einen lebendig das Meer:
Der goldene Ritter kommt zu uns her!

In wogenden, aber nicht nahen Massen heranrauschende Musik. Die Junker stehen, wie von einem großen Schauspiele gebannt, in zwei Reihen, die eine Gasse nach der Mitte der Bühne bilden.

Die Hoffräulein standen bisher links vorn und verfolgten von hier, sich wie in Bangigkeit an den Händen haltend und zusammengedrängt, den Bewegungen der Junker. Jetzt lassen sie die Hände los und schreiten mit hochgehobenen Armen in die von den Junkern offen gelassene Gasse vor. Sie singen:

Wir singen und schwingen
Die blühenden Halme,

Wir springen und bringen
Dem Sieger die Palme.

Sie beugen sich lauschend vor. Die Musik setzt in Tanzmelodie um und klingt näher.

Die Hoffräulein fassen sich wieder an den Händen und tanzen darnach. Wie die Musik schweigt, singen sie:

Wir schweben und beben
Im wehenden Tanze,
Wir leben und weben
Gleich blühender Pflanze.

Wieder wie vorhin. Aber diesmal verhallt die Tanzmelodie wehmütig.

Die Hoffräulein:

Uns wird das Vergehen
Im blühenden Mai,
Wenn die Früchte stehen,
Sind wir vorbei.

Pause.

Nun bricht die Musik hell in Fanfarensturm aus und ganz nahe heran.

Die Hoffräulein werfen die Köpfe verzückt in den Nacken und singen jubelnd:

Komm, komme Du Sieger,
Oh reite herbei.

Da tritt im stürmischen Laufe

☙ der goldene Ritter unter sie und schreitet zwischen ihnen, die ihn Zweige schwingend begleiten, sehr schnell bis in die Mitte der Szene. Er hat die Züge und die Gestalt des Narren, doch alles ins Gesunde, Kräftige aufgerichtet, so daß er durchaus nicht an jenen erinnert. Seine Haltung ist stolz gerade, sein Gang frisch bewegt, die Farbe seines Gesichtes gebräunt rot. Hat einen blonden Schnurrbart und üppige Ringelhaare. In allen seinen Aeußerlichkeiten drückt sich zugreifende Sinnenfreude aus mit einem starken Beiton von rücksichtslosem Selbstbewußtsein, als ob alles nur da sei, um von ihm genommen zu werden. Den Kopf trägt er immer etwas zurückgeworfen, seine Schritte sind wuchtig groß, die Bewegungen seiner Arme weit, seine Stimme voll, schmetternd, ungedämpft. Er trägt eine goldene Rüstung, auf der eine strahlende Sonne als Schmuck häufig angebracht ist. Seinen Helm mit großen roten Federn hat er in der linken Hand. Er sieht nicht nach rechts, nicht nach links, sondern immer nur gerade aus auf die Prinzeß. Alles umringt ihn. Wie er in der Mitte der Bühne angelangt ist, legt er seinen Helm, wie unbewußt, in die Hände eines der Junker und hebt beide Arme hoch. In diesem Augenblick schmetternde, stürmische Fanfaren.

☙ Die Prinzeß erhebt groß ihre Augen auf den goldenen Ritter. Wie hinweggeblasen von dem Fanfarensturm fällt mit einem Rucke das graue Gewand von ihr, und sie steht in weißer, fließender Seide, Arme und Brust nackt.

Die Junker knieen nieder.

Die Pagen erheben, auf beide Knie gesunken, die Arme.

Die Hoffräulein sinken in tiefste Verbeugung. Selbst der König bückt sich, freilich sitzen bleibend, tief herab.

☙ Die Thronwächter neigen den Oberkörper tief, doch behalten sie ihre Stäbe eingestemmt. Nur der goldene Ritter und die Prinzeß sind aufrecht. Erst wie

☙ der goldene Ritter vorschreitet kommt Bewegung in die Menge.

Alle brausen mit ihm zum Throne.

☙ Der goldene Ritter schreitet den Thron hinauf, nimmt und küßt die rechte Hand der Prinzeß. Dann aufrecht vor ihr:

Durch alle Welten stürmte michs zu Dir,
Zu Roß und Schiffe kam ich brausend her,
Zu Golde ward von meinem Kiel das Meer:
Dich mir zu nehmen, Fräulein, bin ich hier.

Die Prinzeß:

Nie stand ich so in Goldes Strahl
Und sah Dich doch schon viele Mal,
Und du bist mir vertraut.

Der goldene Ritter:

Von meines Lebens Anbeginn
Trieb mich zu Dir ein Beben hin,
Und Du bist meine Braut.

Er nimmt sie in den Arm.

Die Hoffräulein:

Seht, wie er sie im Arme wiegt!

Die Junker:

Seht, wie sie sich im Arm ihm schmiegt!

Alle:

Ist alles wunderbar.

Die Prinzeß:

Ich träumte Dich in Angst und Nacht.

Der goldene Ritter:

Ich sah Dich so in Tag und Pracht.

Alle:

Ist alles wunderbar.

Der König:

Bist eines Königs Du der Sohn?

Der goldene Ritter:

Ich setze mich auf Deinen Thron.

Der König, erstaunt, rückt ehrfurchtsvoll auf die Seite:

Gottlob, er hat für zweie Raum.

Der goldene Ritter nimmt gelassen zwischen dem König und der Prinzessin Platz auf dem Throne, indem er seinen linken Arm auf die Thronlehne hinter der Prinzessin legt.

Die Prinzeß, ihn tief ansehend:

Dein Auge sah ich schon im Traum.

Der goldene Ritter, den Blick erwidernd:

Ich sah das Deine hell am Tage.

Der König, bescheiden:

Herr Ritter, gönnt mir eine Frage!

Der goldene Ritter, von oben herab:

Herr König, fragt, so viel Ihr wollt!

Der König:

In Eurem Lande wächst wohl Gold?

Der goldene Ritter:

In meinem Lande wohnt die Kraft,
Die glühend alles Leben schafft,
Und alles, was den Sinnen hold,
Geht von mir aus und in mich ein.
Was ich begehre, das ist mein.
Zwei Adler meine Blicke sind,
Die holen, was ich will, geschwind
Und lenken es in meine Hand:
Das ganze Weltall ist mein Land.

Der König, kopfschüttelnd:

So ist mein Königreich auch Dein?

Der goldene Ritter:

Was ich begehre, das ist mein.

Die Hoffräulein, bange bewundernd:

Oh seht, wie ihm sein Auge sprüht!

Die Junker:

Es glüht sein Schwert, sein Harnisch glüht.

Der König:

Und wer sich wehrt, — dem bringst du Krieg?

Der goldene Ritter:

Es wehrt sich keiner meinem Sieg,
Weil keiner sich der Sonne wehrt,
Die Leben, Licht und Glück beschert.

Die Prinzeß, bang in Seligkeit:

Wohin, wohin ich mich wende:
Der Sonne ist kein Ende,
Die Sonne ist überall.
Sie kam auf rollenden Wogen
Ein goldener Ball gezogen,
Dann gab sie sich dem Meer
Und machte zu Gold die Fluten
Und kam in purpurnen Gluten
Gewaltig allüberströmend her.
Nun fließt sie in meinen Sinnen
Und leuchtet in mir innen
In einem heißen Schwall.
Wohin, wohin ich mich wende:
Der Sonne ist kein Ende,
Die Sonne ist überall.

Alle:

Sie fließt in unsern Sinnen
Und leuchtet in uns innen
In einem heißen Schwall.
Sonne, Sonne, Sonne!
Sonne allüberall!

Der goldene Ritter erhebt sich und breitet die Arme aus. Ein mächtiger Marsch erdröhnt.

Es erscheinen

die Schwarzgewappneten. Sie tragen stumpfschwarze Rüstungen mit niedergeschlagenen Visiren. Es ist keinerlei Glanz an ihnen. Auch an ihren schwarzen Schwertern nicht. Sie kommen rückwärts schreitend im Zurückweichen vor den

Goldgewappneten, die goldene Rüstungen mit aufgeschlagenen Visiren und goldene Schwerter tragen. Sie treiben die Schwarzgewappneten langsam unter den Klängen eines Tanzrhythmus, der Wucht und Frohheit ausdrückt, vor sich her. Ihre Schwerter halten sie, mit steil aufwärts stehenden Klingen, nur immer gerade vor sich, während

die Schwarzgewappneten sich vergeblich mühen, Schläge gegen sie zu führen. Zwischenhinein, unter Pausen

Dumpfe Stimmen von links:

Stemmt in die schwarze Erde
Fest den Fuß!

Helle Stimmen von rechts:

Lacht mit leuchtendem Schwerte
Siegenden Gruß!

Dumpfe Stimmen von links:

Fest steht der Mutter Macht,
Schutz euch im Rücken.

Helle Stimmen von rechts:

Blendendes Schwerterzücken
Lichtet die Nacht.

Wie die Bühne von den Gewappneten leer wird singen die Hoffräulein:

Was wir gesehen
Ist uns geschehen.

Die Prinzeß:

Mitten mir durch das Herz
Ging dieser Tanz,
Bebender, weichender Schmerz,
Nebel, verweht in Glanz.

Die Junker, tanzend:

Schritt voran und Schritt zurück!
Aufgestampft und umgedreht!
Bunte Brüder, seht doch, seht:
Nebel ist davon geweht,
Vorwärts wanderte das Glück.

Mädchenstimmen, die Jungfrauen, von rechts aus der Ferne:

Sehnen, oh Schmerz!
Gefesselt die Hände,
Gefesselt das Herz,
Das Auge im Bann,
Voll Fieber der Sinn.
Grausamer Mann:
Wo führst Du uns hin?

Eine tiefe Männerstimme, der Treibende, hinter ihnen her:

Zu den tieftiefen Quellen,
Den roten, den hellen;
Dort mach' ich euch frei,
Daß jede sich bücke
Zum heißholden Glücke;
Ich hör' ihn schon gellen
Den wehsüßen Schrei.

Es erscheinen

~ die Jungfrauen. Sie sind in weißen, hemdartigen Gewändern, bloßarmig, nacktfüßig, mit sehr langen, wild über Brust und Rücken strudelnden Haaren. An den Händen sind sie mit roten Bändern gefesselt. Alle Bänder laufen zusammen in die Hand

~ des Treibenden, der sie wie ein Rudel vor sich herjagt. Es ist ein großer schwarzbärtiger Mann mit nackten Beinen und Armen, der ein Tigerfell umgeworfen und auf dem Kopf

den Tigerrachen mit lang heraushängender Zunge hat. In der rechten Hand schwingt er eine Geißel aus Meerkatzenschwänzen.

❧ Die Jungfrauen haben, wie in angstvollem Suchen, die Augen weit offen und gehen eng aneinander gedrückt, streben aber alle nach der Mitte. Wie sie dort angekommen sind gruppieren sie sich in engem Kreise um den Treibenden, der seine Geißel wie bannend über sie schwingt. Sie stehen gedrückt vorgebeugt und blicken augenstarr in die Runde mit leidenschaftlich bewegten Brüsten. Plötzlich wirft

❧ der Treibende die in seiner Hand vereinten roten Bänder in die Höhe und ruft laut:

Heiß ist hier die Erde;
Und hier seid Ihr frei!

❧ Die Jungfrauen richten sich strack auf, zerreißen die Fesselbänder, werfen die Arme hoch und springen in großen Sätzen auseinander in die Runde, als wollte eine jede anderswohin davon. Aber wie sie etwa zehn Schritte von dem Mittelpunkt, dem Treibenden, entfernt sind, schießen vor ihnen aus dem Boden

❧ die Männer auf, die alle das Aussehen des Treibenden haben, und wollen sie umfassen. Wildes Tanz-hin-und-her zwischen den jagenden

Männern und fliehenden

Jungfrauen, die sich schließlich alle in der Mitte fangen

lassen und hintüber geworfen und mit Küssen bedeckt in den Armen der

Männer liegen. Heiße Stille. Jach fegt die Melodie des Tanzes hinein, und

Männer und Jungfrauen springen, gefolgt von dem die Geißel schwingenden

Treibenden, im wilden Rudel vereint davon.

Der goldene Ritter, brutal:

Hahahaha!
Lauft hinterdrein
Flinke Junker
Und zitternde Hoffräulein!
Und Du, König dazu!
Renn, Majestät,
Eh' es zu spät!
Eine Holde findst wohl auch Du!

Die Hoffräulein werfen die Blütenzweige weg, raffen die Gewänder hoch und laufen, den Junkern winkend, davon.

Die Junker folgen stürmisch.

Die Thronwächter stürzen mit den über dem Kopf geschwungenen Päonienstäben davon. Zuletzt verschwindet, sich an seinem Zepter fortstakend, heißrot, aufgeregt wackelnd

der König. Außer der Prinzeß und dem goldenen Ritter bleiben nur



ᘓ die Pagen, die mit den Mienen höchst erschrockner Kinder aufgesprungen sind und ratlos um sich schauen.

ᘓ Der goldene Ritter steht auf und führt die Prinzeß in die Mitte der Bühne:

Nun, holdes Kind, wie dünkt Dich das?

ᘓ Die Prinzeß, mit gesenktem Haupte und wie leblos herabhängenden Armen, ganz leise:

Nicht gut.

Der goldene Ritter, fast barsch:

Ei was!
Dir fehlt der rechte Sommermut.

Schmeichelnd:

Wie mir das Herzchen bebt und bangt!

Drängend:

Hier ist die Frucht, nun zugelangt!

Leidenschaftlich:

Komm her, und laß Dich küssen!
Du wirst es dulden müssen,
Daß Dich mein Arm umschlingt.
Es geht durch alles Leben
Ein Pochen und ein Beben:
Das rote Blut, es singt, es singt!

Er umschlingt sie gewaltsam.

Die Prinzeß entwindet sich ihm und flieht mit dem Ausdrucke des Abscheus nach vorn links:

Nicht so, nicht so! Mein Herz erschrickt.
Oh, wie Dein Auge böse blickt.

Der goldene Ritter, ihr drängend nach, herrisch:

Was bös und gut!
Nimm Dir den Mut,
Dich mir zu geben!
Ich bin das Leben,
Ich bin die Flut,
Die reißende, große.
In meinem Schoße
Lernst Du das Glück.

Faßt nach ihren Hüften.

Die Prinzeß, stoßweise im höchsten Abscheu:

Ritter, zurück!
Mich ekelt Dein.
Dein greller Schein
Ist kalt und leer;
Im grauen Meer
Möcht ich viel lieber sein,
Als bei Dir.
Heiß ist Deine Gier,
Aber die Seele Dein
Ist kalt und leer.
Mich ekelt Dein!

Hast mich befreit von der Nacht,
Befreie mich nun von der leeren Pracht,
Von Dir!

Mit einem Schlage bricht schwärzeste Nacht herein.

Der goldene Ritter verblaßt und verschwindet.
Leise, wie hinter der Prinzeß, hört man

den Narren singen:

Zwei Männer in Larven sind über mich her.
Sie graben mich ein. Die Erde ist schwer.
Der Winde Wehen hör' ich nicht mehr.
All — alles ist stille.

Der Vorhang fällt schnell.



Beiträge zu einer modernen Aesthetik.

Von J. Meier-Gräfe.



III.

SOWEIT die materielle Seite der Frage. Sie ist allein entscheidend; jede weitere Diskussion ist schon nur mit Kompromissen in der Konditionalform möglich. Setzen wir einmal den idealen Zustand voraus, daß nicht nur nach dem Traum des braven Königs jeder Unterthan sein Huhn im Topfe, sondern auch ein Bild in der guten Stube haben könnte, wenn es lediglich auf den Geldbeutel und den guten Geschmack ankäme. Was kann sich der mit Reichtum und Geschmack Gesegnete heute kaufen?

Der Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, wird sich bei allen Dingen, die er kauft, nach seinen Bedürfnissen richten und also auch bei dem Bilde fragen: kann ich es brauchen.

Diese Frage wird zu der weiteren führen: kann ich das Bild in mein Haus hängen.

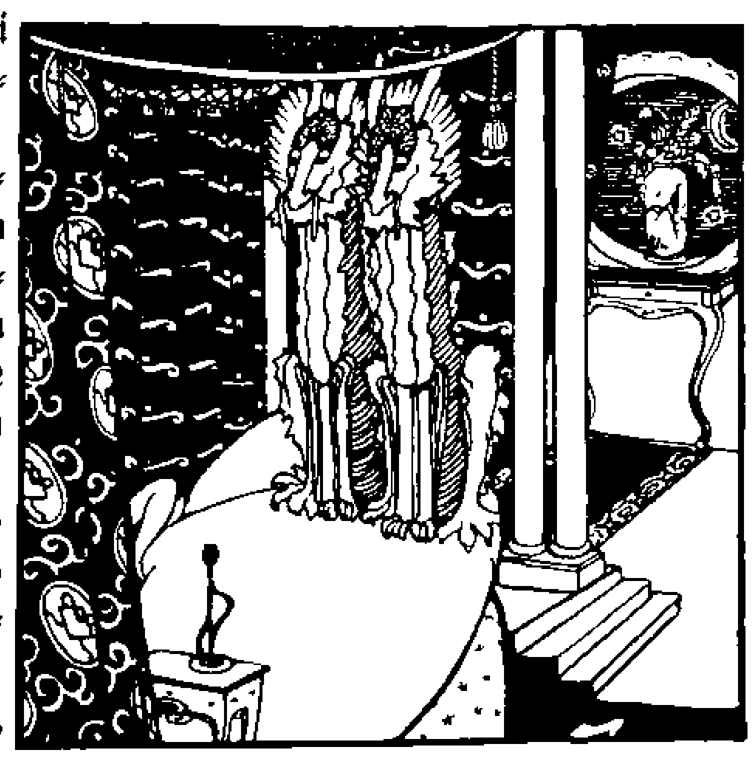
Und hier drängt sich sofort mit der Gewalt der Logik die Tragik unserer heutigen Kunst auf, der Mangel jedes festen Verhältnisses zwischen Kunst und Zweck, die Unmöglichkeit, eine innige Verbindung zwischen Produzenten und Konsumenten herzustellen, weil sie von dem Künstler nicht erstrebt werden kann, da er im allgemeinen nicht weiß, für wen

oder was das Werk, das er macht, bestimmt ist. Es ist mobil, ja, und die Erfahrung hat den Künstler gelehrt, daß er noch am besten fährt, wenn er es so mobil wie möglich hält, also für diverse Raumverhältnisse passend, nicht subjektiv wertvoll für einen Besitzer, sondern wertvoll als Handelsware, als Tauschmittel. Diesem Mangel kommt die ideelle Anschauung des Künstlers entgegen, der es mit seiner Freiheit für unvereinbar hält, sich die geringsten Schranken aufzuerlegen und andere Rücksichten bei der Konzeption des Werkes gelten zu lassen, als die seines künstlerischen Einfalls. Er glaubt nur dann sein Bestes schaffen zu können, wenn er die Bestimmung seines Werkes dem Zufall überläßt.

❧ Es kommt, sobald der Laie in ein festes Verhältnis zur Kunst treten soll, in dem er sich bekanntlich heute nicht befindet, nicht auf den absoluten Wert der Kunst an, sondern auf den relativen. Die Schätzungen, die dabei mitsprechen, sind komplizierter Natur.

❧ Nicht die rein lokale Frage, d. h. das Postulat, daß ein Kunstwerk nur für einen bestimmten Platz vollwertig geschaffen werden kann, entscheidet. Sie beruht in dieser Ausdehnung auf einem Irrtum, der täglich praktisch widerlegt wird. Ja, sie hat nicht mal für die alte Kunst Gültigkeit, trotzdem die Werke der Alten stets mehr oder weniger streng architektonisch motiviert waren. Die gelungene Heiligenfigur im Portal einer frühgotischen Kirche bleibt schön, auch wenn sie von ihrem ursprünglichen Platz entfernt wird; ja, sie behält selbst in einem Raum, der ganz und gar der Beziehungen zu ihr entbehrt, einen gewichtigen Teil ihres Reizes. Ein Kunst-

werk, bei dem die architektonische Beziehung zum ursprünglichen Raum loser ist, wie die meisten Tafelbilder, wird sich noch leichter deplacieren lassen, ja, es wird



Fälle geben, wo das Kunstwerk dadurch noch gewinnt. Die letzten Decennien haben uns gute Museen gegeben, die diese Frage glücklich gelöst haben. Die meisten der alten Werke, die diese Galerien zieren, sind dort zu größerer ästhetischer Verwertbarkeit gelangt, als an den Stellen, für die sie ursprünglich geschaffen waren, die sehr oft der richtigen Beleuchtung und Distanz entbehren oder andere Nachteile haben. Wir stehen mit Recht auf dem Standpunkt, daß es in erster Linie auf die Bedingung ankommt, die in großen Museen erfüllt wird: daß das Werk in der denkbar besten Weise gut betrachtet werden kann. Dies ist viel wichtiger als die Milieuspielereien, die man hie und da angestrebt hat, Ver-

suche, alte Interieurs um die Bilder herum zu rekonstruieren u. s. w., die nur aus einer gänzlich verkehrten Anschauung und eher aus einer Unterschätzung der Werke entspringen. Wir glauben in diesen Werken wertvolle Dokumente zu besitzen, an denen das Archäologische, das etwa durch solche Spielereien ergänzt werden könnte, ganz untergeordnete Bedeutung hat; Dinge, die so wie sie sind, genußbringend sind. Wir haben nicht mehr die Augen, für die diese Dinge einst gemacht wurden, und es ist nur unser gutes Recht, mit unseren Mitteln zu unserem größten Genuß an ihnen zu gelangen.

Unser Genuß ist anders als der der ursprünglichen Betrachter. Wir haben ganz neue Arten von Genüssen gewonnen. Denken wir lediglich an die Zusammenstellung der Werke desselben Autors oder verschiedener Meister, ja verschiedener Epochen an einer Wand; an die Wirkungen einer so komponierten Wand zu einer anderen; solche und viele andere Kombinationen, die in unseren Museen möglich sind, können — und zwar aller archäologischen Logik zum Trotz — höchst künstlerische Reize erzielen, die sich früher mit diesen Werken nicht verbanden.

Das Museum hat vielleicht in geradezu idealer Form die früheren Kunstträger ersetzt, es könnte sie wenigstens ersetzen. Es ist der absolut neutrale Raum, der nur der Schönheit dient — dienen könnte — gar keine anderen Zwecke kennt — zu kennen brauchte. Es wird vielleicht die Zeit kommen, wo diese Konjunktive wegfallen, wo das Museum nicht wie heute ein Tummelplatz von Gelehrtenprotz oder eine Wärmehalle ist. Ganz gewiß hat es schon heute alle Elemente einer Institution, auf die wir stolz sein können.

❧ Um so unsinniger, unbegreiflicher ist die Verwechselung des Hauses, des Wohnraumes mit diesen von rechtswegen heiligen Hallen, die Vermengung von zwei Zwecken, die so entgegengesetzt sind wie möglich.

❧ Alles oder fast alles, was in dem einen möglich, notwendig ist, ist in dem anderen ausgeschlossen. Also zunächst, wofür soll der Laie kaufen? Genau betrachtet steht der Fall so, daß die Kunst von dem Laien gekauft werden muß, damit er sich ihrer entäußere. — Die hochherzige Gewohnheit reicher Leute, die Werke zu erwerben, um sie den Museen zu schenken, kann nichts an der Unsinnigkeit dieser ins Große, leider gar zu Große gehenden, allgemeinen Verhältnisse ändern.

❧ Oder ist unsere Wohnung etwa geeigneter, Bilder aufzunehmen, als die Wohnung in früheren Epochen, die keine oder so gut wie keine abstrakten Kunstwerke in unserem Sinne beherbergte?

❧ Die Wohnung von heute hat den formalen Zusammenhang mit unserer Zeit verloren. Von unumgänglichen praktischen Hauptfragen abgesehen, die sich in einem gewissen Komfort und der Ausnützung des Raumes äußern, fehlt ihr die enge Beziehung zur Zeit, d. h. zu unserer Thätigkeit. Unsere Pflichten verlegen unsere Thätigkeit im Gegensatz zu früheren Zeiten außerhalb des Hauses; die wenigen Berufe, die sich in der Wohnung vollziehen, kommen kaum in Betracht und selbst sie bedingen einen besonderen Arbeitsraum — oder Bureau — der nach Feierabend verlassen wird. Wie das Arbeitsfeld hat sich die Thätigkeit selbst vollkommen verändert, sie ersetzt die physische Anstrengung immer mehr

durch die psychische. Die Menschen, die heute am ergiebigsten schaffen, d. h. deren Willen am stärksten die Produktion beeinflußt, rühren am wenigsten ihre Glieder. Der psychische Apparat verlangt daher in den Freistunden größtmögliche Schonung und Erholung.

Die Wohnung ist zur Erholungsstätte geworden. Das Haus des außerhalb Thätigen wird dadurch, zum mindesten nach wesentlichen ästhetischen Gesichtspunkten, von vornherein bestimmt.

Die Folge dieser Einsicht wurde die Vorliebe, im Hause einen möglichst großen Gegensatz zu den Räumen zu schaffen, in denen sich die Thätigkeit abspielt. Man wünschte möglichst abgezogen zu werden von allen Erinnerungen an die Arbeit und richtete sich Interieurs in früheren Stilen ein, um aus der Gegenwart in andere Zeiten zu flüchten. — Man übersah, daß man mit diesen fast pathologischen Mitteln aus sich ein Doppelwesen machte und entweder die Nerven abstumpfte oder unnatürlich reizte, jedenfalls das normale Verhältnis beeinträchtigte.

Da thatsächlich unsere Wohnung einen anderen Charakter bekommen hat, den der Erholungsstätte, ist sie zur Aufnahme des Künstlerischen, selbst des abstrakten Kunstwerks mindestens geeigneter geworden. Uebersehen wir einmal die gegebenen traurigen Verhältnisse, daß das reine Kunstwerk in der Wohnung das einzig Künstlerische ist, beziehungslos zu den übrigen Dingen des Interieurs. Es wird unter diesen Verhältnissen nur um so notwendiger, wenn der Mensch nicht auf jede ästhetische Anregung verzichten soll. Nur soll das

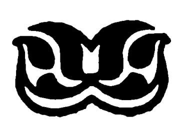
Werk im Hause unter diesen Umständen, die weit entfernt sind von den Bedingungen der früheren Kunstträger, wirklich etwas geben, so muß es sich dieser neuen Bestimmung gemäß modifizieren. Es ist durchaus nicht der Hauptzweck, wegen dessen man den Raum, der es beherbergt, betritt, wie beim Museum; man betritt ihn noch weniger mit der Sammlung der nach Mystik dürstenden Seele, wie die Kirche; hier sucht man nichts wie Behagen, und ein Bild, das das Behagen stört, ist schlechterdings im Hause verfehlt.

Dieses Behagen deckt sich durchaus nicht lediglich mit künstlerischen Qualitätsfragen. Gerade die Werke, denen wir die stärksten Eindrücke verdanken, können sich dieser Verwendung widersetzen. Es giebt Dinge, für die man schwärmt, und solche, die man haben möchte. Was zwischen ihnen entscheidet, ist eine Art Hygiene, die uns lehrt, mit gewissen Empfindungen Haus zu halten, weil sie uns geistige Opfer, Anstrengung kosten.

Man sieht, wie unendlich anders die Rollen geworden sind, wie nahe man der Trivialität kommt, sobald man einmal diskutiert. Die Kunst scheint alsdann nichts mehr von der Gottheit zu haben, nichts mehr von dem alles berückenden Weib, das die Sklaven vor sich auf die Kniee zwingt; etwas wie ein Hausmütterchen kommt uns entgegen, das uns besorgt mit Zärtlichkeiten umgiebt und emsig schafft, was uns müden Leuten nach der Arbeit wohl thun kann.

Die Kunst hat diese Rolle unter ihrer Würde gefunden, sie durfte sie nicht annehmen, wenn sie bestehen wollte; diese Rolle ist in der That nicht die ihre, sie gehört der Nutzkunst.

❧ Wir sind wieder an unserem Zirkelschluß angelangt. Wie man sich auch dreht, man stößt immer wieder auf das Grundübel, das sich nicht wegdiskutieren läßt: Wenn sich die Verwendung der Kunst ändert, muß die Kunst anders werden. Wenn ihr nicht der Raum gegeben wird, dessen sie bedarf, wird sie ein Unding. Die Beschränkung unserer künstlerischen Bedürfnisse auf abstrakte Malerei und Skulptur allein ist dieselbe Utopie, wie der Wunsch des thörichten Mannes im Märchen, daß alles was er berühre, sich in Gold verwandele. Die abstrakte Kunst ist Feiertagsfreude; wir sind nichts weniger als Feiertagsmenschen und sind stolz darauf. Unser rationellstes Ideal ist, nicht die Güter zu teilen, sondern die Arbeit; daß eine Zeit komme, in der es keine Drohnen mehr gebe, in der jeder nach seinen Kräften bestrebt sei, der Allgemeinheit zu dienen. Diese Zeit wird keine Amateure mehr kennen.



IV.

FUER was schafft also der Künstler, bis das gewöhnlich erst nach dem Tode erreichbare Ziel der Aufstapelei erklommen ist?

❧ Die einen für eine sehr schöne mit blutigen Thränen schrittweis zu erkämpfende, nie erreichbare Sache, die fast nur mit metaphysischen Floskeln zu erklären ist; die Be-

friedigung einer Gewissensforderung, die gar keine Beziehung zur Außenwelt hat, eines Ehrgeizes, der über allem Irdischen steht, blendend, großartig in seiner Bewußtheit, in der Konsequenz, mit der allem Unbill zum Trotz an dem irrlichtgleichen Ziel festgehalten



wird, unbegreiflich in seiner Unbewußtheit, mit der das scheinbar nur intensivster Konzentration gelingende Werk geschaffen wird. Schaffen, um zu schaffen.

Ein weitsehender Idealismus hält sie am Leben, das Vertrauen, daß es ihnen gelingen muß, eine neue Formel der Schönheit zu geben. Ein blinder Optimismus läßt sie immer, auch in der tiefsten Verlassenheit, auf Menschen hoffen, denen sie sich offenbaren, die an den geheimen neuen Freuden Teil zu nehmen vermögen, die sie selbst gefunden. Und wenn sie sich nicht mehr vor der Unmöglichkeit dieser Erfüllung zu verschließen vermögen, wenn sie sehen, daß ihre Werke ohne

Gefallen bleiben, oder, was noch furchtbarer ist, gekauft werden ohne jenes innerliche Gefallen, auf das sie gehofft haben, kehren sie ganz in sich hinein und vollbringen ihr Größtes.

Zuweilen wird, was ihrem kühnen Selbstbewußtsein als Größtes erscheint, von erleuchteten Augen eines Tages wirklich groß gefunden, und erhält sich als unsterbliches Gut, nicht nur als Freude weniger Laien, sondern auch als unvergängliches Element für die nachfolgenden Kunstgenerationen, in deren Werken es in anderer Form, mit neuem ergänzt immer fortlebt. Es geht in die künstlerische Tradition über. Den anderen gelingt es nicht; nicht weil ihr Selbstbewußtsein geringer, sondern weil entweder ihre Begabung oder ihr Wille versagt. Unfähig den hohen Beruf zu erfüllen, fügen sie nicht nur nichts dem künstlerischen Gesamtvermögen hinzu, sondern schädigen die anderen, indem sie mit ihrer Produktion dem Unverständnis, der Gleichgültigkeit gegen Kunstwerke eine positive Waffe geben, die das Publikum gegen die anderen ausspielt, und so in offene Feindschaft verwandeln, was vorher Zurückhaltung war. Ihr numerisches Uebergewicht ist so bedeutend, daß die andern vollkommen zurücktreten, und der geringe Bedarf des Publikums an Bildern von ihnen allein gedeckt wird. Ich weiß nicht, ob auf einen Maler der einen Sorte hundert oder tausend der anderen kommen. Man stelle sich nur mal das Verhältnis in einem anderen Metier vor! — Die Täuschung des Publikums gelingt dem Künstler leichter als irgend einem anderen Beruf, weil ihm, ganz abgesehen von der leichten Empfänglichkeit des traditionslosen Volks für alles Banale, der Nimbus

zu Hilfe kommt, eine Fülle von gerade die Mittelmäßigkeit begünstigenden Institutionen, die der Geschickte auszunutzen versteht.

Unter diesen Institutionen nimmt die Schaustellung der künstlerischen Produktion den Hauptrang ein. Die unsinnige Massenproduktion verlangte noch unsinnigere Veranstaltungen in großen Dimensionen, um das allein in einem Jahr Gemachte regelmäßig zu zeigen. Dem verdanken wir unsere großen Kunstausstellungen; eine specifisch bürgerliche Eroberung unserer Zeit, in der man den heute wesentlichsten Kunstträger erblicken kann.

Sie hätte einen gewissen Sinn als „Laden" im großen Stil, als Verkaufsgelegenheit, die man der Ware entsprechend mit besonderem Gepränge ausstattet. Dieser Zweck, der theoretisch nicht ausgeschlossen ist, tritt, wie ein Blick auf die Verkaufsziffern zeigt, zurück. Wenn er thatsächlich die Hauptsache oder auch nur wesentlich wäre, würde die Masse der Künstler sich unmöglich dem Zahlenbeweis verschließen. Wenn sie fortfahren, müssen sie dort eine andere Entschädigung finden. Thatsächlich ist von einem numerischen Rückgang der Ausstellungen keine Rede; sie nehmen im Gegenteil zu. Der Staat oder die Stadt unterstützt sie nach Kräften, um das Interesse der Obrigkeit an dem Wohle der Kunst zu bethätigen, und aus der sehr klugen Spekulation, dem Staat oder der Stadt ein Attraktionsmittel zu schaffen.

Die Künstler machen mit, weil, wenn sie darauf verzichteten, auch ihr letztes Aeußerungsmittel verschwände. Sie wollen wenigstens ihr Werk einmal sehen lassen, wenn auch

unter tausend anderen, wenn auch nur für wenige Monate, wenn auch unter zuweilen miserablen Bedingungen.

❧ Was nach der Ausstellung daraus wird, ist gleichgültig. Es genügt, wenn das Bild seinen Ausstellungszweck erfüllt, wenn es die Augen auf sich zieht, vielleicht von der Kritik besprochen wird, oder gar — der Gipfel — eine Medaille erhält.

❧ Damit dies unter den Tausenden, die alle dasselbe Ziel verfolgen, geschehe, heißt es dem Bild alle Eigenschaften zu geben, die es vor anderen auszeichnen. Wenn man Courage hat, groß, so groß wie möglich, unter allen Umständen effektvoll, so daß es auffällt, auch wenn es noch so schlecht gehängt wird. Es muß sich selbst dem flüchtigsten Blick einprägen.

❧ Es versteht sich fast von selbst, daß unter diesen Umständen nicht einmal der Zweck, den die Konkurrenz auf anderen Gebieten erreicht, der Auswahl des Besten zu dienen, erfüllt wird. Unendlich häßliche Koterie-Umtriebe, die stets die kompakte Majorität gegen die hervorragende Indivtdualität ausspielt, thun das Ihre dazu. Selten ist aus den Tausenden und abermals Tausenden auf diesem Wege ein Genie zu Tage getreten. Die Großen ziehen es vor, diese Börsen zu vermeiden und auch der Amateur ist hier nicht zu finden, da ihm mit Quantum allein nicht geholfen ist.

❧ Was unserer Zeit an künstlerischen Empfindungen bleibt, sind diese Ausstellungen im Begriff, systematisch zu zerstören. Sollte der Zufall eine dieser Palastbaracken der Nachwelt erhalten, so werden wir schlimmer damit kompromittiert werden, als mit irgend einer unserer Hinterlassenschaften. Es wird Menschen geben, die mit demselben Gefühl durch diese

Hallen schreiten, mit dem wir verfallene Burgverließe besuchen, und die verrosteten Bilderhaken werden wie grauenhafte Folterwerkzeuge erscheinen.

❧ An allen diesen Haken hingen einst Bilder ...

❧ Dies ist das Ende der Bildergeschichte. Wir haben zum mindesten den Trost: Tiefer können wir nicht mehr sinken. Vom äußerlichen Symbol des Heiligsten, das in der Kirche Ehrfurcht verbreitete, das über den Menschen stand wie die Gottheit selbst, zu dem sich die Blicke des Trostbedürftigen flehend erhoben, und das dem leichtsinnigen Menschenkind die erhabene Würde des Ortes mit unendlich überzeugender Eindringlichkeit vorstellte; von diesem Göttlichen ist das Bild zu dem Füllsel des allerflüchtigsten, allernichtigsten Moments der Zerstreuung geworden, die Kirche hat sich in die Jahrmarktsbude verwandelt, und aus den Betern sind frivole Schwätzer geworden.

❧ Es heißt für den Durchschnitt der Menschen zu viel verlangt, für einen erbärmlichen oder überhaupt nichtigen, äußeren Zweck dieselben Anstrengungen zu machen, wie sie einst die Künstler für die erhabensten Zwecke, für die Ewigkeit aufwandten. Daß es Menschen gegeben hat und giebt, die trotz dieser Erbärmlichkeit ihrer äußeren Lage Unsterbliches vollbringen, kann nicht die anderen belasten, die nur einem menschlichen Trieb unterliegen, einer Verblendung, die der Staat und die Gesellschaft immer noch unwiderstehlicher zu machen suchen. Wenn in irgend einem Beruf der Staat Pflichten besitzt, so ist's in dem künstlerischen; wenn er je gewissenlos gehandelt, so ist's dem Künstler gegenüber. Er hatte nicht

die Fähigkeit den Kunstzweck zu erhalten, und anstatt die Konsequenz zu ziehen, anstatt lieber mit offener Brutalität dem Künstler zuzurufen: „wir haben keinen Platz mehr für Dich! wir brauchen unser Geld für Soldaten und unser Interesse für praktische Dinge!", anstatt zum mindesten ganz zurück zu treten von einer Rolle, von der durchaus nicht sein Wohl und Wehe, ja nicht mal sein Ansehen abhängt, bestärkt er mit unsinnigen Mitteln den Unsinn und erreicht damit nur, das Proletariat in einem Stand groß zu züchten, wo es am gefährlichsten ist.

Welche Verantwortlichkeit würde den Staat treffen, wenn er, nachdem einmal der Weltfrieden gesichert sein wird, die stehenden Heere abschaffte und statt seinen bisher dabei beschäftigten Beamten neue und rationelle Bedingungen zu schaffen, sich damit begnügte, ihnen weiter das Tragen der Uniform zu erlauben und ihnen Orden und dergleichen zu geben. Wenn nun seine Verantwortung in der Kunstfrage nicht so groß ist, ist sie jedenfalls nicht so gering, daß sie die gänzlich willkürliche Behandlung rechtfertigen könnte, die er ihr angedeihen läßt. Denn kein Staat ist so reich, daß er sich den Luxus erlauben dürfte, eine sich stetig mehrende Anzahl von Intelligenzen auf einen unwiderruflich abschüssigen Pfad zu treiben.



Traditionen.

DIE Malerei ist ursprünglich die Kunst, mit Farben und Linien schön sinnliche Reize auf das Auge auszuüben. Da das Auge wie jeder Sinn die Tendenz hat, seine Wahrnehmungen auf den Verstand zu reflektieren, d. h. auf den Erfahrungskomplex, der neue Wahrnehmungen an den alten bereits niedergelegten kontrolliert, da er jede Illusion zu vermeiden sucht, die seine früheren Elemente in Frage stellen könnte, kann der Reiz der Kunst nicht ohne weiteres auf Illusion hinauslaufen. Sonst würde die Empfängnis eine mangelhafte Entwicklung der Verstandeskräfte voraussetzen, was durchaus nicht der Fall ist. Wenn sehr gescheidte Leute, ohne die Reize der Kunst zu kennen, ihr Dasein friedlich beschließen, hindert das nicht die Thatsache, daß auch die schärfsten Denker durchaus künstlerischen Einflüssen zugänglich sind. Um das zu erklären, ist die Voraussetzung gewisser eigentümlich reagierender Gehirnpartien nötig, die, sobald ein ästhetischer Reiz das Auge trifft, bei manchen Individuen gleichzeitig mit den Partien mitschwingen, die die Konzentration des Verstandes vollziehen. Ja, diese Partien müssen unter Umständen allein in Schwingung gesetzt werden können, ohne den Verstand zu beeinflussen. Wenn eine neue schöne Blume das Auge trifft, wird der Sinn dem Verstand melden, daß es sich um eine Blume handelt und gleichzeitig bei gewissen Individuen die andere Hirnpartie lediglich mit der Schönheit der Form und der Farbe dieses neuen Dings beschäftigen, nicht mit der Frage, ob sie von

einer Blume, d. h. einer bereits bekannten Gattung herrührt. Es ist anzunehmen, daß alle Menschen mehr oder weniger mit diesem Gehirn versehen sind, daß es sich ausbilden läßt und verkümmern kann, daß nicht nur einzelne In-



dividuen dadurch besonders ausgezeichnet sind, sondern ganze Rassen vor andern Rassen. Wie das andere Gehirn hat es seine Erfahrungen, und was bei dem anderen als Summe dieser Erfahrungen Logik genannt wird, heißt hier Aesthetik. Sie wird wie die Logik durch jede neue Erfahrung, durch jeden neuen Genuß erweitert, schwingt im Ganzen mit und bereichert so nicht nur sich selbst, sondern den einzelnen Genuß.

Soweit scheint alles sehr einfach. Die Komplikation entsteht durch die Beziehungen zwischen beiden Gehirnen, die sich nicht leugnen lassen. Diese Beziehungen können dem künstlerischen Genuß förderlich und hinderlich sein; es kann Werke geben, die beide in größte Schwingung versetzen, die nicht nur den ästhetischen, sondern auch den Verstandes-

apparat in einer ganz bestimmten Richtung mächtig erregen, alle Geisteskräfte beanspruchen, ja bis zu einem gewissen Grade auch alle anderen Sinne außer dem Auge ausschalten. Es sind Werke, die nicht nur schön sind, sondern gleichzeitig mit ihrer Schönheit eine Tiefe der Erfahrung verbinden, die über alle verstandesmäßig erzielten Erfahrungen hinausgeht, sich in Gegensatz zu ihnen stellen kann, ohne die Psyche, d. h. das seelische Gleichgewicht des Menschen zu gefährden, Werke, die also gleichzeitig die Denk- und die ästhetische Thätigkeit außerordentlich anregen.

Den größten Werken kann man dies nachsagen. Michelangelos heilige Familie enthüllt dem Beschauer eine vollkommen neue Schönheit und gleichzeitig liegt in der Pose eine gewaltige, einfache Würde, deren Eindruck alle verstandesmäßigen Anstrengungen, die Geschichte Jesu zu erfassen, weit überspringt. Er verzichtete auf die Mystik und zeigte die Größe des Menschlichen in Fleisch und Blut, eine That, deren Resultat auch mit anderen Mitteln, z. B. der geschichtlichen Deduktion, möglich, also nicht unbedingt lediglich im Wesen der Kunst begründet ist, aber hier eine geradezu einzige Stärke der Ueberzeugung erzielt.

Vertieft man sich in diese Probleme, so wird man finden, daß diese Wirkung da am glücklichsten erzielt wird, wo sie gänzlich unbewußt auftritt. Soll die Kunst nicht verlieren, so muß die ihr gehörige Sphäre der erste Empfänger der Schwingung sein und sie dem Verstand weiter geben, nicht umgekehrt. Ein Werk kann die tiefste Wahrheit enthalten, ohne auch nur im entferntesten ein künstlerisches Bedürfnis

zu befriedigen; ein bewußtes Vordringen des Gedanklichen wird immer die künstlerische Seite beinträchtigen. Michelangelo hat nicht immer diesen Standpunkt besessen. Ueberall wo er als Analytiker auftritt, versagt seiner Kunst gerade die ihr gehörige tiefste Wirkung, die ihm stets in der Synthese gelingt. Seine berühmte Erschaffung des Menschen, die man mit Vorliebe als sein glänzendstes Werk hinstellt und die von seiner gedanklichen Erfindung ein außerordentliches Beispiel giebt, bringt, trotzdem die Komposition diesen Vorwurf meisterhaft ausnutzt, die unendliche Größe des Riesen nicht annähernd so zur Geltung wie gewisse Studien des Nackten, die durchaus nicht bestimmte Vorstellungen von Thatsachen wachrufen, ja, die Bruchstücke geblieben sind. Das hindert nicht, daß man sich auch bei ihnen etwas denken kann. Der reflektiv veranlagte Mensch wird leichter dazu neigen als ein anderer; in welcher Richtung sich seine Gedanken bewegen, wird von tausend Dingen, von seinem Bildungsgrad, seinem Temperament u. s. w. nicht am wenigsten von der momentanen Stimmung abhängen. Es werden nie zwei Menschen demselben Gedankengang bei solchen Werken folgen, wohl aber dieselbe Kraft spüren, die ihre Gedanken treibt.

Man kann in der neuen Kunst zwei Hauptströmungen verfolgen; in der einen überwiegt das Synthetische, in der anderen das Analytische, die letztere ist bei weitem in der Uebermacht. In ihrer Richtung hat sich die abstrakte Kunst seit der Renaissance überhaupt entwickelt, entsprechend der immer mehr auf das Exakte gerichteten Wissenschaft. Die Wendung vollzog sich, je mehr die germanischen Völker mit

ihrer unendlich viel jüngeren Kultur und ihrer auf Reflexion gerichteten Art an der Kunstübung teilnahmen, während die lateinischen mehr dem rein sinnlichen Zweck treu blieben. Dies gab zwei Traditionen, die eine mit verhältnismäßig rein künstlerischer Ueberlieferung, die andere specifisch litterarisch. Wesentlich für uns kann natürlich nur die erstere sein.

Mit ihr werden wir uns daher in erster Linie zu beschäftigen haben, um irgend welche Verknüpfungspunkte mit weiteren ästhetischen Interessen zu finden.

Ihr Sitz, sagen wir, ihre Hauptresidenz ist gegenwärtig Paris.

Kein Vaterlandsgefühl kann an dieser Thatsache etwas ändern, die uns bedauerlich erscheint, weniger weil sie unserem besten Feinde etwas vorausgiebt, das wir nicht haben, sondern weil es überhaupt zu einer Konzentration irgendwie gekommen, weil auch die Kunst der modernen Centralisierungssucht verfallen ist.

Beschränken wir sofort, wie wir es meinen.

Wir möchten nicht etwa dem Aberglauben huldigen, daß uns Frankreich an Kultur überlegen sei.

Erstens handelt es sich nur um Paris nicht um Frankreich; die künstlerischen Verhältnisse im übrigen Frankreich sind schlimmer als irgend wo anders. Paris ist noch etwas anderes als die Hauptstadt von Frankreich, und dieses andere ist durchaus nicht dem Lande von kulturellem Vorteil. Wie dem auch sei, der empfindsame Deutschländer kann diesen Vorrang mit Ruhe dulden. Die Kunst hat zumal in ihrer jetzigen abstrakten Form durchaus nicht das Recht, als kulturelles Symptom zu gelten. Sie ist eine Specialität.

❧ Selbst wenn nur in Paris und gar nirgend wo anders Kunst gemacht würde, wäre das noch kein Kulturbeweis vor anderen Ländern. Denn, wie bekannt, sind in demselben Paris Dinge möglich, an die selbst Barbaren kaum denken. Ich meine hier nicht mal die doppelten Eisenfesseln des Juden Dreyfus, nicht mal den Löwen-Stierkampf in Roubaix, der an die Zeiten des seligen Roms erinnert, nur daß er im dekadenten Rom noch um sehr vieles natürlicher war als in einem modernen Lande; ich meine mehr Pariser Alltäglichkeiten, das Pariser Bildungsniveau, alle möglichen Dinge, von denen noch die Rede sein wird.

❧ Und es soll durchaus nicht gesagt werden, daß in Paris allein gemalt oder gebildhauert wird; mit keinem Wort soll der Bedeutung der deutschen großen Maler Abbruch geschehen, sie sind in ihrer Art vielleicht bedeutender als die Franzosen, nur um die Art handelt es sich hier. Wir glauben, daß die deutsche Malerei, wie sie in Thoma, Böcklin, Lenbach hervorragt, geringere Perspektiven für eine weitere Malerei und vor allem für eine weitere allgemeinere künstlerische Entwicklung bringt als die von Paris, und zwar verstehen wir unter der von Paris auch die manches bedeutenden Nicht-Franzosen, der dort gelernt und die Tendenzen französischer Kunst in seine Heimat gebracht und dort erweitert, nationalisiert hat.

❧ Denn sobald wir uns an die deutsche Malerei halten von dem lediglich malerischen Standpunkt aus, thun wir ihr Unrecht. Wir möchten das feststellen, was modern ist. Wie vermag man das in Deutschland, mit der specifisch deutschen Malerei.

Zunächst, wo sind die Repräsentanten? Kann Böcklin zum Beispiel als Stütze einer deutschen modernen Malerei gelten?

Ich glaube nicht. Den verwirrenden Nationalitätsbegriff können wir von vornherein streichen. Wer Böcklin für deutsch hält, ist nie in Italien gewesen. Die teutonische Urkraft, die in seinen Werken ausbricht, kann nicht allein seine Nationalität bestimmen. Sein Milieu und seine künstlerischen Mittel haben wenig mit Deutschland gemein, das ist zum mindesten keine Nebensache. Aber dieser geographische Begriff hat nur für „National-Aesthetiker" Interesse. Ist Böcklin modern überhaupt?

Vor mir hängt eine wunderbare Kopie des Bellinischen Porträts aus den Uffizien, die mir Röbbecke, das Genie unter den Kopisten, gemacht hat: vor blau-weißem, stillem Wölkchenhimmel der braune bleiche Kopf, mit dem schwarzen Käppi auf dem roten Haarkranz, mit den kranken unbegreiflichen Augen und dem mädchenhaften Mund. Es ist sehr gut, so etwas in Paris bei sich zu haben; es hält einen vor ganz großen Dummheiten zurück, man überlegt sich die Superlative, wenn man diese kühlen Augen über sich fühlt, und ein andermal geben sie Mut zu jener Ehrlichkeit, die uns heute nur noch in Momenten der Begeisterung zur Verfügung steht.

Die Kunstweisen haben gefunden, daß dieses Bild nicht Bellini sondern irgend jemand anderen darstellt. Ich weiß nur, daß es das Genie selbst ist, das sich da gemalt hat und nie ist es so zugleich unwahrscheinlich und selbstverständlich in seiner einfachen Tiefe, seiner kindlichen Weisheit, seiner laster-

haften Keuschheit, seiner krankhaften Gesundheit und seinem gütigen Hochmut dargestellt worden.

Immer muß ich an Böcklin dabei denken, obwohl gar keine Aehnlichkeit zwischen diesem aristokratischen Dichterkopf und der schweren Gestalt des Schweizer Meisters besteht. Obwohl ich den Alten genau genug kenne, zergrübele ich mir zuweilen den Kopf, um in seinen verwitterten Zügen dieses Gesicht wiederzufinden; aller Unwahrscheinlichkeit zum Trotz kommt mir immer der Gedanke: so hat er mal ausgesehen, früher, ganz früher, mit diesen Augen, diesem Mund und diesem wunderbaren, geheimnisvollen Gelock.

Manchmal beginnt es sich in diesen roten Locken zu regen, sie schwellen an zu einem ungeheuerlichen Wulst, zu einem brennend roten Gebirge am Himmel, vor dem wilde Reiterheere aufeinander setzen, vor dem blutumrauchte Gespenster dämonische Tänze tanzen, Schlangen mit Menschenhäuptern sich wüst in einanderwinden, weit, weit hinauf in ungeheurem Bogen von Leibern zu einem Gottgesicht, einem Jüngling mit bleichen Lippen und über die Welt schauenden Augen.

Wer Bellini in Venedig gesehen hat, in Mailand in jenen wunderbaren Madonnenbildern der Brera und dann nach Florenz zu Böcklin geht, in dasselbe Florenz, das die Santa conversazione und dieses Porträt beherbergt, wo die Reiterschlacht Tizians hängt und die Legenden Giorgiones, der wird Böcklin kaum zu den Urdeutschen rechnen. Möglich, daß er vieles von Grünewald hat, aber sicher hat er ebensoviel von den Venezianern. Man kann stolz darauf sein, mit einem solchen Mann in einem Zeitalter zu leben. Aber daß

dieser Mann zu uns gehört, in unsere Zeit mehr als in jene, die ihn inspirierte, das wird man ohne Gewalt nie beweisen können. Man halte eine Studie von Degas daneben!

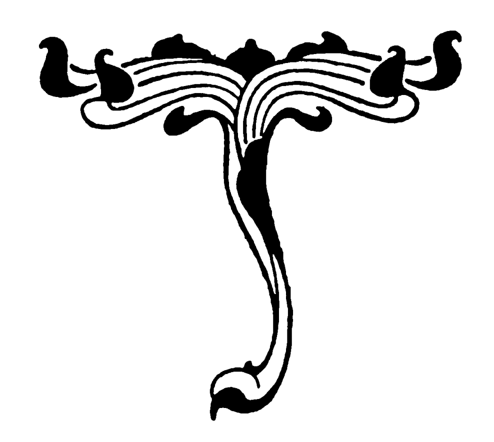
❧ Und so ist es mit vielen der Unsrigen, mit allen, die uns gerade besonders deutsch berühren. Was haben Stuck und Klinger mit unserer Zeit gemein, oder Gebhardt?

❧ Nicht nur was diese Künstler analysieren steht uns fern, hat keine Gemeinschaft mit der Epoche der Eisenbahnen und all der vielen Dinge, die ihr ein so anderes Gesicht als ihren Vorgängerinnen gegeben haben; es könnte zeitgemäß werden oder wenigstens keinen Gegensatz erwecken durch die Art der Analyse; aber vor allem wie sie analysieren ist uns innerlich fremd. Es geschieht mit größter Kunst, mag sein, aber auf dieselbe Art, individuell ausgebaut, mit der die Ahnen dieser Künstler vor mehreren hundert Jahren dasselbe mit größtem Erfolge erreicht haben. Man erkennt, daß dies oder jenes Bild nicht in einem vergangenen Jahrhunderte entstanden ist, lediglich auf Grund äußerer Umstände, die dem in der Kunstgeschichte Bewanderten bekannt sind; keine innere Folge diktiert, daß es in unserem, nur in unserem entstehen konnte. Diese Kunst ist nicht die notwendige Konsequenz wichtigster Zeittendenzen, etwas Selbstverständliches, das zur Zeit gehört, sondern eher etwas Entgegengesetztes. Man kann fast sagen, daß sie nicht durch die Zeit, sondern trotz der Zeit geschaffen wird.

❧ Daß es Zusammenhänge zwischen der fernsten Vergangenheit und modernsten Künstlern giebt, die diesen Gegensatz vermeiden, ist bekannt. Gerade die Kunst der Größten aller

Zeiten zeigt diese Beziehungen, ja, sie lebt zum Teil von ihnen. Es giebt nichts Oekonomischeres als die Kraft, die den Kunstfundus der Welt vermehrt. Sie schafft wie die organischen Naturkräfte durch Befruchtung. Nur sind die Entwicklungsreihen noch sehr viel dunkler als bei den natürlichen Lebewesen.

Wir wollen im Folgenden versuchen, einige ästhetische Grundelemente der alten Kunst zu finden, um zu sehen, wo wir gewonnen, wo wir verloren haben und wie es geschah. Es soll nicht auf dem Wege der Kunstgeschichte geschehen; sie ist bekannt. Wir wollen nur bei der einen oder andern der großen Etappen dieser Entwicklung verweilen, bei einer der frühsten zumal, weil sie den denkbar stärksten Gegensatz zu unserer jüngsten bildet und weil trotzdem ein kühner Traum die beiden Enden verbinden will. Ob es möglich ist, steht dahin. Jedenfalls wollen wir uns beide daraufhin ansehen.



Fortsetzung folgt.

Sprüche in Reimen. I.

Eins bet' ich an, das ewig tiefste Ruh'n;
Unendlichkeit! — Ein jeder schweige nun.

Eins bet' ich an, die ewig frohe Regung,
Des holden Lebens brünstige Bewegung.

Euch bet' ich an, die um und um gestaltet
Ihr sicher doch durch alle Fernen waltet.

So beide tief im Innersten verwandt,
In Liebesfeindschaft, die sich nie erkannt.

Dies Ganze, Eine, schöngestaltig Viele
Empfange uns zu ernst-entzücktem Spiele.

Besänftigt kühn entfaltet eure Triebe:
Eins geht wies Andre, doch es bleibt die Liebe.



„Und doch ist Tod ein Ziel für alles Streben."
Was soll uns Tod? — Wir leben, Freund, wir leben.

„Ein goldner Tag neigt sich dem Untergange,"
Wein her, mein Freund, der Abend dauert lange.

Und dann umfängt mit ungewohnter Pracht
Den müden Sinn die kühlbesternte Nacht.

„Er kam, er ging.“ — Verworren trübes Wort!
„Er war, er lebte.“ — Heiter klingt es fort.

Was soll mich End' und Anfang lange plagen!
Hier, in der Mitte, laß ich mir's behagen.

Nur nichts von Jammer diesen kurzen Tag!
Wir leben nun. — Es komme, was da mag.

„Die schlechte Welt.“ Was, mißgeschaffner Thor,
Hältst du dir selber stets den Spiegel vor?

Er ist verschnupft, drum geht — so meint der Narr —
Die ganze Welt zu Grunde — am Katharrh.

Dich drückt dein Stiefel? Hier ist glatte Bahn.
Klag' nicht den Weg, — klag' deinen Schuster an.



„Im Dunkeln können wir den Weg nicht finden.“
Habt ihr denn keine Lampe zu entzünden?

„Wir warfen jüngst sie in die Kerichttonne.“
Warum? „Sie brannte matter als die Sonne.“

„Uns blendet, ach, der Sonne hehres Licht.“
Schaut in die Welt, die strahlt euch, — jene nicht.



„Ich möchte gern mich innerlichst erneuen.“
Versuch's einmal von Herzen dich zu freuen.

Ein Lächeln winkt, ein heller Sonnenblick;
Da ist Entzücken, Leben, höchstes Glück!

„Das soll was sein? Das hat man alle Tage.“
Daß du's zu gut hast, Narr, ist keine Frage.

„Auch du genossest nie in vollen Zügen.“
Schlürf' einen Tropfen nur — das wird genügen.

Uns freut dies wen'ge Gold. Ihr wollt indessen
Das Lebensglück mit Schneiderellen messen.

„Gesteh's, du mußtest manchem doch entsagen?“
Es machte andrem Platz, — ich darf nicht klagen.

Sieh, holde Sehnsucht, wundervolle Schmerzen
Sind Lebensgaben dem entzückten Herzen.



Du bist so fern von reinster Lebenswonne,
Weil du den Schatten feindlich wähnst der Sonne.

„Der Sonne heiße Last will mich erdrücken.“
Der Schatten lockt: komm, eil', dich zu erquicken!

„Hier engt mich Dunkel, trüb', erstarrt, abscheulich!“
Nach Außen! Komm, dort leuchtets hellerfreulich.

Der Tag. — Die Nacht. — Im Wollustüberfließen
Will ewiges Licht der trunkne Sinn genießen.

Und so erquicken uns in Sonnenferne
Des Mondes Kühlung und der Duft der Sterne.

„Doch immer feindlich kämpfen Tag und Nacht?"
Im Liebeskampf, erzeugend schönster Schlacht.

Vermählung zeitigt dann zur höchsten Schau
Des Abends Glanz, des Morgens feuchtes Grau.



„Vollendung hab' ich mir zum Ziel erlesen!"
„„Vollendet sei!"" Wo ist er? „„Nie gewesen.""



Mit-freuen? Freund, wie gern will ich mich freu'n!
Mit-leiden? Nein, dein Leid ist mir zu klein!

„Ich bin verschlossen dumpf in Nacht und Graus
Und kann nun nie zum gold'nen Licht heraus!"

Mit nichten, Freund; du mußt dich nur bequemen
Den graden Weg zur Thür hinaus zu nehmen.

„Wer schuf mich?" Freund, den Schöpfer laß in Ruh'.
Hier fragt es ernstlich sich: „Was schufest du?"

Verzweiflung, Jammer rast in trübem Schwalle. —
Ein Lachen, horch! — Es übertönt sie alle.

Rings jubeln trunken tausend Lebenschöre
Dem holden Tag. Wer Ohren hat, der höre!



Mag See erglänzen, mag sich Strom beflügeln, —
Ein Tümpel reicht, die Sonne drin zu spiegeln.

„Doch schon hat ihn die Sonne aufgezehrt."
Du Strom, du See, — wer weiß, wie lang es währt?



„Ich bete nur die ew'ge Wahrheit an."
Mit „ew'ger Lüge" wär' es auch gethan.

Versuche nur Realstes zu erkennen
Und dies und das mit Namen zu benennen.

Und willst du dann den Sinn der Worte lesen,
Erfährst du tief: Es sind nur Hypothesen.

Denn flögst du weiter als zu höchsten Sternen,
Doch bist du da, — du magst dich nicht entfernen.

„Wo bin ich denn?" Bist schneller als Gedanken,
Bald nah', bald fern. — Da giebt es keine Schranken.

„Wann war ich denn, wie lange werd ich sein?"
Still! — Hier ists heilig: Halt mit Fragen ein.

„So soll ich stets in Ungewißheit schweben?“
Freund, wüßtest du, wie könntest du erleben?



„Muß schließlich nach Amerika doch kommen.“ —
Da ist von Norderney er losgeschwommen. —



„Nur Selbsterkenntnis kann mich tief erbauen.“
Freund, Freund, du kannst dich nur im Spiegel schauen.

Doch seid ihr Philosophen und dergleichen
Den Narren wohl und Kindern zu vergleichen.

Die fragen auch, wenn sie im Glas sich sehn,
Voll Unbedacht: „Wer mag dahinter stehn?“

Doch scheint mir's lieblich, sich im Spiegel küssen,
Wie Kinder thun, ihr Widerbild zu grüßen.

„Ich möchte gern mich aus mir selbst verbannen.“
So sprach ein Narr, und lief und lief von dannen.

Doch wie er lief und lief so manchen Tag,
Folgt' ihm sein Ich, sein Leib — sein Schatten nach.

Da endlich stürzt er kraftlos, ohne Sinn.
„Es ist erreicht, nun schwand mein Ich dahin!“

Doch als ihm Kraft und Sinne wiederkamen,
Fand er — o Schreck! — sich noch mit sich beisammen.

Einst lebt' ein Narr, bei Tag und Nacht beflissen,
Die eignen Lippen selber sich zu küssen.

Nun, solcher Narren kannst du einen Haufen
Noch heut'ges Tags für *einen* Klugen kaufen.

Doch lassen wir dies heikle Thema fahren:
Sonst finden wir uns schließlich selbst als Narren.



Du mühst dich so. Doch wird dir's nicht gelingen,
Was nicht dein Eigen, je dir zu erringen.

Die erste Form will rein sich fort erhalten:
Wir wechseln, wandeln; — doch es bleibt beim Alten.



„Ich will mir meinen Magen nicht verderben."
Gewiß. Doch braucht man drum gleich Hungers sterben?



Die Schlange log: Ihr werdet sein wie Gott.
Sie log euch nicht. — Versprach sie nicht den Tod?

Und doch, euch trog ein blendend goldner Schein.
Des *Menschen Los* ist *allerhöchstes* Sein.

„Doch Weh und Leid?“ Ihr müßt euch nur bequemen
Das eine wie das andre hinzunehmen.

Dann wirkt zuletzt persönlichstes Geschick
Dem Edlen, Klaren, Tüchtigen das Glück.



„Doch bleiben Wünsche.“ Freund, nicht so geschwind!
Wer weiß, ob Wünsche nicht Erfüllung sind?

„Mich quält dies Wirrsal, welches niemals endet.“
Du, prüfe recht! — Auch Stückwerk ist vollendet.



„O, hätt' ich Flügel, auf und auf zu fliegen!“
Dich trägt dein Flug nicht weiter als dein Liegen.



Du quälst dich sehr mein Freund, doch wird's nicht gehn,
Daß wir zugleich auf einem Flecke stehn.



„Ich hab' der Welt entsagt.“ Verrückter Wahn!
Der zeigt mir grad' dein Nichtentsagen an.



Wenn Fremdes schweigt, Verworrnes ist verklungen —
Ein Augenblick, ein höchster, schwer errungen.

Kommt Liebe dann durch die beglänzten Schatten:
O Lusterfüllung, wonnigstes Ermatten!

Doch schon umfangen dich zu neuer Irrung
Verschlungene Pein, anmutige Verwirrung.

So glaube nie, du lägst in tiefster Ruh.
Stets eilst du vorwärts, neuen Zielen zu.

„Und welchen Zielen!" Ach, es sind nicht Ziele; —
Schaumkronen nur bewegter Wellenspiele.

So ist es, ja! — Ein wogend weites Meer.
Da rauscht es hin; da leuchtend kommt es her!

Mag leidenschaftlich Sturm die Flut durchwühlen,
Wird sich nur Tiefstes unerschüttert fühlen.

Und doch nicht tot, wo durch das feuchte Grün
Stumm, wundersam die Tief-Bewohner ziehn.

Und immer weiter fort, zu Schreckensschlünden! —
Ein Grund ist da; doch magst du ihn nicht finden.

Nun aber, wie empörte See auch brande,
Gestehn wir's uns: Wir sind auf festem Lande!

Der Frühling lacht, der Sommer reifet dort;
Es schweigt ein Winter — und so fort und fort.

Doch mögt ihr wechseln, wo sich rege Kraft
Ein unvergänglich Festestes erschafft.

Denn keiner ist der allerfernsten Tage,
Der nicht die Spuren deines Lebens trage.



Nun hör' ich eine Frage stets ergehn:
„Bleibt auch persönlichst holdes Sein bestehn?“

Hans Narr der denkt: „Das muß ich unterschreiben:
Wie's heute war, so muß es immer bleiben.“

So bleibt es auch! — Doch fragst du, was es sei;
Spricht Ewigkeit: „Ein Staub flog mir vorbei.“

Unsterblichkeit erwartet solch ein Wicht,
Und lebte doch schon, als er sterblich, nicht.

„Unsterblichkeit.“ Das ist so leicht gesagt,
Doch hat man nie was recht's dabei gedacht.

„Doch Geist, und Seele?“ Ja gewiß. — Indessen
Fragt sich's zuerst, ob du auch Geist besessen.

Und deine Seele? — Freund, wirst du es wagen,
Was „Seele“ sei, mir deutlich, klar zu sagen?

Du weißt es nicht? Da mußt du dich wohl fassen;
Der Unerkannten fremden Weg belassen.

Und bleibts ein Wunder, wie die liebe Seele
Sich holdem Körper inniglichst vermähle.

Denn sage mir, magst du im Tieferkennen
Das Mein und Dein der Beiden jemals trennen?



„Ich bin so sicher, wer und was auch droht."
Nichts ist dir sicher, — nicht einmal der Tod.

Doch, du bist fest, beharrend, unzerstört,
Ob auch Empörung drauß' und drinnen gährt.



„Was willst du unerträglich uns verwirren,
Durch Wider-Widersprüche dumpf beirren?"

Hier liegt ein Schatz verwahrt; muß dich bemühn.
Tief grabe, tief: vielleicht ergräbst du ihn.

Es ist ein Talisman, wirst du ihn finden,
Muß Zweifelsschatten überlichtet schwinden.

„Doch nirgends kann ich festen Halt gewinnen.
Oft scheint mirs gar, als wärest du von Sinnen."

Du mußt mich nun mein Wort verkünden lassen;
Und rase ich: Die große Kunst macht rasen.



Bleibt ihr nur stets zum Dunkel hingewendet:
Zu helles Licht hat manchen schon geblendet;

Doch mich laßt wandeln, wandeln klar und rein
Im Festgewand durch licht und lichten Schein.



Du trage nie dein Festkleid auf der Gassen.
Sie werdens sicher unbeschmutzt nicht lassen.

Willst du vom Volk unangefochten leben,
Mußt dich mit steilster Felsenburg umgeben.

Nun lärmt und rast ihr draußen immer zu.
Zugbrücke auf! — So lebe ich in Ruh.

„Bist du in Wut nicht wider sie entbrannt?
Sie schmähten dich.“ — Ich hab sie nie gekannt.

Die Hunde fern zu halten sei beflissen.
Sie werden früh genug dein Grab bep . . . en.



„Wo ist, was gestern war?“ Vorbei, verklungen,
Wie Stromeswellen, die das Meer verschlungen.

„Wo ist, was gestern war?“ Freund, schaue nieder!
Die heutige Welle blinkt und bringt es wieder.



Sei nicht so hart. Sie alle sind nicht minder
Als du, mein Freund, der hohen Sonne Kinder.

Sei nicht so scharf, mein Freund, zu allen Zeiten. —
Nicht jede Beule wird der Arzt gleich schneiden.

Doch thun sich immer Charlatans erfrechen,
Die euch den Staar mit Schlachtermessern stechen.

Verwerfen und zerstören geht so fein:
Die dümmsten Bengels werfen Scheiben ein.

Das ist dann erst ein Klirren und ein Prahlen.
Doch drückt sich jeder, wenn es heißt: „Bezahlen!“

Was groß? Was klein? Bei ernstlichem Betrachten
Verachte nichts; der Dumme wird verachten.

Den Feind schlag' tot. — Willst du ihn leben lassen,
So hasse nicht; dem Kleinen ziemt das Hassen.

Zorn ist ein Blitz. Der tötet wenn er trifft.
Haß ist ein Fieber, Neid ein schleichend Gift.

In reinen Seelen werden diese Schrecken
Vor'm Sonnenblick der Liebe sich verstecken.



„Sprich, welcher Führung soll ich mich ergeben?“
Zuerst vertraue dir. Dich führt das Leben.



„Was ist das höchste Glück, das uns beschieden?"
Leb' mit dir selbst und mit der Welt in Frieden.

„Doch sage mir, wie soll ich Frieden finden,
Wo Kampf und Kampf sich immer neu entzünden?"

Empfange Freund des tiefsten Wortes Sinn:
Der Friede wohnt im Kampfgetümmel drin.

Sieh, Liebe selbst, die du magst friedlich nennen,
Was ist sie denn als reinstes Kampfentbrennen?



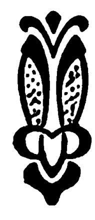
Du weißt sehr viel, doch machst dir nichts zu nutze
Ersahst du alles nicht vorher „in nuce".



Uns bleibt nichts übrig, — laßt euchs nicht verdrießen, —
Als mit der Thorheit frohen Bund zu schließen.

Denn die erlauchte Weisheit wird am Schluß
Zur Närrin selbst, weil sie sich fügen muß.

Rudolf Alex. Schröder.



Von dem Leben und Sterben des
Grafen Gaston Phöbus von Foix
und von dem
traurigen Tode seines Kindes Gaston.

Geschrieben um das Jahr 1389—1391.



4. Von einem Nachtkämpfer und einem bezauberten Bären.

Noch oft sah ich den Edelmann, der mir solches erzählt, auf dem Schlosse von Foix, und einstens fragte ich ihn: „Warum doch Messire Pierre de Bearn, der mir ein gar tapferer und reicher Herr schien, nicht verheiratet sei?“ „Verheiratet ist er wohl,“ sprach er, „aber seine Frau und seine Kinder wohnen nicht bei ihm.“ „Und warum das?“ sprach ich da. „Das will ich Euch wohl erzählen,“ sagte der Edelmann. „Messire Pierre de Bearn hat die Gewohnheit, daß er nachts aus dem Schlaf erwacht, aufsteht, sich bewaffnet, seinen Degen zieht, um sich her kämpft, und man weiß nicht gegen wen, was denn sehr sorglich ist. Aber seine Diener, die in seiner Stube schlafen und ihn bewachen, springen dann auf, wenn sie ihn so fechten sehen, und fragen ihn, was er treibt? Er sagt dann aber zu ihnen, er wisse nichts davon und sie seien Lügner. Manchmal ließ man ihm auch keine Waffen und Degen in seiner Stube, aber wenn er dann erwachte und sie nicht fand, führte er ein solches Getöse und Unwesen, daß

man glauben sollte, alle höllischen Teufel wären bei ihm in der Stube. Drum läßt man sie ihm lieber und achtet auf ihn; wenn er dann sich bewaffnet und wieder entwaffnet hat, legt er sich wieder zu Bett." „Heilige Maria!" sagte ich, „woher mag wohl solche Phantasie vom Messire Pierre kommen, daß er nachts aufsteht und solch Gefechte hält? Das sind sehr wunderbare Sachen." „Meiner Treu," sagte der Hofmann, „man hat ihn oft darum befragt, aber er weiß nicht zu sagen, woher ihm das kommt. Die erste Nacht, als man es ihm bemerkte, folgte auf einen Tag, an welchem er in einem Wald in Biscayen einen wunderbar großen Bären gejagt hatte. Dieser Bär hatte vier seiner Hunde getötet und noch mehrere verwundet, sodaß die übrigen nicht an ihn wollten. Da nahm Messire einen Degen von Bordeaux, den er trug, und machte sich sehr erzürnt seiner getöteten Hunde wegen an den Bären, stritt da in großer Leibesgefahr lange mit ihm und hatte große Not, bis er ihn erlegte. Endlich tötete er ihn und kehrte dann nach seinem Schlosse Langue Deuton zurück, wohin er sich den erschlagenen Bären bringen ließ. Alle erstaunten über die Größe des Tieres und die Kühnheit des Ritters, mit der er ihn angefallen und erschlagen hatte. Als die Gräfin von Biscayen, seine Gemahlin, den Bären sah, fiel sie in eine Ohnmacht und bezeigte großen Schmerz darüber. Sie wurde von ihren Leuten aufgehoben und nach ihrer Stube gebracht, und war diesen Tag und die folgende Nacht und dann den ganzen folgenden Tag gar trostlos, und wollte nicht sagen, was ihr fehlte.

☙ Den dritten Tag sprach sie zu ihrem Gemahle: „Mein

Herr, ich werde niemals wieder gesund werden, ehe ich nicht nach St. Jacob gewallfahrtet bin, gebet mir Urlaub dahin zu gehen, und daß ich Pierre, meinen Sohn, und Andrienne, meine Tochter, mit mir nehme, ich begehre es von Euch." Messire Pierre erlaubte es ihr sehr gern, und ließ sie ihren ganzen Schatz, ihr Gold, ihr Silber und ihre Juwelen mitnehmen, denn er wußte wohl, daß sie nicht wiederkehren würde, dessen man sich doch sonst nicht versah. Die Dame vollbrachte ihre Reise und Wallfahrt, und nahm sodann Gelegenheit, ihren Vetter, den König von Castilien und die Königin zu besuchen, da empfing man sie sehr wohl, und ist sie noch dort, will auch nicht zurückkehren, noch ihre Kinder zurückschicken, und ich muß Euch sagen, daß in derselben Nacht, vor welcher er den Bären gejagt und getötet, er sich erhoben und ihm zum ersten Male diese wunderbare Phantasie angestoßen ist, und will man wissen, daß die Dame das wohl vorausgewußt habe, sobald als sie den Bären gesehen, welchen ihr Herr Vater schon einmal gejagt hatte, dem damals auf der Jagd eine Stimme zugerufen: „Du jagst mich und ich will dir doch kein Uebels, aber du sollst darum sterben eines bösen Todes." Da hatte dann die Dame sich daran erinnert, als sie den Bären sah, und auch der Rede ihres Vaters, und gedachte sie wohl daran, wie der König Dom Pedro ihn unschuldig hatte enthaupten lassen, und darum sank sie in Ohnmacht vor ihrem Gemahl und behauptet noch immer, daß es ihm noch wunderbar ergehen werde, ehe er sterbe, und daß das alles nichts sei, was ihm auch jetzt geschehe, gegen das, was noch kommen werde."

„Und so habe ich Euch denn von dem Messire Pierre de Bearn erzählt," sagte der Hofmann, „wie Ihr begehrt habt, und ist die Sache wahrhaft, denn so ist sie geschehen und was haltet ihr davon?" Ich, der ich ganz nachdenklich über die wunderbare Geschichte geworden war, sprach: „Ich glaube das gar wohl, denn wir finden in der Schrift, daß die Götter und Göttinnen vor alten Zeiten nach ihrem Vergnügen die Männer in Tiere und Vögel verwandelten, und so machten sies auch mit den Weibern. Es kann gar wohl sein, daß dieser Bär ein Ritter gewesen, der einstens in den Biscayischen Wäldern gejagt, er beleidigte vielleicht einen Gott oder eine Göttin zu seiner Zeit, warum er in einen Bären verwandelt wurde, und nun da er seine Buße that, so wie Actäon in einen Hirsch verwandelt wurde." „Actäon?" antwortete der Hofmann, „lieber Meister, erzählt mir davon, und ich will euch gern zuhören;" da erzählte ich ihm die Geschichte von Actäon und sagte hierauf: „so kann es auch mit jenem Bären gewesen sein, und hat die Dame vielleicht noch was ganz anders erwartet und wußte, was sie damals nicht sagte, darum muß man sie für entschuldigt halten." Da sprach der Hofmann: „das kann alles wohl sein," und somit beschlossen wir unsere Erzählung.



5. Von dem Geist Orthon, einem schnellen Zeitungs-Boten.

Sehr wunderbar und nachdenklich ist eine Sache, und ich werde, solange ich lebe, sie nicht vergessen, welche mir ein Hofmann erzählte, der mir auch die unglückliche Schlacht bei Juberoth erzählt hatte; es ist ganz wahr, wie er mir sagte, daß den Tag nach dieser Schlacht der Graf von Foix schon darum wußte, und war ich höchlich erstaunt, wie das möglich sei, und den ganzen Sonntag, und den Montag, und den folgenden Dienstag war er auf seinem Schloß Ortais so still und betrübt, daß man kein Wort aus ihm bringen konnte, auch wollte er in diesen drei Tagen seine Stube nicht verlassen, noch mit einem Ritter oder Hofdiener sprechen, so vertraut er ihm auch gewesen sei, und ließ er deren welche zu sich kommen, aber redete nicht mit ihnen.

Den Dienstag Abend ließ er seinen Bruder Arnauld Guillaume rufen, und sagte ihm ganz leise: „Unsre Leute haben zu schaffen gehabt, worüber ich gar traurig bin, denn dieser Heerzug ist ihnen so bekommen, wie ich es ihnen bei der Abreise wohl vorher gesagt habe." Arnauld Guillaume, der ein sehr kluger Mann ist, und die Art und Beschaffenheit seines Bruders wohl kannte, schwieg ein wenig, und der Graf, der seinen Mut aufheitern wollte, denn nur gar zu lange hatte er seinen Verdruß mit sich herumgetragen, nahm das Wort von neuem und sprach lauter als vorher: „Bei Gott, Messire Arnauld, so ist es, wie ich Euch gesagt, und werden wir bald Nachricht davon hören. Aber niemals noch hat das Land

Bearn seit hundert Jahren an einem Tage so viel verloren, als diesmal in Portugal."

Mehrere Ritter und Hofdiener, die zugegen waren, und diese Rede des Grafen hörten, getrauten sich nicht zu sprechen, und machten ihre Anmerkungen im Stillen darüber. Zehn Tage nachher hörte man die Wahrheit wohl von denen, die dabei gewesen waren, und die gern Jedem erzählten, der es hören wollte, wie es zu Juberoth hergegangen war. Da erneute sich die Trauer des Grafen und aller derer, welche dabei ihre Brüder, Anverwandten, Kinder oder Freunde verloren hatten.

„Heilige Maria!" sagte ich zu dem Hofmann, der mir die Geschichte erzählte, „aber wie ist es nur möglich, daß der Graf von Foix eine solche Nachricht so schnell wissen oder eraten kann, als von heut auf morgen?" „Meiner Treu," sagte er, „er wußte es wohl, wie es sich zeigt." „So muß er denn ein Wahrsager sein," sagte ich, „oder er hat Boten, die auf dem Winde reiten, oder er hat irgend eine Kunst." Der Hofmann lachte und sagte: „Wahrscheinlich muß er es durch irgend Zauberei erfahren, aber wir wissen eigentlich hier zu Lande nicht, wie er es macht, und haben darüber nur eine Vermutung." Da sagte ich zu dem Hofmann: „Und diese Vermutung, wollt Ihr mir sie wohl sagen, und wenn es eine Sache ist zum Verschweigen, so will ich sie wohl verschweigen, und niemals, so lang ich auf der Welt oder in diesem Land bin, den Mund darüber aufthun." „Ich bitte Euch drum," sagte der Hofmann, „denn ich wollte nicht gern, daß man es wüßte, wie ihr es von mir erfahren, doch spricht man

wohl unter seinen Freunden davon.“ Nun zog er mich in einen Winkel der Kapelle im Schloß Ortais, und begann seine Erzählung folgendermassen:

❧ Es sind wohl ungefähr zwanzig Jahre, daß in diesem Land ein Baron lebte, der sich Raymond Seigneur de Corasse nannte; Corasse, damit Ihr mich recht versteht, ist eine Stadt sieben Stunden von dieser Stadt Ortais; der Seigneur de Corasse hatte damals einen Prozeß zu Avignon vor dem Papste, wegen der Zehnden der Kirche in seiner Stadt, gegen einen Pfaffen von Castellogne, der sehr reich fundiert war. Dieser klagte, daß er ein groß Recht auf die Zehnden von Corasse habe, die wohl eine Einnahme von hundert Gulden betrugen, und das Recht, das er darauf hatte, zeigte und bewies er. Denn durch ein letztes Urteil vor dem ganzen Consistorium verdammte der Papst Urban der V. den Baron, und entschied für den Pfaffen. Dieser nahm eine Abschrift des Urteils, und ritt so schnell als möglich nach Bearn, zeigte seine Bullen und Briefe, und ließ sich kraft derselben in Besitz des Zehnden setzen. Der Baron, der sich wohl der Geschäfte des Pfaffen vermutete, ging ihm entgegen, und sagte zu ihm: „Meister Peter oder Meister Martin,“ wie er dann hieß, „denkt Ihr da.n, daß ich durch Eure Briefe mein Erbe verlieren soll, so viel Mut traue ich Euch wohl nicht zu, daß Ihr irgend eine Sache nehmet oder aufhebt, die mein ist, und thut Ihr es, so komm ich Euch ans Leben, drum geht und suchet anderswo Gefälle, ich sage Euch einmal für allemal, von meinem Erbe werdet Ihr nichts kriegen.“

❧ Der Pfaffe hütete sich vor dem Ritter, denn er war grau=

sam, und bestand nicht weiter darauf. Doch entschloß er sich, nach Avignon zurückzukehren, und kam vor seiner Abreise zu dem Seigneur de Corasse und sprach: Mit Eurer Gewalt und nicht mit Recht, nehmet Ihr mir die Gerechtigkeiten meiner Kirche, wodurch Ihr Euch in Eurem Gewissen schwer versündiget, ich bin in diesem Lande nicht so stark als Ihr, aber wißt, daß ich Euch, so bald als möglich, einen solchen Gesellen schicken will, den Ihr mehr fürchten sollet als mich." Der Sire de Corasse gab nichts auf seine Drohungen und sprach: „Geh mit Gott, geh, mache was Du kannst, ich fürchte Dich mehr tot als lebendig, und um Deine Reden werde ich mein Erbe nicht verlieren."

So reiste der Pfaffe ab und vergaß nicht, was er versprochen hatte. Denn als der Ritter am wenigsten dran dachte, ungefähr drei Monate nachher, in seinem Schloß zu Corasse, wo er in seinem Bett neben seiner Gemahlin schlief, ließen sich unsichtbare Gäste spüren, welche alles, was sich in dem Schlosse befand, umzuwenden anfingen, und schien es, als wollten sie alles zusammenschlagen, und gaben sie solche Schläge an die Kammerthür des Herrn, daß die Dame, die darin schlief, höchlich erschrocken war. Der Ritter hörte das alles recht gut, aber er wollte kein Wort davon sagen, um nicht den Mut eines furchtsamen Menschen zu zeigen. Auch war er mutig genug, jegliches Abenteuer abzuwarten. Dieser Lärm und Unruh' dauerte in verschiedenen Teilen des Schlosses eine ziemliche Zeit, und hörten dann auf.

Den folgenden Morgen kamen alle Diener des Schlosses zusammen und begaben sich zu dem Herrn, als er aufgestanden


SANCTA
IVSTICIA

war und fragten ihn: „Herr, habet Ihr nicht gehört, was wir heut Nacht gehört haben?" Er verstellte sich und sagte: „Nein, was habt Ihr denn gehört?" Da erzählten sie ihm, wie es die ganze Nacht im Schlosse gelärmt, alles umgekehrt und in der Küche alles Geschirr zerbrochen habe. Er lachte und sagte: „Es sei ein Traum und nichts als der Wind gewesen." „Um Gotteswillen," sprach die Dame, „ich hab es wohl gehört." In der folgenden Nacht machten es die Ruhestörer noch ärger als vorher, und schlugen dermaßen an die Thüre und Fenster vor des Herrn Stube, daß der Ritter aus dem Bett sprang, und sich nicht enthalten konnte, zu fragen: „Wer ist es, der also zu dieser Stunde an meine Stube anpocht?" Da antwortete es ihm sogleich: „Ich bins." „Und wer schickt Dich," sagte der Ritter, „hierher zu mir?" „Mich schickt der Pfaffe von Castellogne, dem Du groß Unrecht gethan und ihm das Seinige entzogen, auch werde ich Dich nicht eher in Ruh' lassen, bis Du ihm alles wieder ersetzet." „Wie heißt Du denn, daß Du ein so guter Bote bist?" „Man heißt mich Orthon!" „Orthon," sagte der Ritter, „der Dienst eines Pfaffen taugt Dir nicht, wenn Du mir glauben willst, er wird Dich gewaltig plagen, ich bitte Dich, lasse ihn laufen und diene mir, ich werde Dir es gar wohl gedenken." ∼ Orthon hatte sich bald entschlossen, denn er hatte sich in den Ritter verliebet und sagte: „Wollt Ihr das?" „Ja," sagte der Ritter, „aber Du darfst Niemand von nun an Leides zufügen." „Ei bewahre," sagte Orthon, „auch vermag ich niemand übels zu thun als nur, daß ich die Leute aufwecke und im Schlafe turbiere." „Thue nur was ich Dir sage,"

sprach der Edelmann, „wir wollen uns gut zusammen stehen, und laß den bösen Pfaffen laufen, bei dem Du nichts holen kannst als Müh' und Arbeit." „Weil Du es dann willst," sagte Orthon, „ich bin es zufrieden."

❧ Da verliebte sich dieser Orthon dermaßen in den Seigneur de Corasse, daß er ihn sehr oft Nachts besuchte, und wenn er ihn schlafend fand, so zupfte er ihn am Kopfkissen, oder schlug an das Fenster und die Thür mit großen Schlägen. Der Ritter, welcher erwachte, sprach zu ihm: „Orthon, laß mich schlafen;" „nein," sagte Orthon, „ich muß Dir erst was neues erzählen." Da hatte die Gemahlin des Ritters solche Furcht, daß ihr alle Haare zu Berge standen, und wickelte sie sich in ihre Decke. Da fragte ihn der Ritter: „Was hast Du dann gutes neues Orthon?" Orthon sagte: „Ich komme von England, oder von Ungarn, oder irgend einem andern Ort, gestern bin ich da weggereist und dieses und jenes ist allda geschehen." So wußte der Sire de Corasse durch Orthon alles, was auf der Welt geschah.

❧ Und blieb er wohl fünf Jahre in diesem sträflichen Umgange, konnte es auch nicht verschweigen und entdeckte sich dem Grafen de Foix folgendermaßen: Das erste Jahr traf er den Grafen zu Ortais oder anderswo, und sagte ihm da, dieses oder jenes sei in England oder Schottland oder sonst wo geschehen. Der Graf, der nachher erfuhr, daß es wahr gewesen, drang ihm einstens sein Geheimnis ab. Da war der Graf sehr froh und sagte zu ihm: „Sire de Corasse, haltet ihn ja lieb, ich wollte gar gern einen solchen Boten haben. Er kostet Euch nichts, und Ihr erfahret alles wahrhaftig, was geschieht."

Der Ritter sprach: „Herr so will ich thun." Ich weiß nicht, ob Orthon mehr als einen Meister hatte, aber er erschien dem Ritter nur alle Woche zwei oder dreimal, und dieser schrieb die Neuigkeiten dem Grafen. Einstens sprach dieser zu dem Seigneur de Corasse: „Habet Ihr noch niemals Eueren Diener gesehen?" „Meiner Treu, niemals, habe es auch nicht begehrt." „Das wundert mich," sagte der Graf, „und stünde er so gut mit mir als Euch, so hätte ich ihn längst gebeten, sich mir zu zeigen, auch bitte ich Euch, bemüht Euch drum, ihn zu sehen und erzählt mir, wie er gestaltet ist. Ihr habt mir auch gesagt, daß er so gut Gascognisch spricht, als ich und Ihr." „Das ist die Wahrheit," sagte der Ritter, „und weil Ihr es wünscht, will ich mich bemühen, ihn zu sehen." Nun befand er sich die Nacht wie sonst in dem Bette neben seiner Gattin, die schon gewohnt, den Orthon zu hören, sich nicht mehr fürchtete. Dann kam Orthon und zupfte am Kopfkissen des Ritters, der fest schlief. „Wer ist da?" fragte er erwachend. „Ich bins," sagte Orthon. „Und wo kommst Du her?" „Von Prag in Böhmen." „Wie weit ist das wohl?" „Sechzig Tagreisen," sagte Orthon. „Und Du bist so geschwind gekommen?" „Ei ja doch, ich gehe so schnell als der Wind, und wohl noch schneller." „Bist Du geflügelt?" „Nicht doch," sagte er. „Wie kannst Du denn so schnelle fliegen?" Orthon antwortete: „was kümmert Euch das zu wissen." „Das kümmert mich wohl," sagte der Ritter, „denn ich möchte gar zu gern sehen wie Du gestaltet bist und wie Du aussiehst." Orthon antwortete: „Was kümmert Euch das, es zu wissen, seid zufrieden wenn Ihr mich hört, und ich

Euch allerlei Neuigkeiten bringe." „Bei Gott, ich würde Dich viel mehr lieben, wenn ich Dich gesehen hätte," sagte Corasse. Orthon antwortete: „Wenn Ihr es denn wollt, die erste Sache, die Ihr morgen sehen werdet wenn Ihr aufsteht, das bin ich." „Das ist gut," sagte Corasse, „nun gehe, es ist genug für heute Nacht."

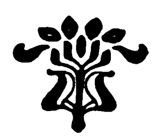
Als der Morgen kam, stand er auf, seine Gemahlin aber hatte solche Furcht, daß sie die Kranke machte und sagte, sie werde heut nicht aus dem Bett aufstehn. Der Ritter wollte aber, sie sollte aufstehn. „Sire," sagte sie, „ich werde Orthon sehen, ich will ihn nicht sehen, so Gott will, auch niemals antreffen." Da sagte der Sire de Corasse: „Ich will ihn gar gern sehen." Da sprang er ganz lustig aus dem Bett und setzte sich auf den Rand und dachte, wie er nun Orthon in seiner eigentlichen Gestalt sehen werde. Aber er sah garnichts, wobei er hätte sagen können: „Sieh da, Orthon!" Der Tag ging herum und die Nacht kam; als der Ritter in seinem Bette lag, kam Orthon und sprach wie gewöhnlich: „Geh," sagte der Ritter, „Du bist ein Lügner, Du solltest Dich mir zeigen, und Du hast es nicht gethan." „Nein," sagte er, „ich habe es gethan." „Du hast es nicht gethan." „Und saht Ihr nicht," sagte Orthon, „als Ihr aufstandet, etwas," und der Ritter dachte ein wenig nach und sagte dann: „Ja, als ich auf meinem Bette saß und an Dich gedachte, sah ich zwei Katzen auf dem Boden, die sich mit einander drehten und spielten." „Das war ich," sagte Orthon, „diese Gestalt hatte ich angenommen." „Das ist mir aber nicht genug," sagte der Ritter, „und ich bitte Dich, nimm eine solche Gestalt an,

in der ich Dich sehen und kennen kann." Orthon sagte: „Gebet acht, Ihr werdet mich verlieren, denn Ihr treibt es zu weit mit mir." „Du wirst nicht von mir gehen," sagte Carosse, „wenn ich Dich einmal gesehen, würde ich Dich nicht wieder sehen wollen." Orthon sagte ihm da: „Gieb morgen acht, was Du zuerst siehst, wenn Du die Stube verläßt, das bin ich." „Gut," erwiderte der Ritter, „ich gebe Dir Urlaub, ich will jetzt schlafen!" Orthon verließ ihn.

Den andern Morgen stand der Ritter auf, kleidete sich an, verließ die Stube und ging auf einen Platz, der in den Hof sah, da warf er seine Augen hinab, und das erste, was er erblickte, war die größte Sau, die er jemals gesehen, aber sie war dabei so mager, daß man nichts als Haut und Knochen an ihr sah, und hatte sie lange hängende und gefleckte Ohren, ihr Rüssel war lang und spitzig und gar ausgehungert. Der Sire de Corasse verwunderte sich sehr über diese Sau, aber er sah sie nicht gern und befahl seinen Leuten: „Nun lasset die Hunde los, ich will, daß diese Sau getötet und gefressen werde." Da eilten die Diener und öffneten die Hundeställe, und hetzten sie auf die Sau, welche einen lauten Schrei that und zu dem Sire de Corasse in die Höhe sah, der oben an einem Fenster stand, und nie sah man sie wieder, denn sie verschwand, und weiß niemand, was aus ihr geworden.

Der Ritter begab sich wieder in seine Stube ganz nachdenklich, denn er gedachte an Orthon. „Ich glaube, Orthon, meinen Diener, gesehen zu haben, es reut mich, daß ich meine Hunde auf ihn gehetzt. Es sollte mich sehr wundern, wenn ich ihn je wieder sähe, denn er hat mir oft gesagt, ich würde ihn

verlieren, wenn ich ihn erzürnte. Er sagte die Wahrheit." Nie kehrte er mehr in dem Schlosse Corasse ein, und der Ritter starb ein Jahr darauf. Nun habe ich Euch von Orthon erzählt, der dem Sire de Corasse die Neuigkeiten brachte," sagte der Hofmann. „Ja," sprach ich, „aber ist der Graf von Foix auch von einem solchen Boten bedient?" „Meiner Treu," sagte er, „das glauben viele Leute in dem Lande Bearn, denn er erfährt und weiß alles, was vorgeht, wenn man es sich am wenigsten versieht. So ist es auch mit den Nachrichten, die er von den zu Juberoth erschlagenen Rittern dieses Landes hatte. Diese Habe und der Ruf derselben bringt ihm manchen Nutzen, denn man verlöre hier nicht den Wert von einem goldenen oder silbernen Löffel, daß er es nicht gleich wüßte." Nun nahm ich Abschied von dem Hofmann, und dankte ihm für seine Erzählung und ging in andere Gesellschaft, mit der ich mich vergnügte, doch aber prägte ich mir diese Geschichte, so wie ich sie hier erzählt, fest in das Gedächtnis ein.



6. Von dem wunderbaren Tode des herrlichen Grafen Gaston Phöbus von Foix 1391.

In dieser Zeit starb auch der edle und treffliche Graf von Foix auf eine gar wundersame Weise; ich will Euch sagen wie: Es ist die Wahrheit, daß er vor allen Leibesübungen die Jagd und seine Hunde liebte, und mit diesen war er sehr wohl

versehen, denn er hatte ihrer zu seinem Vergnügen mehr als sechshundert.

❧ Der Graf befand sich in Bearn, in der Mark von Ortais, und trieb und jagte in den Wäldern von Sanneterre, auf dem Wege von Pampeluna, und hatte er den Tag, an dem er starb, den ganzen Morgen einen Bären gejagt, welcher endlich gefangen wurde. Da er den Fang angesehen und das Waidrecht vollzogen worden war, näherte sich der Mittag. Da fragte er die, welche um ihn waren, wo man ihm die Tafel bereitet habe? Man antwortete: „Im Hospital Rion, zwei kleine Stunden von Ortais," und so war es auch. Sie ritten alle nach diesem Dorfe. Der Graf und seine Leute stiegen an dem Schloß ab, dann begab er sich nach seiner Stube, welche er ganz mit frischem jungem Laubwerk ausgeschmückt fand, und die umliegenden Säle waren alle mit grünen Zweigen umstellt, um Kühle und Wohlgeruch darin zu verbreiten, denn die Luft war draus sehr drückend und schwül, wie sie es in dem Mai ist. Als er sich in dieser frischen Stube befand, sprach er: „Die kühlen grünen Maien thun mir gar wohl, denn der Tag ist sehr heiß," und da setzte er sich auf seinen Sitz und plauderte ein wenig mit dem Messire Espaing de Lion und sprachen sie davon, welcher Hund am besten gejagt habe.

❧ Während dieser Unterredung traten Messire Ivain, sein natürlicher Sohn und Messire Pierre de Cabestan in die Stube, in welcher selbst die Tafeln schon gedeckt waren. Jetzt begehrte er das Wasser, um sich die Hände zu waschen, zwei Hofleute eilten darnach, Raymonnet Lane und Raymonnet de Compon, und Cayenton d'Espaigne nahm das silberne Wasch-

becken, und ein anderer Ritter, der sich Messire Thiebault nannte, nahm das Handtuch, er erhob sich von seinem Sessel und streckte die Hände aus zum Waschen, sobald das kalte Wasser auf seine Finger herabfiel, welche gar schön und gerade waren, erblaßte sein Gesicht, erbebte ihm das Herz, wankten seine Füße unter ihm und sank er hin auf seinen Sessel, sagend: „Ich bin des Todes, Gott der Herr sei gelobt!“ Er redete kein Wort mehr, aber er starb noch nicht gleich, sondern litt noch Not und letzte Kämpfe.

❧ Die Ritter, die um ihn standen, tief erschrocken, und sein Sohn nahmen ihn in ihre Arme gar freundlich, und trugen ihn auf ein Bett und legten ihn nieder und deckten ihn zu, und glaubten, es habe ihn nur eine Schwäche angewandelt. Die zwei Ritter aber, welche das Wasser gebracht hatten, damit man nicht sage, sie hätten ihn vergiftet, gingen zu dem Waschbecken und der Gießkanne, und sprachen also: „Sehet hier das Wasser, in eurer Gegenwart haben wir es gekostet und wollen es von neuem vor euch kosten,“ und da thaten sie es so oft, daß alle mit ihnen zufrieden waren. Man gab ihm Brot und Wasser, Spezereien und alle stärkende Sachen in den Mund, und alles dieses half ihm nichts, denn in weniger als einer halben Stunde war er tot und gab seinen Geist auf gar sanft. Der gnädige Gott sei ihm barmherzig!

❧ Ihr müßt wissen, daß alle Gegenwärtige sehr betrübt und erschrocken waren, und schlossen sie die Stube recht fest, damit die Leute im Schlosse nicht sobald den Tod des edlen Grafen erfuhren. Die Ritter sahen den Messire Ivain, seinen Sohn, an, welcher weinte, jammerte und die Hände rang, und sagten

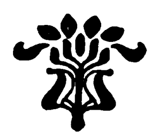
zu ihm: „Ivain, es ist geschehen, Ihr habet Euren Vater und Herrn verloren, wir wissen wohl, daß er Euch über alles liebte, macht Euch fort, sitzt auf, reitet nach Ortais und setzt Euch in Besitz des Schlosses und Schatzes, der darin, ehe ein anderer Euch zuvorkommt und die Sache bekannt wird."
❧ Messire Ivain verbeugte sich auf diese Rede und sagte: „Meine Herren, große Liebe und Freundschaft erzeigt ihr mir, die ich euch noch zu belohnen hoffe, aber gebt mir die wahren Merkzeichen meines Herrn Vaters, denn ohne diese werde ich nicht in das Schloß eingelassen werden." „Ihr habt recht," antworteten sie, „nehmt dieselben." Da nahm er die Merkzeichen, und waren sie ein Siegelring, den der Graf an seinem Finger trug, und ein Messer, dessen er sich öfters bei Tische bediente, dieses waren die wahren Merkzeichen, und ohne sie zu sehen hätte ihm der Vogt des Schlosses zu Ortais, der sie wohl kannte, nie die Pforten geöffnet.
❧ Messire Ivain verließ das Hospital von Rion nur mit zwei Reitern, und ritt so schnell, daß er nach Ortais kam, ehe man noch etwas von dem Tode des Grafen wußte. Er sprengte durch die Stadt, sagte niemand nichts, auch hatte niemand einen Verdacht auf ihn, so kam er auf das Schloß und rief den Burgvogt hervor. Dieser antwortete ihm: „Was beliebt Euch, Monseigneur Ivain, wo ist mein Herr Graf?" „Er ist in dem Hospital," sagte der Ritter, „und schickt mich einige Sachen zu holen, die in seiner Stube sind, dann werde ich wieder zu ihm zurückkehren, und damit du mir glaubst, siehe hier die Zeichen, seinen Siegelring und sein Handmesser." Der Vogt öffnete ein Fenster und sah die Zeichen, denn er

hatte sie schon öfter gesehen; dann öffnete er das kleine Pförtchen des Thores, und sie ritten ein, und die Knechte versorgten die Pferde, und führten sie in den Stall. Als Messire Ivain darinnen war, sagte er zum Vogt: „Schließe die Thore.“ Als er sie geschlossen hatte, nahm Ivain ihm die Schlüssel ab und sprach: „Du bist des Todes.“ Der Vogt ganz erschrocken, fragt ihn „warum?“ Dann sagte er: „Weil mein Vater verschieden ist und ich über den Schatz will, ehe ein anderer über denselben kommt.“

❧ Der Vogt gehorchte, wie es ihm zukam, auch war es ihm lieber, dem Messire Ivain als einem andern zu gehorchen. Messire Ivain wußte wohl, wo der Schatz war, und begab sich dahin; er war in einem dicken Turm, in welchen man durch drei starke eiserne Thüren mußte, welche man aber jede mit einem besondern Schlüssel zu öffnen hatte, ehe man hinein konnte. Diese Schlüssel aber waren nicht so leicht zu finden, denn sie lagen in einem kleinen ganz stählernen Koffer verschlossen, und dieser war wieder mit einem kleinen Stahlschlüssel geschlossen, welchen der Graf von Foix, wenn er verreiste, mit sich trug, und fand man ihn auf einem seidenen Wamms hängen, den er über seinem Hemde trug, und wurde er erst gefunden, als Ivain bereits hinweg war. Die Ritter, welche den Leichnam des Grafen bewachten, wunderten sich sehr über diesen kleinen Schlüssel, und konnten sich gar nicht denken, wozu er diente; da war aber der Kapellan des Grafen, Messire Nicole d'Escalle, der um alle seine Geheimnisse wußte, und den er oft mit genommen hatte, wenn er an seinen Schatz ging, der sprach, als er den Schlüssel sah: „Messire

Ivain wird seine Mühe verlieren, denn ohne diesen Schlüssel kann er nicht an den Schatz, weil er einen kleinen Stahlkoffer mit allen anderen Schlüsseln verschließt."

Da waren die Ritter gar betrübt und baten den Kapellan, den Schlüssel dem Messire Ivain zu bringen, und er setzte sich zu Pferd und ritt nach Ortais. Messire Ivain war ganz betrübt in dem Schloß, und suchte die Schlüssel überall, und konnte sie nicht finden, auch wußte er nicht, wie er die eisernen Thüren aufbrechen sollte, da gar keine Instrumente dazu da waren.



7. Die guten Männer von Ortais.

Während dem wurde in Ortais, Gott weiß wodurch, ob durch Weiber oder durch Diener, die vom Hospital gekommen waren, bekannt, daß der Graf gestorben sei. Das war wohl eine harte Nachricht, denn sie liebten ihn alle sehr. Die ganze Stadt kam in Bewegung, die Bürger versammelten sich auf dem größten Platze der Stadt und unterredeten sich, da sprachen einige: „Wir haben Messire Ivain ganz allein nach dem Schlosse reiten sehn, und sah er wohl sehr erschrocken aus." Da antworteten die andern: „Gewiß muß etwas vorgefallen sein, denn nie ritt er allein vor seinem Herrn Vater her."

Als die Männer von Ortais sich so versammelt hatten, und auf dem Markte mit einander redeten, seht, da ritt ihnen der Kapellan grad in die Hände. Die umringten ihn und

sagten: „Messire Nicole, wie geht's mit unserm Herrn? Man hat uns gesagt, er sei gestorben, ist es wahr?“ „Behüte Gott,“ sagte der Kapellan, „aber er ist gar sehr krank, und ich komme nur, um ihm etwas zurecht machen zu lassen, was ihm sehr gesund sein wird, und dann will ich wieder zu ihm.“ Mit diesen Worten machte er, daß er davon kam, ritt auf das Schloß und ruhte nicht, bis er drinnen war.

Da war Ivain gar froh, daß er die Schlüssel hatte. Nun will ich euch aber sagen, was die Männer von Ortais thaten. Sie machten sich allerlei Gedanken über den Grafen und sprachen untereinander: „Nun ist's bereits Nacht, und wir haben noch gar keine sichere Nachricht von unserm Herrn, und ist Ivain mit dem Kapellan, der um alle Geheimnisse des Herrn weiß, in dem Schlosse, laßt uns diese Nacht das Schloß bewahren, morgen werden wir mehr hören, wir wollen heimlich nach dem Hospital schicken, um zu hören, wies steht; denn wir wissen wohl, daß der größte Teil des Schatzes auf dem Schloß ist, und würde er gestohlen, so machte uns das große Schande und brächte uns gar in Schaden, darum dürfen wir diese Sache nicht übersehen.“

„Das ist die Wahrheit,“ sprachen die anderen, da hielten sie Rat, und seht, sogleich werden alle Männer von Ortais geweckt, und gehn sie alle nach dem Schloß und schicken sie die ersten der Stadt an alle Pforten zur Wache, und waren sie da die ganze Nacht bis zum Morgen. Ach, da hörte man die Wahrheit von seinem Tode, da konnte man wohl großes Wehklagen, Schreien und Trauern von allen Leuten, Frauen und Kindern in der guten Stadt Ortais hören, denn

sie hatten ihn alle sehr lieb. Da verstärkte man die Wache und alle Männer der Stadt waren auf dem Platz vor dem Schlosse unter den Waffen. Als Messire Ivain dieses in dem Schloß sah, sprach er zu dem Kapellan: „Messire Nicole, mein Anschlag geht verloren, ich werde hier nicht heraus können, denn die Männer von Ortais wissen um die Sache und bewachen das ganze Schloß. Ich werde wohl gute Worte geben müssen.“ Da sprach der Kapellan: „Redet mit ihnen, denn nur mit guten Worten könnt Ihr hier noch etwas ausrichten.“ Messire Ivain begab sich also in einen Turm, aus dessen Fenster er mit den Leuten gut reden konnte. Da öffnete er ein Fenster, und redete mit den ansehnlichsten Leuten der Stadt ganz laut: „Ihr guten Männer von Ortais, ich weiß wohl, warum ihr versammelt seid, nun aber bitte ich euch, haltet mir es nicht vor übel, um der Liebe willen, die mein seliger Herr Vater für mich trug, daß ich mich vor jedem andern in den Besitz des Schlosses und Schatzes zu setzen gesucht. Ich will damit nichts als alles Gutes. Nun aber ist er nach Gottes Willen gestorben, ohne irgend eine Einrichtung zu treffen, mich, wie er doch gewollt, in sein Erbe einzusetzen, und hat er mich unter euch, unter denen ich herangewachsen, als einen armen Ritter, den natürlichen Sohn des Grafen von Foix, zurückgelassen, wenn ihr mir nicht helft und ratet. Achtet darauf um Gotteswillen und aus Mitleid, ihr thut damit ein Almosen, und will ich euch das Schloß öffnen und mögt ihr hereinkommen, denn gegen euch will ich es nicht halten noch verschließen.

Da antworten die besten Männer von der Stadt also:

„Messire Jvain, Euere Rede gefällt uns wohl, wir wollen mit Euch halten und wollen das Schloß und die Güter, die darinnen sind, auch bewachen helfen; und sollte der Vicomte de Castillon Euer Vetter, welcher der Erbe des Landes zu Bearn ist, herankommen, und sich in Besitz des Schatzes setzen wollen, so wollen wir wohl wissen, mit welchem Recht, und wollen Euer und Messire Gracien Eueres Bruders Recht wohl beachten, und alles dieses beteuern wir und wollen es Euch aufrichtig halten.“ Mit dieser Antwort war Messire Jvain sehr wohl zufrieden, und that er die Thore des Schlosses auf und gingen die Männer von Ortais hinein, so viel ihrer wollten. Man stellte da genug und gute Wachen hin. An diesem Tage ward der Leichnam des Grafen von Foix nach Ortais gebracht und in einen Sarg gelegt. Alle Männer, Frauen und Kinder von Ortais gingen ihm unter bitteren Thränen entgegen, gedenkend seiner Stärke, seines edeln Lebens, seiner mächtigen Regierung, seines Verstandes, seiner Tapferkeit und großen Freigebigkeit. Vor allem aber des Friedens, dessen sie unter diesem trefflichen Herren genossen hatten. Denn weder Franzosen noch Engländer hatten es gewagt, ihn zu erzürnen.

❧ Da sprachen sie also: „Ach Gaston, schöner Sohn, warum hast Du je deinen Vater erzürnt, wärst Du uns geblieben, der so schön und in so großem Beginnen war, Du wärst uns ein großer Trost geblieben, aber wir haben Dich allzu jung verloren, und Dein Vater hat uns zu früh verlassen. Er war ein Mann erst von 63 Jahren, das ist kein großes Alter für einen solchen Fürsten, der einen so starken Willen hatte und

alles, was er begehrte. Land von Bearn trostlos und verwaist, ohne einen edlen Erben, was wird immer aus dir werden, so trefflichen und edlen Herren wirst du nie wieder gewinnen!

❧ Unter solchen Klagen und Thränen ward der Leichnam von sieben Edelleuten durch die Stadt getragen, ihm folgten sechzig Ritter, welche sich aus dem Lande versammlt hatten, und trug man ihn, wie ich Euch sage, mit entblößtem Angesichte nach der Barfüßerkirche. Da ward er einbalsamiert und in einem bleiernen Sarge bis zu seiner feierlichen Bestattung bewahrt, und brannten Tag und Nacht vierundzwanzig große Wachsfackeln um den Leichnam, die wurden abwechselnd von achtundvierzig Dienern getragen.

❧ An dem Tage der Bestattung des herrlichen Grafen Gaston de Foix, des letzten dieses Namens, welche in der Stadt Ortais in der Barfüßerkirche in dem Jahr unsers Herrn 1391 den 12. Oktober an einem Montag gehalten wurde, war viel Volk aus dem Lande Bearn und sonst woher, Baronen, Ritter, Prälaten und drei Bischöfe in Ortais. Der Bischof de Palmes las das Totenamt, da brannten eine Menge Lichter und alles war sehr prächtig angeordnet, und hielten während der Messe vor dem Altare vier Ritter vier Fahnen, mit den Wappen von Foix und Bearn. Die erste hielt Messire Raymond du Chatelneuf. Die zweite Messire Espaing du Lion. Die dritte Messire Pierre Degmer. Die vierte Messire Menauld de Novalles. Den Degen hielt Messire Roger d'Espagne. Den Schild trug der Vicomte de Bruniquel. Den Helm trug der Sire de Valentin, das Pferd führte der Sire de Corasse. Die ganze Bestattung wurde

prächtig nach Landesgebrauch vollzogen, und wurde nach der Messe der Leichnam aus dem Sarge genommen, in gutes neues Wachstuch eingewickelt und vor den großen Altar des Chores bei den Barfüßern beerdigt. Des Seinen ist nichts mehr, Gott verzeihe ihm!



Mein Spazierstock.

Noch eine Stunde, und der Spaß ist aus.
Dann treten die Gerichte in mein Haus
Und nehmen Wald und Feld und jedes Stück,
Das mir gehört. Und rollend jagt das Glück
Auf schneller Kugel durch die weite Welt,
Um launisch hier und da, wie's ihm gefällt,
Ein golden Röschen auf den Weg zu streun. —
Ich aber muß vor meinem Blick mich scheun,
Den mir der Spiegel höhnisch wiedergiebt.

Nur eine Stunde noch: Was ich geliebt,
In hundert Hände wird es übergehn.
Hör ich von fern nicht meine Wälder wehn?
Sie rufen mich zum allerletzten Mal,
Um mich zu trösten in der letzten Qual.

Nur eine Stunde noch. Mein Pferd, mein Pferd!
Noch bist du nicht von schmutziger Hand begehrt.
Und ohne Sattel, ohne Zaun und Zügel,
Im Mähnenschopf die Faust: der Hengst hat Flügel!

Ich steige ab und geh von Baum zu Baum,
Die Wipfel tuscheln wie ein trüber Traum.
Bei einer alten Eiche bleib ich stehn
Und muß in ihre krause Krone sehn.
Von ihren reichen Zweigen schneid ich ab
Zum Wanderschritt ins Elend einen Stab.
„Leb wohl, leb wohl," ruft mir die Riesin nach,
„Ich geb dir niemals mehr ein gastlich Dach."

Mein ganz Vermögen halt ich in der Hand:
Nun führe, Stock, mich fort ins fremde Land.

Detlev von Liliencron.



Widmung.

Drei schöne Nächte
Habe ich an dich gedacht,
Hätt' am Morgen meine Lieder
Gerne vor dich hingebracht.

Drei schöne Nächte
Reiht ich zärtlich Lied an Lied;
Meine Kerzen brannten nieder,
Da mich wach der Morgen sieht.

Drei schöne Nächte
Hab' ich Blatt für Blatt verbrannt,
Da der Morgen meine Lieder
Nicht so sanft wie dich erfand.



Nacht im Garten.

Rosenbüsche leuchten durch die Nacht.
Nur ein Mondschein und der Trost der Sterne.
Fern der Silberfluß. — Ich hör' nicht gerne,
Wie es aus dem Landhaus leise lacht.

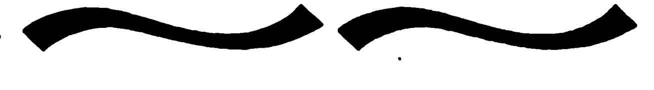
Freundin scherzt dort. Und ich Thor, ich bebe,
Von dem Frost der Einsamkeit gepeinigt;
Nur noch, wenn die süße Näh' uns einigt,
Glaube ich, Geliebte, daß ich lebe.

Laube und den Hügel find' ich leer,
Unsre hellen Wege unbetreten:
Komm', mich an den Liebesstrand zu retten,
Süße, aus erinnerungslauem Meer!

Rosenbüsche leuchten durch die Nacht.
Sanfte Lieder sing ich meinem Sterne.
Warum kamst du nicht? — In grauer Ferne
Dämmert es, und dein Verliebter wacht.

Alfred Walter Heymel.



Anmerkungen. 

DIE drei kleinen Illustrationen, die wir in Nummer 2 der „Insel“ bringen, sind von E. R. Weiß (Karlsruhe) für eine beabsichtigte Luxusausgabe von O. J. Bierbaums chinesischem Roman „Das schöne Mädchen von Pao“ (erschienen 1899 bei Schuster und Loeffler, Berlin SW. 46) gezeichnet. Der Originalholzschnitt von Albrecht Dürer, der der Reproduktion in unserm Heft zu Grunde liegt, mißt im Original 16,8 Centimeter Breite und 24,3 Centimeter Höhe.



Unserm Versprechen gemäß, möchten wir hier noch einmal auf die Diederichsche Publikation „Der Soldat in der deutschen Vergangenheit“ zurückkommen. Was hinsichtlich der Illustrationen und der Ausstattung Rühmenswertes zu sagen ist, haben wir schon in Nummer 1 der Insel bemerkt. Am wenigsten gefällt uns das von J. von Cissarz gelieferte Titelblatt. Abgesehen davon, daß uns die dekorative Anordnung kleinlich und zerrissen erscheint, würden wir auch wünschen, daß ein Künstler, wenn er — schon durch die Art der Zeichnung — mit den großen Meistern vergangener Holzschneidekunst zu rivalisieren sucht, mehr zeichnerisches Können mitbrächte. Doch thut dieser kleine Mangel der übrigen Publikation selbstverständlich keinen Eintrag. Der Text ist in seiner Art vor-

züglich. Besonders angenehm berührte uns bei dem Verfasser ein vornehmer, ruhiger, reifer Patriotismus, dem wir im Gegensatz zu der chauvinistischen Vaterlandsduselei und dem flachen Kosmopolitismus, zwischen denen die meisten unserer sogenannten gebildeten Landsleute schwanken, im Interesse der Durchdringung und Vertiefung unseres nationalen Lebens eine weite Verbreitung in unserm Vaterland wünschen. S.



Mit dem linken Ellbogen. Roman von Detlev von Liliencron. (Bei Schuster und Loeffler in Berlin.)

Der Kunstkritiker wird an diesem Buche viel auszusetzen haben. Es kann nicht ausbleiben, daß tadelnd vermerkt wird: Es ist kein Roman, es enthält nur einen Aufriß dazu, der an einigen Stellen ausgeführt ist. Auch wird man sich mit Recht darüber aufhalten, daß es dem Buche an Psychologie und exakter Beobachtung gebricht. — Diese Mängel sind auch in unseren Augen nicht belanglos, und wir wollen sie keineswegs beschönigen. Aber noch weniger wollen wir mit dem Bekenntnis zurückhalten, daß uns dieser schlechte Roman trotzdem lieber ist, als die meisten fertigen Erzeugnisse dieser Gattung, in denen es von Beweisstücken einer sehr scharfen Beobachtungsgabe und tiefbohrender Psychologie nur so wimmelt, — Qualitäten, an denen wir in Deutschland keinen Mangel leiden, seitdem unsere Romanciers und Novellisten „ihren" Maupassant mit so viel Eifer wie Frucht studiert

haben. Denn auch dieses Buch ist ein echter Liliencron. Seine ganze Weltanschauung und Lebensansicht steckt darin, diese praktische Philosophie eines Poeten, der zugleich ein von Grund aus vornehmer Mensch und ein liebenswürdiges Kind ist. Gerade die ganz guten Psychologen unter den Lesern werden einen hohen Genuß bei der Lektüre dieses Buches finden, aber ihre Psychologie wird sich nicht so sehr auf die Figuren der Dichtung, als auf den Dichter selber richten. Denn Liliencron ist so ganz und gar Lyriker, daß er immer nur sich selber offenbart. Und gerade darum, weil er dies meist unbewußt, ja häufig wider seinen Willen und in der Meinung thut, wunder wie exakt gegenüber der Umwelt zu sein, ergeben sich unwillkürliche Bekenntnisse einer durchaus dichterischen Seele, die für den, der zu lesen versteht, vom höchsten Reize sind. Ja, das Buch wird dadurch in einem höheren Sinne rührend und ergreifend. O. J. B.



Lucifer, ein Tanz- und Glanzspiel von Richard Dehmel. 1899. (Bei Schuster und Loeffler in Berlin.)

Ein mindestens außerordentlich interessantes Werk. Es wird den berufenen Kunst-Richtern und -Propheten mancherlei Anlaß geben, dummes Zeug zu schreiben und durch überflüssige Anmerkungen und Geistreicheleien zu beweisen, daß sie das Buch nicht verstanden haben. Wir stehen zu sehr unter dem frischen Eindruck der Lektüre, als daß wir Ver-

anlassung nehmen sollten, Einzelheiten und Bedenklichkeiten specieller Art in dieser Anzeige an den Mann zu bringen. Wer Dehmel kennt, wird auch wissen, daß seine Art der formalen Ausgestaltung immer zu allerhand Bedenken Anlaß geben wird.

☙ Bei dem vorliegenden Werk jedoch wird der tiefer Dringende viel von den Reserven ablegen müssen, mit denen er sonst vielleicht seine Anerkennung der Dehmelschen Dichtungen abschwächen zu müssen glaubte. Wir wenigstens halten den „Lucifer" für das reifste und bedeutendste Werk Dehmels — und das will für uns viel heißen und will für uns dem Werk nicht nur einen ganz ungewöhnlichen Platz unter den Litteratur-Erzeugnissen der letzten Zeit zusichern, sondern ihm auch eine weit reichende Wirkung in die Zukunft hinein präjudizieren. Dehmel hat in seinem großartigen Ballett eine — natürlich in gewissen Grenzen — vollkommene Ausdrucksform für das gefunden, was er in seinen früheren Schöpfungen an allgemeinen Gedanken, Erfahrungen und Wünschen teils niedergelegt hat, teils in einem oft gewaltsamen Ringen mit der Form niederzulegen versucht hat.

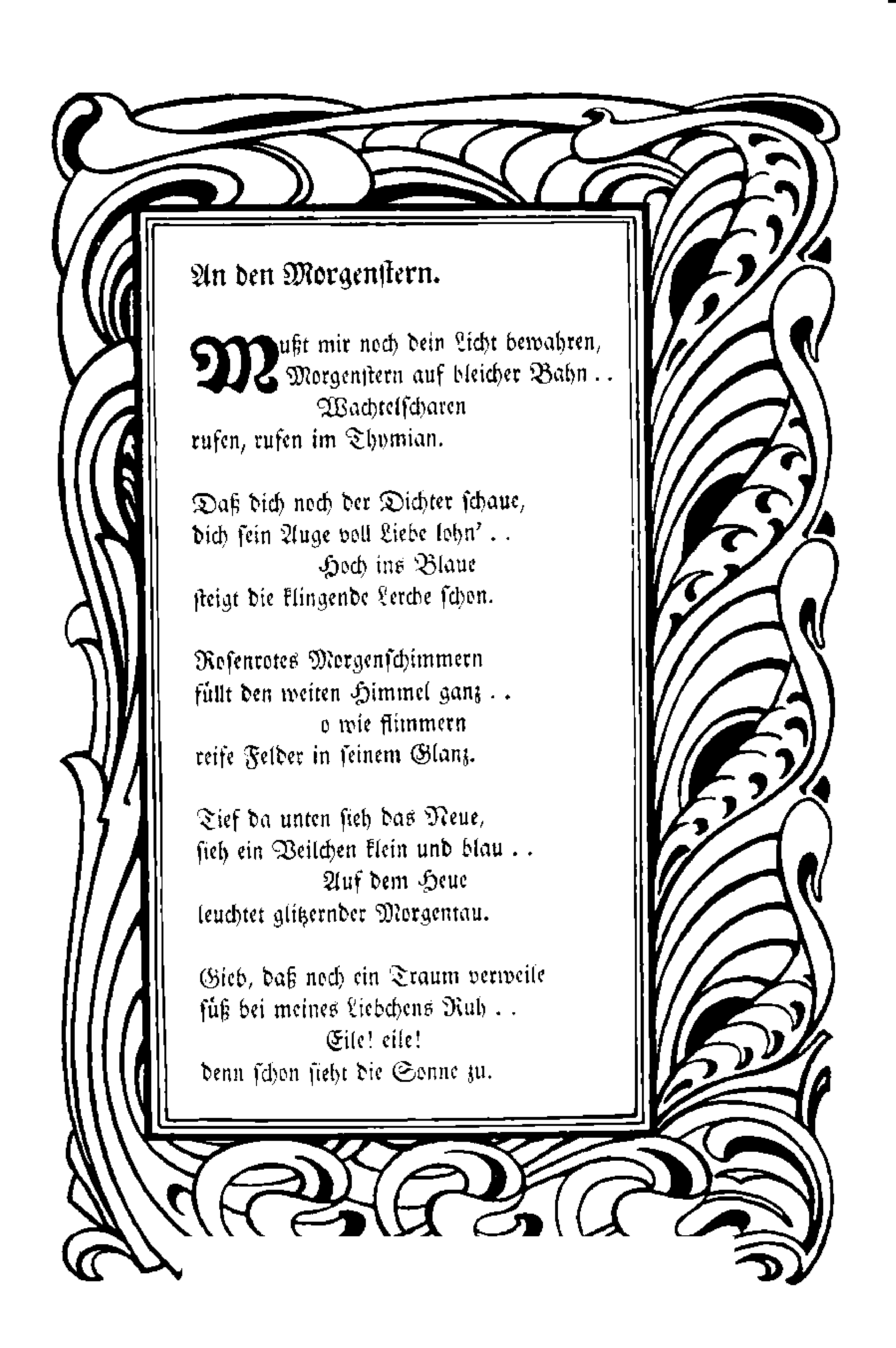
☙ Die Art, mit der er die Wesenheit, die Wirkungen, den Kampf und die Versöhnung der antiken und der christlichen Weltanschauung auf dem Wege einer Tanz-Pantomime darstellt, erinnert in der Behandlung an das Heinesche Faust-Ballett, übertrifft aber dieses durch tiefere Durchführung, reichere Ausgestaltung, originellere Erfindung. Ob man sich nun zu der Dehmelschen Weltanschauung bekennt und mit ihm eine Versöhnung antiken und christlichen Wesens in

der Zukunft für möglich und wünschenswert hält, oder nicht, das hat mit der Bewertung seines Kunstwerks nichts zu thun. Hier kommt nur die Darstellung in Frage; und wir müssen gestehen, daß die Art des von Dehmel beabsichtigten Balletts uns nicht nur als eine wünschenswerte Bereicherung unseres Theaterwesens erscheint, sondern, daß wir in ihr eine Grundlage für die Umgestaltung unsrer öffentlichen Schauspiele überhaupt sehen. Darüber, daß die Technik des klassischen Dramas für die Produktion moderner Schauspiele nicht mehr geeignet ist, und daß andrerseits die Technik des sogenannten naturalistischen Dramas den Keim zu einer lebendigen und in's Breite gehenden Entwicklung nicht in sich trägt, wird wohl jeder ernsthafte Kunstfreund sich klar sein. Dehmel versucht nun mit seinem neuen Werk, das möglicher und sogar wünschenswerter Weise auch litterarisch in gewissem Sinne Epoche machen wird — vielleicht Hand in Hand mit den gleichzeitigen Bemühungen um die künstlerische Hebung der Varieté-Bühne — auf dem Boden des überlieferten, allerdings aufs äußerste erweiterten und ausgestaltenen Ballets durch eine pantomimische Handlung allgemein ästhetische und moralische Vorstellungen in einer breiten und quasi monumental-typischen Form niederzulegen, indem er damit zugleich an die choreeutischen Grundlagen des antiken Dramas anknüpft. Wir persönlich halten die Kunstform der Tanz-Pantomime für sehr geeignet zur symbolischen Darstellung solcher allgemeinster Vorstellungen, selbst wenn sie gedanklich und mit Symbolismen derartig fast überladen sind, wie dies mit dem „Lucifer" der Fall ist. Wenn wir es nun andrerseits

wagen dem Gedanken Ausdruck zu geben, daß mit einer theatralischen Verwirklichung der Intentionen Dehmels, und der weiteren Ausbildung der von ihm angebahnten Kunstform eine Basis geschaffen werden könne für die Entwicklung eines jungfräulichen Dramas in zukünftiger Zeit, so möchten wir schließlich noch darauf hinweisen wie sehr eine aufs Monumentale gerichtete Ausbildung der bühnenmäßigen Tanz-Kunst den modernen architektonisch-dekorativen Bestrebungen zu Hülfe kommen würde.

Daß der „Lucifer" den Anforderungen, die man an ein solches Tanz-Drama stellen könnte, nach mancher Seite hin nicht entsprechen wird, ist selbstverständlich, denn einmal werden einer so eigenwilligen Persönlichkeit wie der Dehmels immer gewisse Idiotismen anhaften, und andrerseits ist rein technisch die vorläufige Unmöglichkeit irgend eine Bühnenwirkung eines derartigen Schauspieles zu erproben, ein Hindernis, das selbst das größte intuitive Talent nicht ganz besiegen kann. Damit aber wird das Verdienst des Dichters in keiner Weise geschmälert; denn wer neue Wege gehen will, wird nicht schon beim ersten Gang allen Unrat und Geröll von der neu betretenen Straße wegräumen; und etwas Vollendetes zu formen wird auch hier erst der erfahrenen Hand gelingen. S.

Die Insel. 1. Jahrgang. 1. Quartal. Nr. 2. November 1899.
Verantwortlicher Redakteur: A. W. Heymel, München.



An den Morgenstern.

Mußt mir noch dein Licht bewahren,
Morgenstern auf bleicher Bahn . .
Wachtelscharen
rufen, rufen im Thymian.

Daß dich noch der Dichter schaue,
dich sein Auge voll Liebe lohn' . .
Hoch ins Blaue
steigt die klingende Lerche schon.

Rosenrotes Morgenschimmern
füllt den weiten Himmel ganz . .
o wie flimmern
reife Felder in seinem Glanz.

Tief da unten sieh das Neue,
sieh ein Veilchen klein und blau . .
Auf dem Heue
leuchtet glitzernder Morgentau.

Gieb, daß noch ein Traum verweile
süß bei meines Liebchens Ruh . .
Eile! eile!
denn schon sieht die Sonne zu.

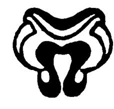
Kaspar Hausers Lied.

Bin einst, ein armes Waisenkind,
mit meinen Augen, den stillen und frommen,
zu den Leuten der Stadt gekommen:
die fanden mich nur bös und blind.

Mit zwanzig Jahren lernt ich verstehn,
wie Einen die Flammen der Liebe verzehren,
nach holden Frauen trug ich Begehren:
aber sie fanden mich nicht schön.

War ohne König und Vaterland
und bin kein besonderer Held gewesen,
doch hab ich im Feld mir den Tod erlesen:
aber der Tod gab mir nicht seine Hand.

Zu früh geboren oder zu spät,
was soll ich auf dieser Welt beginnen?
Ein wilder Kummer verzehrt mich tief innen . .
Sprecht für den armen Kaspar ein Gebet!



Mondlicht.

Eure Seele ist ein schöner Garten,
drin sich Masken allerliebst ergötzen,
Laute spielen und des Tanzes warten,
und doch traurig in den bunten Fetzen.

Immer singen sie in weichen Tönen
wohl von Liebessieg und gutem Leben,
doch sie gleichen nicht den Glückessöhnen,
und ihr Lied ist scheu wie Mondlichtbeben —

Wie des Mondlichts traurig-schöne Strahlen,
drin die Vögel auf den Zweigen träumen
und aufschluchzend in die Marmorschalen
die Fontänen schlank und sprühend schäumen.



Wehmut.

Der Himmel glänzt über dem Dach da
so blau, o so still!
Ein Baum wiegt über dem Dach da
seine Krone so still.

Der Himmel, so weit du siehst,
trägt leisen Glockenklang.
Der Baum droben, den du siehst,
ist voll von Vogelsang.

Mein Gott, mein Gott, das Leben da,
welche Ruhe das hat.
Dies friedlich laute Leben da
dringt her von der Stadt. —

Beweine du, was einst dein war,
bei Tag und bei Nacht . .
Sag! was hast du, da sie dein war,
mit deiner Jugend gemacht?



Beiträge zu einer modernen Aesthetik.

Von J. Meier-Gräfe.



Linie und Fläche.

DIE christliche Kirche hat sich um die Malerei schlechterdings unsterbliche Verdienste erworben. Ihre künstlerische Rolle setzte in dem Moment ein, als das Römertum in den letzten Zügen lag. Mit dem Prinzip ihres Radikalismus: Alles entgegengesetzt dem zu machen, was die Römer gemacht hatten, diktierte sie sich sofort eine gewisse Marschroute auch für die Kunst. Natürlich geschah das nicht von künstlerischen Gesichtspunkten aus. Der Anfang zeigt sie barbarisch wie den Protestantismus. Kunst war Götzendienst. Dieses götzerische Wesen verkörperte sich für sie in der Skulptur, dem Träger der römischen Gottheit, und wurde daher ein für allemal verbannt. Erst als ein Jahrtausend den Radikalismus geschwächt hatte, fing man an, milder über diese Dinge zu denken. Ganz erholt hat sich die Skulptur nie von dieser Vernachlässigung, und ihre Entwicklung zum Abstrakten ist dementsprechend weit hinter der der Malerei zurückgeblieben. Sie blieb Architektur bis zur Renaissance.

Was ihr in vorchristlicher Zeit und bei allen Völkern gehört hatte, wurde Eigentum der Malerei. Der Zweck war nicht im Entferntesten derselbe. Die Malerei war Schrift, Verständigungsmittel für die primitiven Zwecke der Kirche.

Kunst wurde sie erst, als größerer architektonischer Reichtum die Kirche ausschmückte.

❧ Sie war daher ursprünglich Strich, Linie, Zeichen aus Linien; ihre Entwicklung war eine Entwicklung der Linie.

❧ Und zugleich kann man ihre Geschichte auf eine Zersetzungsgeschichte der Linie zu Gunsten der Fläche zurückführen. Alles was jener genommen wurde, kam dieser zu gute. Das Verhältnis zwischen beiden ist der physiologische Punkt der ganzen Geschichte.

❧ Die Linie war die Handschrift des Stils. Sie steigt vom brutalen Schmuckstück zum höchsten Ausdruck und wird der Träger der mächtigsten, umfassendsten Tradition, der Gotik. Sie sinkt, mit ihr sinkt die Tradition, und die Persönlichkeit steigt in die Höhe. Sie verflüchtigt sich in die Fläche, die zuletzt in unserer modernen, ganz abstrakten Kunst die höchste Bedeutung erreicht.



I.

DIE erste Etappe umschließt die Mosaiken. Die Fläche existiert noch nicht für die Hand des Künstlers, sie ist Sache des Handwerks; die Kontur allein ist Träger der Formel, und die Formel ist anonym, nicht das Werk einzelner, sondern fast lediglich Tradition.

❧ Wie weit liegt das hinter uns. Wie unendlich wenig war damals die Kunst, und wie unendlich groß die Welt,

die sie schuf! Eine Welt verlorener Schönheit! Ist sie weniger wert, weil sie unbewußt entstand, weil nicht einer, sondern viele sie machten, weil sie nicht „Kunst“ war? Es gab damals keine Kunst, aber man hatte einen Instinkt für Raumwirkungen, dessen Größe, Erhabenheit und Anstand uns heute schwindeln machen. Wer findet in unserm wohlverproviantierten Aesthetikerlexikon Ausdrücke, um das schier himmlische Gefühl wiederzugeben, das den friedlichen Touristen in so einem Mosaikinterieur wie dem Baptisterium der Orthodoxen zu Ravenna befällt? Wer vermag den Rausch dieses edelsteinernen Lilas, den Rhythmus in diesen kindlich ernsten Apostelgestalten wiederzugeben? Wo träumt man lieblicher von der schönen Sage unserer Religion, als in der Grabkapelle der Galla Placidia, vor dieser unendlich einfachen Lyrik in der Darstellung des guten Hirten? Und was ist prächtiger als San Vitale? Man verliert den Kopf, wenn man sich vorstellt, wie dieser Bau einmal gewesen sein muß. Ueberall, wo man auf der Suche nach höchsten Genüssen in der Welt auf alte Mosaiken stößt, sei es in Rom oder Sizilien oder Konstantinopel, immer hat man mehr oder weniger einen Augenblick deutlich das Gefühl, als ob diesen ersten Schriftzügen unserer Kunst gegenüber alles folgende eine Verwirrung bedeute, ebenso wie die architektonische Form, die viele dieser Zeichen trägt, der romanische Stil, von keinem der folgenden an Hoheit und Macht übertroffen wurde und uns Lebenden heute als die einzige Basis für eine moderne Architektur erscheint.

Erst die Byzantiner gaben den Mosaiken ihre Vollendung. Die moderne Kunstforschung, die nur Augen für die

allein selig machende analytische Entwicklung der Kunst besitzt, ist geneigt diesen Teil der Mosaiken gänzlich hintenan zu stellen. Sie läßt nur die „schönen, edlen" altchristlichen gelten und behandelt die byzantinischen wie barbarische Verirrung. Es ist im Grunde nichts anderes als der letzte Rest des berühmten Hangs zum Klassizismus, der seit der Renaissance die Entwicklung des Stils auf Abwege brachte, die erleuchtetsten Geister selbst noch unseres Jahrhunderts hypnotisierte und erst in unseren Tagen so weit besiegt wurde, daß man auch über andere Dinge als die aus Rom und Griechenland, zumal die bei uns selbst gewachsenen, zu diskutieren lernte. Die größte und zugleich rationellste That unserer modernen Schönheitserkenntnis, die Rehabilitation des Gotischen und Romanischen, kann nicht die byzantinische Kunstform verleugnen, am wenigsten zu Gunsten des letzten, in dieser Form doch recht kläglichen, Restes römischer Formensprache, den die ersten Christen notgedrungen mit in unsere Aera herüberbrachten.

Nur in einem Punkt waren vielleicht diese älteren Mosaiken den Byzantinern über: in der Farbe; und auch darüber mag man streiten; denn jedenfalls diente ihre Zurückhaltung in der Farbe bis zur Vollkommenheit ihrem architektonischen Ideal. Zweifellos aber ist ihre Ueberlegenheit in der Zeichnung, sobald man nicht mit der unnatürlichen, kritischen Anmaßung vor sie tritt, sie etwa aus ihrem Zusammenhang mit der Architektur loszulösen und an sich betrachten zu wollen. Nur sie entspricht der Technik vollkommen. Ueberall, wo die altchristlichen, von der Antike beeinflußten oder die

späteren Mosaiken den nachher von der Malerei großgezogenen Natursinn verraten, tritt die ornamentale Wirkung natürlicherweise zurück. Das Problem der Ausgleichung zwischen Natur und Stilbedürfnis, das nur die Antike zur Befriedigung beider Tendenzen gelöst hat, und nur in ihrer Form, auf dem Wege der Skulptur lösen konnte, nimmt hier seinen Anfang. Sobald der Realismus in den Mosaiken vorkommt, hört die zauberhafte Wirkung der Technik auf. Das läßt sich nirgends besser als in der Markuskirche in Venedig verfolgen, an deren riesigem Mosaikwerk alle Jahrhunderte, vom zehnten angefangen bis zu dem unsrigen, also die ganze nachchristliche Kunstepoche, mit der wir rechnen, beteiligt sind. Für die byzantinische Anschauung sind Menschen und Dinge, alles was dargestellt wird, nur Träger dekorativer Linien, wenig mehr als die wundervollen Buchstaben, die die Bilder begleiten und für deren Verständnis wesentlicher sind als das Gegenständliche der Bilder selbst. Das moderne Mosaik stellt sich in den Mittelpunkt, es will nur möglichst stark anziehen. Die Felder der Fassade sind möglichst bunte Gemälde, denen der Raum, den sie einnehmen, nur das Maß ihrer Ausdehnung bedeutet und im übrigen indifferent ist. Sie dienen nur dazu, das ungeheuer bewegte Bild der Fassade noch unruhiger zu machen, und versuchen eine Konkurrenz mit der Architektur, anstatt sich mit ihr zu vereinen. Sie bringen es vielleicht in der That fertig, ihre Rivalin in den Schatten zu stellen, freilich nicht ohne die künstlerische Harmonie des Ganzen zu zerstören. Ganz anders wirkt schon das Atrium. Hier überwiegt das Byzantinische. Man bekommt eine Ahnung

von der Pracht im Innern, aber die alte Methode wollte, daß es eben nur Ahnung bliebe. Es ist mit Zeichen bedeckte Architektur. Diese Zeichen sind unsinnig, wenn man sich das Einzelne vornimmt, wie man ein Bild betrachtet; das Konventionelle ihrer Komposition, die äußerst primitiven Vorstellungen, denen sie dienen, machen sie für moderne Anschauung unmöglich. Die Architektur allein, der äußerliche Zweck, dem diese Zeichen dienen, giebt ihnen ästhetischen Wert, einen Wert, der jenseits der modernen Anschauungsart steht, mit der wir die Bilderkunst betrachten. Einer der Bogen zeigt die Geschichte Noahs. In gewissen Abständen spielen sich die Phasen der Legende ab, jede ist ein Ornament für sich. Man sieht Männer, Tiere, Wellenlinien. Was sich aufdrängt, ist die unbegreifliche Beziehung zwischen diesen Linien und den Flächenverhältnissen, die sie umgeben; diese Beziehung ist das Ueberzeugende; die Linien sind so außerordentlich richtig placiert, daß man sich nicht einen Augenblick fragt, was sie bedeuten. Die sachliche Behauptung, die sie enthalten, tritt soweit zurück, daß man nicht daran denkt, dagegen zu protestieren. Und, in dem rein ornamentalen Zauber dieser Zeichen befangen, kommt man schließlich dahin, selbst das, was sie dem Verstand zumuten, anzunehmen, zumal wenn sich mit ihnen größere, weitere Gefühlskomplexe mehr oder weniger lose verknüpfen. Die Psychologie der religiösen Suggestionen findet hier reiches Material.

❧ Dekorative Glanzstücke sind die sechsflügeligen Engel zwischen den Bogen der rechten Kuppel des Atriums. Ihre Flügel strahlen nach den drei Richtungen des ihnen zugewie-

senen Bogendreiecks aus, es sind zweckentsprechende Abschlüsse, die kaum architektonischer gedacht werden können; vollkommene Uebertragungen der Skulptur dieser grandiosen Kapitäle mit den Löwenköpfen und Pfauen, die die Bogen tragen, auf die Fläche. Wie matt wirkt dagegen das moderne Mosaik in der Hauptkuppel des Atriums (16. Jahrhundert). An beiden Seiten der einschließenden Triumphbogen sitzen die Evangelisten auf Wolken. Die ganze Erbärmlichkeit der Epigonen wird offenbar. Aber auch, wenn die Natürlichkeit, mit der diese Dinge gemalt sind, noch viel weiter getrieben wäre, der Vorgang würde dadurch dem Betrachter nicht weniger unnatürlich. Man kann nicht auf Wolken sitzen; je deutlicher eine solche Vorstellung versucht wird, desto weniger glaubhaft wird sie; man kann nicht mit denselben Bedingungen, die für unsere kontrolierbaren irdischen Vorgänge maßgebend sind, überirdische Dinge schaffen. Wie mörderisch ungeschickt ist die Darstellung der Apostel in lebensgroßen Figuren, die in gar keinem Verhältnis zu der architektonischen Größe der wundervollen Bogen stehen. Was man selbst ohne Ornament aus solchen Bogen in Mosaik machen kann, zeigen altchristliche Bauten, die 1000 Jahre vorher vollendet wurden, zur Genüge, zumal der Triumphbogen in S. Appolinare in Classe bei Ravenna, dessen Mosaik dem sechsten Jahrhundert gehört.

❧ Im Innern der Markuskirche schweigt die Kritik; es schweigt auch das, was man Kunstbetrachtung nennt. Man betrachtet nicht; die Hand, die den Baedeker hält, krampft sich zusammen, und das liebe Hirn giebt seine tödlichste Zeit-

verschwendung auf und denkt nicht mehr. Man hat für solchen Reichtum vorher noch keine Vorstellung gehabt. Man meint plötzlich etwas Ungeheuerliches zu erleben, etwas Unwahrscheinliches, Grausiges, Gigantisches. Man sieht diese Goldpracht nicht, man hört sie, fühlt sie, atmet sie, es bilden sich wie im Nu neue Sinne — ein Raumsinn, der direkt auf die Schwingung wirkt, in der man sich auflöst. Man hört auf, Herr Soundso zu sein, man wird Atom, ein schweigendes Teil unter anderen, und man hat das berauschende Bewußtsein, es zu werden. Hier kann man von Massenwirkungen reden; die Vorstellung, wie hier eine Masse auf die andere, die Wucht dieses Tempels auf die Beter wirken mußte, würde noch ganz andere Thatsachen begreiflich machen, als die der Religionsgeschichte. Man hat selbst Lust, auf die Knie zu sinken und zu beten, nicht aus plötzlich überkommener Frömmigkeit, sondern um etwas ganz und gar Ungewohntes, Besonderes zu thun.

Was wissen wir Modernen mit unseren ästhetischen Mätzchen von solcher Größe! — Man bedecke einen Raum mit den unsterblichsten Gemälden unserer Jahrhunderte, man häufe in einer einzigen Galerie das Größte der italienischen und nordischen Malerei auf; es bleibt eine Galerie, ein Kunstraum, etwas Absonderliches, das nie die Seele in solche Schwingung versetzen wird, wie dieses barbarische Gold mit den barbarischen Zeichen der übelberüchtigten Byzantiner. Man wird einwerfen, das es nicht auf die Größe der Schwingung, sondern auf ihre Differenziertheit ankomme. Ich kann mir Ketzer denken, die die Differenziertheit Schwäche nennen, die

brutal genug sind der auflösenden Erkenntnis der Kultur die blinde Wucht dieser Barbarei vorzuziehen .... es wären ganz gewiß Leute, die einen Augenblick das Nachdenken vergessen und den bewußten roten Faden verlieren. Aber was gäbe man darum, wenn einem dasselbe einmal vor modernen Dekorationen passierte!

Hier zeigt die Mosaikkunst, was sie kann, für diese Galerien wurde sie geschaffen, für diese Bogen und Kuppeln. Hier wirkt sie Wunder mit ihrem düster gleißenden Gold in den verschwiegenen Kapellen, in dieser nie wieder erreichbaren Innenarchitektur mit den zauberhaften Durchblicken zwischen und über den Säulen. Es hängt kein einziges Bild in dieser Kirche, und doch ist keine bilderreicher. Ich meine noch gar nicht das, was die Mosaikkünstler, was die Vivarinis hier geschaffen haben, sondern die Bilder, die sich aus den Ausschnitten der Architektur auf dem Mosaik ergeben, die sich mit jedem Schritt, mit jedem veränderten Lichtstrahl ändern und schier unerschöpflich sind. Während die byzantinische Dekoration im Atrium als diskrete Dienerin der Architektur erscheint, ist sie hier die vollberechtigte Gefährtin, ja die Krönung des Ganzen, die Sprache dieses göttlichen Körpers, das, was ihm Leben giebt.

Der Reichtum dieser Sprache ist groß, er reicht von der erhabenen Majestät zur kindlichsten Einfalt, und von dem finstersten Grauen zur süßesten Anmut. Die beiden Säulenschiffe enthalten unterhalb moderner, wirkungsloser Massendarstellungen auf jeder Seite je fünf alleinstehende Figuren, unter ihnen links einen jugendlichen Christus, rechts

an derselben Stelle eine jugendliche Maria. Man kann sich unmöglich etwas Lieblicheres denken als diese beiden Gesichter. In dem blonden, vornehmen Christ steckt eine Süße, die man nur in den feinsten Malereien Vivarinis wiederfindet, und die Maria mit den schwarzen Haaren und Augen und den unendlich zarten Linien könnte auch von der Hand des großen Meisters von Murano gemacht sein. — Und nun vergleiche man mit dieser Anmut die ungeheure Wucht in den Mosaiken über dem Hochaltar, die Evangelistensymbole in den Dreiecken, die die Kuppel der Apsis von der des Hochaltars trennen, zumal diesen furchtbaren Löwen, bei dem der Stil nur gebraucht wird, um das Grauenvolle der Bestie noch zu erhöhen, der wie ein gesammelter Ausdruck all der finsteren Majestät erscheint, die in dieser Architektur schlummert. Den kecken Beter, der den Blick von der Erde zu heben wagte, traf es wohl wie ein Blitz, wenn er dieses Ungeheuer hoch über sich erblickte, und in scheuem Gehorsam beugte er wieder den Nacken, um die Last der dumpfen Gebete weiter zu tragen.

Und daneben in der entzückenden Kapelle di S. Clemente wieder eine ganz andere, eine sanfte mystische Stimmung. Hier herrscht stille Dämmerung. Grau wächst der herrliche Marmor empor. Wo die Wölbung ansetzt, beginnt das Mosaik und trägt im Halbrund ganz allein das Heiligenbild. Nie vergißt das Auge das Halbdunkel hinter den Säulen mit den Bronzelampen, dem stillen Altar, an dem die Marmorreliefs schimmern, den stillen Heiligen in der Höhe. Und darüber gleitet der Blick zwischen enormen Bogen in das

Stockwerk hinauf, wo wieder das Gold glänzt und wieder die heiligen Linien strahlen, und zuletzt bleibt er ganz oben an der Wölbung haften, an dem schaukelnden Schiff mit den Aposteln und dem phantastisch weißen Segel.

Es ist merkwürdig: so gewagt die Einfälle sein mögen, nie kommt dem Betrachter, und sei er auch noch so sehr Berliner, das Lächeln, das er so leicht bereit hat, sobald ein Moderner mal ein wenig riskiert. Die Zeit hat uns die unsachliche Pietät in Kunstsachen zu überwinden gelehrt; Achtung vor dem Alter dieser Dinge kann es also nicht sein, das uns im Schach hält, noch weniger der Respekt vor dem religiösen Glauben, der in ihnen steckt; denn über ihn hinaus zu sein, rechnen wir uns als Verdienst. Es muß also doch wohl ästhetische Schätzung sein, die uns selbst die Extreme des berüchtigten Stiles ertragen läßt. — An diesen ist kein Mangel. Ein beliebtes Motiv, das sich an verschiedenen Orten, auch an der Markuskirche findet, ist der Christ uns, der die Gläubigen über den gestürzten Satan hinweg zur Seligkeit führt. Diese Gruppe strotzt dermaßen von grotesken Verzeichnungen — z. B. ist das Bein des dem Christ nächst stehenden Gläubigen, den der Heiland zu sich zieht, halb so dick wie der Arm; noch kurioser ist der dunkle Leib des Satans rc. — daß man in anderem Zusammenhang an Karrikaturen denken könnte. Aber man kommt garnicht zur Kontrolle. Jedes Detail, das man wie im Fluge erhascht, treibt das Auge, das danebenliegende zu finden, um das Ganze zu fassen. Dadurch kommt Leben hinein. Es ist natürlich ein ganz anderes Leben, als das des modernen Bildes. An diesem gemessen mag jenes

wie toter Buchstabe erscheinen, aber ebenso ist das Moderne tot in dieser Verwendung. Es gehört eben der Raum dazu, der die Schwingung treibt; nur für ihn wurden diese Zeichen geschaffen. Vielleicht spielen dabei physiologische Gesetze mit, die von den Byzantinern unbewußt oder bewußt benutzt wurden, und die sich um entfernt ähnliche, nur viel kompliziertere Probleme drehen, wie das bekannte moderne Experiment mit den Figuren in der Trommel, die sich bewegen, sobald die Trommel rotiert. Jedenfalls empfindet das Auge bei diesen Mosaiken Reize, die ganz einzig sind und weiter ganz einzig das Gemüt bewegen. Gerade in der oben erwähnten Darstellung ist ein so gewaltiger Zug, die Bewegung in dem vorwärtsschreitenden Christ mit dem schwermütigen, den Flehenden zugewandten Antlitz und dem hocherhobenen Kreuz in der Hand ist so überzeugend, daß man mitgerissen wird und das Groteske als selbstverständlich empfindet. Man denke nur einmal an ähnliche Darstellungen späterer mit Unrecht primitiv genannter Maler, an die jüngsten Gerichte Fra Angelicos, wo links die Engelein in dem Garten der Seligkeit wandeln, und rechts die Sünderlein gespickt, gesotten und gebraten werden, Darstellungen, die man sich nicht enthalten kann, komisch zu finden. Keine Frage, daß Fra Angelicos Auffassung als Symptom einer milderen Anschauung des Christentums, die dem strengen Asketentum folgte, den allgemeinen kulturellen Fortschritt kennzeichnet. Aber gleichzeitig vollzieht sich die Abnahme der suggestiven Kraft, eine Schwächung der Mittel, über die die Kirche verfügte. In der Markuskirche drängt sich diese Differenz deutlich genug auf; über-



all, wo spätere Jahrhunderte zu Worte kommen, gerade die, denen die Glanzzeit der Malerei gehört, geht die Wirkung der Technik verloren. Ein wahrer Jammer, daß der Hauptteil, der Kuppelausschnitt der Apsis, mit dem thronenden Christus, nicht mehr dem reinen Stil gehört. In solchen Wölbungen hat die byzantinische Mosaik wahrhaft erschütternde Größe entwickelt. Ich kenne nichts schöneres dieser Art, als die Reste, die noch in den Kirchen von Murano und Torcello erhalten sind, den beiden uralten Filialen der Lagunenstadt.

Der gute Küster, der mir S. Donato in Murano zeigte, konnte nicht genug von dem alten Fußbodenmosaik der Kirche erzählen, das in der That allein schon den Besuch des traurigen Restes lohnt. Köstliche Muster, geometrisch und dabei willkürlich, noch willkürlicher geworden im Laufe der Zeit, die wie ein Maulwurf unter den Steinfließen gewühlt hat. Man hat Lust, sich lang auf den Boden zu legen, auf diesen pikanten orientalischen Teppich von Steinen.

Und plötzlich, halb durch Zufall, sieht man, weit, weit vor sich die riesige goldene Apsis, und in ihr allein, allein eine einzige schmale Gestalt, in blauem faltigen Gewande: die fürbittende Mutter Gottes. Es scheint nicht die Wölbung zu sein, in der sie schwebt, es ist, als wäre es die Welt, und in dieser furchtbaren Welt-Einsamkeit schwebt das bleiche Weib, die beiden Hände gerade vor dem Antlitz, wie gesteift von der Last ihrer rätselhaften Bitte. Es giebt kein größeres, tieferes Mysterium in unserer Religion, und es giebt keine größere tiefere Art, es zu fassen, als es hier geschehen ist. — Dieselbe psychische

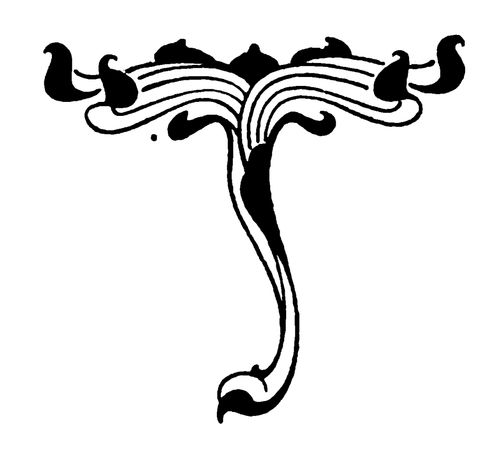
Tiefe findet man in den Mosaiken der Apsis im Dom von Torcello. Diesmal trägt die Maria das Christkind, wie in der Capelle S. Zeno der Markuskirche. Unter ihr, getrennt durch ein Schriftband, dessen wundervolle Buchstaben wie das schönste Ornament wirken, stehen auf blumiger Wiese die 12 Apostel, und unter ihnen fällt der wunderbare graue Marmor mit seiner fast regelmäßigen Zickzackstruktur zu den Priesterbänken hinab, die terrassenförmig aufsteigen und das ganze Halbrund der Chornische wie im antiken Theater anfüllen. Die künstlerische Wirkung ist nicht zu schildern. Alles ist darauf angelegt, die Hauptfigur hervorzuheben. Nicht nur die Größenverhältnisse steigern sich in diesem Sinne, auch die Farben. Während den Aposteln jeder starke Ton fehlt und in ihren Gewändern Weiß vorherrscht, hebt sich die schmale Gestalt der Maria in dem üblichen stark dunkelblauen Gewand von dem goldigen Grund ab und zeigt nur im Gesicht und in den Händen helle Punkte. Das schönste Ornament könnte nicht die Macht dieses einfachen Kontrastes ersetzen, die scharfe Kontur auf dem wundervollen riesigen Goldgrund, dem von selbst entstandene Schattierungen eine sanfte Bewegung verleihen. Die Apostel stehen alle en face auf der gerade abgeschnittenen Wiesenfläche mit den köstlich stilisierten Blumen. Die Gewänder sind so gerafft, daß die überfallenden Säume immer einen annähernd gleichen Winkel bilden; dadurch kommt in die ganze Reihe eine kaum merkbare, aber unentbehrliche Zickzackbewegung hinein, die mit den geraden Gestalten angenehm kontrastiert. Die Wiese mit den Aposteln ist durch eine Leiste mit sehr schönem Muster, viel einfacher

und geschmackvoller als die entsprechende Leiste in der Apsis der Markuskirche, eingerahmt.

Ich unterlasse es auf das riesige Mosaik an der Fassade näher einzugehen, das trotz des äußersten Figurenreichtums vollkommen ornamentale Flächenwirkung größter Pracht äußert. Denkt man sich den Dom von Torcello in diesem einheitlichen Mosaik vollendet, mit diesem Fußboden, dieser Innenarchitektur, von der am Lettner namentlich noch einzelne wundervolle Stücke erhalten sind, dann wird man vielleicht etwas vorsichtiger mit dieser Kunst zu Gerichte gehn, die für immer verloren wurde, ohne jemals ersetzt zu werden. Was kümmert uns, die Genießenden, daß sie von Sklaven geübt wurde und daß sich ihr glänzender Bau auf geknechteten Nacken erhob! Die Kirche, das Element, das diese Kunst hervorbrachte, ist längst verfallen, und wir bewundern, wenn wir in den Palästen ihrer vergangenen Größe weilen, nicht sie, sondern die Kunst, die sie belebte. Die Größe, die sie schuf, mußte durch sie wieder vergehen. Die Verknüpfung der Kunst mit der Kirche war das Glück jener ersten, großen, dekorativen Kunst und wurde ihr Unglück. Je mehr die Kirche jenes überirdische Bewußtsein ihrer Unnahbarkeit verlor, desto mehr verflüchtigte sich der großzügige dekorative Elan, der aus dem Gotteshause eine neue Welt machte und den nicht das Genie eines einzelnen, und sei er auch noch so groß, sondern die Inbrunst der Masse allein zu äußern vermochte.

Die Kunst ist frei geworden, sie hat sich nicht nur von der Kirche, sondern von allen nachfolgenden Elementen, die mit größerem oder geringerem Erfolg die Nachfolgerschaft

des religiösen Impulses vertreten, befreit und ist heute so sehr das Werk des Einzelnen, wie sie damals die Frucht Tausender war. Sie hat sich so sehr verändert, daß sie kaum noch mit demselben Namen zu decken ist, den sie damals trug; zwischen der neuen und der alten sind so große Unterschiede, wie zwischen Individuum und Masse: Es sind getrennte Begriffe, die keine Kunstgeschichte zu sammenleimen kann.



Fortsetzung folgt.

Du lebst nun ja. Zieh' nicht die Stirn so kraus!
Du kannst doch nirgend aus der Welt heraus.

„Ich töte mich! Dann endet alle Not."
Gemach, mein Freund, was weißt du denn vom Tod?

„Und alles Weh soll hilflos ich ertragen?"
In Dulden handle Freund, — drum keine Klagen!

„Doch unerträglich brennen Herz und Nieren."
Schlag einen tot. Das wird dich gleich kurieren.

Denn Auserwählten nur mag es gelingen
Ihr Todesleiden schwanengleich zu singen.



„So bald geht karger Trunk des Glücks zur Neige."
Du, sei zufrieden, iß und trink und zeuge.

Dann, bist du selbst es wert, wird ernstem Leben
Die große Schönheit reichste Zierde geben.

Wenn überquellend drängt die tiefste Pein,
So schließe sie in erzne Formen ein.

Dann bist du ihrer frei, hast ausgerungen,
Wenn rhythmisch sie zur Schönheit umgezwungen.



Was Schönheit sei, wirst du vergeblich fragen,
Will sie dir's selbst nicht als Geheimnis sagen.

Doch läßt als „schön" sich alles wohl erkennen,
Was wir im tiefsten Sinne lieben können.

„Wem also bist in Liebe du ergeben?"
Die Liebe, Freund, — nicht ich nur — liebt das Leben.

Sie liebt die Kraft, die göttlich sich entfaltet,
In Form, in Farbe, in Bewegung waltet.

Und alles trägt, auf dem die Schönheit ruht,
Ein Mutter-Siegel: „Es ist alles gut."



Und wirst du diese Regung recht verstehn,
Sind Worte selbst dir heilig, weil sie schön.

Sie haben sich des Lebens Bild geliehen!
Symbole sinds, mehr noch, Allegorien.

Und golden will sich Bild an Bild verschränken,
Wie wir, die Klugen, allegorisch denken.

Drum wird man auch wohl das „Begriff" nur nennen,
Was wir — versteht mich recht — „begreifen" können.

Denn, was lebendig innen sich gebar,
Sucht sich lebendige Formen rein und klar.

Und kann sich nur mit wundervoller Kraft
Dem Trieb vermählen, welcher ewig schafft.

„Doch spricht man auch vom Tod." Das meint ich eben.
Spricht man nicht auch naiv genug vom Leben?

Und schwebt so glänzend durch bewegte Luft
Ein Bild, ein Hauch, der Tiefstes doch beruft.

So reiht sich's lieblich Tag um Tag entlang;
Und eh du's denkst, entwird es zum Gesang.

Das ist nun reiner: denn den reinsten Hauch
Entweiht der Rede täglichster Gebrauch.

Hier geht so klar das anmutvolle Spiel,
Ohn' Sinn und Maßen, voller Maß und Ziel.

Das Dumpf-Gefühl, entwandelt aus der Nacht,
Erquickt sich an des Sonnenhimmels Pracht;

Und geht einher von keinem Band gehemmt,
In Steine nicht, in Mauern eingeklemmt,

Und doch in himmlisch zarte Form gebannt,
Wenn Ton um Ton sich inniglich verwandt,

Verschwistert fremd, geschieden und gemein
Lustwandeln rhythmisch tiefverschlungnen Reihn.

Da hebt wohl auch von seltner Lust gerührt
Sich Glied und Glied, zum Reigentanz verführt.

Der Notdurft Kinder werden himmlisch schön,
Bedeutungsvoll das Kommen und das Gehn.

Denn Liebe, die sich dem Genuß vermählt,
Macht sich in Tönen selbst ein Bild der Welt.

Nun aber will, was innerst überwallt,
In Feste dringen bleibender Gestalt.

Und so in Dauerformen festgebannt
Entsteht Empfundenes als ein Werk der Hand.

Wie Phantasie nun allentzückend spielt,
Wie Sinn und Regung quellend überquillt,

Entschweifend wild, bedeutend festgelegt
Im Maß sich Alles — auch das Feste — regt.

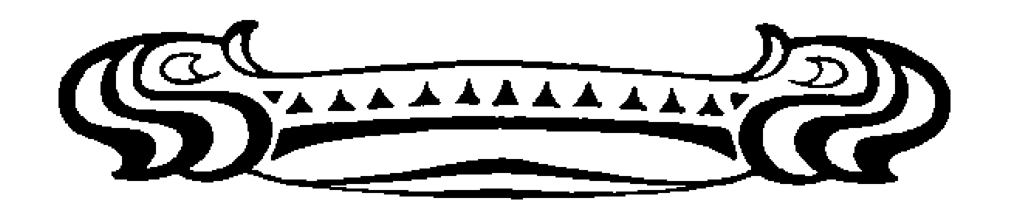
Denn, wie die Zeit selbst wandernd sich bemißt,
So darf nichts dauern, weil es ewig ist.

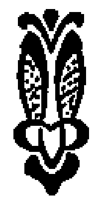
Es hat im doppelt ungemessenen Raum
Zum Wandern Platz — und zum Verweilen kaum.

Doch magst du auch dies Fluten und dies Rennen
Im Tiefsten als ein Dauerndes erkennen.

Und eint auch hier, was sonst gesondert bliebe,
End, Mitt', und Anfang wundervoll die Liebe.







Die vernarrte Prinzeß. Ein Fabelspiel in drei Bildern von Otto Julius Bierbaum. ꝏ Drittes Bild. ꝏꝏꝏ



EINE Wiese im königlichen Park, von einem Kranz alter Buchen im Kreise umstanden. Vor den Buchen dicht verwachsene Hecken und Büsche. In der Mitte des Hintergrundes ein kleiner Hügel. In den beiden Hecken stehen einfache Holzbänke aus weißen Birkenästen. Rechts befindet sich auf einer kleinen Erhebung eine Art Laube mit zwei gleichfalls aus Birkenästen gefügten Lehnstühlen. ꝏꝏꝏꝏ

ꝏ Das ganze hat etwas Idyllisches, Schlichtes. Gedämpftes Licht wie im Innern eines Waldes. ꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏ

Die Szene bleibt eine Weile leer, dann kommt von links ꝏ

ꝏ die Prinzeß. Sie ist wie im ersten Akte gekleidet, doch ist die Farbe ihres Kleides grün. ꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏ

ꝏ In tiefem Sinnen, den Kopf geneigt, schreitet sie bis zur Mitte der Bühne. Nun hebt sie den Blick zu den Buchenwipfeln. ꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏꝏ

Ueber der Bäume grüne Wipfel hin,
Ins klare Blau,

Hebt sich der Vögel schwingenfrohes Volk
Fernhin, weit auf.

Als ich ein Kind war, schlug ich in die Hand
Und rief und sang:

Vogel, Vogel überm Baum,
Vogel hoch im Himmelsraum,
Bunter Vogel, Prinz Kiwitt,
Nimm mich mit! Nimm mich mit!

Sie schreitet weiter, zur Laube, und wiederholt mit halbem Lächeln:

Nimm mich mit, nimm mich mit.

Sie setzt sich in die Laube.

Da war ich selber vogelfroh,
Und meine Seele flog,
Den Vögeln nach, den Vögeln nach . .!
Fernhin, weitauf . .!

Wie lachte da mein Mund . . .!

In einer Art Tanzrhythmus:

In den Büschen klang mein Lachen,
Ueber den Rasen tanzte mein Fuß.

Leiser, wiederholend, als ob sie lausche:

In den Büschen . . . klang mein Lachen,
Ueber den Rasen . . . tanzte mein Fuß.

Das ging vorbei wie Frühlingstag:

Die Dämmerung kam.
Mein Herz ward wie ein krankes Kind,
Das Einer in die Hände nahm
Und schwang und wiegte.

Müdes, krankes Glück, — ein Traum:
Wie Sterben.
Da mußt ich das Lachen verlernen.

Pause.

Kam nun die Sonne und nahm die Wiege,
Drinnen mein Herz, das kranke, träumte,
Stieß mit goldenem Speer zur Seite,
Den, der es wiegte.

Pause.

Ward ich da froh?

Sturm durchglühte mein Herz;
Wallend wachte es auf;
Ueber alle Himmel hin brannte es hoch;
Und eine Flamme flog ihm nach,
Wuchs und wogte darüber hin,
Wuchs und wogte hinein, —
Oh!

Wie visionär:

Tod! Tod! Jagender Tod!
Sinke, Flamme!
Rette dich, Seele!
Du, meine Seele, nun stark geglüht,
Wehre der feindlichen Flamme!

Der glühende Tod
Ward Nacht und schwand.
Stark ließ er mein Herz zurück.
Aber das Lachen
Lern ich nun wohl
Nimmer mehr wieder.

Ruhig und rein,
Kalt und klar
Seh ich ins Leben
Und will nichts mehr.

Sie blickt ruhig geradaus.

Von links treten langsam, müde und abgespannt

die Junker auf, die einen grün, die andern blau, dem Schnitte nach wie im ersten Akte gekleidet.

Der braune Junker mit resigniertem Humor:

Machte uns der Nebel müde,
Ließ die Sonne uns ermatten,
Lob und Dank, daß sie verglühte!
Dank und Lob: Wir sind im Schatten.

Nach tiefer Verbeugung vor der Prinzeß lassen sich Alle auf die Bänke nieder.

Die Hoffräulein treten in derselben Verfassung auf. Sie sind, gleichfalls im Schnitte des ersten Aktes, die einen grün, die andern blau, gekleidet.

Das kleine Fräulein, etwas beklommen, leise:

War ein viel zu wilder Traum,
Den wir in der Sonne hatten.

heller, beruhigt:

Doch nun lädt uns Baum an Baum
Wipfeldicht zur Ruh im Schatten,
Und vergessen sei der Traum.

Tiefe Verbeugung Aller vor der Prinzessin. Sie lassen sich auf die Bänke nieder.

Die Prinzessin, tonlos:

Und vergessen sei der Traum.

Die Hoffräulein:

Und vergessen sei das Weh . . .

Die Prinzessin:

Mir ist nicht weh, mir ists wie Trost,
Leid hat und Lust sich ausgetost,
Still bluten die Wunden.
In meinem Herzen starben alle zwei:
Die graue Nacht, der grelle Tag vorbei:
Still wehen die Stunden.
Wunsch geht und Welt geruhig hin,
Und meine ruhigen Augen sehn,
Wie alle Wünsche wunschlos still
In eine blasse Dämmerung gehn.

Die beiden Thronwächter schreiten über die Wiese. Sie sind wie im zweiten Akt gekleidet, doch ist die Farbe der blätterförmigen Schuppen an ihren Gewändern hellgrün und rosa, der über die Schultern geworfene Mantel hellblau mit rosafarbenen Säumen und silbernen Quasten; die Schuhe hellblau. Auf dem Kopfe Turbane aus hellblauem und hellgrünem Tuche, in der Hand hellgrüne Stäbe. Sie schwenken diese und rufen, während sie zur Laube schreiten:

Des Königs Majestät!

In stummem Gespräche treten auf

der König und der Seher.

Der König trägt ein langes gürtelloses Untergewand aus hellgrüner Seide mit darauf eingestickten Blüten des blauen Fingerhutes. Darüber einen über die linke Schulter geworfenen und dort von einer Spange gehaltenen blauseidenen Mantel mit goldenem Saum. Die Füße gelb beschuht. Breiter grüner Sammethut, auf dessen Krempe der Kronreif aufliegt. Die Aermel des Untergewandes breit und ausgezackt.

Der Seher hat ein langes myrthengrünes Gewand mit einer breiten himmelblauen Schärpe darüber.

Der König geht zur Laube, küßt die Prinzeß auf die Stirn und läßt sich neben ihr nieder.

Der Seher bleibt in der Mitte der Szene stehen und schaut sich kopfschüttelnd um:

Nun ist wohl Trauern ringsherum;
Der Narre tot, der Ritter stumm:

Beide im tiefen Meere.
Nun ist die heilige Flamme not,
Daß sie euch allen Segen loht
Und allen Wahn verzehre!

Die Prinzeß ohne Trauer, mit dem Ausdruck der Befriedigung vor sich hin:

Der Narre tot! der Ritter tot!

Der Seher schreitet langsam auf den Hügel in der Mitte und erhebt beide Arme, nach rechts und links winkend, langsam hoch.

Von links und rechts klingen Trauermärsche heran, die sich zu bestreiten scheinen, aber je mehr und mehr in eine Harmonie übergehn. Es erscheinen (gleichzeitig) rechts die goldenen, links die schwarzen Ritter. Die goldenen tragen auf ihren Lanzen einen mit Goldbrokat überdeckten Sarg, auf dem, von roten Rosen umkränzt, ein goldenes Schwert und ein goldener Helm liegen. Die schwarzen tragen einen mit grauem Tuch bedeckten Sarg, auf dem eine graue Narrenkappe und eine schwarze Laute liegen, von Wasserrosen umschlungen. Von hinten bringen die Bestatter große weiße Birkenstämme heran, die sie schnell zu einem Brandgerüst aufstapeln. Während deß schwellen die Trauermärsche immer harmonischer ineinander.

Der Seher:

Hebt beide Särge auf den Birkenstoß!

Es geschieht, so, daß die beiden Särge mit dem Kopfende nach dem Hintergrund aufgestellt werden. Der Seher, auf dem Hügel des Hintergrundes, zwischen zwei schönen großen Buchen stehend, überragt die Särge. Die schwarzen Ritter postieren sich in einiger Entfernung mit auf die Erde seitlich gestemmten Lanzen um den grauen Sarg, die goldenen ebenso um den goldenen.

Der Seher.

Nun gebt dem Tod die Flamme, die befreit und eint!

Zwei große rotbärtige Leute in scharlachenen Zackengewändern kommen mit Fackeln und legen diese an den Birkenstoß. Ein Feuerkranz läuft schnell um diesen und schlägt allseitig in erst kleinen Flämmchen auf.

Der Seher:

Wachs auf, Du heißer Segen, der vereint!

Die Flammen werden größer.

Der Seher:

Schlag deinen heißen Mantel um den kalten Tod!

Die Flammen schlagen über den Särgen zusammen.

Der Seher:

Flamme! Flamme!
Heilige Mutter!
Glühe sie rot!
Glüh sie zusammen!

Die Junker:

Die Flammen! Die Flammen!

Die Hoffräulein:

Seht, wie es loht.

Der Seher:

Nichts ist der Tod.
Ist eine Wiege zu neuem Leben.

Die Junker:

Die Flamme! Die Flamme!

Das kleine Fräulein:

Seht, wie sie schweben!

Der braune Junker:

Seht, wie sie tanzen!

Die Hoffräulein:

Blau und rot.

Die Flamme schlägt gewaltig hoch auf.

Der Seher, hinter ihr:

Hoch! Hoch!
Himmelan hoch!
Alles emporgetragen,
Schmerzen und Klagen!
Leeres Gegleiß
Glüht und vergeht —:
Lauscht Alle im Kreis,
Wartet nnd seht!

Er erhebt mit einer machtvoll beschwörenden Geste die Hände. Aller Augen sind mit dem Ausdruck höchster Spannung auf ihn gerichtet. Tiefes Schweigen, während die Flamme gewaltig hoch auflodert, sodaß auch der Seher hinter ihr verschwindet. Da klingt von hinten her die Stimme

des Lachenden:

Hoho! Hoho!
Wo bin ich? Wo?

Die Flamme sinkt halb zusammen, sodaß neben dem Seher

der Lachende sichtbar wird. Es ist ein junger Bursch mit blonden Ringelhaaren, kecken Augen, frischroten Backen, angethan mit einem einfachen leinenen hellblauen Rock, der bis auf die Kniee herabfällt und durch einen grünen Riemen zusammengehalten wird. Die nackten Füße in Sandalen. In der Hand hält er einen oben umgebogenen Hirtenstab. Er schaut sich belustigt um:

Ein Feuerwerk bei Sonnenlicht?
Aber die Sonne überglüht ihr nicht!

Die Flamme sinkt mit einem Ruck zusammen. Die schwarzen und die goldenen Ritter versinken. Auf dem Hügel liegen nebeneinander das goldene Schwert und die schwarze Laute.

Der Lachende sieht fröhlich erstaunt diesem Vorgang zu:

Seht, schon sinken die Flammen
Eilig in sich zusammen,
Und der Herr Hexenmeister steht stumm
Und schaut sich um.

Er ergreift des Sehers Hand und schüttelt sie treuherzig. Ohne Hohn:

Grüß Gott, Herr Meister, und sagt: Warum
Hat eure Weisheit nicht lieber bei Nacht
Das schöne Feuerwerk gemacht?

Der Seher hält die Hand des Lachenden mit beiden Händen fest und sieht ihm tief in die Augen:

So hatt' ich mir es nicht gedacht.

Faßt ihn am Kinn und lächelt ihn freundlich an:

Hat mir der Bursch den Zauber weggelacht.
Wer bist denn Du?

Der Lachende mutwillig, doch nicht frech, wie im Tone eines Spottliedes:

Meine Mutter hat eine scheckige Kuh,
Frag die, wie sie heißt, so brüllt sie: Muh!

Der Seher droht lächelnd mit dem Finger:

So ist sie wohl so klug wie Du?

Der Lachende, mit gemachter Wichtigkeit, immer noch im Tone wie vorhin:

Und hat einen rotgelben Schwanz dazu!

Wendet sich vom Seher ab und sieht sich langsam um. Steigt vom Hügel herunter und geht die Reihen der Hoffräulein und Junker entlang, die einen Halbkreis um den

Hügel gemacht haben, wobei die Hoffräulein rechts, die Junker links stehen. Bei den Hoffräulein:

Jungfern, seid ihr aus Pappe gemacht?

Bei den Junkern, sie mit seinem Stabe anstoßend:

Muß ich euch kitzeln, damit ihr lacht?

Die Junker greifen ans Schwert und treten ihm zornig entgegen.

Der Lachende hebt seinen Stab:

Huhu!
Von der Art seid ihr? Immer zu!
Ich raufe mich gerne mit kräftigen Jungen
Und habe schon manchen niedergerungen.

Drängt sie mit seinem Stabe nach links zurück. Gleichzeitig eilen die

Hoffräulein nach rechts zur Königslaube, wo

die Prinzessin hochaufgerichtet alles mit blitzenden Augen verfolgt.

Der Seher tritt zwischen den Lachenden und die Junker:

Siehst Du den König nicht? Dreh Dich um!

Der Lachende wendet sich um. Leise, langsam:

Das ist der König? Wohl! Darum
Hat er die Krone auf seinem Hute.

Geht langsam zur Königslaube, senkt seinen Stab. Frisch:

Ich grüße Dich König und wünsch alles Gute
Dir und Deinem Reiche!

Er erblickt die Prinzeß und sieht sie groß an:

Aber die Bleiche,
Die Schlanke, wer ist denn die?

Der Seher:

Des Königs Tochter!

Der Lachende, langsam, betont:

Schön ist sie!

Geht näher zu ihr:

Aber blaß.

Sieht ihr gerade ins Gesicht. Treuherzig:

Nicht gefällt mir das.
Fräulein, ich möchte Dich lachen sehn!

Die Prinzeß lächelt.

Der Lachende, ausbrechend vergnügt und bewundernd:

Prinzeß, jetzt bist Du doppelt schön!

Das kleine Fräulein und der braune Junker:

Oh seht, oh seht,
Es weht, es geht
Ueber ihr Antlitz ein Sonnenschein.

Die Junker und die Hoffräulein:

Sonnenschein!
Sonnenschein!

Der Lachende:

Prinzeß, kannst Du den Ringelreihn?

Die Prinzeß:

Ich hab den Tanz vergessen
Und kann nicht fröhlich sein.

Der Lachende:

Du hast den Tanz vergessen?
So will ich Dein Lehrer sein!

Wendet sich rasch um. Eifrig:

Gebt mir eine Laute, gebt!
Spielen will ich, daß sie schwebt!

Sein Blick fällt auf die graue Laute.

Im Gras da, schau,
Eine Laute grau,
Soll aber lustig klingen!
Nun, Fräulein, sollst Du springen!

Greift lustig in die Saiten und singt dazu:

Hei-di, hei-di, hei-haha, hei-di, hei-domda!

Der König:

Kannst Du nichts beßres singen?
Das ist ein plumper Bauernton.

Der Lachende, einfach, unbeirrt:

Bin ich ja eines Bauern Sohn
Und kenne keine andre Weise.
Heidi heidi heihaha, heidi heidomda.

Schaut, das Fräulein rührt sich schon!
Frisch heran!
Tretet an!
Faßt die Mädeln bei den Händen!
Nachher geht es um die Lenden;
Heidi, heidomda!

Die Junker und Fräulein fassen sich zum Tanze an.

Der Lachende:

Es stand ein Baum im Königsland,
Der trug viel schöne Blumen;
Die schönste Blume, die er trug,
Das war des Königs Tochter.

Des Bauern Sohn darunter stand,
Der thäte zu ihr lachen,
Da winkte sie ihm mit ihrer Hand,
Er sollte sie fröhlich machen.

Der Bauernsohn steigt auf das Nest
Mit seinem Lachen munter,
Der König hält ihn am Mantel fest:
„Du Kecker komm herunter!

Sie ist viel höher geboren als Du,
Du lagst in holzener Wiegen."
— Und ist sie viel höher geboren als ich,
So bin ich höher gestiegen!

Heidi, heido, die zweie warn froh
Hoch oben im Wipfelneste.
Der König sprach hm, eiei, ohoh,
Dann lud er die Hochzeitsgäste.

Die Ritter und Damen, die riefen: Warum?
Das sind bedenkliche Sachen!
— O Ritter und Damen, was seid ihr dumm:
Der Bauer konnte lachen!

Heidi, Heido, heiringelreiho,
Ein König ist er geworden,
Und stiftete einen Orden froh:
Den goldenen Lacherorden.
Heidi, heidi, heihaha, heidi, heidomda!

Die Junker und Hoffräulein tanzen.

Die Prinzessin:

Heidi, heido, heiringelreiho,
Ringelreiho, ringelreiho,
Möcht auch einen Tänzer haben.
Mir ists im Herzen wunderfroh
Von diesem fröhlichen Knaben.
Sag, Singer, lachst Du immer so?

Der Lachende:

Immer so! Immer so!
Immer so und noch mehr!
Denn tief im Herzen bin ich froh
Des Lebens um mich her.
Lacht alles ja im Sonnenschein,
Wie sollt ich traurig sein?

Die Prinzessin:

Und wenn Dich Leiden nun bedrückt?

Der Lachende:

Die Kappe auf das Ohr gerückt,
Ein Lied gesungen,
Ein' Tanz gesprungen —
Heidi, heido,
Bin wiederum froh!
Fräulein, ich rate: machs ebenso!

Alle:

Machs ebenso! Machs ebenso!

Die Prinzessin:

Und wenn ichs doch nicht kann?

Der Lachende:

Nimm mich zum Lehrer an!

Die Prinzessin:

Mag keinen Lehrer haben.

Der Lachende, lustig, keck, die Arme ausbreitend:

Ei, so nimm mich zum Mann!

Der König richtet sich auf.

Die Junker ziehen die Schwerter und stürzen auf den Lachenden:

Fort mit dem frechen Knaben!

Der Lachende nimmt die Laute links und faßt in die Rechte das goldene Schwert:

Nur nicht zu nah!
Haha haha!
Wolln wir eins fechten,
Bin ich schon da.

Er treibt sie mit großen Streichen zurück und lacht:

Das sind die Rechten!
Hahahaha!

Die Hoffräulein:

Seht, wie er ficht!
Er fürcht sich nicht.
Ah, wie die Junkerchen rennen!

Der König:

Halt ein! Halt ein!
Held-Bauer mein,
Dich muß ich tapfer nennen.

Der Lachende wendet sich zu ihm und reicht ihm das goldene Schwert.

Der König:

Von nun an sollst Du Ritter sein!

Der Lachende beugt das Knie vor ihm.

Der König:

Das Schwert sei Dein,
Mit dem ich Dich zum Ritter schlage.
Und auch die graue Laute trage!
Nun sprich: Was soll Dein Wappen sein?

Der Lachende:

Die Laute und das Schwert!

Der König:

Ein Wappen Ritters wert!
Und sprich: was soll Dein Leitwort sein,
Das Deinem Leben wache?

Der Lachende:

Ich lache!

Der König:

Und welche Herrin wählst Du Dir?

Der Lachende:

Sie komme her zu mir!

Die Prinzeß küßt ihn auf die Stirn:

Mein Ritter sollst Du sein!

Der Lachende küßt ihr die Hand und erhebt sich.

Die Prinzessin:

Willst Du mir das Lachen lehren?

Der Lachende:

Lachen lehr ich Dir!

Die Prinzessin:

Willst Du meinen Kummer wehren?

Der Lachende:

Kummer wehr ich Dir!
Mit meiner Laute,
Herrin traute,
Will ich Dich fröhlich machen.

Mit meinem Schwerte,
Herrin werte,
Will ich Deiner wachen.

Doch Dich gewinnen
Zu meinem Minnen
Will ich mit meinem Lachen!

Die Prinzessin:

Vom Narren die Laute,
Vom Ritter die Wehr,
Aber Dein Lachen, das gilt mir mehr!

Reicht ihm fröhlich die Hände.

Hand in Hand treten beide einen Schritt vor und singen, Hand in Hand und Aug in Auge, wie für sich:

Der Lachende:

Da Du mir die Hand gegeben,
Fühl ich mich als Ritter nun.

Die Prinzeß:

Meine Hand und all mein Leben
Soll in Deinen Händen ruhn.

Der Lachende:

Lachend gehen wir zu zweit

Die Prinzeß:

In das Land der Heiterkeit.

Beide:

In das helle, bunte, klare, schöne Land der Heiterkeit.

Die Prinzessin:

Hörst Du, wie die Vöglein singen?
Schweben über uns als Kranz.

Der Lachende:

Flöten, Geigen hör ich klingen,
Und sie rufen uns zum Tanz.

Die Prinzessin:

Lachend tanzen wir zu zweit.

Der Lachende:

In das Land der Heiterkeit.

Beide:

In das helle, bunte, klare, schöne Land der Heiterkeit.

Der Seher tritt zu ihnen und legt seine Hand auf die Schulter des Lachenden, der ihn groß ansieht:

Ich sollte Dir wo böse sein.
Denn meine Kunst sank wie die Flammen
Vor Deinem Lachen jäh in sich zusammen.
Doch wie ichs wollte, traf es dennoch ein.

Zu Allen gewendet.

Ich kam, vom Narren euch zu lösen,
Ich schläferte die graue Trübsal ein;
So seid vom Narren ihr durch mich genesen.
Doch traf von ihm euch noch ein greller Schein:
Der Ritter ist des Narren Spuk gewesen,
Sein letzter Traum und seine letzte Pein.
So durftet ganz ihr seine Seele lesen,
So lerntet ihr, von ihm ganz frei zu sein.

Den Flammen gab ich ihn, und meine Kunst
Wollt aus den Flammen euch ein Wesen heben,
Das sollte euch den klaren Einklang geben
Aus grauer Schmerzenssucht und Lebensbrunst,
Doch siehe da: Mit Lachen kam das Leben,
Und meine Zauberei verschwamm wie Dunst.

Aus eurem Volke ward euch der beschert,
Der euch des Lebens klaren Einklang lehrt.

Der mit dem Stab des Hirten kam,
Der lachend sich die Laute nahm
Und lachend schwang das Schwert,
Des Bauern Sohn macht euch gesund!
O huldigt diesem roten Mund,
Der euch das Lachen lehrt!

Die Junker:

Wir senken die Wehre,
Wir folgen der Lehre,
Bauer voran mit Laute und Schwert!

Die Hoffräulein:

Wir tanzen die Runde,
Wir folgen dem Munde,
Dem Lachenden, der uns das Lachen lehrt.

Der Lachende:

Ei wohl, das will mir gefallen,
Und Freundschaft biet ich euch allen,
Sollt meine Genossen sein.
Doch steh ich bei der meinen,
Sollt ihr euch auch vereinen,
Und keiner steh allein.

Die Junker und die Hoffräulein eilen einander in die Arme.

Der Lachende:

Mit Lachen mache ich euch froh,
Lernt gleich das leise Lachen!
Seht her: so müßt ihrs machen;
Leise lacht man so.

Er küßt die Prinzessin auf den Mund.

Heidi heido heiringelreiho!

Die Junker und Hoffräulein küssen sich und bewegen sich im Tanz.

Die Prinzessin schließt sich mit dem Lachenden dem Tanze an:

Ringelreiho Ringelreiho!

Der Seher, mit dem König auf dem Hügel stehend, überblickt mit diesem den Tanz:

Krank seid ihr gewesen,
Nun seid ihr genesen
Und kennt die Arznei:
Ihr wolltets erkriechen,
Ihr wolltets erfliegen,
Nah seht ihrs nun liegen:
Die Freude macht frei.

Alle:

Die Freude macht frei.

Der Seher:

Zu Flöten und Geigen
Hinfliegt nun im Reigen

Mit Blumen im Haar.
Im frohen Bewegen,
Im Reigen und Regen,
Im Tanze ist Segen,
Die Freude macht klar.

Alle:

Die Freude macht klar.

Der Tanz wird immer lebhafter.

Der Seher:

Wagts immer, zu springen,
Es muß euch gelingen,
Was fröhlich ihr schafft.
Das grämliche Hocken
Bringt alles ins Stocken,
Frei wehn eure Locken,
Die Freude macht Kraft.

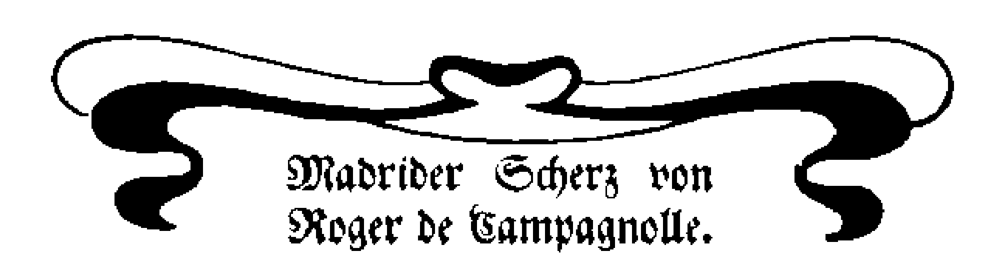
Alle stürmisch:

Die Freude macht Kraft!

Ende des Spiels.

Der Vorhang
fällt.





Madrider Scherz von Roger de Campagnolle.

DON Arrac Esteban de Goa war ein fabelhafter Mensch. Er sah wahrhaftig am helllichten Tage die Sterne: „Aber sehen Sie doch nur, Sennor, den Perseus mit seinem Stern Algenib, o, sehen Sie, Sennorita, sehen Sie hier die lieben Plejaden und hier, hier, o bitte, hier gerade über der Spitze Ihres Sonnenschirmes ihn, den kupfernen Aldebaran im Stier, und da, ach da, Sennora, meinen Rigel im Orion und meine Beteigeuze, ach meine liebliche Beteigeuze!!!“ so rief er während der ganzen Mittagszeit und überanstrengte faktisch eines seiner Augen dermaßen dabei, daß es immer röter und schlechter wurde. Nachts stieg er häufig auf die Kuppelgallerie des Jesuitenkollegs, richtete — man sah es von der Straße aus — das linke Ohr andauernd gen Himmel, wurde dann anscheinend wie verzückt, und nahm in seiner Verzückung den nicht ungefährlichen Rückweg über das platte Dach des benachbarten Clarissinnen-Klosters, um dort mit einem gewissen Beben in der sonoren Stimme zu erzählen, er habe eben wieder die Sterne gehört, gehört, ja. Eine seiner Lieblingstheorien war die, daß der Sirius (den er im übrigen das ganze Jahr hindurch sah) ganz aus Wasser bestünde, eine Kugel aus purem Wasser sei (aus Weihwasser vielleicht), welches durch ihre „sausende Rotation“ kompakt zusammengehalten werde.

Als die Stadt Madrid einmal von einer schrecklichen Sonnenfinsternis heimgesucht wurde (es war eben die Loge „Zum guten Springbrunnen" dort gegründet worden) wettete Don Arrac elf Kavalieren gegenüber, mit dem linken Auge eine Stunde lang in die Sonne sehen zu können. Er that es!!! Aber die Maulschelle, die er bekam, als man bemerkte, daß er ein Glasauge hatte, war auch nicht übel.



Gesellschaftslied.

Wir sind jung, und das ist schön;
Sprach der junge Goethe.
Soll der Spruch uns neu erstehn!
Geige her und Flöte!
Wir sind jung, und das ist schön.

Rosen brachen wir vom Strauch,
Zweige zu Guirlanden,
Die nach altem Schäferbrauch
Unsre Mädchen wanden. —
Sie sind jung, und das ist schön.

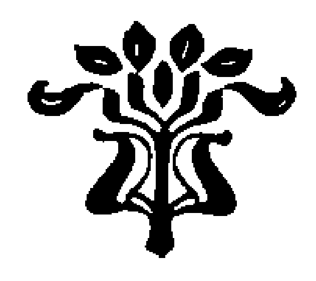


Süßer Weine Mancherlei
Rötet unsre Wangen;
Singen, Flüstern, zwei und zwei,
Zärtliches Verlangen. —
Ich bin jung, und das ist schön.

Tanz, im Garten sich Ergehn;
Bitte, Kampf, Erliegen.
Kuß um Kuß. — Wer hat's gesehn?
Amors Pfeile fliegen. —
Er ist jung, und das ist schön.

Lassen nun sich Träume sehn,
Stumm sind Geig und Flöte. —
Mög' uns allen es ergehn,
Wie dem jungen Goethe:
Er ward alt, und das ist schön!

Alfred Walther Heymel





Cyprian Barballe.

Von Gustave Kahn. Aus der Handschrift übersetzt von O. J. B.

Herr Fridolin Petit-Gateau, Notar in der Rue des Graviliers zu Paris, beschloß eine Unterredung, zu der Herr Cyprian Barballe eigens auf sein Studierzimmer gekommen war, also: Außer diesen achtzehnhundert Franken Lebensrente und den zehntausend Franken Kapital netto aller Kosten, sowie außer seinem Hause in Cardycke hinterläßt und vermacht Ihnen Ihr Onkel Herr M. van Turlure fernerhin diesen verschlossenen Brief, der vom Erblasser meinem Kollegen van Coppegheim anvertraut und von diesem wiederum mir eingeschrieben zu dem Zwecke übersandt wurde, daß er Ihnen aus meiner vereidigten Hand übergeben werde. Was mag er wohl enthalten — Gutes oder Böses — will sagen: Kapitalien oder einen Witz aus dem Grabe her? Ich habe jetzt die Ehre, Ihnen die Enthüllung zu überlassen.

Erlauben Sie, daß ich öffne.

Nun denn . . .

Da, sagte der Erbe, das ist alles.

Oh — ich bin nicht indiskret und auch nicht neugierig!

Ach, Herr Petit-Gateau, hier giebts keine Indiskretion. Da der Inhalt — Münze ists nicht —:

Lieber Neffe.

„Vernehmen Sie im Folgenden eine meiner letzten Willensäußerungen: In dem Sommer, der dem Tage folgt, wo Sie in den Besitz dieses Briefes kommen, reisen Sie nach Cardycke ab. Herr van Coppegheim, Notar in dieser Stadt, wird Ihnen dort ein Schlüsselbund übergeben. In diesem Schlüsselbund befindet sich ein kleiner Schlüssel, der etwas luxuriöser als die andern ist. Dieser Schlüssel gehört zu dem Eckschrank, der rechts im Rauchzimmer steht. Sie werden es sogleich erkennen, obgleich Sie noch niemals in diesem Hause waren. Dort sehen Sie auf einem Gestell aus geschnitztem Holz eine kleine fürstliche Porträtgallerie auf Porzellanpfeifen in gutem Zustande, wohl erhalten und soweit angeraucht, als es das rheinische Porzellan erlaubt. Sie werden nun den oben genannten Schrank öffnen und in ihm auf dem zweiten Fach von unten eine Flasche weißen Curaçao sowie einen Krug Schiedamer finden; das Bordeauxglas, das daneben steht, ist mein Liqueurglas gewesen. In diesem Glas werden Sie zwei Drittel Schiedamer und ein Drittel Curaçao mischen. Unschätzbare Liqueure! Dennoch werden Sie davon 4 (vier!) Gläschen zu sich nehmen. Wollen Sie dazu rauchen, so nehmen Sie den König Humbert vom Gestell und stopfen den mit Knaster und Varinas, die Sie beide auf dem Tisch in einer Büchse, einer alten Palmers-Büchse, bereits gemischt vorfinden. Und wollen Sie auch noch Bier trinken, so nehmen Sie kein anderes Gefäß dazu als den bunten Steinguttopf mit dem gemütlichen roten Krebs, den ein alter Vlame darauf gemalt hat; er hält gerade einen Liter. Das Bier aber lassen

Sie sich aus der Tulpe in Cardycke, Grande Place, kommen. An jenem Abend werden Sie in meinem Rauchzimmer schlafen. Passen Sie hübsch auf, daß Sie nichts zerbrechen! Das übrige wird Ihnen Ihr Gewissen sagen.

Ihr Onkel Jakob van Turlure."

P. S. „Wenn Ihre Base, Barbe van Turlure, der ich viel mehr als Ihnen hinterlassen habe, etwa den Versuch machen sollte, Ihnen irgend etwas abzuschwindeln, indem sie sich beklagt, daß sie an kleinen kostbaren Kinkerlitzchen wie Nippsachen und Schmuckanhängseln leer ausgegangen sei, so ermächtige ich Sie ausdrücklich, sie vor die Thür zu setzen. —

Zum letzten Male Gutenacht. J. v. T."

Nun, sagte Herr Petit-Gateau, das sind die gewissen Junggesellenschrullen. Ich glaube, es ist nur recht und billig, daß Sie alles thun, was er Ihnen da aufgegeben hat. Auf diese Weise bezahlen Sie nach seinem Tode den Zins für das, was Ihnen Ihr verehrungswürdiger Onkel hinterläßt.

Ich werde es thun, sagte Cyprian; und zwar will ich gleich reisen.

Er hatte gerade noch Zeit, dem Direktor der Versicherungs-Gesellschaft „Anti-Phaeton", die seine Leistung pro Monat auf hundert Franken taxierte, seine Demission entgegenzuschleudern, der Dame seiner verlorenen Augenblicke eine kleine Aufmerksamkeit zu Füßen zu legen, bei der „Schönen Gärtnerin" als schlichter Bürger einzutreten und in neuer Umhüllung als eleganter Jäger im Geschmack der komischen Oper wieder herauszukommen; einen Abend mit einem guten Diner, einen Morgen mit einem guten Frühstück auszuzeichnen (beides

in entsprechend guten Lokalen), sich einen guten Zola als Reisebegleiter und ein flottes Bicycle zu erwerben: Dann begab er sich nach dem Nordbahnhof. Hier setzte er sich in einen Waggon zweiter Klasse; dieser beförderte ihn zu einem anderen, und dieser wieder führte ihn einem dritten zu. So kam er, langsam aber sicher, schließlich auf dem Bahnhof von Brügge an, einem Bahnhof, der das Aussehen einer Kathedrale hat, damit niemand, der in Brügge einzieht, sei es ein Reisender oder ein Paket, sich schnöde rühmen könne, gänzlich hinter die Kirche gelaufen zu sein in diesem Lande der frommen Nonnen, Glocken und Klöster. Sodann brachte ihn ein kleiner Pferdebahnwagen zu einem Dampfschiff, dieses beförderte ihn zu einem Zollwachtschiff, und das setzte ihn in Cardycke ab, wo der Wirt zur Tulpe sich ein aufrichtiges Vergnügen daraus machte, ihm die Thür von Herrn van Coppegheims Hause zu zeigen. Dieser ergriff sogleich das fragliche Schlüsselbund, doch unterließ er es auch nicht, Herrn Cyprian fürs erste eine Zigarre und dann ein Glas südafrikanischen Weines anzubieten, eines südafrikanischen Weines, der in Wirklichkeit seine tropische Herkunft in der stark Weinbau treibenden Stadt Amsterdam hatte, wo er zwischen einem Kanal und einer ausgezeichneten Gewürzhandlung gewachsen war. Dann krönte er das ehrwürdige Haupt des braven Onkels ausgiebig mit dem Lorbeer preisender Prädikate, und nun führte er den Neffen als Herrn in das Haus, das bisher jenem würdigen Onkel gehört hatte. Worauf er ihm die Güte der Tulpen-Küche beteuerte und den Rat erteilte, sich dem Scharfsinn des Tulpenwirtes anzuvertrauen, der ihm ganz sicher eine begabte Person für alle

die Hantierungen aussuchen werde, ohne die an ein geordnetes Hauswesen und den nötigen Glanz seiner Stiefel nicht zu denken wäre. Die ehemalige Dienerin des Onkels nämlich hatte sich, selbst in den Rang einer Erbin aufgerückt, nach ihrem heimatlichen Dorfe zurückgezogen, um als beschauliche Pflanze hier den Rest ihrer Tage zuzubringen. Zum Schluß wünschte er ihm Gutenacht, teilte ihm aber zuvor noch ausdrücklich mit, welch großes Vergnügen er empfinden würde, ihn wiederzusehen und ihm jede gewünschte Auskunft reichlichst zu erteilen.

Es war ziemlich spät, und im Salon war es kalt. Die Dienerin des Herrn van Coppegheim hatte gerade eine freundlichst geliehene Lampe hereingestellt. Die geschlossenen Fensterläden und die mit Schutzbezügen bedeckten Möbel mauerten Cyprian Barballe förmlich ein. Der leere Tisch mit seinem Ausdruck von Abneigung gegen den neuen Besitzer und Sehnsucht nach dem alten, ferner die große Stille, die nicht einmal durch das Ticktack einer Uhr oder das Knabbern einer Maus gestört wurde, griffen Cyprian etwas an; dies und das Gefühl des Alleinseins trieben ihn aus dem Hause in die Gastlichkeit der Tulpe. Als er sich dort gestärkt hatte, blieb er noch ein bischen im Cafe, ergab sich beim Bier beschaulicher Muße, beobachtete die Rauchwolkenflüge seiner Zigarre und ließ schließlich den Tulpenwirt wissen, daß er diese Nacht in einem der Tulpenbetten zu schlafen gedächte. Der Wirt führte ihn alsbald in ein enormes Zimmer, das von Mahagoni nur so glänzte, zeigte ihm eine seltsame Art Schrank mit tiefem Bauch, der sich bei näherer Untersuchung als ein Bett ent-

puppte, und wünschte ihm gute Nacht und wohl zu ruhen. Barballe war, dank einer ganzen Tagesfahrt und in seinem Zustande völliger Durchrüttelung, in der angenehmen Lage, diesen Wunsch zu erfüllen, und schlief ausgiebig, aber mit rhetorischen Begleiterscheinungen, denn er schmiedete die ganze Nacht an einem Plaidoyer, in dem er dem Direktor des Anti-Phaeton auseinandersetzte, daß er einen Urlaub von mindestens einem Monat benötige, um seinen Roman „Die kleine Elsa" oder „Die Primel von St. Cloud" zu Ende zu führen. Dies bewirkte, daß er beim Erwachen das behagliche Schmunzeln eines Mannes zeigte, der seinen Traum belächeln darf, gemischt mit dem Hochgefühle eines Menschen, der ein Blatt seines Lebensbuches wendet, um nun zu wirklich interessanten Kapiteln zu gelangen. So rieb er sich die Hände und betrachtete dabei mit der Miene eines Eroberers ein weißes Geschirr von 35 Centimeter Ausdehnung, das die Rolle einer Kaffekanne spielte, neben einem Geschirr von 10 Centimeter Höhe, das sich als Milchtopf gebärdete, aber in Wahrheit eine große Schale war, sehr tief, nach Art der Gemüsenäpfe, die er in seinem Elternhaus gekannt hatte; daneben machte sich ein Teller mit einer Butterbrotlast von 15 Kubikcentimetern breit. Er aß und trank, während er, der anmutig vorgebrachten Einladung des Herrn Wirtes entsprechend, einer alten Frau, die zu seinem Spezialdienst für die Tagesstunden beordert war, einen Schlüssel überreichte. Dann erklärte ihm der Tulpenwirt alles Wissenswerte über die Stadt. Cardycke sei, so wußte er zu berichten, jetzt zwar ein ganz kleiner Ort, aber ehemals habe es sich sehen lassen können; nun, gottlob besserten sich die Geschäfte jetzt

wieder, dank einem großen Ueberfluß von sehr gesuchten Runkelrüben rings herum. Als Sehenswürdigkeit gab es hier die Spuren französischer Kartätschenkugeln im Südostwinkel des alten Stadthauses; ferner eine alte Mühle, außerordentlich alt, müssen Sie wissen, und schließlich bei einem Privatmann (einem Rentier, und dem Tulpenwirt in Freundschaft verbunden) zwei schöne alte Delfter Vasen. Die Post wurde täglich zweimal ausgetragen und expedierte nicht weniger oft. Der Bürgermeister, der Arzt, der Notar und seine Wenigkeit selbst seien liebenswürdige Leute, die französisch sprächen. Man könne bei ihm alles, was man wünsche, finden, vorausgesetzt, daß man ihn zwei Tage vorher benachrichtige. Wenn Herr Barballe seine Mahlzeiten aber zu Hause einnehmen wolle, so könne er sich ganz seiner alten Bedienerin überliefern, sie verstände etwas von der Küche und würde überdies in der Tulpe stets gute Ratschläge finden.

Herr Cyprian Barballe unterbrach den Redner, um ihm anzudeuten, daß es ihm angenehm sein würde, in dieser Hinsicht nicht nur von den Ratschlägen des Herrn Tulpenwirts, sondern auch von seiner kulinarischen Praxis zu profitieren. Worauf der Besitzer der Tulpe sogleich einen mäßigen Preis vorschlug, den Barballe auf der Stelle annahm.

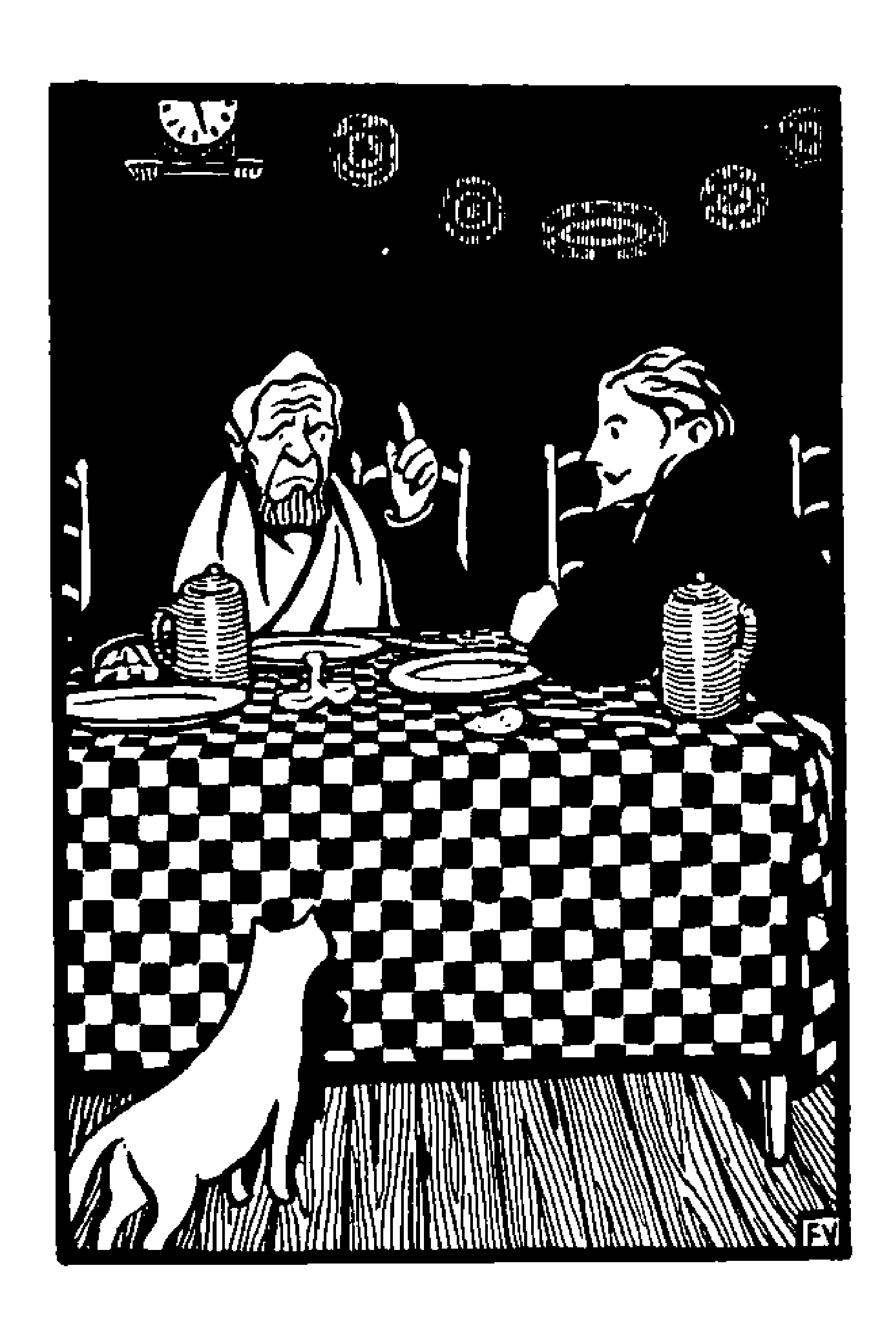
Dann gab der Tulpenwirt sein klagendes Bedauern wegen des Ablebens von Herrn van Turlure von sich, den er als einen ruhigen Mann und Bürger schilderte, der nur ein wenig zu stubenhockerisch und abgeschlossen gewesen wäre. Zwanzig Jahre hindurch, von dem Tage an, wo Herr van Turlure gekommen war, sich in diesem Lande als gemachter Mann nieder-

zulassen, war er täglich dreimal in der Tulpe erschienen. Morgens nahm er stehenden Fußes und ziemlich eilig vor seinem Spaziergang eine Mischung von Bittern und Genever; auf dem Rückwege setzte er sich einige Minuten und leerte eine kleine Flasche Bier, wobei er mit dem Repräsentanten der Tulpe über lokale Angelegenheiten plauderte. Wein trank er nur zu Hause. Abends empfing oder machte er Besuche, ging wohl auch ein bischen spazieren. Um 10 Uhr schickte er die Dienerin zu Bett und schloß sich in sein Rauchzimmer ein; man durfte aus guten Gründen annehmen, daß er so des Abends von 10—1 Uhr in diesem Zimmer rauchte, aß und trank. Der Wirt schloß seine Mitteilungen mit der Versicherung, daß er bei dem ausgezeichneten Rufe und den wohlaccreditierten Verhältnissen des jungen Herrn glücklich sei, für den Neffen des würdigen Greises sorgen zu dürfen.

Während dieser Zeit dachte Cyprian an all das, was man ihm vom Onkel Turlure früher erzählt hatte. Madame Barballe, geborne van Turlure, hatte von dem Onkel ein im Ganzen anmutiges Portrait mit nur wenigen Schattenpartien gezeichnet. Herr van Turlure war für sie ein Musterbruder gewesen bis zu dem Tage, wo sie Herrn Adolf Barballe, Waren-Agent in Paris rue St. Martin, geheiratet hatte. Das Aeußere des Herrn Barballe hatte ihm mißfallen, ebenso seine Gewohnheit, seine Kunden ins Restaurant einzuladen, um dort Geschäfte anzuknüpfen und abzuwickeln. Darum hatte sich Herr van Turlure, der sein Vermögen in der rue dû Paradis Poissonnieres als Händler in Töpferwaren erworben hatte, von der Stadt nach seiner Heimat zurückgezogen,

da ihn diese Familienverhältnisse nicht besonders anzogen, und seit einem Krach, wo sich der Schwager ein bischen hatte gehen lassen, war von ihm im Hause Barballe nichts zu hören und zu sehen gewesen. Als aber nach dem frühzeitigen Tode des Herrn Adolf Barballe aus der Frau Barballe eine Witwe Barballe geworden war, hatte er brüderlich geholfen, und er hatte auch zur Erziehung des jungen Cyprian beigetragen. Bevor er sich jedoch zu diesen Ausgaben entschied, hatte er die Reise nach Paris unternommen, um sich zu vergewissern, daß der junge Mann mehr seiner Mutter ähnele als seinem Vater. Beim Tode der Mutter (Cyprian war damals 18 Jahr alt) hatte er ihm brieflich erklärt: erstens, daß es unnütz sei, sich die Mühe von Besuchen bei ihm zu machen; zweitens, daß er ihn für alt genug halte, um sich durchs Leben schlagen zu können; drittens, daß er ihm indessen Hilfsgelder auszahlen lassen würde, aber in Zwischenräumen und ganz nach seinem Belieben; viertens, daß Bitten um außerordentliche Unterstützungen durchaus und immer zurückgewiesen werden würden. Außerdem dispensierte er ihn, seinen Neffen, durchgehends von der Pflicht, ihm zu schreiben, ausgenommen — und das forderte er — am 27. Dezember mit der Abendpost, damit der Brief, der regelmäßig eine Photographie Cyprians zu enthalten hatte, ihn am 1. Januar morgens erreiche. Die Antwort war die einzige regelmäßige Postanweisung, die Cyprian empfing, eine internationale Anweisung, die ohne die geringste Spur eines Briefes ankam. Und Cyprian erinnerte sich, daß auch seine Mutter schon ihn alle Jahre zum Photographen hatte führen müssen, um dem Onkel sein Bild zu schicken, und daß sie ihm

eines Tages in ihrem Eßzimmer der kleinen Mansardenwohnung im Marais, wo sie von den Anweisungen des Onkels van Turlure und dem Reste des väterlichen Vermögens lebten, gesagt hatte: Mein armer Junge, Du siehst Deinem Vater viel zu ähnlich; Dein Onkel wird Dir nicht viel hinterlassen. Doch hatte Cyprian bemerkt, daß jedes Mal, wenn er an seinen Onkel eine kleine Auswahl von Versen oder Prosa von sich sandte, es nur selten vorkam, daß der Monat vorüberging, ohne etwas Geld aus Holland zu bringen. Aber was ihm nun der Onkel hinterlassen sollte, war in der That kein fetter Bissen.
❧ Und nun: was sollte er jetzt thun — es war ihm nicht recht klar. Cardycke und das Haus, wie es so im Scheine der Morgensonne dalag, erschienen ihm hübsch, nett, heimlich. Er durchschritt den Korridor, um bis zum Garten zu gehen. Es war schon ein bischen weit im Sommer. Der Garten schien mehr die Skizze eines Lustgärtchens als ein gut angelegter Gemüsegarten zu sein. Hier ein entlaubtes Laubengewölbe, da ein paar große Päonienbeete. Aber das Erdgeschoß mit den jetzt offenen Fensterläden schien ihm recht freundlich. Der Salon war nüchtern, ein kleines Eßzimmer lächerlich empire, aber das Rauchzimmer, das Lieblingszimmer des Onkels, verführte ihn, bestach ihn geradezu. Es ging mit einem großen Fenster auf einen weiten Horizont von plattem Land mit Weiden, der im Hintergrunde durch einen gleichmäßig gespannten Vorhang von Bäumen an einem Kanal begrenzt wurde. Innen ein viereckiger Tisch; ein enormer Lederdivan; ein dicker großer Schrank oben mit Auszügen, die Kupfergriffe hatten, unten mit zwei glatten, verschwiegenen Flügeln aus


FV

sehr altem, im Laufe der Jahre gedunkeltem Eichenholz; und rings herum, auf zwei übereinanderliegenden Bords, die drei Seiten des Zimmers verzierten, während die vierte für die Thür und das Pfeifengestell frei war, befanden sich eine große Anzahl Poterieen. Er unterschied delfter Krüge, japanische Schüsseln, Vasen von Sevres, Töpfe aus Stockholm und Deutschland, — aber die ihm vom Tulpenwirt verschaffte Alte pflanzte sich mit einem Besen auf der Thürschwelle auf, und er begriff, daß er heute morgen verschwinden müsse, und ging weg, seinen Gedanken nachhängend und mit der Absicht, sich durch tüchtiges Gehen Anwartschaft auf Appetit zu verdienen. Zu einem Besuch der oberen Räumlichkeiten des Hauses ließ er sich noch Zeit.

Aber, als er an der Thür der Tulpe vorbeikam, die fast gegenüber seinem Hause lag, sah er den vergnügten Wanst des Wirtes lebendig werden und die beiden gekreuzten Hände sich gegen ihn mit freundschaftlichen Winken bewegen; ein „Treten Sie bitte ein" brachte ihn in zwei Sekunden vor ein Glas gemischten Bittern-Genever und einen unbekannten Herrn von der Farbe des Bittern oder eines Ziegelsteins. Der Wirt stellte diese Person als einen der besten Freunde des Herrn van Turlure vor. Ja, mein Herr, sagte der Unbekannte, ich darf wohl sagen, daß van Turlure und ich zwei Freunde waren. Seit Herr van Turlure sich entschloß, dies Städtchen zu verlassen, um einige Zeit im Hotel Brekel zu wohnen, das meinem bescheidenen Laden gegenüber liegt, waren wir unzertrennlich. Er that mir die Ehre an, mir mindestens fünf oder sechs Mal im Jahre seine Freundschaft zu bezeugen,

indem er mich auf zahlreichen Streifzügen durchs Land mitnahm. Ach, mein Herr, welch ein Exempel von einem Manne war Ihr Onkel; er hatte Weltanschauung in sich, und was für eine! Mein Herr! Ich scheue mich nicht, zu erklären, daß mein Vermögen von einigen Winken herrührt, die er geruhte, an meinem Tische von seinen Lippen fallen zu lassen. Ihr verehrter Onkel besaß unter einem starren, kalten Aeußern eine wirkliche innere Vereinigung der herzlichsten Gefühle, gemischt und verbunden mit einer schönen aufs Allgemeine gerichteten Ethik, und dazu war er, wie Sie wissen, ein ungewöhnlicher Kunstliebhaber. Glauben Sie aber nicht, daß Herr Jakob van Turlure die Fülle und Tiefe seines Wesens nur so von sich streute! Ihr Onkel sprach prinzipiell nie. Es sollte mich wundern, wenn er Ihnen je einen Rat gegeben hätte.

— Allerdings . . .

— Um einen Rat von ihm zu erhalten, war ein Kniff nötig, einfach wie das Ei des Columbus; aber man mußte ihn schließlich finden, und ich habe ihn gefunden.

— Und das war . . .?

— Zwei Worte: Abend und Burgunder.

— Wie so?

— Nämlich: Am ersten Tage, wo ich den Besuch Ihres Onkels empfing — (er hatte mich gütigst beauftragen wollen, ihm einen alten Kupferstich wiederzufinden; denn das ist mein Metier, ich bin Antiquar und auch etwas Kaufmann in echtem Tabak) — also da geruhte er mir irgend ein paar Kleinigkeiten, Schmuck und dergl., die aus der Mode gekommen waren, zum genauesten Preise abzukaufen. Außerdem forderte er als

Extraleistung zart aber energisch, daß ich ihn ein wenig durch die Stadt führe. Ich that es mit der exemplarischen Geduld, die ich meinen Kunden gegenüber entfalte (gratis bei einem Kauf von mehr als 20 Gulden) und ich hatte Gelegenheit, zu bewundern, mit welchem zarten Takt Ihr Herr Onkel über die Topographie einer Stadt gewisse Aufklärungen zu fordern wußte, die ein ansässiger Mann nicht gern giebt. Nun, jeder Mensch hat seine schwachen Stellen; das sind nicht meine Sachen. Also um kurz zu sein: Als ich am Abend dieses Tages zu Bett gehen wollte, klopfte Ihr Onkel an meine Thür, und sagte: Ich habe noch vergessen, Sie zu fragen, wo sich der beste Burgunder in dieser Stadt befindet.
— Genau hier, antwortete ich, aber ich handle nicht damit.
— Hm, oh, erwiderte Ihr Onkel, und ich sah einen Schatten von trauriger Resignation auf seinem Gesicht, das im übrigen regelmäßig zu nennen war, wenngleich eine gewisse Lachsfarbe, die Folge allzuvielen Nachdenkens, auffiel. Ich habe Ursache, es für eine meiner glücklichsten Ideen zu halten, daß ich damals meiner Dienerin läutete und direkt in meinen Laden, unter meine Silberschnallen, seeländische Broschen, friesische Helme, alte Kupferstiche, mitten zwischen die hübschen Firmenschilder meiner Zigarrenkisten, einen kleinen Tisch hinstellte mit einer Petroleumlampe, zwei Gläsern und einer Flasche Pomard, ah, einem ganz verteufelten Burschen von Pomard, wovon ich übrigens das Vergnügen haben werde, Sie das vorletzte Glas kosten zu lassen. Und Ihr Onkel sprach, sprach zu mir zwischen zwei Havanawolken: Herr van Speterskerke, Sie machen einen Fehler.

— Inwiefern?

— Sie füllen Ihr Lager mit kostbaren holländischen Sachen und handeln damit hier; das verrät wenig Scharfsinn.

— Nun, und was würden Sie an meiner Stelle thun?

— An Ihrer Stelle verkaufte ich meine holländischen Altertümer ins Ausland, und für hier sammelte ich ausländische Antiquitäten.

— Na und sehen Sie: ich habe in der That einen alten schmutzigen Kasten von Uhr, den ich hier für hundert Sous von einem Bauer gekauft hatte, bald danach für 50 Franken an eine Londoner Niederlage verkauft, und ich habe hier für nichts einen Haufen alter schmutziger Empiremöbel gekauft, die ich einige Jahre später, aufgeputzt und ausgebessert natürlich, zu sehr hübschen Preisen wieder los geworden bin.

— Mein Onkel war wirklich sehr scharfsinnig.

— Und dazu uneigennützig, mein Herr! Was nahm er für diesen scharfsinnigen Rat, der mein Leben geändert hat, den ich der phantasielösenden Kraft des Pomards verdanke? Er suchte sich zuweilen ein nettes Geschirrchen bei mir aus, das ich ihm zum Freundespreis taxierte, und er hat bei mir einen schönen Straßburger Steintopf gefunden, der sein Stolz wurde. Mein Stolz war der Topf nicht, ich habe nie etwas anderes in ihm gesehen, als einen gewöhnlichen Topf, aber zu ihm sprachen die Töpfe, wenigstens habe ich oft genug gesehen, wie er zuweilen mit dem Zeigefinger an ihnen herumklopfte und dann andächtig lauschte. An jenem Tage gab er mir übrigens noch einen ausgezeichneten Rat.

— Und?

Er riet mir, zurückgesetzte französische, englische und deutsche Bücher nach Gewicht zu kaufen. Ich habe davon dann eine große Menge gehabt, und, sehen Sie, nach kurzer Zeit empfing ich Briefe: Mein Herr, ich glaube in Ihrem Schaufenster vor einiger Zeit das Buch von Herrn ... gesehen zu haben; wollen Sie es mir schicken... Und das kam immer häufiger, und die Bücher gingen ab ... Ihr Onkel war ein Mann von größtem Genie.

Diese Behauptung überraschte Herrn Cyprian, aber diese und andere kleine Anekdoten waren ihm doch angenehm zu hören und gaben ihm willkommenes Material, sich ein Bild von seinem Onkel zu modellieren.

Trotzdem war es ihm eine Erleichterung, als die Mahlzeit zu Ende war, denn im Ganzen genommen wird es einem lästig, Aristides den Gerechten nennen zu hören, und er ging in sein Haus. Es schien ihm doch nützlich, seine Nachforschungen wieder aufzunehmen und sich über die einzige Etage des Hauses zu unterrichten.

Da war zunächst ein Schlafzimmer; darin ein gewöhnliches Bett mit einer blumengemusterten Decke nebst zwei Stühlen und einer Kommode von moderner Arbeit; an der Wand hing eine Photographie, die ohne Frage ihn darstellte; sie war in der Ecke eines mächtigen Rahmens gut untergebracht; dicht daneben hing eine Art Klagelied. Titel: An meinen Neffen Cyprian Barballe. Es hieß:

Er war ein kleines Kerlchen,
Hatte Knochen im Leib und Gras unterm Schuh,

Er war ein kleines Kerlchen,
Das lief am Tag und legte sich Nachts zur Ruh,
Thät sich zum Essen setzen,
Den Gaumen mit Schwarzbrot letzen,
Trank Gänsewein dazu.

Er war ein kleines Kerlchen,
Jedoch kein Kapitalist.
Man braucht doch nicht zu sparen, wo
Nichts aufzuheben ist.
Hatt' einen Schlüssel und kein Schloß,
Ein alt Hufeisen und kein Roß,
An seinem Gürtel hat die Welt eine silberne Schnalle vermißt.

Er war ein kleines Kerlchen,
Der seine Wäsche auf der Wies'
Bei Frau Bachstelze waschen ließ;
Und gleich, sobald der Sommer kam,
Er seinen alten Löffel nahm,
Ihn zum Goldplattkäfer zu tragen,
Der mußt' sich mit Putzen plagen.
War 'n seine Schuhe bös mitgenommen
(Niemalen hat er neue bekommen),
So trug er sie zur Frau Elster hinaus,
Die wohnt auf der zweiten Pappel drauß,
Dritten Zweig links, nah bei dem Haus
Des Herren van Türlüre.

Er war ein kleines Kerlchen,
Der schlief des Nachts bei Mutter Grün

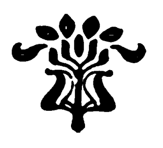
Und sah im Traume segelkühn
In goldener Barke sich fahren
Zur schönen Stadt Zuckerhütenheim,
Dort kehrt' er im Eselsfelle ein,
Dem Wirtshaus mit goldener Thüre
Beim Hause des Herrn van Türlüre.

Hopla, der Onkel dachte in Versen an mich, der Onkel machte sich pränumerando über mich lustig, der Onkel war fidel und ein Reimschmied; Gott, was für ein komplizierter Onkel. Da muß man weiter schaun!

Es kam nun ein Bücherzimmer, und Barballe durchforschte es mit dem Schnüffelsinne eines Kritikers. Aber hier gab es zunächst keine Offenbarungen, denn das freundnachbarliche Nebeneinander von Hugo, Henri Martin, Scribe, Daudet, Maupassant, Malot, Reise um die Welt und Casimir Delavigne bot keine besondern Aufschlüsse über die Psyche des Onkels. Erst ein Band, der neben den ihn umgebenden Pappbänden eine gewisse Kostbarkeit zeigte, mußte in ihm die Idee erwecken, ihn zu öffnen. Er hieß: Punkte und Kommata. Eine gedruckte Widmung: Herrn Jakob van Turlure in Freundschaft und Zuneigung gewidmet von Mme. Alcyon-Martin de Perruche-le-Roi; und eine geschriebene in blasser Tinte: — An Jakob van Turlure seine Alcyonée — und dann, hinter dem weißen Blatt vorn im Buch, eine Photographie, aus der ersichtlich war, daß die Dame in den Dreißigern und zirka gegen 1875 photographiert war; das bewies die unerhörte Frisur mit den Zahnfransen auf der Stirn. Barballe kannte,

so bewandert er in den zeitgenössischen Katalogen war, den Namen der Mme. de Peruche-le-Roi nicht, und er tröstete sich darüber erst, als er bemerkte, daß das Buch für Mme. Alcyon-Martin von der Buchdruckerei von Alcyon-Martin Passage d'Aboukir in Paris, gedruckt worden war. Welchen Credit mußte Herr van Turlure bei dem Geist dieser Dame gehabt haben, daß sie sich auf einen Visitenkartendrucker geworfen hatte, um ihm dieses Denkmal ihrer Zuneigung zu liefern, das sie jedenfalls irgend einer Zeitung nicht eingesandt hätte.

Das Buch selbst war nicht übermäßig interessant. Da war ein Kampf Jakobs mit dem Engel, dessen Bedeutung Cyprian leicht erriet; einige Lieder mit den Refrains Turlurette, Turlurette konnten als neckische Spielereien des Geistes hingehen; dann gab es Gedichte im Frisiermantel, Gedichte im Spitzenunterröckchen und Zigarrettengedichte, aber auch Gedichte übers Heimweh gabs, wie sie eine gut geartete Seele zu schreiben durchaus nicht unterlassen kann. Auf alle Fälle erkannte Cyprian bald, daß, wenn es sich in diesem Buch um einen handelte, der Er oder Mann genannt wurde, es immer Jakob van Turlure war, um den sich die Reime drehten. All das fand Cyprian recht amüsant, und er fuhr fort, die Bücherei durchzusehen, in der Hoffnung, dazwischen noch irgend eine andre merkwürdige Widmung zu entdecken, aber er fand nur noch alltägliche Bücher.



Der Abend war gekommen; die Stille hatte Cardycke überfallen. Cyprian Barballe hatte keine Lust, nochmals in die Tulpe zurückzukehren. Er blieb in seinem Hause. Er war etwas angegriffen und fühlte sich einsam. Halb war er erfreut, im Leben des Onkels etwas Abgeschmacktes entdeckt zu haben, halb war er unruhig darüber, was etwa noch kommen würde, wenn er weiter im Gedächtnis der Leute des Landes blätterte und Schubläden öffnete. So trat er in das Rauchzimmer. Er mußte es ja thun; es war direkt seine Pflicht, hier zu schlafen. Und so that es Cyprian, denn er besaß Pflichtgefühl.

Er ergriff ohne weiteres und eifrig den König Humbert, stopfte ihn mit Tabak, hielt ein Streichholz daran und klappte dann über dem königlichen Schädel, der wie ein Aetna rauchte und mit den größenwahnsinnigen Tabaksfasern ziemlich struppig aussah, den kleinen Zinnhelm zu und vertiefte sich in seine Gedanken. Dann kam er genau, den Angaben des Briefes folgsam, allen Vorschriften nach und mischte getreulich den Schidamer mit dem Curaçao, wie es befohlen war: 2 : 1. Er hatte bei sich beschlossen, daß zwischen jedem der vier Gläser etwa 10 Minuten Pause sein sollten.

Das Likörgemisch war gut, aber Humbert schien Barballe ziemlich mittelmäßig. Seine Majestät roch etwas nach Kraterschwefel. Ich werde ihn wohl schlecht angesteckt haben, sagte sich Barballe, leerte den Riesenschnauzbart, stopfte ihn mit Zuversicht aufs neue, setzte ihm wieder seinen Helm auf und begann mit frischen Kräften nochmals. Da begab es sich aber, daß Humbert, ermüdet von diesen widersprechenden An-

strengungen, sich weigerte, zu ziehen. Himmel Herrgott nochmal! wütete Barballe.

❧ Da rief eine Stimme: Du hast den Savoyarden nicht ausgefegt.

❧ Die Pfeife fiel hin, Humbert brach entzwei.

❧ Es lebe die Kommune, rief die Stimme, es lebe die italienische Revolution!

❧ Wäre nun Barballe ein schlichter, simpler Mann von einfachem Menschenverstand gewesen, so hätte er kurzweg gefragt: Wer ist da! .. oder er hätte es auch wohl in höflicher Form gethan, indem er sein Käppi abgenommen hätte: Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? Aber Barballe war ein sehr differenzierter Mann, und seit seinem Zusammenkommen mit Maitre Petit-Gateau hatte er Furcht vor Dieben. Da that er denn folgendes: Er zog langsam seinen Revolver aus der Tasche, mit einer unendlichen Vorsicht, und sang dabei, wie ein vollkommen gleichmütiger Mann, oder wie ein Mann, der ruhig zu seiner Uhr geht, um nachzusehen ob es vielleicht die Stunde für den Verdauungsschnaps, die Poststunde, oder die Geburtsminute des Papstes, oder die Stunde zum Einnehmen ist . . . Er sang das bekannte Lied:

Tu voulais diner à Meudon,
Je voulais souper à Suresne,
Cheuriet pousse à Bourg la Reine
Et Ginistry a l'Odéon.

Tu voulais boire du reginglet,
L' Ale m' attirait à l'horizon,

On effeuille Doumie à Boston,
À Nanterre on couronne Sarcey.

Alors nous primes deux trains,
Vers Paris et vers Montparnasse,
C'est Bornier qui n'est pas dans le train,
C'est Lemerre qu'a tué le Parnasse.

— Parnaß, Parnaß ... der Drücker ist gezogen ... Und, sicher, daß er gesungen hatte, ohne den Feind zu treffen, rückte Cyprian mit Wolfsschritten gegen die Thür vor und öffnete sie mit einem Ruck nach dem Garten zu: da lag die große Stille. Er schloß die Thür wieder, durchschritt das Rauchzimmer und öffnete die Thür nach der Straße: da lag das undurchdringliche Dunkel. Er stieg rasch zur Etage hinauf: da lagen zusammen Dunkel und Stille und Friede. Er schaute zum Fenster hinaus: Alles schlief, ausgenommen die Sterne. Dann ging er wieder hinunter und trat voll Mut und Tapferkeit ins Rauchzimmer.

— Hm, dachte Cyprian, Humbert ist futsch, — was soll ich thun?

— Nimm die Königin von England, rief die Stimme.

— Ach, da, mein Onkel sind *Sie* es? rief Crypian.

— Sein Onkel! Er ruft seinen *Onkel*! Gottogottogott, was fürn Nonsens, sagte die Stimme.

— Darf ich Sie, verehrteste Stimme, darauf aufmerksam machen, daß Sie nicht ganz höflich sind?

— Nimm die Königin von England! Nimm die Königin von England!

Ihr Esel und ihr Affe, die thäten marschieren,
Sie wollten mit blauen Bohnen die Eskimos dressieren.

Du wirst so etwas nicht thun, was, Cyprian, mein Neffe?

Gott behüte und Gott bewahre: Aber, um Dir zu zeigen, daß Du eine Stimme von nichts bist, eine Rauchzimmerstimme, eine Aschenbecherstimme, werde ich den König der Belgier rauchen.

Congo, Congo, der König ist bald irgendwo! erwiderte die Stimme; viel Vergnügen, kleiner Cyprian, ich gehe weg.

Wo hinaus?

Na, durch die Thüre!

Die Thüre ging auf und gleich wieder zu.

Cyprian ergriff kühn den Revolver, öffnete wieder die Thür nach dem Garten — aber da lagen wieder bloß Stille und Dunkelheit und undurchdringliche Schatten. Doch sah er etwas, das sich bewegte, und stürzte darauf zu. Eine Sonnenblume, die sich im Nachtwinde wiegte. Cyprian zerbrach sie vor Wut. Dann wartete er, den Revolver in der Faust. Der Effekt dieser Herausforderung: nichts rührte sich. Herrn Cyprian blieb nichts übrig, als wieder ins Rauchzimmer zu gehen. Er streckte die Hand nach dem König der Belgier aus.

Hopsa, Du, Obacht, drück ihn nicht, er ist aus Pappe, der da, rief die unerfindliche Stimme.

Cyprian würdigte sie keiner Antwort, stopfte Tabak in den König, zündete ihn an und setzte ihm seinen Zinnhelm auf. Aber, obwohl er dies Manöver sechsmal wiederholte, der König zog nicht.

Da fiel Cyprian ein, daß er in der Tasche eine gute

Cigarre habe, eine Havana, man weiß nicht genau, ob in Neuilly oder Chateauroux geboren, aber auf alle Fälle eine brave Cigarre von demokratischem Normalmaß und von ihm mit drei Sous bezahlt. Er zündete sie an, weil er bei diesem Gespensterabenteuer seine Zuversicht auf den exakten, logischen Geist setzte, der bei der Fabrikation dieser Cigarre Pathe gestanden hatte. Auch sagte er sich: Von den drei Sous, die ich dem Tabakhändler gab, wurden bei dieser Cigarre närrischerweise nur zwei Centimes für Tabak ausgegeben. Im übrigen habe ich einen Sous für die Armen, einen für die Marine, zwei Centimes für unser staunenswertes Steuersystem entrichtet und den letzten Centime teile ich zwischen meinem Deputierten und der bewundernswürdigen Truppe der Comedie française. So kann ich, um mich zu verteidigen, auf meine Armen und die Flotte und meinen Deputierten und auf die Institution rechnen, die man mir zu meiner Zerstreuung übrig gelassen hat.

In diesem Moment, als auch gerade noch ein kurzer Windstoß klappernd in die Fensterläden fuhr, erhob sich die unendliche Melodie einer tief melancholischen Klage aus dem Garten; ein langes Geseufze, ein auf- und abschwebender Ausdruck von Angst, Schmerzgestöhn und Hilferuf.

Was ist denn da wieder los? rief Cyprian laut.

Das, sagte der König der Belgier, sind die Kohlköpfe, die sich beklagen, daß Du einen ihrer Brüder rauchst. Du würdest das nicht thun, wenn du hier geboren wärest. Sowas thut man nicht im Auslande, mein Herr! Verstehst Du mich?

Herr Du meines Lebens, Teufel nochmal ja! Ich gehe schlafen.

Da öffnete sich die Thür, die auf die Treppe ging, lautlos von selber.

Nein, ich hab mir's anders überlegt, ich gehe nicht schlafen, — ich gehe in die Tulpe.

Die ist ja schon zu, erwiderte die Stimme.

Na also, gut, da wir nun schon einmal zu zweien sind, wie immer: — ich gehe schlafen.

Cyprian zog sich in eine Ecke des Divans zurück — schmollen. Da hörte er auf einmal ganz deutlich atmen.

Herrgott, das ist doch nicht *mein* Atemzug!? Was für eine infame Gespensterwirtschaft! Also in Gottes Namen, so trink' und rauch' ich bis zum hellen Tage!

Er besichtigte die Fürstengallerie und stopfte den Zaren. Der Zar zog sehr gut. Er öffnete den Schrank wieder, nahm einen Krug mit Bier heraus und trank das Bier aus einem Henkeltopf, den er auf gut Glück vom Kamin nahm.

Danke, sagte der Henkeltopf.

Laß das bis nachher, mein Sohn, jetzt möcht ich trinken, bemerkte Herr Barballe.

Aber Du hast mich ja vom Zauber befreit, Du! Oh danke! danke! danke!

Und Cyprian sah einen kleinen, runden Mann, feist, mit einem kleinen Schopf von weißen Haaren auf dem Kopf, um den Bauch eine dreifarbige Schärpe — der ihm herzlich die Hand drückte: Danke, Cyprian, danke!

Sapperlot! Aber werden Sie mir vielleicht erklären...?

— Nein, durchaus nicht.

— Setzen Sie sich.

— Daß ich auch nur eine Minute noch in dieser Baracke bleibe! Nee! Auf Wiedersehen, mein Herr!

— Ach, Du wirst schon bleiben, Freundchen, rief Cyprian und wollte den Knirps bei seinem Haarschopf fassen; da duckte sich der, um ihm zu entwischen, Cyprian ließ seine Faust auf den Kopf des Knirpses fallen, und — gucke da: auf dem Tisch lag ein zerbrochener Henkelkrug, sonst radikal nichts. Aber, während Cyprian vor blödem Erstaunen auf die Scherben glotzte, klangs von hinten aus dem Garten her: Oh danke, danke, Cyprian, oh danke, danke, danke!

— Ach, ich war so ruhig im Anti-Phaëton, seufzte der glückliche Erbneffe.

— Sei gescheidt und bleib da, sagte die Stimme.

— Hundert pro Monat, das ist allerdings dürftig.

— Aber natürlich, bekräftigte die Stimme.

— Hören Sie mal, meine verehrteste Stimme, wollen Sie ein Glas Bier haben?

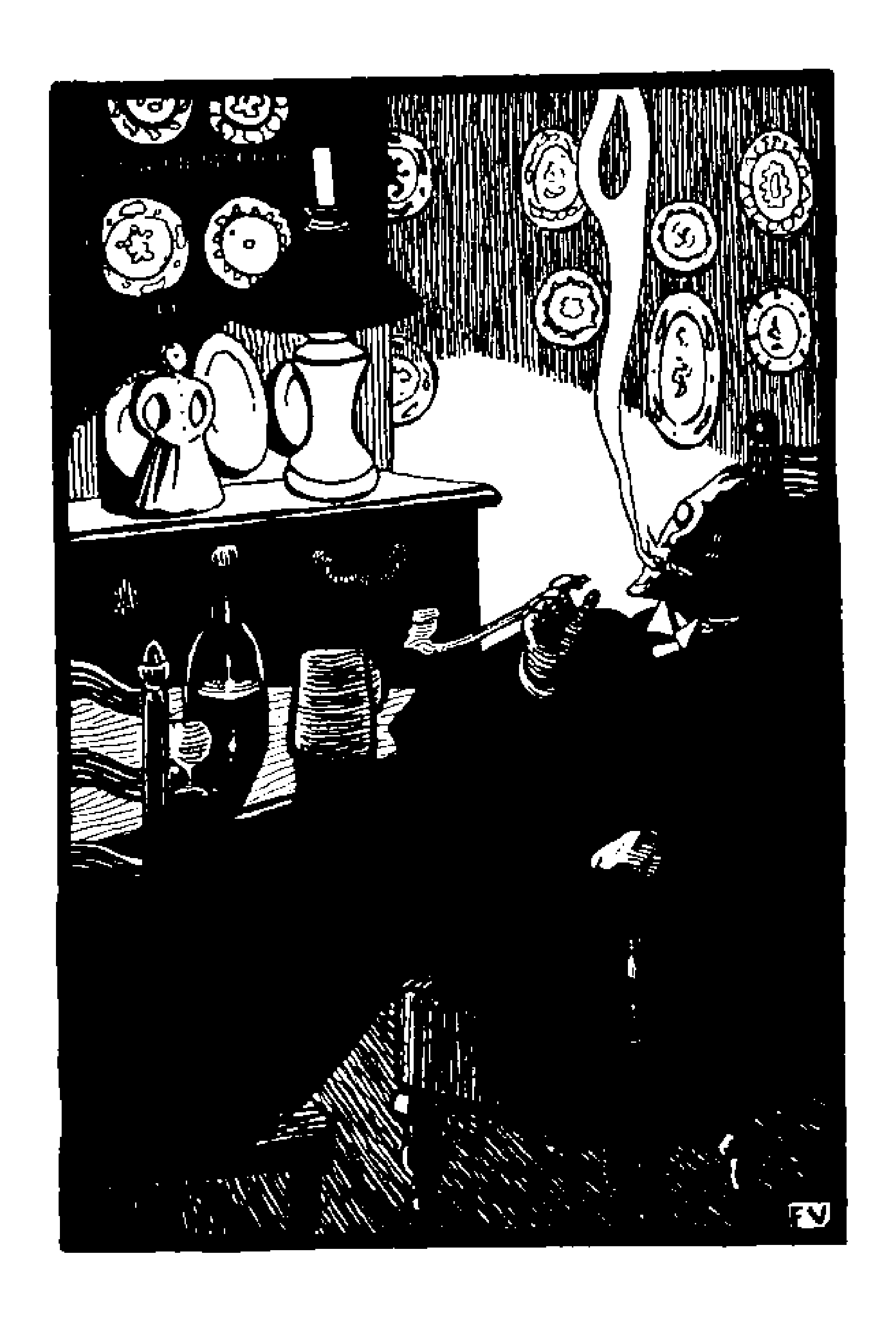
— Fassen Sie es nicht als Weigerung auf, aber ich kann es nicht vor der Erfüllung einer kleinen Formalität.

— Na, und?

— Nimm von dem Eckgestelle rechts bei den Pfeifen die große chinesische Porzellanfigur, diesen glitzerblitzer-weißen ekligen Oelgötzen, ja, den da, wo Du bist, und zerbrich ihn.

— Zerbrich sie nicht, die schöne Figur, rief eine tiefe Stimme.

— Höre nicht auf diesen Schurken, dieses Monstrum, diesen Hanswursten!


FV

Höre nicht auf diese gewissenlose Stimme, die Dich nur versuchen will!

Höre nicht auf dieses plumpe Wesen, das Dich nun bald zwei Stunden zum Narren hat.

Ah, ah, Du wirst doch nicht behaupten, daß das *meine* Stimme ist?

Wo bist Du, Baß?

Hier, bei der Uhr.

Und Du, sanfter Sopran, sein Widersacher?

Ihm gegenüber, in dem kleinen Senftöpfchen aus Caux.

Cyprian erhob sich, suchte die beiden Gegenstände und setzte sie neben einander auf den Tisch; dann stopfte er seine Pfeife und suchte auf dem Schranke drei Pinten, recht einfache, die nicht das Aussehen sprechender Pinten hatten, drehte sie vorsichtig nach allen Seiten um, und dann, als er nahezu sicher war, daß es nur einfache Töpferware sei, füllte er sie, setzte eine vor den Senftopf, den andern vor den Oelgötzen, nahm seine am Henkel und sagte: Stoßen wir an! Prosit meine Herrschaften!

Anstoßen? mit ihm? niemals! sagte der Senftopf.

Umso schlimmer, ich trinke! sagte der Oelgötze.

Er breitete seine Porzellanarme aus, stieß an, schlürfte ein, leerte die Pinte und setzte sie nieder mit den Worten: Das ist lange her, daß mir das passiert ist, und Gott weiß, ob ich Durst bekommen habe, wenn ich Deinem Onkel beim Trinken zusah, diesem gottlosen Verbrecher von Onkel.

Gottlos? Verbrecher? Schlechterdings albern, ihn so zu nennen; er war nur kein Dummkopf, wie Sie.

❧ Der Oelgötze schüttelte den Kopf und wiegte ihn von links nach rechts. Cyprian hielt die Hand hin, um den Mechanismus zu studieren, aber der Senftopf rief: Achtung, Du zerbrichst ihn — und Cyprian zog die Hand zurück.

❧ So sind die Menschen, sagte Cyprians Pinte, die sprechen konnte, da sie leer war; so knechtschaffen wie möglich. Man sagt ihnen, wenn sie Porzellan vor sich haben und wollen es anrühren: Das zerbricht — und flugs ziehen sie aus angeerbtem Respekt vor Tafelgeschirr die Hand zurück. Die werden sobald keine Revolution machen; was, Marianne?

❧ Das versteht sich.

❧ Wo ist die Marianne?

❧ Such sie, Idiot, sagte die Pinte.

❧ Cyprian wurde wütend und schleuderte die Pinte gegen die Mauer.

❧ Die Erklärung der Menschenrechte ist angetastet! Ange-tas-tet in ihrer mnemonischen Schüssel von Rouen! Maccaroni, wer will Maccaroni, kleine Maccaroni, wer will Maccaroni, roni, roni, wer will Maccaroni!!

❧ Ja Donnerwetter, bin ich denn in einem Narrenhause hier?

❧ Hier, hier, hier, Sie Träumer, sagte der Senftopf aus Caux, sind Sie in Ihrem Hause, dem Palazzo van Turlure, dessen testamentarischer Erbe Sie sind. Außerdem beachten Sie gefälligst, daß Sie mir auf die Nase rauchen und mir den Senf steigen machen, sodaß, wenn ich nicht so gut erzogen wäre, ich Ihnen meinen Löffel an die Backe werfen würde. Sie sind ein widerwärtiger Patron, daß Sie nicht wissen, wem Sie da ins Gesicht paffen.

Cyprian näherte sich dem Senftopf etwas und begann ihn gewissenhaft einzuräuchern.

Ah! So!? Ha! Das macht Dir Zerstreuung, Du langweilst Dich, Du ödest Dich hier, Du stirbst vor Angst, und um das zu vergessen, qualmst Du mich so an. Pfui! Aex!

Cyprian nahm den Senftopf und schloß ihn in den Schrank.

Bravo, sagte der Oelgötze.

Cyprian nahm den Chinesen und schloß ihn auch in den Schrank.

Jetzt, sagte er, werde ich ja wohl Ruhe haben! — Der Zar, obgleich er aus ganz deutschem Porzellan und überdies in Deutschland fabriziert war, betrug sich sehr gut. Das Tulpenbier, trotz seines ausgesprochenen Geschmacks nach Gerste, ließ sich trinken. Cyprian glaubte, daß ein fünftes Glas Schiedam-Caraçao seiner Träumerei den nötigen Antrieb geben, noch ein Topf Bier von der Tulpe dagegen Ruhe und Sanftheit in sein Gemüt träufeln würde. Der Selbstherrscher aller Reußen aber war dazu da, die endlosen Binden der Phantasie aufwickeln zu helfen.

Cyprian versenkte sich in sein Inneres und tauchte mit dem Entschluß wieder empor, eine Rundreise unter dem Porzellangeschirr zu machen, um zu ergründen, was sie alles in ihren Bäuchen hätten. Da war es ihm, als würde im Innern des Schrankes eine Diskussion geführt, aber er wollte dem kein Gehör schenken, und um der Stimme und allen andern Stimmen, die sich möglicherweise noch in den Krügen finden könnten, seine Gleichgültigkeit zu zeigen, nahm er eine

von ihm bereits gelesene Zeitung aus der Tasche, eine wohlangesehene Zeitung, und begann in ihr zu lesen; aber nicht lange. Vielleicht verletzte sie seine Ueberzeugungen, vielleicht auch deckte sie sich zu sehr mit ihnen; oder der Leitartikel war von Herrn von Vogué, oder Herr Alexander Hepp schwang allzu wilde Worte — kurz, er begann aus dem Papier kleine Dreiecke zu reißen, die unter seinen raschen Fingern zu Kugeln wurden, und begann die Wand damit ein bischen zu bombardieren. Waren ein paar dazu ausgestoßene Invektiven, ein paar bissige Bosheiten daran schuld, — oder hatte er die Macht, seine Metaphern zu verwirklichen: Thatsache war, daß ein Steinguthahn plötzlich seinen Schnabel aufriß und kickericki schrie. Cyprian wunderte sich nicht weiter darüber, sondern schloß einfach, daß nun der Morgen für die Porzellansachen angebrochen sei. Und er hoffte, daß nun alle aufstehen würden. Aber nichts dergleichen geschah. Nach einer genau gezielten zweiten Kugel machte sich der Hahn daran, ein zweites kleines grelles Kickericki loszulassen, aber ohne viel Erfolg, denn es blieb halb in der Steingutkehle stecken. Und nun schämte sich Cyprian, dem das etwas lächerlich vorkam, nicht, dem Hahn das Epitheton coq en pate zu verleihen, mit völliger Mißachtung des Umstandes, daß das da gar kein gewöhnlicher Hahn war, was schon seine graue Farbe bewies, sowie die abnormen Dimensionen der mittleren Kralle und das Vorhandensein von farbigen Perlen auf seinem Rücken. Und er ging noch weiter: er nahm einen Sou aus dem Portemonnaie und warf ihn dem unnatürlichen schlechten Musikanten an den Kopf. Klack, ins Auge, rief

Cyprian, den Wurf beobachtend, mit Selbstbewußtsein, aber schon kam das Bedauern, denn der Hahn zersprang und ging in Scherben. Aber, famos, es rollten Goldstücke heraus.
❧ Alle Wetter, das ist was reelles! rief Cyprian.
❧ Aber wieso denn? erwiderte die Stimme.
❧ Hoho! lachte Cyprian und trällerte:

Arrivés au débarcadère
Ils virent bien, qu'elle n'était pas là,
Si Pot-Bouille c'est bien de Zola,
On ne sait pas quoi est de Brûnetière.

❧ **Und, immer trällernd, raffte Cyprian die heruntergefallenen** Geldstücke auf und nahm die Trümmer des Hahns in beide Hände. Da waren noch sehr schöne Gold- und Silbermünzen drin, auch Sous und Centimes, und Cyprian begriff bald, daß der Hahn eine Sparbüchse gewesen war. Aber der Mechanismus! was hatte das Tier im Bauch?! Und voller Eifer betrachtete Cyprian die einzelnen Scherben, die einen Hahn bildeten, wenn man versuchte, sie zusammenzusetzen. Und in seinem Eifer bemerkte er nicht, daß seine Pfeife etwas nachlässig auf den Tischrand gestellt war; er stieß daran; der Zar fiel hin und zerbrach.
❧ Der Zar ist tot, es lebe der Zar, rief Cyprian. Nur eine Minute, und Felix Faure war gestopft und angesteckt. Dann zählte Cyprian seine Münzen zusammen — es waren gut für einige hundert Franken. Hm, wenn ich auch die andern Bäuche durchforschte? Nein, nicht gleich, das wäre unzart; rauchen wir! Mein Onkel war doch wirklich ein allerliebster

Mann! Onkel, Sie würden nicht übel thun, wenn Sie die Stimme aus den Krügen sind, ein Glas Bier mit Ihrem Neffen zu trinken.

— Kleiner Dämelak, erwiderte die Stimme, wenn Dein Onkel jemals die geringste Lust gehabt hätte, ein Glas Bier mit Dir zu trinken, hätte er Dich wohl früher in sein Haus kommen lassen. Du thätest wahrlich besser, sein Andenken zu ehren, indem Du ihn nicht weiterhin in seinem Paradies ärgerst, wo sein Glück dadurch getrübt wird, daß er sehen muß, wie er zum Neffen einen Menschen hat, der alles in Stücke schlägt. Man sieht wohl, daß Dir nicht immer alles zur Verfügung gestanden hat; das merkt man an Deinen Manieren und an dieser falstaffhaften Vertilgung von Eßwaren.

— Also mein Onkel sind Sie nicht, allerliebste Stimme?

— Ein Geräusch wurde hörbar, aus dem in gewissen Zwischenräumen immer wieder das Wort Schafskopf herausklang.

— Steingut, ärgere Dich nicht, ärgere Dich nicht, chinesisches Gefäß, Krug oder Konfektschale, ich hielt Dich für meinen verehrten Onkel. Und Du willst mir nicht zu wissen thun, wonach ich mich hier zu richten habe in diesem Rauchzimmer?

— Der Brief, der Brief, halt Dich an den Brief!

— Der Brief? sagte sich Cyprian, was denn, ich habe doch nach dem Ritual getrunken und geraucht, und jetzt lege ich mich noch vorschriftsmäßig aufs Kanapee schlafen. Der Brief schreibt nichts wegen des Lichts vor, das ich also einfach ein klein wenig niederschrauben werde, und dann will ich sehen, ob ich ein Auge voll Schlaf kriegen kann.

Elle était sans doute à Nanterre,
À Puteaux ou à Courbevoie,
Déroulède est bien terre a terre,
Oh, qu'il est stupide Millevoye.

— Und Cyprian zog seine Stiefeletten aus, legte seine Jacke ab und streckte sich angekleidet aus.

— Gutenacht, Porzellanbande, sagte er.

— Gutenacht, gutenacht!

— Er versuchte zu schlafen, aber ein dumpfes Geräusch, wie wenn irgendwo etwas genagt würde, störte ihn. Ratten, sagte er, dem muß abgeholfen werden; Das macht einen sonst nervöser, als geflüsterter Zank. Cyprian erhob sich, machte die Runde durchs Zimmer, lauschte an den Thüren, den Kragsteinen; da merkte er, daß es aus der Tiefe des Buffets kam. Er öffnete es rasch, um zu hören:

— Wenn Sie ein höflicher Mann wären, obgleich Sie nur von Steingut sind, so würden Sie Mittel und Wege finden, sich ein bischen zu verziehen, weg von mir, wissen Sie; Sie belästigen mich. — Herr Barballe, ich rufe Sie zum Richter an; kann ich hier irgend etwas thun? Helfen Sie mir und schaffen Sie mich, einerlei wohin, von dieser Person fort. Die Etagere ist so versperrt, und dieser Senftopf langweilt mich bis zum Selbstmord.

— Lächerliches Einohr! schrie der Senftopf.

— Jetzt fangt ihr aber beide an, mir langweilig zu werden. Her mit euch!

— Cyprian ergriff den chinesischen Oelgötzen und setzte ihn

auf den Tisch neben die Lampe und holte dann den Senftopf hervor.

— Einen Augenblick noch, ich wollte gern eine kleinere Pfeife, sagte er; will mal sehen, ob eine da ist.

— Es war eine da: der König der Spanier. Er nahm ihn und murmelte: Natürlich wird er krachen, denn er ist ein Spanier.

— Ich frage Sie Herr Oelgötze: haben Ew. Hochehrwürden Durst?

— Nein, danke.

— Trotzdem biete ich mir ein Glas Bier an. Nun, Porzellangötze, schwatz Dich gesund. Wer bist Du?

— Ich bin Martin Durand.

— Und Du, Senftopf?

— Ich bin Alcyoné, Madame Alcyon-Martin de Perruches-le-Roi …

— Komödiantin! grinste der Götze; während zehn Jahre bist du's zufrieden gewesen, wenn Mme. Paillard, die berühmte Näherin aus der Rue des Abesses, Dir ihre Rechnungen brachte, auf denen oben zu lesen war: Debet Herr Martin Durand. Und Du hast die Zunge nicht runtergeschluckt, als der Bürgermeister Dich fragte: Wollen Sie Herrn Martin Durand heiraten? Aber ich, verstehen Sie, ich, ich hatte für meine Person Lust, als er mir die entsprechende Frage stellte, ihm zu sagen: Ja wohl, aber nicht etwa aus Interesse, denn die Mitgift ist nicht gerade üppig.

— Grober Tölpel.

— Ja, wirklich, ganz und gar nicht üppig, denn woraus be-

stand sie? Aus Ihren persönlichen Vorzügen, Madame, Ihrem bischen Schönheit, einem korrekten Vortrag der „Klosterglocken" und des Lieds des Fortunio, das Sie manches liebe Mal nach meinen Ideen transponiert haben. Kurz: Sie sind Mme. Durand und damit basta!

⊂ Ich bin Alcyonée, Porzellanaffe, dieselbe Alcyonée, die nur ein verächtliches Kopfschütteln für Ihr Mattenwaren-Magazin hatte, wo Sie wollten, daß ich an der Kasse säße; ja, das wollten Sie, Sie ehrenwerter, vortrefflicher Herr, der mit dem Staub seiner Strohpantoffeln handelte. Strohpantoffeln seiner Fabrikation, puh! Ahhh, Sie haben meine ewige Seele fesseln wollen, mein Genie einpacken, mich, das Wesen von Welt, mich, das Gefäß poetischen Genies, mich haben Sie sich erdreistet, wie eine Nippfigur aus dem Glasschrank, wie ein Luxusnichtschen zu behandeln! Aber ich habe Sie als Luft betrachtet, mein Herr, und ich habe den charmanten Herrn van Turlure getroffen, der mich im Sturm eroberte, den ich anbetete, den . . .

⊂ Und dieser selbe charmante Herr van Turlure, hehe, hat Sie in einen Senftopf gesperrt, als Sie ihn eines Tages wieder zum tausendsten Male mit den schönsten Stellen Ihrer Punkte und Kommas plagen wollten.

⊂ Das war nur ein Zornanfall, den er sicherlich bald einmal wieder gut gemacht hätte. Ach, er hatte früher so oft und mit soviel Vergnügen die Vorlesung angehört. Ich sehe ihn noch vor mir während dieser Recitationen, die er oft direkt wünschte, wie er in seinem großen Schaukelstuhl lag, die Mütze über die Augen gezogen; sogar zu rauchen hat er aufgehört, um

besser zuzuhören, und wenn ich fertig war, dann lag auf seinem Antlitz die Heiterkeit der Ruhe.

☞ Jawohl, weil er schlief.

☞ Nein, er schlief nicht! Und daß er damals in Zorn geriet, das kam daher, weil ich nicht genug Geschmack an der Melodie seines Satzbaus in der Vorrede zu seiner Abhandlung über das Aufflaschenziehn der Biere fand, einer Abhandlung, die heute nicht mehr aufzufinden ist, wie ich nebenbei bemerke.

☞ Gut, sagte Herr Martin Durand, schwatz nur zu, jedenfalls hat er Dich so 20 Jahre in Steingut gelassen, weil er keine Lust hatte, Dich wiederzusehen.

☞ Oh er hat sicherlich nur die Zauberformel vergessen. Die Liebe, die er für mich empfand, hatte tabula rasa in seinem Gedächtnis gemacht, oder vielleicht fürchtete er auch, nachdem nun einmal die langen Wochen seines Zornes vorüber waren — denn er war sehr nachtragend und grollte lange, der liebe Mann — mich nicht mehr so schön und frisch wie ehemals zu finden. Vielleicht fürchtete er auch meinen Zorn. Denn daran darf nicht gezweifelt werden: Ich hätte ihm die Augen ausgekratzt, aber nur, um nachher meine verbrecherische Thorheit zu beweinen und ihn zu pflegen! Und: wie ich ihn gepflegt hätte! —

☞ Hehe, geschnaubt hat er vor Zorn, bemerkte Martin Durand . . .

☞ Schon gut, schnitt Cyprian ihm die Rede ab, aber mir ist etwas unklar. Wenn ich mir auch wohl erklären kann, wie Madame Durand zu Steingut wurde, so verstehe ich doch nicht, warum Sie ins Porzellan gekommen sind, Herr Martin Durand.

Ein Irrtum, mein Herr, nichts als ein beklagenswerter Irrtum. Meine Geschäfte waren gut vorwärts gegangen; ich hätte meinen Laden verkaufen können; da wollte ich dem liebenswürdigen Herrn van Turlure danken, der mich von Eulalia, so heißt Mme Alcyonée nämlich in Wahrheit, befreit hatte. Also, ich trete in seinen Laden; da murmelt er, kaum, daß ich ihm meinen Namen und Stand mitgeteilt habe, unverständliche Worte, und ich fühle, wie ich ganz kalt und hart werde: — ich war geworden was Sie sehen.

Sollte es das sein, was mein Gewissen angeht? rief Barballe.

Laß ihn, wie er ist, schrie Alcyonée, und befreie mich; ich werde Dir dafür die Verse recitieren, die ich in meinem Senftopf konzipiert habe, und dann werde ich mich unverzüglich im Grabe mit Herrn van Turlure vereinigen, den ich noch immer liebe.

Schön, Kinder, sehr schön, nur habe ich gar keine Lust, euch weiterhin bei mir zu sehen; ihr seid mir ein bischen zu schwatzhaft.

Cyprian nahm die beiden Gegenstände, öffnete die Thür und warf die beiden, den Oelgötzen sowohl wie den Senftopf, in den Ziehbrunnen.

Nun werde ich wohl Ruhe haben, denn mein Gewissen ist beruhigt.

Ein Glas Bier, Onkel?

Danke, aber gut angefangen hast Du, das muß ich sagen.

Cyprians Haare sträubten sich, sein Onkel stand vor ihm.

Wie kommen Sie hierher, was wollen Sie?

— Dir Glück wünschen. Aber die Aufgabe hat erst begonnen.
— Ach bitte, antworten Sie mir doch: Sind Sie lebendig oder tot?
— Betrachte mich nur ordentlich.
— Ich betrachte Sie unausgesetzt.
— Und Du siehst nichts auffälliges? Wenn nichts an mir fehlt, so berühre mich um Gottes willen nicht, Du würdest mich sonst sofort in Rauch aufgehen sehen, hörst Du? Aber sieh mich genau an.
— Cyprian hob und senkte die Lampe.
— Sie, Onkel, was haben Sie denn mit Ihrem linken Fuß gemacht?
— Wenn Du in Dingen von Wichtigkeit etwas gebildeter und nicht bloß so ein Dichter wärst mit der Nase im Himmelblau, und wenn Du Dich mit ernsten Fragen beschäftigtest, so würdest Du wissen, daß allen Erscheinungen immer etwas fehlt.
— Also sind Sie ... verstorben?
— Beruhige Dich; das Haus ist Dein und bleibt Dein.
— Das wollte ich damit nicht sagen, Onkel. Wirklich nicht, aber Sie könnten mir einige vertrauliche Winke geben ... Ja zum Kuckuck, wo ist er denn?
— Hör auf Dein Gewissen, rief ihm eine sich entfernende Stimme zu.
— Mein Gewissen, was hat mein Gewissen mit all dem Tohuwabohu dieses unglaublichen Onkels zu thun!? Eine nette Aufgabe, ein wohlgebautes Gewissen im Hinblick auf Porzellan auszuhorchen. Was thun, Herrgott, was soll ich mit diesen teuflischen Fayencen machen!

Halt, ich mache alles auf gut Glück kaput; wenn's dem Onkel nicht paßt, wird er sich schon wieder einstellen, um zu retten, was zu retten ist.

Er zerbrach ein oder zwei Stück — sie gingen in Scherben wie gewöhnliche Fayencen. Das Wunderbare läßt nach, dachte er. Dann nahm er einen festen Krug und stellte ihn auf den Tisch. Nettes Stück, schöne Farbe, gute Form; was wird drin sein?

Drin lag eine Rolle; er öffnete sie und fand das Wort: Für meinen Spitzbuben von Neffen, und ein dickes englisches Wertpapier. Ferner gab es Sparbüchsen mit Gulden gefüllt und andre voll Zwanzig-Centimesstücken, die sorgfältig in Rollen gefaßt waren. Er zerbrach alles und stellte ein Inventar auf. Hinter einem Henkelkrug, wo er gerade eine gedruckte Adresse: van Speeterskerke, Antiquar, Tabakexport, Hooghstraat, Borensburg, gefunden hatte, entdeckte er eine kleine Statuette, die sehr hübsch im Ton und überhaupt was feines war. Die unschuldigen Augen und das Flachshaar der kleinen Person, das war alles so rein und fein und nett und lieb, daß er gleich ganz Bewunderung war. Oh die kleine hübsche Puppe! Kannst Du sprechen?

Ja, mein Herr, antwortete die Puppe.

Und wer bist Du?

Ich kann es Ihnen nicht sagen, mein Herr!

Und wenn ich Dich zerbräche, um nachzusehen?

Zerbrechen Sie mich, wenn Sie wollen, mein Herr, aber kann nichts sagen.

Nun, was soll ich da machen. Aber, Du kleines eigen-

sinniges Dingschen, Du beschränktes Figürchen, Du, sei nur ganz ruhig, ich will Dir nichts thun.

Ich kann nichts sagen, mein Herr, beharrte die Puppe.

Ich müßte Dich für Deinen Eigensinn eigentlich zerbrechen, Fräulein Puppe, aber Du bist zu hübsch. Sie, Onkel, hat mein Gewissen gut gehandelt, indem es diesen Gegenstand nicht auch kaputt machte?

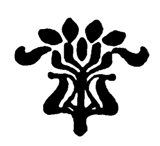
Keine Antwort.

Nun, sagte Cyprian, versuchen wir zu schlafen, vielleicht träumt mir mein Gewissen was Gewisses vor.

Und während des Schlafs sah Cyprian mit den Augen des Traums Herrn Jakob van Turlure, wie er dicht bei seinem Bett saß und eine lange Pfeife mit weißem wappenlosen Kopfe rauchte. Mit dumpf sich überstürzenden Traumreden beschwor er den Onkel, ihm einige Enthüllungen und Fingerzeige und Winke, einen Ausgangspunkt zu geben.

Ein kleiner Götze mit blauen blanken Augen und Flachshaar betrachtete ihn ironisch und platzte vor Lachen heraus.

Was, sprach Cyprian zu sich, Du willst Dich also auch noch mausig machen, Du Puppe, Du? Na wart, Schatz, Du bist nicht die Einzige Deiner Art, ich werde Dir Bescheidenheit beibringen, indem ich andre schönere Figürchen neben Dich setze. Dir soll es vergehen, mit mir zu spielen.....



❧ Als der Morgen kam und seine Lichtkronen über den Garten schlang, stand Cyprian mit einem bösen Kopfweh auf. Die Porzellantrümmer lagen zerstreut auf der Erde um ihn herum.

❧ Aha, ohne Frage, ich habe geträumt.

❧ Er ging zur Schublade, wo er die Säulchen von Goldstücken, Banknoten, 20-Ctms.-Stücken und das Rentenpapier aufgestapelt hatte: Na? Nichts? — Nichts! Da haben wir's, sagte er zu sich, der Reichtum bekommt meinem Gewissen nicht, er macht es mir von Grund aus bewußtlos. Ich habe alles zerbrochen. Ich bin doch ein rechter Narr! Wo ist die kleine Figur?

❧ Da, war es ein Sonnenstrahl, der sich amüsierte, war's noch ein Phantom — es schien Cyprian, als ob das Figürchen lachte. Er stürzte darauf zu—: Gott, wie dumm bin ich, ein Glanz auf dem Email. Aber die Statuette ist hübsch, ich werde ihr einen guten Platz auf der Etagere geben.

❧ Er ergriff den König von Spanien, stopfte ihn und ging hinaus, nach dem Hotel zur Tulpe, um sich von seinen aufregenden Empfindungen durch ein gutes Frühstück zu erholen. Er setzte sich und griff mit der Hand mechanisch nach dem Journal, ohne zu bedenken, daß es ein holländisches war, worüber er von neuem mit der Bemerkung quittierte: Was für ein Schafskopf ich bin!

❧ Mein Herr, sagte eine Stimme neben ihm; wie haben Sie geschlafen? Wenn Sie das Journal nicht lesen, so geben Sie es mir bitte für einen Augenblick. Es war Herr van Speeterskerke in eigener Person.


FV

— Ja ja, Herr Barballe, ich bin hier geblieben, ich habe hier geschlafen diese Nacht. Ich habe auch Ihren Onkel gesehen.
— Was? Ein Rendezvous mit meinem Onkel?
— Mit Ihrem Onkel! Er ist gekommen, seine Pfeife am Fuße meines Betts zu rauchen.
— Bitte recht sehr Herr van Speeterskerke, das war am Fuße meines Bettes!
— Wie? Er hat Ihnen diese große Gunst erwiesen?
— D. h. ich glaube, ich habe geträumt und Sie auch!
— Oh nein, mein Herr, das war vielmehr einer der häufigen Fälle von doppelter Reincarnation. Machen Sie nur nicht so dicke Augen und halten Sie mich bitte nicht für einen simpeln Kaufmann. Bitte, ich bin Kommandeur der Rosenkreuzer, und Ihr Onkel, der Tempelherr war, hielt was auf mich.
— Wenn Barballe kein logisch und kühl denkender Mensch gewesen wäre, sein Verstandeskasten hätte geschwankt; er hätte vielleicht von Tempeln, Minaretten, Märchenwäldern und sprechenden Vögeln geträumt; aber so, als Mann des bald zwanzigsten Jahrhunderts, erinnerte er sich der verschwundenen Geldrollen und schaute Herrn van Speeterskerke mit mitfühlender Sanftmut an.
— Lassen Sie sich aber ja nicht durch die Ehren, mit denen Sie mich jetzt bekleidet wissen, hindern, mich auch wieder als Kaufmann anzusehen, Herr Barballe, wenn Sie das Vertrauen, das Ihr Onkel mir bewiesen, auf mich übertragen wollen, soweit . . .
— Warten Sie, warten Sie, rief Barballe und lief wie ein Besessener nach seinem Hause. Er sah hier seine Dienerin,

auf ihren Besen gestützt, wie sie mit strenger, ernster Miene, eine wahre Sybille der Ordnungsliebe, die Porzellantrümmer betrachtete. Aber ohne auf diesen Ausdruck richterlichen Unwillens zu achten, ohne ein Gefühl für diese tadelnden Blicke, die abwechselnd Barballe und die Flüssigkeitsgemäße auf dem Tisch streiften, ergriff er die Statuette, steckte sie in die Tasche, und in drei Sätzen war er wieder in der Tulpe.

« Herr van Speeterskerke, was ist das hier? können Sie mir eine andere genau gleiche verschaffen, oder mehrere andere?

« Ich habe eine, sagte Herr van Speeterskerke.

« Wollen Sie sie mir schicken? Wieviel kostet sie!

« Na, na, sagte Herr van Speeterskerke, ich habe nicht grade Lust, mich davon zu trennen.

« Oh, aber ich bitte Sie darum.

« Das ist für mich noch kein Grund.

« Ich werde sie Ihnen gut bezahlen.

« Herr van Speeterskerke gluckste; er begann vor Lachen zu weinen; der Inhalt seiner Tasse mit Milchkaffee, die er zwischen den Fingern hielt, schwappte über, und ein großer Teil davon floß in die Weste.

« Oh, wie schade, sagte mit dem größten Ernst Cyprian.

« Herr Cyprian, sagte Herr van Speeterskerke, nachdem er sich wieder gesammelt hatte, ich werde mit dem Zollschiff abreisen, dann mit einem großen Dampfer fahren, dann eine kleine Eisenbahn und ein anderes Schiff benutzen — und dann werde ich in der Stadt Borensburg ankommen, wo ich mit meinem Laden, der der schönste und besuchteste der Stadt ist, vorteilhaft bekannt bin; machen Sie mir das Vergnügen,

mit mir zu reisen! Sie sehen mir ganz darnach aus, als ob Sie eine schlechte Nacht verbracht hätten. Na das kann weiter nicht überraschen bei dem Klimawechsel. Also, Sie werden zu mir kommen, wie Ihr Onkel, eine Flasche guten Burgunder trinken, wie Ihr Onkel, und wie Ihr Onkel, werden Sie meine Kunstgegenstände betrachten. Vielleicht ist eins dazwischen, das Ihnen gefällt; ich würde es Ihnen sehr gut verpackt schicken; die Verpackung meines Hauses schlägt jede Konkurrenz.

— Nun gut, ich bin bereit.

— So machen Sie sich denn fertig; wir haben drei Kilometer im Wagen zu fahren, und das Schiff geht in anderthalb Stunden.

— Dann haben wir also sechsmal Zeit.

— In Paris vielleicht, hier gehts schon ein bischen langsamer.

— Dann laufen die Pferde bei Ihnen nicht.

— Oh doch, aber wie gesagt ein bischen langsamer.

— Ich will mich nur umziehen und etwas stadtfähig machen.

— Das ist nicht der Mühe wert, reisen wir ab.

— Das dicke Pferd, das einen kleinen zweirädrigen Wagen zog, vertiefte sich in die gelben Sandwindungen des Weges. Und nun kamen Mühlen, Wiesen, kleine Bauernhöfe, Häuschen, und vor jedem stand ein biederer Mann, der seine Pfeife rauchte und seine Mütze abnahm, indem er Guten Tag Herr van Speeterskerke sagte, und Herr van Speeterskerke sagte zu seinem Begleiter:

— Herr Barballe, glauben Sie an die göttliche Vorsicht?

— Nicht daß ich wüßte, sagte Barballe.

— Thun Sie es lieber!

— Vorsicht, Steingut, murmelte Barballe.

— Steingut, wieso? Aber gewißlich giebt es auch eine Vorsehung speziell für Steingut, wie für Porzellan, wie für alles; es giebt unendlich viel Vorsehungen, die übrigens nur die Wiederspiegelungen der weisen Seelen vergangener Zeiten sind. Es giebt viel mehr Vorsehungen, als man glaubt.

— Ach nein? sagte Barballe.

— Sie glauben nicht, Herr Barballe, wie Ihr Onkel beredt war, wenn er von der Vorsehung sprach: das war das A und O all seiner Sorgen. Er beschäftigte sich auch nur deshalb nicht viel mit Ihnen, weil er sich auf Ihre eigene Vorsehung verließ. Das hielt ihn jedoch durchaus nicht ab, Sie sehr zu lieben.

— Na, davon habe ich in meiner Jugend nicht gerade viel bemerkt.

— Aber jetzt.

— Na ja, jetzt hat er ja an mich gedacht, wies scheint, aber immerhin hat er doch der Vorsehung von Mme Barbe van Turlure mehr Vergnügen bereitet, als der meinigen.

— Glauben Sie mir, sagte Herr van Speeterskerke, Sie haben das bessre Teil.

— Oh, ich bin damit zufrieden, das Haus ist solide.

— Sehr richtig, Herr Barballe.

— Aber ich glaube, daß ich mit meinen Renten ein bischen knapp sein werde.

— Wer weiß, Herr Barballe.

— So plauderten sie gemütlich miteinander, fuhren an kleinen Silberweiden entlang und kreuzten enorme weiß und rot bemalte Kremser.

Sie würden gern im Lande bleiben, Herr Barballe?

Oh ja.

Sie haben Recht, Sie thun mir wohl mit diesem Wort.

Und warum? Herr van Speeterskerke?

Nun, ich freue mich, daß ein Sammler von altem Steingut, wie Sie es sein werden, sich hier festsetzt. Blos um eine andre unglückliche kleine Statuette mitzunehmen, laufen Sie Gefahr, die eine zu zerbrechen. Sehen Sie, nur die belanglosen Liebhaber ohne Bildung und Wissen glauben, daß die Fayencen oder Porzellane so ungestraft reisen können. Ihr Onkel wußte sehr wohl, daß sie sich nicht leicht akklimatisieren. Beobachten Sie nur, wie die Chinesen und Japaner eingehen, sobald sie für den Export auf eine Vase geklebt werden: sie verkümmern direkt.

Sie glauben also, daß das chinesische und japanesische Vasen sind?

Warum sollte ich etwas andres als die Wahrheit glauben?

Barballe begann zu träumen, und Herr van Speeterskerke respektierte seine Träumerei.

Sie kamen in Borensburg an. Van Speeterskerke trat in sein Magazin ein, zog Barballe in ein Empfangszimmer, ließ ihn Platz nehmen und läutete. Eine Dienerin erschien. Pomard, sagte van Speeterskerke vernehmlich, und der Pomard kam in Begleitung zweier Gläser, und Herr van Speeterskerke sagte: Trinken wir zuerst auf die Gesundheit des Herrn van Turlure. Er klingelte wieder: Rufen Sie Madame, bitte. Mme van Speeterskerke eilte herbei und empfing

Barballe mit freundlichem Lächeln: Ah, Herr Barballe, ja, wie haben wir Sie erwartet!

— Noch ein Glas Wein, Herr Barballe?

— Nein, danke, Herr van Speeterskerke, ich möchte lieber die Statuette sehen.

— Richtig, ich dachte nicht mehr daran, sehen wir zu! Wie ist die Ihrige?

— Aber ich habe sie Ihnen vor einem Moment gegeben.

— Aber nein doch!

— Gewiß!

— Hast Du die kleine Statuette des Herrn Barballe gesehen? rief der Kaufmann seine Frau an.

— Sie ist hier im Empfangszimmer.

— Gehn Sie, suchen Sie sie, mein Freund, sagte Herr van Speeterskerke, und Barballe stürzte davon, blieb aber wie erstarrt beim Anblick einer anmutigen jungen Dame stehen, die am Tische des Empfangszimmers, aus dem er soeben herausgekommen war, nähte.

— Und Herr van Speeterskerke, der hinter ihm stand, sagte zu ihm mit leiser Stimme: Na, wer hätte geglaubt, daß der alte van Speeterskerke so eine hübsche Tochter hätte wie die da? Annette, ich stelle Dir Herrn Barballe vor, den Neffen des Herrn van Turlure. Geh, mein Kind, wir haben zu sprechen.

— Schön, Papa.

— Also denn! sagte Herr van Speeterskerke.

— Also denn? sagte Barballe.

— Setzen Sie sich an diesen Tisch, mein Kind, breiten Sie

Ihre Finger aus, still, fromm; rufen Sie die Seele Ihres Onkels an! Bist Du da, van Turlure, Jakob van Turlure, glücklicher van Turlure; kannst Du über einige Minuten verfügen? Bist Du da, van Turlure?

Der Tisch schwankt, klopft: ja.

Bist Du mit dem Gang der Dinge zufrieden, van Turlure?

Ja.

Hast Du Deinem Neffen, der hier ist, nichts zu sagen?

Doch.

Was denn? Sprich!

Sprechen Sie, Onkel, was sagen Sie?

Flöte!

Flöte? wiederholte Cyprian.

Ihr Onkel ist ein Sonderling, aber von den besten Absichten. Ich kenne sie und weiß, was er will. Das ist es!

Wollen Sie Frl. Annette van Speeterskerke heiraten und meine Geschäfte übernehmen? Das war der Wunsch Ihres Onkels. Wollen Sie ihn nochmal fragen?

Ja. Van Turlure, Onkel! ... Uebrigens habe ich nicht nötig, ihn darum zu fragen; ich bin majorenn und Herr meiner Handlungen. Und so bitte ich Sie denn um die Hand von Frl. Annette.

Der Tisch fing an mit Heftigkeit zu krachen.

Was hast Du, van Turlure, aufgeregte Seele? Sprich, alter Freund, was willst Du?

Sage meinem Neffen, er soll zuhören.

Gut, ich höre zu, Onkel, was wollen Sie, sagen Sie!

F-l-ö-t-e, Flöte, das ist's!!

— Der Tisch begann wieder zu knacken.

— Und Flöte und nochmal Flöte.

— Ach, ich habe genug davon, sagte Barballe.

— Hören Sie, der Tisch knackt immer noch!

— Der Tisch sagte: Van Speeterskerke, sag meinem Neffen, daß ich jetzt, wo er wohlgeborgen ist, ihn bitte, so wenig wie möglich an mich zu denken; das würde meine Verdauung stören. Auf Wiedersehen in der Ewigkeit.

— Und mir, sagte van Speeterskerke, hast Du nichts mehr zu sagen?

— Absolut nichts. Störe mich gefälligst nicht weiter.

— Gut, sagte van Speeterskerke, er wird sich schon anders besinnen; heute Abend noch wird er kommen und an meinem Tisch seine Pfeife rauchen. Nun, nach seiner Laune.

— Am Abend desselbigen Tages aber sagte Annette zu Herrn Barballe: Werden Sie mich immer ebensosehr lieben, werden Sie mich immer ebenso hübsch finden, wie da ich in Porzellan war?

— Sie sind also in Porzellan gewesen?

— Wissen Sie es nicht?

— Ich glaubte es geträumt zu haben.

— Vielleicht wars bei mir auch bloß ein Traum.

— Kleine, Süße, Zarte, Zerbrechliche!

— Nun aber, Herr Barballe, rief fröhlich Herr van Speeterskerke, ist es spät und Annette hat genug geschwätzt. Kommen Sie, trinken Sie ein Glas Wein, mein Schwiegersohn. Ich habe keinen Pomard mehr, aber noch einen Tropfen Clos-Vougeot, der ist eben so gut.

— Nicht wahr, van Turlure? sagte van Speeterskerke, indem er sich an die sprechende Tafel wandte.
— Absolut! erwiderte diese.



Helle.

Graue Tage, wo die Sonne
sich wie eine blasse Nonne
hat gebärdet, sind nun hin.
Blauer Tag steht blau da oben,
eine Welt ist frei erhoben,
Sonn und Sterne blitzen drin.

Alles das begab sich stille,
ohne Lärm, als großer Wille,
der nicht Federlesens macht.
Lächelnd öffnet sich das Wunder;
nicht Raketen und nicht Zunder
braucht's dazu, nur klare Nacht.

Robert Walser.

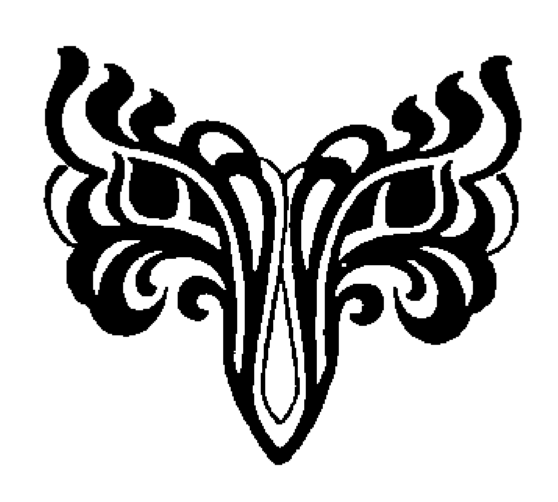
Spaziergang.

Die Sonne steht schon tief, wir scheiden bald.
Leis sprüht der Regen. Horch! Die Meise klagt.
Wie dunkel und verschwiegen ist der Wald!
Du hast das tiefste Wort mir nicht gesagt.

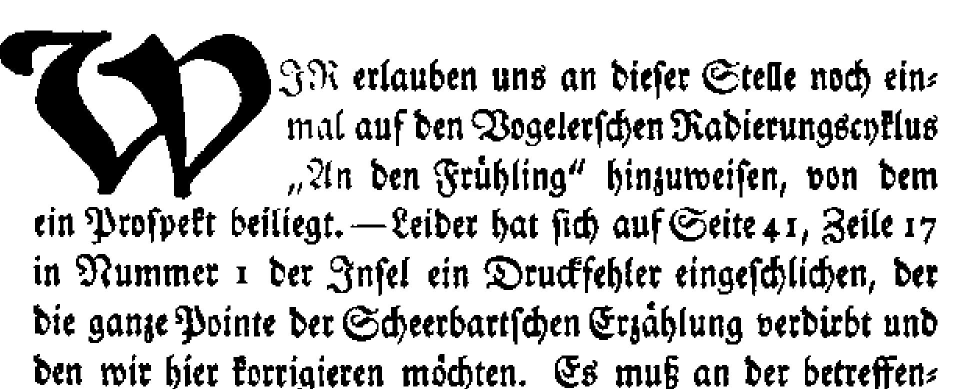
Zwei helle Birken an der Waldeswand.
Ein Spinngewebe zwischen beiden, sieh!
Wie ist es zart von Stamm zu Stamm gespannt!
Was uns zu tiefst bewegt, wir sagen's nie.

Fühlst du den Hauch? Ein Zittern auf dem Grund
Des Sees. Die glatte Oberfläche bebt.
Wie Schatten weht es auch um unsern Mund —
Wir haben wahrhaft nur im Traum gelebt.

Hedwig Lachmann.



Anmerkungen.



WIR erlauben uns an dieser Stelle noch einmal auf den Vogelerschen Radierungscyklus „An den Frühling" hinzuweisen, von dem ein Prospekt beiliegt. — Leider hat sich auf Seite 41, Zeile 17 in Nummer 1 der Insel ein Druckfehler eingeschlichen, der die ganze Pointe der Scheerbartschen Erzählung verdirbt und den wir hier korrigieren möchten. Es muß an der betreffenden Stelle heißen: „man muß immer nur verliebt thun". Nicht: „man muß nicht immer nur verliebt thun".

Mit dem Leben. Neue Gedichte von Gustav Falke. (Bei A. Jannsen in Hamburg.)

In dem neuen Gedichtbuch Falkes finden sich neben einer geringen Anzahl von minderwertigeren Erzeugnissen, die wir vielleicht nicht ungerechter Weise einer gewissen Ueberproduktion zuschreiben, eine große Menge geradezu wundervoller Gedichte. Besonders in dem letzten Teil, dem Cyklus von Liebesliedern, die so fromm und tief empfunden, so voll Zärtlichkeit und Inbrunst, so einfältig sind, wie es modernen Gedichten nur zu selten eigen ist.

In diesen wundervollen Schöpfungen zeigt die lyrische Kunst Falkes die ganze Schönheit der Reife. Seine ruhige Beherrschung der sprachlichen Mittel, sein Reichtum an schönen und ausdrucksvollen Bildern, die Zartheit und Vornehmheit seiner Empfindungen und die unter den lebenden

Dichtern wohl nur ihm eigene Art der Beschaulichkeit, sie alle kommen auch in diesem Buch zum liebenswürdigsten Ausdruck, in Einzelheiten womöglich noch gereift und gereinigt.

Möge es uns hier gestattet sein einige allgemeinere Bemerkungen anzufügen, die auch auf die früheren Gedicht-Werke Falkes Bezug nehmen.

Im Besitz dessen, was man gemeinhin eine große Persönlichkeit nennt, ist Falke wohl kaum; wenigstens erhebt er sich da, wo er über ein gewisses Maß hinaus Unerhörtes und Ungewöhnliches darstellen möchte, nur selten über die Mittelmäßigkeit so vieler unter den heutigen dilettantisierenden Lyrikern, die da glauben nicht ohne Zarathustra-Gedanken und andere Pompositäten auskommen zu können, und so mit einem gedanklichen und sprachlichen Apparat arbeiten, den sie sich ohne Verständnis und Geschmack angeeignet haben, und den sie nicht recht zu gebrauchen wissen. Wo er dagegen Empfindungen ausdrückt, die mehr in seinem eigentlichen Wesen begründet sind, und die sich nicht zu weit von dem entfernen, was als Allgemeingut einer gesunden und ausgebildeten Empfindungsweise anzusehen ist, erreicht er mit seinen Gedichten das Höchste, das einem lyrischen Dichter zu erreichen möglich ist: die persönlichst ausgesprochenen Gefühle erhalten durch die einfache und vollendete Kunstform, in der sie zum Ausdruck kommen, einen allgemeinen und typischen Wert, indem sie bei allen Lesern und Hörern verwandte Sensationen aufregen.

Wir brauchen wohl kaum ein Wort darüber zu verlieren, daß auch die Falkesche Lyrik in gutem Sinne von den glänzenden Ueberlieferungen unserer vergangenen Litteraturepochen

nicht unbeeinflußt geblieben ist. Denn wem unter den wirklich Gebildeten wäre es heute nicht klar, daß das viele Geschrei der achtziger Jahre um die „Neutöner" und die „Modernen" eben zum größeren Teil nur Geschrei gewesen ist? — Mit dem verrotteten und überwundenen Epigonismus der siebziger Jahre aber hat seine Kunst selbstverständlich nicht das geringste gemein; und wir würden dem Dichter für den Fall, daß Mißverständnis oder Uebelwollen versuchen sollten ihm einen derartigen Tadel aufzumutzen, das sichere Gefühl davon wünschen, daß unter den wirklich urteilsfähigen Freunden unserer neueren Litteratur wohl keiner ist, der seine Kunst nicht zu verehren wüßte.

Wir möchten noch ein Wort über die Ausstattung seines neuen Buches verlieren. Auf Titel und Umschlag steht groß und pompös verzeichnet: Mit Umschlag- und Buchschmuckzeichnung von Arthur Illies, Hamburg. Nun möchten wir, die wir uns auch als gänzliche Anfänger und Taster in Bezug auf die Buchausstattung fühlen, uns nicht gern in den Ruf des Pharisäismus bringen, aber bei einer Leistung wie der des Herrn Illies scheint es uns doch geboten Front zu machen. Der einzige Vorzug seines Buchschmucks ist der, daß er fast gar nicht vorhanden ist. Wenn man Glück hat, trifft man beim dritten Durchblättern des Buchs auf drei oder vier erbärmlich gezeichnete Schattenrisse und Fragmente von Blümchen, die in ihrer Unbeholfenheit an die Klecksographien Justinus Kerners erinnern, und die zwei oder drei sehr schöne Gedichte so verunzieren, daß man erst ungestörten Genuß von ihnen haben kann, wenn man sie auswen-

dig weiß. Auf den Menus eines vorgeschrittenen und im „Jugendstil" eingerichteten Restaurants würde man Puerilitäten wie die „Zierstücke" des Herrn Illies lächelnd verzeihen; aber mit der Prätention als Buchschmuck ernst genommen zu werden, sind sie unverzeihlich. Von einer sorgfältig gewählten Type, einer gefälligen Anordnung des Druckspiegels, einem schön gesetzten Titelblatt ist in diesem Buche ebensowenig zu spüren wie in irgend einer Dutzendbroschüre. Außerdem ist die Zusammenstellung der Farben von Umschlag, Vorsatzpapier und Schnitt die denkbar scheußlichste. Und schließlich: Welche Geschmacklosigkeit gab wem (dem Verfasser, Künstler, Verleger?) die Idee ein, das ganze Buch in dem unangenehmen braunen Ton drucken zu lassen?

Wir wünschen einem Buche von Falke für ein andres Mal eine würdigere Ausstattung und Herrn Illies, daß er sich die Sache recht gründlich überlegt, ehe er wieder ein Buch „schmückt". S.



Die Gesellschaft der Bibliophilen hat als erste Gabe für ihre Mitglieder eine getreue Reproduktion der Urschrift von Goethes Mitschuldigen veranstaltet und sich damit auf das Glücklichste eingeführt. Schon die Idee verdient Anerkennung. Für Bibliophilen ist das Buch selbst Stimmungsauslöser, ganz abgesehen vom Inhalte. Da muß denn eine solche Reproduktion eines Goetheschen Jugendwerkes, bei der

man vermeint, die Handschrift des jungen Goethe, dieselbe, die er seiner Friederike in Sesenheim geschenkt hat, selbst in der Hand zu haben, die beste Statt finden. — Bei dieser Gelegenheit soll es nicht unterlassen sein, darauf aufmerksam zu machen, daß der Beitritt zur Gesellschaft der Bibliophilen sich für jeden Bücherliebhaber dringend empfiehlt. O. J. B.



Blumenmärchen. Bilder, Text und Lithographie von Ernst Kreidolf. (Bei Piloty und Löhle in München.)

Ein reizendes Buch mit drolligen und graziösen, kinderhaft empfundenen Gedichten und bunten Lithographien, die in Zeichnung und Farbe fein und reizvoll sind.

Sein Wert ist am besten gekennzeichnet, wenn man hier zum erstenmale ein deutsches Kinderbuch künstlerisch mit den englischen von Kate Greenaway und Walter Crane zu vergleichen wagt. Wenn Kreidolfs Arbeiten auch diese Vorbilder hinsichtlich der geschlossenen dekorativen Wirkung nicht erreichen, so möchten wir dies doch nicht auf eine Unfähigkeit des Künstlers nach der Seite hin zurückführen, sondern mehr die gewisse Befangenheit darin erblicken, die Erstlingswerken meistens anhaftet. Wir empfehlen das Buch zu Weihnachten. A. W. H.



Die Karburg. Die Dekadenten. Die erlösende Wahrheit. Von Gerhard Ouckama. (Bei Piloty und Löhle in München.)

Mit den oben vermerkten drei Büchern hat ein junger deutsch-russischer Schriftsteller unter dem Pseudonym Gerhard Ouckama sich in die deutsche Litteratur eingeführt.

Sie sind in den letzten drei Jahren erschienen, und wenn wir an das Letzte, in diesem Jahre veröffentlichte, anknüpfen, so wird eine Besprechung hier wohl am Platze erscheinen, zumal da auch die beiden anderen Bücher noch verhältnismäßig wenig bekannt geblieben sind. Sie werden auch wohl kaum je über einen beschränkten Kreis von Litteraturfreunden hinaus wirksam werden; denn um das, was in ihnen an An- und Absichten zur Sprache kommt, verstehen zu können, muß man schon auf einer hohen Stufe intellektueller Kultur angelangt sein; und um das Formale der drei Romane würdigen zu können, muß man im Besitze eines gewissen beruhigten Geschmackes sein, der heute unter dem Wirrwarr von Kunstmeinungen und unter den Anstrengungen, mit denen Unkunst und Ungeschmack jeder Art sich auf die Sitze des litterarischen Areopages zu drängen versuchen, äußerst selten geworden ist.

Auf Einzelheiten näher einzugehen ist uns hier unmöglich. Am meisten interessierte uns die Art mit der der Verfasser versucht, etwa im Sinne der Goethe'schen Wahlverwandtschaften, in seinen Romanen der Hauptsache nach Probleme und Verwicklungen, die in dem Leben der Menschen von heute eine bedeutende Rolle spielen, rein kunstmäßig darzustellen,

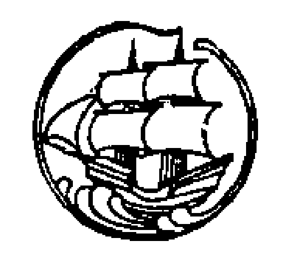
indem er aus dem Ineinanderwirken von Zufall und individueller Beschränktheit aller Art das Typische, Allgemeingültige, für immer Gehaltvolle gewinnen und in einer auch sprachlich vollkommen abgerundeten Form darstellen möchte.

Allerdings ist ihm dies weder im Ganzen noch in den Einzelheiten vollkommen gelungen. Die Absichten und der Geschmack sind in seinen Arbeiten überall vorzüglich, doch ist selbst die rein äußerliche Form an einigen Stellen nicht von starken Dilletantismen frei, und scheint überhaupt das Können des Dichters nicht immer zur Bewältigung der Aufgaben auszureichen, die er sich gestellt hat. Ihm fehlt die große plastische Kraft, die auch das eigentlich Unsagbare mit meisterhafter Gewalt zwingt offenbar zu werden und Gestalt anzunehmen. Wo er das Letzte und Höchste sagen will wird er unklar und verschwommen. Dabei hat er ein starkes Streben nach dem Erhabenen und Ahnungsvollen; und dies macht den soeben angedeuteten Mangel, dessen Wirkung sich natürlicherweise auch auf die Behandlung alltäglicher Situationen erstreckt, um so auffälliger. Müssen wir so unsere Anerkennung etwas einschränken, so müssen wir uns andrerseits daran erinnern, daß eine stilvolle, d. h. künstlerisch vollkommen befriedigende Bewältigung specifisch moderner Probleme ebensowenig der heutigen Dichtkunst möglich ist, wie etwa der heutigen Architektur. Wenn wir also diejenigen mit Interesse und Wertschätzung begrüßen, die mit Verzicht auf höchste künstlerische Vollendung sich um die Darstellung des specifisch modernen Lebens bemühen, so dürfen wir andrerseits denen unsere Achtung und unsern Dank nicht versagen,

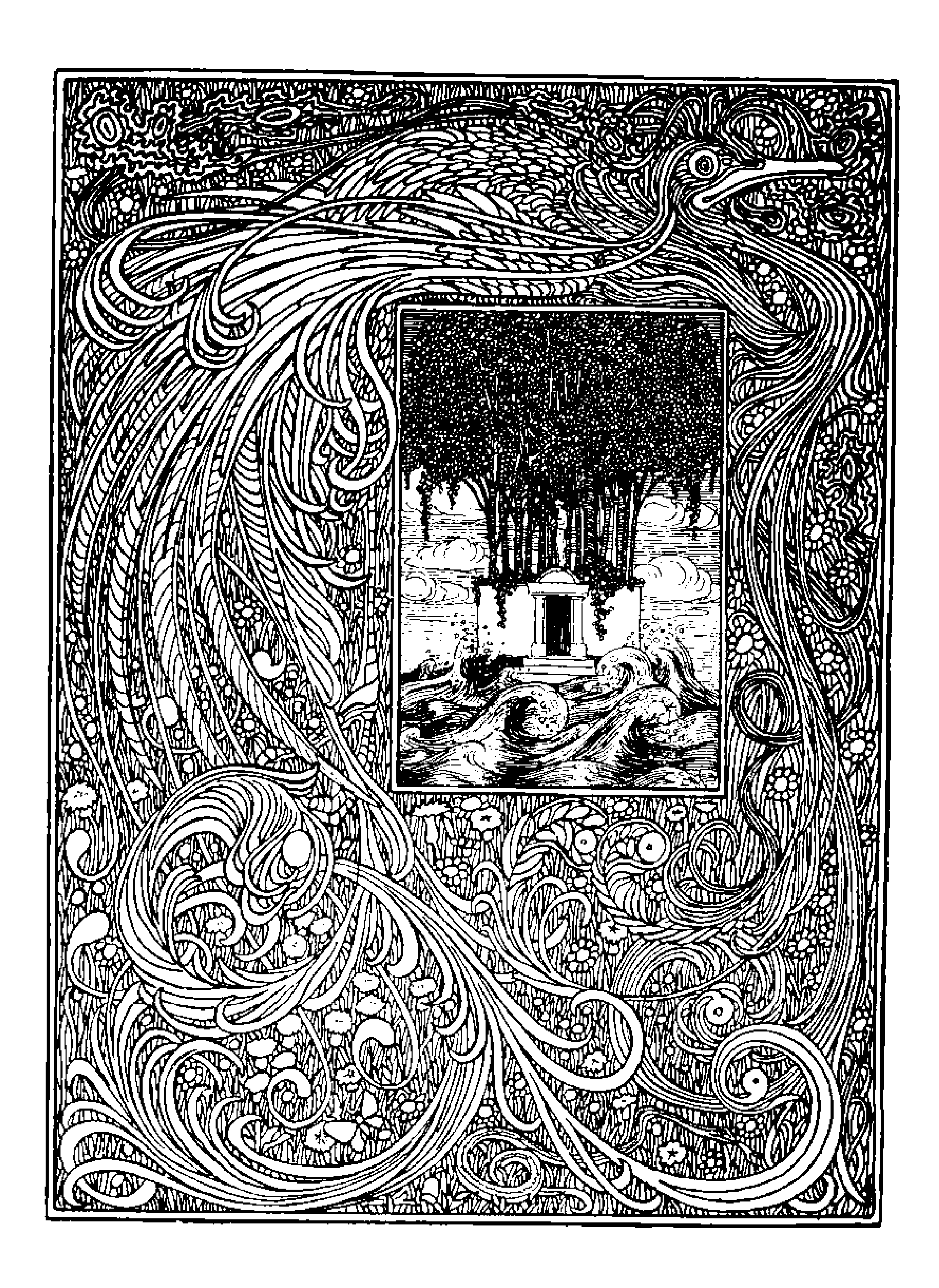
die mit einer gewissen aristokratischen Gesinnung von den schönen Ueberbleibseln einer vergangenen glänzenden Litteraturperiode möglichst viel durch die Gährung der Uebergangszeiten hindurch zu bewahren und zu retten suchen, und deren Lebenswerk es vielleicht ist — wenn auch nur mit schwachen Andeutungen — auf das hinzuweisen, was als innerstes Gesetz aller entwickelten Kunst, zu allen Zeiten nötig und eigentümlich gewesen ist: Klarheit und Ruhe. S.

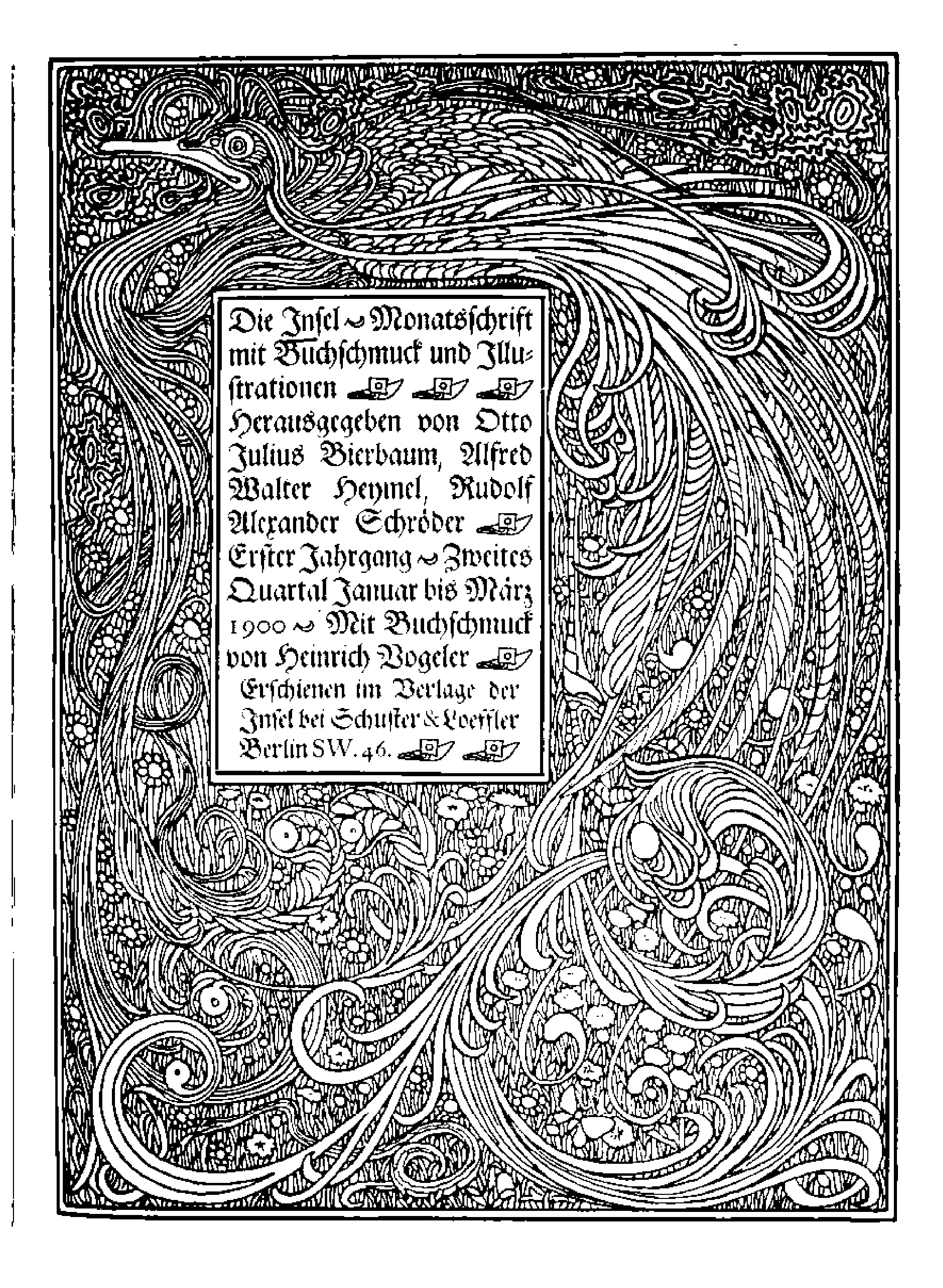


Die Insel. 1. Jahrgang. 1. Quartal. Nr. 3. Dezember 1899.
Verantwortlicher Redakteur: A. W. Heymel, München.



Die Insel, zweiter Band.




Die Insel ~ Monatsschrift
mit Buchschmuck und Illu-
strationen
Herausgegeben von Otto
Julius Bierbaum, Alfred
Walter Heymel, Rudolf
Alexander Schröder
Erster Jahrgang ~ Zweites
Quartal Januar bis März
1900 ~ Mit Buchschmuck
von Heinrich Vogeler
Erschienen im Verlage der
Insel bei Schuster & Loeffler
Berlin SW. 46.



Inhaltsverzeichnis.

Dramatische Werke.

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

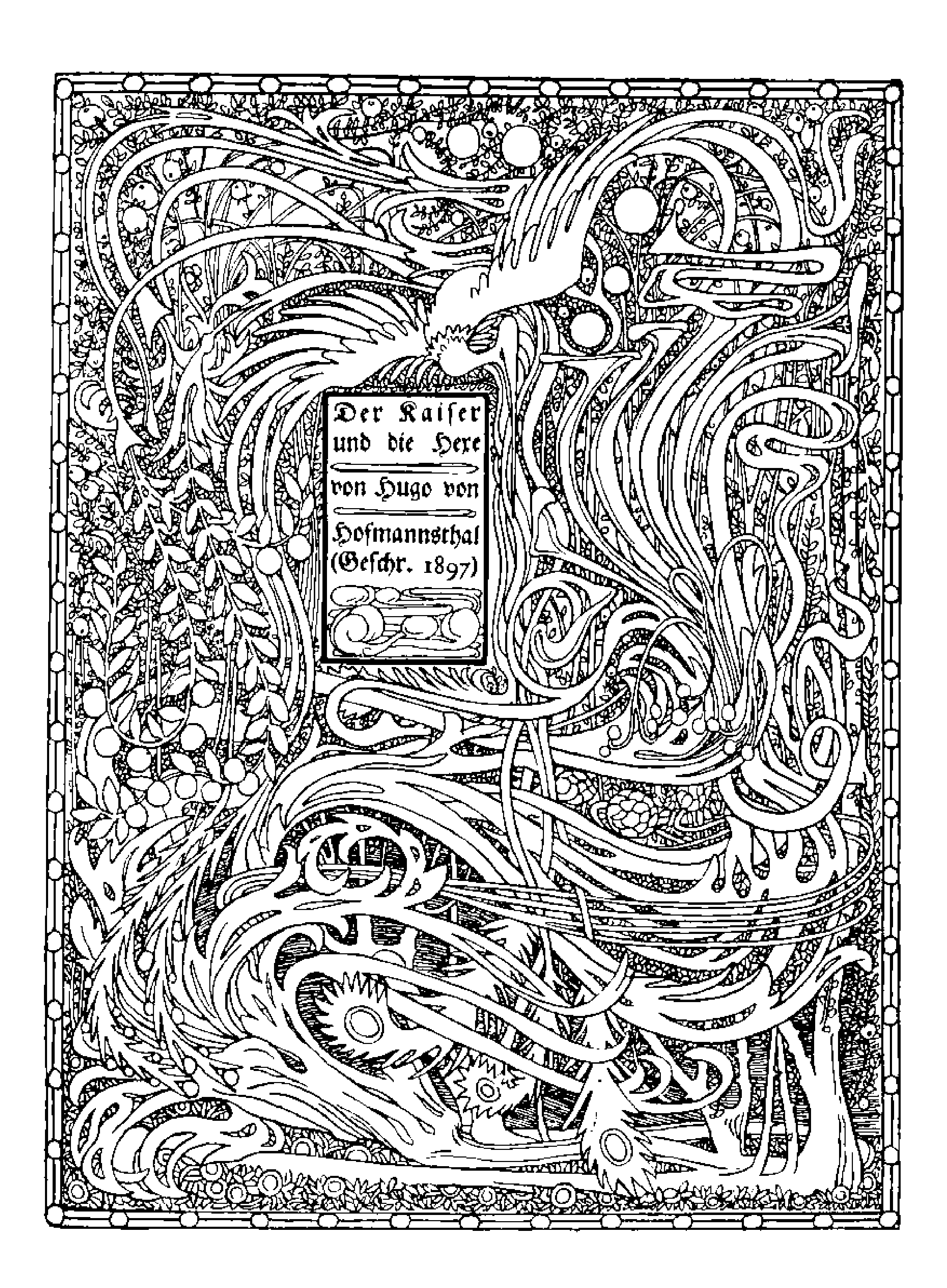
Lyrik und Spruchartiges.

Aufsätze, Abhandlungen.

Illustrative Beigaben.

Druckfehlerverzeichnis:

Auf Seite 71, Zeile 13 (von oben) muß es heißen 300000 Gäste n anstatt 300 000 Gärten.


Der Kaiser
und die Hexe
von Hugo von
Hofmannsthal
(Geschr. 1897)



Personen:

Der Kaiser Porphyrogenitus.
Die Hexe.
Tarquinius, ein Kämmerer.
Ein Verurteilter.
Ein armer Mensch.
Ein uralter Blinder.

Der oberste Kämmerer, der Großfalkonier, der Präfekt des Hauses und andere Hofleute. Ein Hauptmann. Soldaten.

Eine Lichtung inmitten der kaiserlichen Jagdwälder. Links eine Quelle. Rechts dichter Wald, ein Abhang, eine Höhle, deren Eingang Schlingpflanzen verhängen. Im Hintergrund das goldene Gitter des Fasanengeheges, dahinter ein Durchschlag, der hügelan führt.

Der Kaiser, tritt auf, einen grünen, goldgestickten Mantel um, den Jagdspieß in der Hand, den goldenen Reif im Haar:

Wohl, ich jage! ja, ich jage . . .
dort der Eber, aufgewühlt
schaukelt noch das Unterholz,
hier der Speer! Und hier der Jäger!

— er schaudert, läßt den Speer fallen,

Nein, ich bin das Wild, mich jagt es,
Hunde sind in meinem Rücken,

ihre Zähne mir im Fleisch,
mir im Hirn sind ihre Zähne.

Greift sich an den Kopf.

Hier ist einer, innen, einer,
unaufhörlich, eine Wunde,
wund vom immer gleichen Bild
ihrer offnen, weißen Arme . . .
und daneben, hart daneben,
das Gefühl von ihrem Lachen,
nicht der Klang, nur das Gefühl
wie ein lautlos warmes Rieseln . . .
Blut? . . . mein Blut ist voll von ihr!
alles: Hirn, Herz, Augen, Ohren!
in der Luft, an allen Bäumen
klebt ihr Glanz, ich muß ihn atmen:
ich will los! die Ohren hab ich
angefüllt mit Lärm der Hunde,
meine Augen bohr' ich fest
in das Wild, ich will nichts spüren
als das Keuchen, als das Flüchten
dieser Rehe, dieser Vögel,
und ein totenhafter Schlaf
soll mir nachts mit Blei versiegeln
diese Welt . . . doch innen, innen
ist die Thür, die nichts verriegelt!
Keine Nacht mehr! Diese Nächte
brechen, was die Tage schwuren.

Er rüttelt sich an der Brust.

Steh! es wird ja keine kommen,
sieben sind hinab, vorbei . . .
Sieben? jetzt, nur jetzt nichts denken!
alles schwindelnd, alles schwank,
jagen und nur immer jagen,
nur bis diese Sonne sank
diesen Taumel noch ertragen!
Trinken hier, doch nicht besinnen.

Die Hexe, jung und schön, in einem durchsichtigen Gewand mit offenem Haar, steht hinter ihm:

Nicht besinnen? nicht auf mich?
nicht auf uns? nicht auf die Nächte?
auf die Lippen nicht? die Arme?
auf mein Lachen, auf mein Haar?
nicht besinnen auf was war?
und auf was, einmal verloren,
keine Reue wiederbringt . . . .?

Der Kaiser:

Heute, heute ist ein Ende:
ich will Dir's entgegenschreien:
sieben Jahre war ich Dein,
war ein Kind, als es begann,
end' es nun, da ich ein Mann!
Wußtest Du nie, daß ich's wußte,
welches Mittel mir gegeben
abzureißen meinem Leben

die Umklamm'rung Deiner Arme
sichrer als mit einem Messer?

verwirrt.

sieh mich nicht so an . . . ich weiß nicht,
Du und ich, . . . wie kommt das her?
alles dreht sich, alles leer!

Sich ermannend.

Wußtest Du nie, daß ich's wußte?
immerhin . . . ich will nicht denken,
welch verschlung'nen Weg dies ging
fürchterlich wie alles andre . . .
ich steh hier: dies ist das Innre
eines Labyrinths, gleichviel
wo ich kam, ich weiß den Weg,
der hinaus ins Freie! Freie —

er stockt einen Moment unter ihrem Blick; dann plötzlich sehr laut:

sieben Tage, wenn ich Dich
nicht berührt! dies ist der letzte!
Diese Sonne, dort im Wipfel
hängt sie, wie ein goldnes Ei,
nur so wenig muß sie fallen,
nur vom Wipfel bis zum Boden,
und hinab in ihren Abgrund
reißt sie Dich und ich bleib hier!
sieben Tag und sieben Nächte
hab ich Deinen Leib nicht anders

als im Traum berührt — der Traum
und der Wahnsinn wacher Träume
steht nicht in dem Pakt! — mit Händen
und mit Lippen nicht den Leib,
nicht die Spitzen Deiner Haare
hab ich angerührt in sieben
Tag- und Nächten — Traum ist nichts! —
Wenn die Sonne sinkt, zerfällst Du:
Kröte! Asche! Diese Augen
werden Schlamm, Staub wird Dein Haar
und ich bleibe, der ich war.

Die Hexe, sanft:

Ist mein Haar Dir so verhaßt,
hast doch in das End' davon
mit den Lippen einen Knoten
drein geknüpft, wenn wir dort lagen,
Mund auf Mund und Leib auf Leib
und ein Atemholen beide
hob und senkte, und der Wind
über uns im Dunkel wühlte
in den Bäumen.

Der Kaiser:

Enden, enden,
will ich dieses Teufelsblendwerk!

Die Hexe:

Wenn Du aufwachst in der Nacht
und vor Dir das große schwere

Dunkel ist, der tiefe Schacht,
den kein Schrei durchläuft, aus dem
keine Sehnsucht mich emporzieht
wenn Du Deine leeren Hände
hinhältst, daß ich aus der Luft
niederflieg an Deine Brust,
wenn Du Deine Hände bebend
hinhältst, meine beiden Füße
aufzufangen, meine nackten
Füße, schimmernder und weicher
als der Hermelin, und nichts
schwingt sich aus der Luft hernieder
und die beiden Hände beben
leer und frierend? nicht die goldne
Weltenkugel Deines Reiches
kann sie füllen, nicht die Welt
füllt den Raum, den meine beiden
nackten Füße schimmernd füllten?

Der Kaiser:

Welch ein Ding ist diese Welt!
Sterne, Länder, Menschen, Bäume:
ein Blutstropfen schwemmt es fort!

Die Hexe:

Jeden Vorhang hebst Du auf,
windest Dich in den Gebüschen,
streckst die Arme in die Luft

und ich komm nie mehr! Die Stunden
schleppen hin! die Tage leer
leer die Nächte! und den Dingen
ihre Flammen ausgerissen,
jede Zeit und jeder Ort
tot, das Glühen alles fort —

Der Kaiser, die Hand vor den Augen:

Muß ich denn allein hier stehen!
Gottes Tod! ich bin der Kaiser
meine Kämm'rer will ich haben
meine Wachen, Menschen, Menschen!

Die Hexe:

Brauchst die Wachen, Dich zu schützen,
armer Kaiser, vor Dir selber?
Droh ich Dir, rühr' ich Dich an?
Nein, ich gehe, und wer will
kommt mir nach und wird mich finden.
Armer Kaiser!

Sie biegt die Büsche auseinander und verschwindet.

Der Kaiser:

Nicht dies Lachen!
Einmal hat sie so gelacht ...
was dann kam, ich will's nicht denken!
Hexe, Hexe, Teufelsbuhle
steh! ich will Dich seh'n, ich will nicht

steh'n wie damals vor dem Vorhang.
Gottes Tod, ich will's nicht denken!
Faune, ekelhafte Faune
küssen sie! die weißen Hände
toter, aus dem Grab gelockter
Heiden sind auf ihr, des Paris
Arme halten sie umwunden:
ich ertrag es nicht, ich reiße
sie hinweg!

Tarquinius, aus dem Hintergrunde rechts auftretend:
Mein hoher Herr!

Der Kaiser:
Was? und was? wer schickt Dich her?

Tarquinius:
Herr, es war, als ob Du riefest
nach den Kämm'rern, dem Gefolge.

Der Kaiser, nach einer langen Stille:
Rief ich und Du hörtest,- gut.

Er hört ins Gebüsch:
Hier ist alles still, nicht wahr?

Tarquinius:
Herr, die Jagd zog dort hinunter,
jenseits des Fasangeheges.

Der Kaiser:

Laß die Jagd! Du hörst hier nichts?
nichts von Flüstern, nichts von Lachen?
wie?

in Gedanken verloren, plötzlich:

Abblasen laß die Jagd!
Ich will meinen Hof um mich:
meine Frau, die Kaiserin,
soll hierher, mein Kind soll her
um mich her mein ganzer Hof,
ringsum sollen Wachen stehen,
und so will ich liegen, liegen
auf den Knien die heilige Fahne,
zugedeckt, so will ich warten
bis die Sonne ... wohin gehst Du?

Tarquinius:

Herr, zu thun, was Du befahlst,
Deinen Hof hierher zu rufen.

Der Kaiser, halblaut:

Wenn sie kommt vor meinen Hof,
sich zu mir hinschleicht und flüstert
und die Scham hält mich, ich muß
ihren Atem fühlen, dann
wird es stärker sein als ich!
Bleib bei mir, es kommen andre.
Du bleib da. Ich will mit Dir
reden, bis die andern kommen.

Er geht auf und ab, bleibt schließlich dicht vor dem Kämmerer stehen:

Bist der jüngste von den Kämm'rern?

Tarquinius, auf ein Knie gesunken:

Nicht zu jung, für Dich zu sterben,
wenn mein Blut Dir dienen kann!

Der Kaiser:

Heiß'st?

Tarquinius:

Tarquinius Morandin.

Der Kaiser, streng:

Niemands Blut kann niemand dienen,
es sei denn sein eignes.

Tarquinius:

Herr,
zürn' mir nicht, die Lippen brennen
einmal Dir's herauszusagen.

Der Kaiser:

Was?

Tarquinius, steht verwirrt.

Der Kaiser, gütig:

Nun was?

Tarquinius:

Gnädiger Herr,
daß ich fühle, wie Du gut bist
so mit Hoheit und mit Güte
wie ein Stern mit Licht beladen.

Der Kaiser:

Kämmerer, Du bist ein Kind —
wenn Du nicht ein Schmeichler bist!
Junge Menschen sind nicht gut,
und ob älter auch wie Du
bin ich jung. Nimm Dich in Acht:
ich weiß nichts von Dir, weiß nicht
wie Du lebst, nur Seele seh ich,
die sich so aus Deinen Augen
lehnt wie aus dem Kerkerfenster
ein Gefang'ner nach der Sonne:
nimm Du Dich in Acht, das Leben
hat die rätselhafte Kraft,
irgend wie von einem Punkt aus
diesen ganzen Glanz der Jugend
zu zerstören, blinden Rost
auszustreu'n auf diesen Spiegel
Gottes . . . wie das alles kommt?

Halb für sich:

Anfangs ist's in einem Punkt,
doch dann schiebt sich's wie ein Schleier
zwischen Herz und Aug' und Welt

und das Da-sein ist vergällt:
bist Du außen nicht wie innen
zwingst Dich nicht, Dir treu zu sein,
so kommt Gift in Deine Sinnen,
atmest's aus und atmest's ein,
und von dem Dir gleichen Leben
bist Du wie vom Grab umgeben,
kannst den Klang der Wahrheit hören,
so wie Hornruf von weither
doch erwidern nimmermehr:
was Du sprichst, kann nur bethören,
was Du siehst, ist Schattenspiel,
magst Dich stellen wie Du willst,
findest an der Welt nicht viel,
wandelst lebend als Dein Grab,
Hexen Deine Buhlerinnen . . .
Kehr' Dich nicht an meine Reden,
wohl! wenn Du sie nicht verstehst.
Denk nur eins: ich will Dir Gutes!
Nimm's als käm' es Dir von einem
den Du sterbend wo am Wege
liegen findest: nimm's an Dich,
drück's an Dich wie eine Lampe,
wenn Dich Finsternis umschlägt:
merk Dir: jeder Schritt im Leben
ist ein tief'rer. Worte! Worte!
Merk Dir nichts als dies, Tarquinius:
wer nicht wahr ist, wirft sich weg!

.. Doch vielleicht begreifst Du dies
erst, wenn es zu spät ist; merk'
dies allein: nicht eine einzige
Stunde kommt zweimal im Leben,
nicht ein Wort, nicht eines Blickes
ungreifbares Nichts ist je
ungescheh'n zu machen, was
Du gethan hast, mußt Du tragen
so das Lächeln wie den Mord!

Nach einer kleinen Pause:

Und wenn Du ein Wesen lieb hast
sag' nie mehr, bei Deiner Seele,
als Du spürst. Bei Deiner Seele!
Thu' nicht eines Halms Gewicht
mit verstelltem Mund hinzu:
dies ist solch ein Punkt, wo Rost
ansetzt und dann weiter frißt.
Dort am Durchschlag hör' ich Stimmen:
Jäger sind es wohl, die kommen,
aber hier ist alles still ....
oder nicht? .. Nun geh' nur, geh',
thu', wie ich Dir früher sagte.

Tarquinius:

Hierher ruf' ich das Gefolge.

Der Kaiser:

Ja! was noch.

Tarquinius:

Du hast befohlen.

geht.

Der Kaiser:

Irgendwo ist Klang der Wahrheit
wie ein Hörnerruf von weitem,
doch ich hab ihn nicht in mir:
ja im Mund wird mir zur Lüge,
was noch wahr schien in Gedanken.
Schmach und Tod für meine Seele.
Daß sie in der Welt liegt wie ein
Basilisk, mit hundert Augen,
die sich drehen, nach den Dingen
äugend! daß ich Menschenschicksal
so gelassen anseh'n kann
wie das Steigen und Zerstäuben
der Springbrunnen! daß ich meine
eigne Stimme immer höre
fremd und deutlich wie das Schreien
ferner Möwen! Tod! mein Blut
ist verzaubert! niemand, niemand
kann mir helfen und doch bin ich
stark, mein Geist ist nicht gemein,
neugeboren trug ich Purpur,
diesen Reif, bevor die Schale
meines Kopfs gehärtet war —

er reißt sich den Reif vom Kopf:

und er schließt das Weltall ein:
diese ganze Welt voll Hoheit
und Verzweiflung, voll von Gräbern
und von Aeckern, Bergen, Meeren
alles schließt er ein . . . was heißt das?
was ist mir dies alles? welche
Kraft hab ich, die Welt zu tragen:
bin ich mir nicht Last genug!

Er zerbricht den Reif, wirft die Stücke zu Boden und atmet wild.

Die Stimme der Hexe aus dem Gebüsch.

Der Kaiser horcht vorgebückt.

Die Stimme:

Komm, umschling mich mit den Armen,
wie Du mich so oft umschlungen!
fühlst Du nicht wie meine Schläfen
klopfen, fühlst Du's mit den Lippen?

Der Kaiser, sich zurückwerfend mit emporgestreckten Armen:

Redet sie zu mir? zu einem
andern? ich ertrag es nicht!
Hat sie alles noch mit andern
wie mit mir? Dies ist so furchtbar,
daß es mich zum Wahnsinn treibt . . .
alles ist ein Knäu'l, Umarmung
und Verwesung einerlei,

Lallen von verliebten Lippen
wie das Rascheln dürrer Blätter,
alles könnte sein, auch nicht ...

die Arme sinken ihm herunter, seine Augen sind starr zu Boden gerichtet.

Er rafft sich auf und schreit:

Menschen, Menschen, ich will Menschen!

Die drei Soldaten mit dem Verurteilten treten von Rückwärts auf. Der Kaiser läuft auf sie zu.

Der Kaiser:

Ihr seht aus wie Menschen. Hierher
tretet! hier!

Ein Soldat:

Was will der Mensch?

Zweiter:

Still, das ist ein Herr vom Hof!
Thu, was er uns heißt.

Der Kaiser:

Diesen hier macht frei! die Ketten
sind für mich! in mir ist einer,
der will dort hinein, er darf nicht
stärker werden! gebt die Ketten!

allmählich beruhigter:

zwar mich dünkt nun ist es still ...

und die Sonne steht schon tief! . .
Welch ein Mensch ist dies, wohin
führt ihr ihn?

Erster:

Zu seinem Tod.

Der Kaiser:

Warum muß er sterben?

Der Soldat:

Herr,
Lydus ist es.

Der Kaiser:

Lydus?

Der Soldat:

Herr,
wenig weißt Du, was im Land,
was sich im Gebirg ereignet,
wenn Du nichts von diesem weißt.
Dieser ist der Fürchterliche,
der ein ganzes Land verbrannte,
Feuer warf in sieben Städte,
sich Statthalter Gottes nannte
und der Ungerechten Geißel,
selbst ein ungerecht Begehren
wie ein Rad von Blut und Feuer
durch das Land des Friedens wälzend.

Der Kaiser:

Doch die Richter?

Der Verurteilte, den Blick am Boden:

Einen Richter,
der das Recht bog, wollt' ich hängen,
so fing alles an.

Der Kaiser:

Der Kaiser?
der doch Richter aller Richter?

Der Soldat:

Herr, der Kaiser, der ist weit.

Eine kleine Stille.

Der Hauptmann, kommt gelaufen:

Hier ist nicht der Weg. Wir müssen
weg von hier. Des Kaisers Jagd
kommt bald hier vorbei.

Erkennend:

Der Kaiser!

Kniet nieder, sogleich auch die drei Soldaten.

Der Kaiser zum Verurteilten:

Stehst Du, Mensch? die andern knien.

Der Verurteilte, den Blick am Boden:

Diese Spiele sind vorüber;
morgen knie ich vor dem Block.

Der Kaiser:

Mensch, bei Gott, wie fing dies an?
wie der erste Schritt davon?

Der Verurteilte hebt seinen Blick und richtet ihn fest auf den Kaiser:

Mensch, bei Gott, mit einem Unrecht.

Der Kaiser:

Das Du thatest?

Der Verurteilte, immer die Augen auf ihn geheftet:

Das ich litt!

Der Kaiser:

Und was weiter kam?

Der Verurteilte:

Geschick.

Der Kaiser:

Und die Toten?

Der Verurteilte:

Gut gestorben.

Der Kaiser:

Und was morgen kommt?

Der Verurteilte:

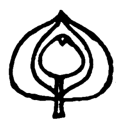
Das Ende,
das höchst nötige gerechte
Ende.

Der Kaiser:

Doch gerecht?

Der Verurteilte, ruhig:

Jetzt wohl.



Der Kaiser geht auf und ab. Endlich nimmt er seinen Mantel ab, hängt ihn dem Verurteilten um, winkt den Soldaten aufzustehen.

Tarquinius, zurückkommend, verneigt sich.

Der Kaiser:

Kämm'rer, schließ' dem Mann den Mantel
und mach ihm die Hände frei!

Es geschieht. Der Verurteilte blickt unverwandt, mit äußerster Aufmerksamkeit, beinahe mit Strenge den Kaiser an.

Der Kaiser, Tarquinius zu sich, nach rechts vorne, heranwinkend:

Die Galeeren nach Dalmatien,

die Seeräuber jagen sollen,
warten, weil ich keinen Führer
noch genannt. Ich nenne diesen,
diesen Lydus. Wer sich selber
furchtbar treu war, der ist jenseits
der gemeinen Anfechtungen.
Als ich in der Wiege lag,
trug ich Purpur, um mich her
stellten sie im Kreise Männer,
und auf wen mit unbewußtem
Finger ich nach Kinderart
lallend deutete, der war
über Heere, über Flotten,
über Länder zum Gebieter
ausgewählt. Ein großes Sinnbild!
Auf mein ungeheures Amt
will ich Kaiser mich besinnen:
meine Kammer ist die Welt
und die Tausende der Tausend
sind im Kreis um mich gestellt,
ihre Aemter zu empfangen.
Aemter! darin liegt noch mehr!
Kämm'rer, führ' den Admiral!
Lydus heißt er, Lydus merk.
Sonst ist nichts von nöten, geh'.

Sie gehen ab, noch im Weggehen heftet der Mann seinen ernsten, beinahe strengen Blick auf den Kaiser.

Der Kaiser:

Doch — wie eitel ist dies alles,
und wie leicht, daran zu zweifeln,
wie so leicht es wegzuwerfen!
Dieses Hauchen lauer Luft
saugt mir schon die Seele aus!
Kommt nicht irgend etwas näher?
schwebt es nicht von oben her
unbegreiflich sanft und stark?
meinem Blut wird heiß und bang ...
Wie soll dies aus mir heraus?
nur mit meinen Eingeweiden!
Denn ich bin darin verfangen,
wie der Fisch, der allzugierig
eine Angel tief verschlang.
Sklave! Hund! was steh' ich hier?
weiß, daß sie mich nehmen will,
steh' ihr selbst am Kreuzweg still!
Dies muß sein! ich will mich selber
an den Haaren weiter schleppen
bis zum Sinken dieser Sonne!
Jagen! Jagd ist alles! schleichen
auf den Zehen mit dem Spieß,
eigne Kraft in eines fremden
Lebens Leib so wie der Blitz
hineinschleudern ... eine Taube!
wie sie an den Zweigen hinstreift
trunken wie ein Abendfalter,

Kreise zieht um meinen Kopf!
Wo der Spieß? Doch hier der Dolch!
Hier und so!

Er wirft den Dolch nach der Taube. Die Hexe, angezogen wie ein Jägerbursch, taumelt hervor. Sie preßt die Hände auf die Brust und sinkt am Rand eines Gebüsches rechts nieder.

Die Hexe:

Weh! getroffen!

Der Kaiser:

Trug und Taumel! wessen Stimme?
Vogel war's! Die Taube flog,

in der Nähe, aufschreiend!

was für Augen, welche Lippen!

kriecht auf den Knien der Hingesunkenen näher.

Die Hexe, sanft wie ein Kind:

Lieber, schlägst Du mir mit Eisen
rote Wunden, blutig rote
neue Lippen? Dort wo Deine
Lippen lagen oft und oft!
Weißt Du alles das nicht mehr?
so ist alles aus? leb wohl,
aber Deiner nächsten Freundin,
wenn ich tot bin, sei getreuer,
und bevor Du gehst und mich

hier am Boden sterben läßt,
deck mir noch mit meinen Haaren
meine Augen zu, mir schwindelt!
Alle Bäume drehen sich
um mich her und thun mir weh.

Der Kaiser hebt die Hände auf, sie zu berühren. In diesem Augenblick überschüttet die dem Untergang nahe Sonne den ganzen Waldrand mit Licht und den rötlichen Schatten der Bäume. Der Kaiser schaudert zurück, richtet sich auf, geht langsam, die Augen auf ihr, von ihr weg; sie liegt wie tot.

Der Kaiser:

Tot! was ist für diese Wesen
tot? die Sonne ist nicht unten,
dunkel flammt sie, scheint zu drohen.
Soll ich sie hier liegen sehen?
sollen Ameisen und Spinnen
über ihr Gesicht hinlaufeu
und ich sie nicht anrühr'n? ich!
der mit zehnmal soviel Küssen
ihren Leib bedeckt hab', als
das Gewebe ihres Kleides
Fäden zählt, wie? soll ich sie
liegen lassen, daß mein Hof,
meine Diener ihr Gesicht
mir betasten mit den Blicken?
Ich ertrüg' es nicht, ich würfe
mich auf sie, sie zuzudecken!

Dort! ein Mensch, der Stamme schleppt,
abgeschälte, schwere Stämme.
Hier ist eine schön're Last.

Er tritt in eine Lichtung und winkt.

Du, komm her! komm hierher! hier!
zwar womit den Menschen lohnen?
auf den Gold- und Silberstücken
ist mein Bild, doch hab ich keines!
Doch, der Reif, den ich zerbrach:
wenn die Krone auch zerschlagen
da und dort am Boden rollt,
ist sie doch noch immer Gold.

Er bückt sich und hebt ein paar Stücke auf. Er betrachtet die Stücke, die er in der Hand hält.

Wohl, so lange Du geformt warst,
warst Du viel. Dein bloßes Blinken
konnte ungeheure Heere
lenken wie mit Zauberwinken.
Krone, brauchtest nur zu leuchten,
nur zu funkeln, nur zu droh'n —
kaum die Dienste eines Knechtes
zahlt Dein Stoff, der Form entfloh'n.

Eine kleine Stille.

Mitten drunter kann ich denken,
ruhig denken, sonderbar.

Der arme Mensch, in Lumpen, ein junges, entschlossenes Gesicht und eine unscheinbare gebückte Haltung.

Herr, was riefst Du, daß ich thun soll?

Der Kaiser, steht von der Leiche abgewandt:

Dieser Toten . . .

Der Mensch:

Herr, ein Weib!

Der Kaiser:

Frag nicht, schaff' sie fort!

Der Mensch:

Fort! Wohin?

Der Kaiser:

Gleichviel! ins Dickicht.
Wo sie keiner sieht, wo ich
sie nicht sehe! später dann . . .
Hier ist Gold für Deine Arbeit.

Der Mensch, steht starr:

Dies? dafür? für nichts als das?

Der Kaiser:

Nicht genug? komm später wieder.

Der Mensch:

Nicht genug? es wär genug,
mir mein Leben abzukaufen.

Herr, wer bist Du? um dies Gold
stoß' ich Dir am hellen Tag
wen Du willst von Deinen Feinden
während er bei Tisch sitzt, nieder,
um dies Gold verkauft Dir meine
Schwester ihre beiden Töchter!

Er richtet sich groß auf, mit ausgestreckten Armen.

Der Kaiser:

Später dann, wenn's dunkel ist,
kommst Du wieder und begräbst sie,
gräbst im Dunkeln ihr ein Grab,
aber so, daß auch kein Wiesel
davon weiß und je es aufspürt;
hüte Dich!

Der Mensch:

Ich will es graben
daß ich selber morgen früh
nicht den Ort zu sagen wüßte:
denn mit diesem Leib zugleich
werf' ich in die dunkle Grube
meinen Vater, meine Mutter,
meine Jugend, ganz beschmutzt
mit Geruch von Bettelsuppen
mit Fußtritten finstren Schicksals!

Der Kaiser:

Geh' nun, geh'! Doch hüte Dich,
daß Du sie nicht anrührst, nicht
mehr als nötig, sie zu tragen.
Ich erführ' es, sei versichert,
ich erführ's, und hinter Dir
schickte ich dann zwei, die grüben
schneller Dir ein Grab im Sand,
schneller noch und heimlicher
als Du diese wirst begraben.

Er winkt ihm, Hand anzulegen, setzt sich selbst auf einen Baumstrunk und schlägt die Hände vor's Gesicht. Der Mensch schleppt den regungslosen Leib ins Gebüsch. Lange Stille.

Der Kaiser, aufstehend, umherschauend:

Ist sie fort, für immer fort? . . .
und die Sonne doch noch da? . . .
zwar nicht Tag, nicht schöner Tag
vielmehr Nacht mit einer Sonne.
Und ich that es wirklich, that es?
unsre Thaten sind die Kinder
eines Rauchs, aus rotem Rauch
springen sie hervor, ein Taumel
knüpft, ein Taumel löst die Knoten.
Meine Seele hat nicht Kraft
sich zu freu'n an dieser That!
Diese That hat keinen Abgrund

zwischen mich und sie gethan,
ihren Atem aus der Luft
mir nicht weggenommen, nicht
ihre Kraft aus meinem Blut!
Wenn ich sie nicht noch einmal
sehen kann, werd' ich nie glauben,
daß ich mich mit eignem Willen
von ihr losriß: dies noch einmal
sehen! dies, was eine Hand
zudeckt, dieses kleine Stück
ihres Nackens, wo zur Schulter
hin das Leben sich so trotzig
und so weich, so unbegreiflich
drängt, nur dieses eine sehen!
sehen und freiwillig nicht —
nicht! — berühren . . . aber wo?
Fort! er trug sie . . . ich befahl,
schuf mir selber diese Qual.
Aber dort die grünen Ranken
seh' ich, spür' ich nicht? sie beben!
frag ich viel ob's möglich ist!
spür' ich nicht dahinter Leben?

Er reißt die Ranken weg, die den Eingang der Höhle verhängen. Ein uralter Blinder tritt ängstlich hervor, weit mit einem dürren Stecken vor sich hin tastend. Sein ganzes Gewand ist ein altes, linnenes Hemd.

Der Kaiser, hinter sich tretend:

Wie, hier auch ein Mensch! Dies feuchte
Loch noch immer Raum genug
für ein Leben? ist's damit,
daß ich sehen soll welch ein Ding
herrschen ist, daß mir der Wald
und die Straße, ja das innre
eines Berges nichts wie Menschen
heut' entgegenspei'n? Heißt dies
Kaiser sein: nicht atmen können,
ohne mit der Luft ein Schicksal
einzuschlucken?

Der Greis:

War es Sturm, der meine Thüre
aufriß? weh, es ist nicht Nacht!
nicht das kleine Licht der Sterne
rieselt auf die Hände nieder...
Schwere Sonne! schwacher Wind!

Der Kaiser, für sich:

Diese Stirn, die riesenhaften,
ohnmächtigen Glieder, innen
ist mir, alles dieses hab ich
schon einmal gesehen! wann?
Kindertage! Kindertage!
Hier ist irgend ein Geheimnis
und ich bin darein verknüpft,
fürchterlich verknüpft...

Der Greis:

Dort! es steht! es atmet jung!

Pause.

Wie ein junges Tier!

Pause.

Ein Mensch!

Er zittert.

Hab' Erbarmen! ich bin blind,
laß mich leben! leben! leben!

Der Kaiser:

Alter Mann, ich thu' Dir nichts.
Sag mir Deinen Namen.

Der Greis:

Laß mich leben, hab' Erbarmen!

Der Kaiser:

Fühl', ich habe leere Hände!
Sag' mir, wer Du bist.

Lange Pause.

Der Greis, seine Hände anfühlend:

Ring!

Der Kaiser:

Den Namen, sag' den Namen!

Der Greis:

Was für Stein?



Der Kaiser:

Ein grüner.

Der Greis:

Grüner?

großer grüner?

Der Kaiser:

Deinen Namen!

Er faßt ihn an, der Greis schweigt.

Im Hintergrunde sammelt sich der Hof. Sie geben ihre Spieße an die Jäger ab. Links rückwärts wird ein purpurnes Zelt aufgeschlagen. Unter den anderen steht der Verurteilte, er trägt ein rotseidenes Gewand, darüber den Mantel des Kaisers, in der herabhängenden Hand einen kurzen Stab aus Silber und Gold.

Tarquinius, knieend:

Herr! die allergnädigste
Kaiserin läßt durch mich melden,
daß sie sich zurückgezogen,
weil die Zeit gekommen war
für das Bad der kaiserlichen
Kinder.

Der Kaiser, ohne aufzumerken, betrachtet den Greis, wirft dann einen flüchtigen Blick auf seinen Hof, alle beugen ein Knie.

Der Kaiser:

Decken!

Man bringt purpurne Decken und Felle, und legt sie in die Mitte der Bühne. Der Kaiser führt den Blinden hin und läßt ihn setzen. Er sitzt wie ein Kind, die Füße gerade vor sich. Die weichen Decken scheinen ihn zu freuen.

Der Kaiser, von ihm wegtretend:

Großfalkonier! ich habe diesen Menschen im kaiserlichen Forst gefunden. Wer ist das? Kannst Du mir sagen, wer das ist?

Tiefe Stille.

Großkämmerer, wer ist der Mann? mich dünkt
ich seh' ihn heute nicht zum ersten Mal.

Stille.

Präfekt des Hauses, wer ist dieser Mensch?

Stille.

Großkanzler, wer?

Stille.

Großdragoman, wer ist das?

Stille.

Die Kapitäne meiner Wachen! wer?

Stille.

Du, Tarquinius, bist zu jung
um mich anzulügen, hilf mir!

Tarquinius, um den Blinden beschäftigt:

Herr, er trägt ein Band von Eisen
um den Hals geschmiedet, einen
schweren Ring mit einer Inschrift.

Der Kaiser winkt ihm zu lesen, tiefe Stille, liest:

Ich, Johannes der Pannonier,
war durch dreiunddreißig Tage
Kaiser in Byzanz.

Pause. Tiefe Stille.

Geblendet
bin ich nun und ausgestoßen
als ein Fraß der wilden Tiere
auf Befehl. —

Der Kaiser, sehr laut:

Lies weiter, Kämm'rer!

Tarquinius, liest weiter:

auf Befehl des höchst heiligen, höchst
weisen, des unbesiegbarsten erlauchtesten
Kindes —

stockt.

Der Kaiser, sehr laut:

Kindes . . . lies!

Tarquinius:

Dein Name, Herr!

Lange Stille.

Der Kaiser, mit starker Stimme:

Großkämmerer! wie alt war ich, der Kaiser,
als dies geschah?

Der Großkämmerer, kniend:

Drei Jahre, hoher Herr.

Lange Stille.

Der Kaiser, mit halber Stimme; nur zu Tarquinius:

Kämm'rer, schau', dies war ein Kaiser!
Zu bedeuten, das ist alles!
was sonst bleibt, ist Schlamm und Staub.

Nach einem langen Nachdenken:

Ja, den Platz, auf dem ich stehe
gab mir ungeheurer Raub,
und mit Schicksal angefüllt
ist die Ferne und die Nähe.
Von viel buntern Abenteuern,
als ein Märchen, starrt die Welt,
und sie ist der große Mantel,
der von meinen Schultern fällt.
Ueberall ist Schicksal, alles
fügt sich funkelnd ineinander,
und unlöslich wie die Maschen
meines goldnen Panzerhemdes.
Denn zu unterst sind die Fischer
und Holzfäller, die in Wäldern
und am Rand des dunklen Meeres

atmen und ihr armes Leben
für die Hand voll Gold dem ersten,
der des Weges kommt, verkaufen.
Und dann sind die vielen Städte . . .
und in ihnen viele Dinge:
Herrschaft, Weisheit, Haß und Lust,
eins um's andre feil, zuweilen
eines mit dem andern seine
Larve tauschend und mit trunknen
Augen aus dem ganz verkehrten
Antlitz schauend. Und darüber
sind die Könige, zu oberst
ich: von dieser höchsten Frucht
fällt ein Licht zurück auf alles
und erleuchtet jede tief're
Stufe; jede: auf den Mörder
fällt ein Strahl, Taglöhner, Sklaven
und die Ritter und die Großen,
mir ist alles nah; ich muß das
Licht in mir tragen für den,
der geblendet ward um meinet-
willen, denn ich bin der Kaiser.
Wunderbarer ist mein Leben;
ungeheurer aufgetürmt,
als die ungeheuren Dinge,
Pyramiden, Mausoleen,
so die Könige vor mir
aufgerichtet. Ich vermag

auf den Schicksalen der Menschen
so zu thronen wie sie saßen
auf getürmten toten Steinen.
Und so ungeheure Kunde,
wer ich bin und was ich soll,
brachte diese eine Stunde,
denn ihr Mund war übervoll
von Gestalten. —

Der Greis wendet sich mit heftiger Unruhe und einem leisen Wimmern nach dem Hintergrunde.

Tarquinius:

Herr, es ist, er riecht die Speisen,
die sie hinterm Zelt bereiten
und ihn hungert.

Der Kaiser:

Bringt zu essen.

Es kommen drei Diener mit goldenen Schüsseln. Den ersten und zweiten beachtet der Greis nicht, nach der Richtung, wo der dritte steht, begehrt er heftig. Tarquinius nimmt dem dritten die Schüssel aus der Hand, kniet vor dem Greis hin und reicht ihm die Schüssel.

Tarquinius, bei dem Greis knieend:

Er will nur von dieser Speise:
Süßes ist es.

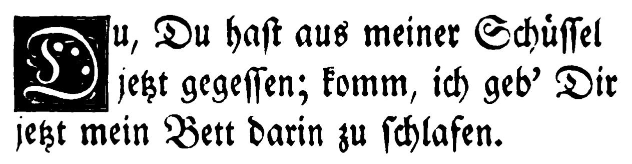
Tarquinius will ihm die Schüssel wieder wegnehmen, der Greis weint. Er stellt ihm die Schüssel hin. Der Greis winkt mit der Hand, alle sollen wegtreten, versichert sich, daß er die Schüssel hat, richtet sich groß auf, streckt die Hand, an der des Kaisers Ring steckt, gebieterisch aus, — der Arm zittert heftig, — und ruft schwach vor sich hin:

Der Greis:

Ich bin der Kaiser!

Sogleich setzt er sich wieder hin, wie ein Kind, ißt die Schüssel leer.

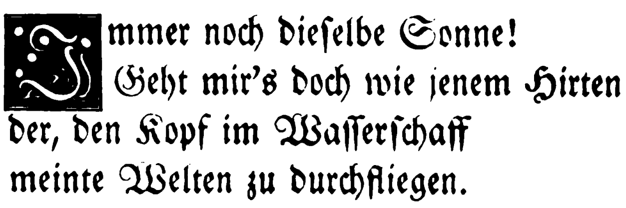
Der Kaiser, rührt ihn sanft an:



Du, Du hast aus meiner Schüssel
jetzt gegessen; komm, ich geb' Dir
jetzt mein Bett darin zu schlafen.

Der Greis nickt, der Kaiser stützt und führt ihn in das Zelt. Der Hof zieht sich nach links rückwärts zurück. Man sieht sie zwischen den Bäumen lagern und essen. Rechts rückwärts geht eine Wache auf und ab. Die Sonne steht nun in dem Walddurchschlag, dem Rand des Hügels sehr nahe.

Der Kaiser, aus dem Zelt zurückkommend, neben ihm Tarquinius:



Immer noch dieselbe Sonne!
Geht mir's doch wie jenem Hirten
der, den Kopf im Wasserschaff
meinte Welten zu durchfliegen.

Er setzt sich links vorne auf einen Stumpf.

Ich bin heiterer, mein Lieber,
als ich sagen kann — gleichviel,
denk nicht nach! . . . Es ist der neue
Admiral, der mich so freut.
Sieh, ein Schicksal zu erfinden
ist schon schön, doch Schicksal sein
das ist mehr: aus Wirklichkeit
Träume bau'n, gerechte Träume
und mit ihnen diese Hügel
und die vielen weiten Länder
bis hinab ans Meer bevölkern
und sie vor sich weiden seh'n
wie der Hirt die stillen Rinder —

Eine kleine Pause.

Grauenhaftes, das vergangen
giebt der Gegenwart ein eignes
Leben, eine fremde Schönheit
und erhöht den Glanz der Dinge
wie durch eingeschluckte Schatten.

Tarquinius:

Die Kaiserin!

Er springt zurück.

Von hinten her ist mit leisen Schritten die Hexe herangetreten. Sie trägt das Gewand der Kaiserin, in dessen untersten Saum große Saphire eingewebt sind. Ueber das Gesicht

fällt ein dichter, goldner Schleier. In der Hand trägt sie eine langstielige goldene Lilie.

Der Kaiser, ohne aufzustehen:

So kommst Du
doch! man hat mir was gemeldet —
Doch Du kommst, so sind die Kinder
wohl gebadet, Helena.
Laß uns von den Kindern reden!
Zwar Du redest von nichts anderm —
in der Kammer wo sie schlafen
wohnt die Sonne, Regenbogen,
Mond, die schönen klaren Sterne,
alles hast Du in der Kammer,
nicht? mich dünkt, Du lächelst nicht!
lächelst doch so leicht: zuweilen
bin ich blaß vor Zorn geworden,
wenn ich sah, wie leicht Dir dieses
Lächeln kommt, wenn ich bedachte,
daß ein Diener, der Dir Blumen
bringt, den gleichen Lohn davon hat,
wie ich selber ... es war unrecht!
Heut' begreif' ich's. Ueber alle
Worte klar begreif' ich's heute:
welch ein Kind Du bist, wie völlig
aus Dir selbst dies Kinderlächeln
quillt. Ich bin so froh zu denken
daß ... ich mein, daß Du es bist,

die mir Kinder auf die Welt bringt.
Meine Kinder, Helena — ...
wie von einer kleinen Quelle
hergespült, wie aufgelesen
von den jungen grünen Wiesen,
die Geschwister ahnungsloser
aus dem Nest gefallner kleiner
Vögel sind sie, Helena,
Weil es Deine Kinder sind!
Keine Antwort? und den Schleier
auch nicht weg? Wir sind allein!

Die Hexe schlägt den Schleier zurück.

Der Kaiser, aufspringend:

Hexe, Du und Teufelsbuhle,
stehst Du immer wieder auf?

Die Hexe, indem sie sich halb wendet, wie ihn fortzuführen:

Komm, Byzanz! wir wollen diese
Schäferspiele nun vergessen!
mit einander wieder liegen
in dem goldnen Palankin
dessen Stangen Deine Ahnherrn
Julius Cäsar und die andern
tragen.

Der Kaiser, lacht.

Die Hexe, mit ausgebreiteten Armen:

Ich kann nicht leben
ohne Dich!

Der Kaiser:

Geh' fort von mir!

Die Hexe:

Sieben Jahre!

Der Kaiser:

Trug und Taumel!
Sieben Tage brachen alles!

Die Hexe:

Hör' mich an!

Der Kaiser:

Vorbei! Vorbei!

Die Hexe:

Keine Stunde! Deine Lippen
beben noch.

Der Kaiser:

Gott hat's gewendet!
jeden Schritt von Deinen Schritten
gegen Dich! aus allen Klüften
von der Straße, aus den Wäldern,

aus dem Boden, aus den Lüften
sprangen Engel, mich zu retten!
Wo ich hingriff, Dich zu spüren,
thaten sich ins wahre Leben
auf geheimnisvolle Thüren,
mich mir selbst zurückzugeben.

Die Hexe schleudert ihre goldene Lilie zu Boden, die sogleich zu Qualm und Moder zerfällt:

Hingest doch durch sieben Jahr
festgebannt an diese Augen
und verstrickt in dieses Haar!
Völlig mich in Dich zu saugen
und in mir die ganze Welt:
Hexe denn! und Teufel Du
komm! uns ziemt das gleiche Bette!

Der Kaiser:

Willst Du drohen? sieh, ich stehe!
sieh, ich schaue! sieh, ich lache!
Diese Flammen brennen nicht!
Aber grenzenlose Schwere
lagert sich in Dein Gesicht,
Deine Wangen sinken nieder
und die wundervollen Glieder
werden Runzel, werden Grauen
und Entsetzen anzuschauen.

Die Hexe, zusammensinkend, wie von unsichtbaren Fäusten gepackt:

Sonne! Sonne! ich ersticke!

Sie schleppt sich ins Gebüsch, schreit gellend auf und rollt im Dunkel am Boden hin. Die Sonne ist fort. Der Kaiser steht, die Augen starr auf dem Gebüsch. Eine undeutliche Gestalt, wie ein altes Weib, humpelt im Dickicht nach rückwärts.

Der Kaiser:

Gottes Tod! dies halten! haltet!
Wachen! Kämm'rer! dort! dort! dort!

Tarquinius, kommt gelaufen:

Hoher Herr!

Der Kaiser:

Die Wachen, dort!
sollen halten!

Lange Pause.

Tarquinius, kommt wieder:

Herr, die Wachen
schworen: niemand ging vorüber
als ein runzlich altes Weib,
eine wohl, die Beeren sammelt
oder dürres Holz.

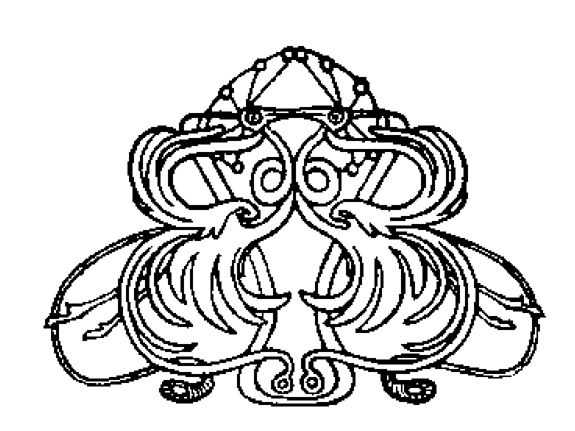
Der Kaiser, ihn anfassend, mit einem ungeheuren Blick:

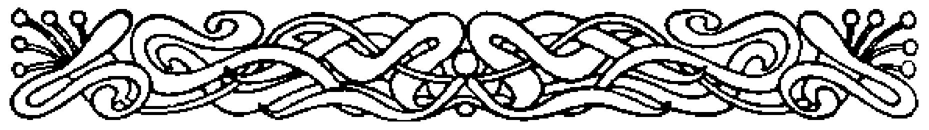
Tarquinius!

Zieht ihn an sich, überlegt, schweigt eine Weile, winkt ihm, wegzutreten, kniet nieder.

Herr, der unberührten Seelen
schönes Erbe ist ein Leben,
eines auch ist den Verirrten,
denen, eines, Herr, gegeben,
die dem Teufel sich entwanden
und den Weg nach Hause fanden.

Während seines Gebetes ist der Vorhang
langsam gefallen.





Das moderne Drama.

Von Maurice Maeterlinck.

Wenn ich in den folgenden Zeilen vom modernen Drama spreche, so habe ich selbstverständlich nur das Drama im Auge, das in den wahrhaft neuen und noch wenig betretenen Gebieten der dramatischen Litteratur zu finden ist. Zwar macht sich der Einfluß dieses neuen Dramas auch weiter unterhalb im gewöhnlichen Theater auf das gewöhnliche und traditionelle Bühnenstück geltend, wenn auch freilich nur sehr langsam; aber wozu soll man sich bei diesen Nachzüglern aufhaltten, wenn man Gelegenheit hat, die Spitzen der Vorhut zu befragen?

Eines fällt bei dem heutigen Drama auf den ersten Blick auf: die fortschreitende Abschwächung und Lähmung der äußeren Handlung zu Gunsten der unverkennbaren Tendenz das menschliche Seelenleben tiefer zu erfassen und den moralischen Problemen einen weiteren Spielraum zu geben; Hand in Hand damit geht ein noch tastendes Suchen nach einer neuen Poesie, die geistiger und abstrakter ist, als die alte. Es ist nnmöglich zu verkennen, daß es auf der gegen-

---

Dieser Essay, dessen Uebersetzung wir Herrn F. von Oppeln-Bronikowski verdanken, ist in Frankreich noch nicht veröffentlicht. Die Herausgeber.

wärtigen Bühne viel weniger gewaltsam und außergewöhnlich zugeht, als auf der der Vergangenheit ~ Es wird seltener Blut vergossen, die Leidenschaften sind weniger auf die Spitze getrieben, der Heroismus geberdet sich nicht so gespreizt, der Mut nicht so wild und körperlich ~ Man stirbt zwar noch auf der modernen Bühne, denn auch in der Wirklichkeit wird man immer sterben; aber der Tod ist doch nicht mehr der unerläßliche Rahmen, das unumgängliche Ziel und Ende aller dramatischen Gedichte, — oder wird es doch hoffentlich bald nicht mehr sein ~ Denn auch in unserem Leben, — das vielleicht grausam ist, aber doch nur auf eine verborgene und schweigsame Weise, — kommt es immer seltener vor, daß die Krisen, die wir durchmachen, und seien sie noch so gewaltsam, mit dem Tode endigen ~ Und das Theater, das sich freilich mehr Zeit nimmt, als alle anderen Künste, den Wandlungen des menschlichen Bewußtseins zu folgen, sollte dieser Entwicklung doch schließlich in gewissem Maße Rechnung tragen.

Es steht außer Zweifel, daß die Fabeln der antiken Schicksalstragödie, auf der das ganze klassische Theater beruht, daß ferner die italienischen, spanischen, skandinavischen oder rein sagenhaften Fabeln, die allen Stücken der Shakespeareschen Epoche sowie denen der französischen und deutschen Romantik zu Grunde liegen — um doch auch diese unendlich weniger wurzelhafte Kunst mit ein paar Worten zu berühren, — es steht außer Zweifel, sage ich, daß diese Fabeln für uns nicht mehr das unmittelbare Interesse haben, das sie damals boten, als sie täglich vorkamen, ungekünstelt möglich waren, oder doch

zum mindesten von Umständen, Empfindungen und Sitten abhingen, die aus dem Geiste derer, denen sie vorgeführt wurden, noch nicht gänzlich verschwunden waren.

Aber heutzutage entsprechen diese Geschichten keiner tiefen, lebendigen und zeitgemäßen Realität mehr. Wenn heute ein Jüngling liebt, und es treten seiner Liebe Hindernisse entgegen, die — mutatis mutandis — denen entsprechen, mit denen Romeo zu kämpfen hatte, so läßt sich mit Bestimmtheit voraussagen, daß nichts von dem, was die Poesie und Größe der Liebe Romeos und Julias ausmacht, seine Erlebnisse verschönern wird. Er lebt nicht mehr in jener berauschenden und leidenschaftdurchtränkten Atmosphäre der vornehmen Welt; es wird zu keinen Straßenkämpfen mehr kommen; keine fürstlichen Eingriffe oder blutigen Zwischenfälle werden geschehen, keine geheimnisvollen Gifte wirken, keine prunkvollen Begräbnisse stattfinden, keine heroische Sommernacht wird sich über den Liebenden spannen; — denn sie war nur deshalb so heroisch, so duftig und eindrucksvoll, weil der Schatten eines unvermeidlichen heroischen Todes auf ihr lag. Man nehme der Geschichte von Romeo und Julia diesen ganzen schönen Schmuck, und es bleibt nichts, als die höchst alltägliche und simple Liebesgeschichte eines unglücklichen, edelmütigen Jünglings, der ein Mädchen liebt, aber von den starrköpfigen Eltern abgewiesen wird. All die Poesie, all der Glanz, all das individuelle Leben dieser Leidenschaft ist nichts ohne die Pracht, die Vornehmheit und die Tragik des Milieus, in dem sie sich entwickelt, und kein Kuß wird gegeben, kein Liebesgeflüster ausgetauscht, kein Wut-, Schmer-

zens- oder Verzweiflungsschrei laut, der nicht all seine Größe, Anmut und Lieblichkeit, seinen Heroismus und die Bilderpracht seines Ausdrucks von den ihn umgebenden Gegenständen und Wesen erborgte ❧ Denn die Schönheit und Süße eines Kusses u. s. w. liegt nicht so sehr in dem Kusse selbst, als in dem Orte, der Stunde und den Umständen, unter denen er gegeben wird ❧ Und wenn man einen Menschen unserer Tage mit der Eifersucht Othellos, dem Ehrgeiz Macbeths, dem Unglück Lears, der Unentschlossenheit und Unruhe Hamlets begabte, der einer quälenden und unerfüllbaren Pflicht erliegt, so würde man auch hier dieselbe Erfahrung machen.

Ein derartiges Milieu ist heute nicht mehr möglich ❧ Die Tragödie eines modernen Romeo würde — wenn man nur das rein Stoffliche in Betracht zieht, das ihr zu Grunde liegt — kaum einen Akt füllen ❧ Nun wird man freilich einwenden, daß ein moderner Dichter, der die Absicht hat, ein derartiges Gedicht der Jugendliebe auf die Scene zu bringen, das unbestreitbare Recht hat, sich in der Vergangenheit nach einem dekorativer wirkenden und an heroisch-tragischen Möglichkeiten reicheren Milieu umzusehen, als die Gegenwart es bieten kann ❧ Dies steht ihm gewiß frei — aber was ist das Ergebnis seines Verfahrens? Daß Gefühle und Leidenschaften, die, um sich zu entwickeln und auszuleben, der heutigen Atmosphäre bedürfen — denn die Gefühle und Leidenschaften eines modernen Dichters, mag er wollen oder nicht, sind völlig und ausschließlich modern — plötzlich in eine Welt verpflanzt werden, wo ihnen jeder Lebensfaden abgeschnitten ist ❧ Sie

sind nicht mehr vom Glauben erfüllt — und man legt ihnen die Hoffnung auf Lohn und die Furcht vor ewigen Strafen bei; sie verlassen sich in ihrer Trübsal auf eine Menge von neuen, rein menschlichen, gewissen und klaren Kraftquellen — und sehen sich plötzlich in ein Jahrhundert versetzt, wo sich alles durch Gebet oder Degen entscheidet; sie haben sich (vielleicht unbewußt) alle unsere moralischen Errungenschaften zu eigen gemacht — und plötzlich stößt man sie wieder in Zeiten zurück, wo die geringste Gebärde durch Vorurteile bestimmt wird, die sie zum Zittern oder Lachen bringen müssen. Was sollen sie dort thun, und wie kann man hoffen, daß sie dort wirklich leben werden?

Aber halten wir uns nicht länger bei diesen notwendigerweise gekünstelten Dichtungen auf, die aus jener unmöglichen Verkuppelung von Vergangenheit und Gegenwart entstehen. Nehmen wir das Drama, das wirklich unserer Realität entspricht, wie die griechische Tragödie der griechischen Realität und das Drama der Renaissance den Realitäten der Renaissance entsprach. Es spielt sich in einem modernen Hause unter Männern und Frauen von heute ab. Die Namen der unsichtbaren Handelnden, als welches die Gefühle und Leidenschaften sind, haben sich kaum verändert. Man sieht nach wie vor Liebe, Haß, Ehrgeiz, Neid, Habsucht, Eifersucht, Gerechtigkeitsgefühl, Pflichttreue, Mitleid, Frömmigkeit, Güte, Hingebung, Gleichgiltigkeit, Selbstsucht, Hochmut, Eitelkeit u. s. w. Aber wenn die Namen auch fast die gleichen geblieben sind — wie sehr haben sich doch die Eigenschaften, das Aussehen, die Machtsphäre, der Ein-

fluß und die unsichtbaren Gewohnheiten dieser Gewalten gewandelt! Sie haben nicht mehr eine einzige ihrer Waffen, nichts mehr von ihrem wunderbaren Schmuck von ehedem! Es giebt fast nie einen Schrei mehr, fast nie mehr Blut und und sichtbare Thränen ~ Glück und Unglück der Menschen entscheiden sich im engen Zimmer, an einem Tische, am Kamin ~ Man liebt, leidet, macht leiden und stirbt auf einem Flecke, in seinem Winkel; und es ist ein großer Zufall, wenn unter dem Drucke einer außerordentlichen Verzweiflung oder eines seltenen Glückes eine Thür oder ein Fenster sich einen Augenblick öffnet ~ Es giebt keine Schönheit des Zufalls und äußerer Bedingungen, es giebt keine äußere Poesie mehr — und welche Poesie, wenn man den Dingen nur auf den Grund geht, verdankt nicht allen ihren Zauber und all ihre Trunkenheit den äußeren Ursachen? — Endlich giebt es keinen Gott mehr, der die Handlung nach Willkür verlängerte oder lenkte; es giebt kein unerbittliches Schicksal mehr, das den unbezeichnenden Gebärden des Menschen einen geheimnisvoll-tragischen oder feierlichen Hintergrund verleiht und sie mit einem fruchtbaren Dunkel umgiebt, das im Stande wäre, die entschuldbaren Menschen bis in ihre Verbrechen, ihre elendesten Schwächen hinein zu adeln ~ Freilich bleibt uns ein furchtbares Unbekanntes, aber dieses ist so wechselnd, so launisch, so ungewiß, so willkürlich und so anfechtbar, wenn man es nur etwas näher zu bestimmen sucht, daß es höchst gefährlich ist, es zu beschwören, und höchst schwierig, sich seiner in ehrlicher Weise zu bedienen, um die Gebärden, Worte und Handlungen der Menschen, mit denen wir jeden Tag in Berührung kommen,

ins Geheimnisvolle zu erheben. So hat man versucht, das ungeheure Rätsel der Vorsehung oder des Schicksals von ehedem bald durch das problematische und furchtbare Rätsel der Erblichkeit, bald durch das grandiose, aber unbeweisbare Rätsel der immanenten Gerechtigkeit und noch manches andere zu ersetzen. Aber kann man nicht beobachten, wie diese jungen, neugeborenen Rätsel uns bereits älter, inkonsequenter, willkürlicher und unwahrscheinlicher vorkommen, als die, deren Platz sie in einer Anwandlung von Hochmut eingenommen haben?

Wo aber soll man von jetzt ab die Größe und Schönheit suchen, wenn man sie ja weder mehr in der sichtbaren Handlung, noch in den Worten findet, denen die fesselnde Bildlichkeit abhanden gekommen ist: — vorausgesetzt, daß man die Worte als eine Art von Spiegeln ansieht, welche die Schönheit ihrer Umgebung wiederspiegeln; — und die Schönheit der neuen Welt, in der wir leben, scheint ihre Strahlen noch nicht bis zu diesen etwas trägen Spiegeln gesandt zu haben. Wo endlich soll man eine Poesie und einen Horizont finden, wenn es schier unmöglich ist, sie noch in einem Mysterium zu entdecken, das zwar stets vorhanden ist, aber sich sogleich verflüchtigt, wenn man ihm einen Namen zu geben versucht?

Das moderne Drama ist sich, wie es scheint, aller dieser Fragen dunkel bewußt geworden. Unfähig, wie es war, sich nach Außen zu entladen, und jedes äußeren Schmuckes beraubt, zudem auch vor der Annahme eines bestimmten Gottes oder Schicksals zurückschreckend, hat es den Weg der Verinnerlichung gewählt und versucht, sich für seine Verluste auf dem Gebiete des dekorativen und nach außen gerichteten

Lebens durch Beschäftigung mit psychologischen und moralischen Problemen schadlos zu halten. Es ist tiefer in das menschliche Bewußtsein eingedrungen; hier aber hat es sich an eigentümlichen und unerwarteten Hindernissen gestoßen.

Dem Denker, dem Moralisten, dem Romanschriftsteller, dem Historiker und selbst dem lyrischen Dichter ist es verstattet und nicht schwer, in das menschliche Bewußtsein tiefer einzudringen. Aber der Dramatiker darf so gut wie gar nichts mit dem kontemplativen Philosophen oder unthätigen Betrachter aller Dinge gemeinsam haben. Was auch der Dinge Lauf sei, und welches Wunder man sich eines Tages noch versinnbildlichen wird: das oberste Gesetz, die unverbrüchlichste Forderung des Theaters wird doch immer die der Handlung sein. Sobald der Vorhang aufgeht, scheint der große Wissensdurst, den wir mitgebracht haben, sich plötzlich zu verwandeln, und der Denker, der Moralist, der Mystiker oder Psychologe, der in uns lebt, macht alsbald dem instinktiven Zuschauer Platz. So seltsam diese innere Wandlung oder Verschiebung auch sein mag: sie ist doch unbestreitbar und hängt augenscheinlich mit dem Einfluß der Masse zusammen. Denn die menschliche Seele besitzt unleugbar ein — freilich primitives und kaum zu vervollkommnendes — Vermögen zu „herdenmäßigem" Denken, Genießen und Sich-Aufregen. Es darf alsdann kein noch so bewunderswertes, noch so tiefes und edles Wort fallen, das uns nicht sogleich lästig fiele, wenn es nichts an der Situation ändert, nicht mit einer That endigt, zu einem entscheidenden Konflikte führt, oder die Lösung des Knotens beschleunigt.

Woher aber, wird man fragen, stammt der Begriff der Handlung im menschlichen Bewußtsein? In seiner ursprünglichen Form entsteht er aus dem Konflikt der verschiedenen, sich widersprechenden Leidenschaften ~ Aber sobald man sich auf einen etwas höheren Standpunkt stellt und recht genau zusieht, wird man gewahr, daß er auch schon auf der ersten Stufe lediglich aus dem Kampfe zwischen einer Leidenschaft und einem Moralgesetz, zwischen einer Pflicht und einer Lust entsteht ~ Aus diesem Grunde hat sich denn auch das moderne Drama mit Wonne auf alle zeitgemäßen Moralprobleme geworfen, und es ist erlaubt zu sagen, daß es sich augenblicklich fast ausschließlich von der Erörterung dieser verschiedenen Probleme ernährt.

Es fing dies mit dem Drama des jüngeren Dumas an, der die einfachsten Moralkonflikte auf die Bühne brachte und seine Stücke ganz und gar auf Fragestellungen basierte, die der ideale Moralist, den man unter den Zuschauern immer annehmen muß, sich im Laufe seines Denkerdaseins nie vorgelegt hätte: so springt die Antwort in die Augen ~ Es waren dies Fragen wie: Verdient die treulose Gattin oder der treulose Gatte Verzeihung? — Ist es gut, sich für Untreue durch Untreue zu rächen? — Hat ein natürlicher Sohn Rechte? — Ist die Neigungsheirat der Geldheirat vorzuziehen? — Können sich die Eltern der Liebesheirat ihrer Kinder widersetzen? — Ist die Ehescheidung erlaubt, wenn der Ehe ein Kind entsprossen ist? — Ist der Ehebruch des Weibes schlimmer als der des Mannes? u. s. w. ~ Uebrigens sei nebenbei gesagt, daß das ganze französische Theater von heute

und ein guter Teil des ausländischen Theaters, das ja nur sein Reflex ist, einzig und allein von Fragen dieser Art — und von den mehr als überflüssigen Antworten, die man sich darauf giebt — sein Leben fristet.

Andererseits hebt sich diese Tendenz in den letzten Ausläufern und Spitzen des menschlichen Bewußtseins von heute, in den Dramen von Björnson, Hauptmann und vor allem Ibsen, von selbst auf: hier haben die Hilfsquellen der modernen Dramaturgie ein Ende. In der That findet man im menschlichen Bewußtsein um so weniger Konflikte, je tiefer man darin eindringt. Und man kann in ein Bewußtsein nur unter der Bedingung sehr tief hineingelangen, daß dieses Bewußtsein sehr geklärt ist; denn es ist gleichgiltig, ob man in eine in Finsternis gehüllte Seele zehn oder tausend Schritt weit hineindringt: man wird doch nichts Unerwartetes und Neues dort antreffen, da das Dunkel sich überall gleich bleibt. Dagegen sind die Leidenschaften und Gelüste eines sehr geklärten Bewußtseins unendlich anspruchsloser, friedfertiger und geduldiger, unendlich heilsamer, unpersönlicher und edler, als die eines gewöhnlichen Bewußtseins. Daher auch weniger Kämpfe und jedenfalls weniger heftige Kämpfe zwischen diesen Leidenschaften, die sich um so viel vergrößert und besänftigt haben, als sie höher und weiter geworden sind. Denn es ist nichts wilder, lärmender und zerstörerischer, als ein eingezwängter Gießbach, und nichts ruhiger, stiller und wohlthätiger, als ein sich erweiternder Strom.

Auch beugt sich ein so geläutertes Bewußtsein vor weit weniger Gesetzen und erkennt viel weniger Pflichten an,

die schädlich oder zweifelhaft sind ~ Denn es giebt so zu sagen keine Lüge, keinen Irrtum, kein Vorurteil, keine Konvention, keine Halbwahrheit, die in einem unvollständigen Bewußtsein nicht die Gestalt einer Pflicht annehmen könnte, oder, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, wirklich annimmt ~ So z. B. ist die Ehre im ritterlichen oder ehelichen Sinne (ich verstehe unter letzterem die Ehre des Mannes, die durch das Vergehen der Frau geschmälert wird), die Rache, ein gewisses krankhaftes Scham- und Keuschheitsgefühl, der Stolz, die Eitelkeit, die Frömmigkeit gegen Gott und tausend andere Illusionen — für eine große Zahl von untergeordneten Geistern — die unversiegliche Quelle einer Menge von absolut geheiligten, absolut unumstößlichen Pflichten gewesen und ist es noch heute ~ Und eben diese sogenannten Pflichten bilden die Angelpunkte fast aller Dramen der Romantik und der meisten von heute ~ Aber es dürfte schwer halten, einem Bewußtsein, in dem ein gesundes und lebendiges Licht herrscht, eine jener düstern, erbarmungslosen und blinden Pflichten aufzuzwingen, die den Menschen mit Notwendigkeit in Unglück oder Tod treiben ~ Hier giebt es keine „Ehre", keine Rache, keine Konvention mehr, die Blut heischt ~ Hier findet man keine Vorurteile mehr, die Thränen fordern, und sieht keine Gerechtigkeit mehr, die das Unglück will ~ Es regieren hier keine Götter, welche Todesstrafen verhängen, oder Liebe, welche den Tod fordert; und wenn im Bewußtsein des Weisen erst die volle Sonne aufgegangen ist, wie sie hoffentlich eines Tages im Bewußtsein aller Menschen aufgehen wird, so wird nur eine Pflicht noch sichtbar sein, und diese Pflicht ist die:

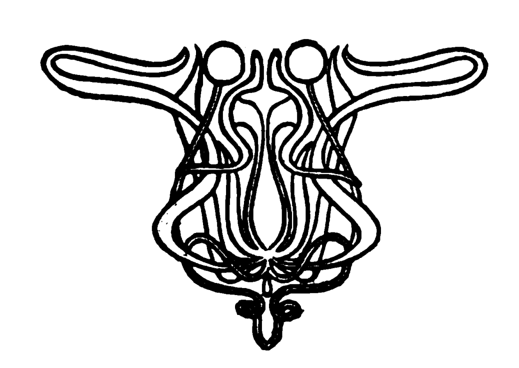
so wenig Böses und so viel Gutes zu thun, wie man vermag und seinen Nächsten zu lieben, wie man sich selbst liebt; — eine Pflicht, aus der dann keine Tragödien mehr entstehen werden . . .

Man sehe sich unter diesem Gesichtspunkte einmal an, was in den Dramen Ibsens vorgeht. Man dringt in ihnen bisweilen sehr tief in die Abgründe des menschlichen Bewußtseins hinab, aber das Drama bleibt nur deshalb möglich, weil zugleich ein sehr eigentümliches Licht mit hinabfällt, eine Art von rotem, düsterem, launischem und ich möchte sagen trostlosem Lichte, das nur seltsame Phantome erleuchtet. Und in der That sind fast alle Pflichten, die das treibende Agens der Ibsenschen Tragödien bilden, verzweifelte oder krankhafte Pflichten, die nicht mehr diesseits, sondern jenseits des gesunderleuchteten Bewußtseins liegen; — und die Pflichten, die man jenseits dieses Bewußtseins zu entdecken meint, kommen bisweilen einer Art von grämlichem und krankhaftem Wahnsinn sehr nahe . . .

Freilich thut diese Thatsache — um mir hier selber zu widersprechen — meiner Bewunderung für den großen Meister keinen Abbruch; denn, wenn es auch feststeht, daß Ibsen die gegenwärtige Moral nur um sehr wenige heilsame Beispiele, Vorschriften und Grundlagen bereichert hat, so ist er doch der einzige, der eine neue Poesie gefunden und auf dem Theater zur Darstellung gebracht hat, der einzige, dem es gelungen ist, seine Stücke mit einer Schönheit und Größe zu umgeben, die, wenn sie auch zu düster und wild sind, um allgemein und endgiltig zu sein, doch der Poesie, Schönheit und Größe der

gewaltsamer ausgestatteten Dramen des Altertums und der Renaissance nicht nachstehen.

Inzwischen liegt allen wohldenkenden Menschen, die der Hoffnung leben, daß das menschliche Bewußtsein mehr nützliche Leidenschaften als verhängnisvolle Pflichten birgt, die große Pflicht der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit am Herzen, eine Pflicht, die alle anderen verdrängen wird ~ Und vielleicht wird aus dem Kampfe dieser Pflicht gegen unsere Selbstsucht, Gleichgiltigkeit und Unwissenheit das wirkliche Drama unseres Jahrhunderts entstehen ~ Hauptmann hat es in den „Webern" versucht, Björnson in „Ueber unsere Kraft", Mirbeau in den „Mauvais Bergers", Gurel in seinem „Repas du Lion", dieses Drama zu schaffen; aber trotz dieser sehr achtbaren Versuche ist es bisher noch keinem gelungen ~ Ist dieser Schritt aber — im wirklichen Leben wie auf der Bühne — einmal gethan, so wird es vielleicht erlaubt sein, von einem neuen Theater zu sprechen, einem Theater des Friedens, des Glückes und der Schönheit ohne Thränen.





Die Leuchter.

Alles Leid ist Einsamkeit,
Alles Glück Gemeinsamkeit.
Richard Dehmel

In meinem Grabe hab ich heut gelegen
Den ganzen Tag. Stumm horchte die Natur,
Tief lag der Schnee ringsum auf allen Wegen.

Wenn nur ein Fuchs, wenn eine Krähe nur
Gekommen wäre durch den stillen Garten;
Er schwieg wie eine abgelaufne Uhr.

Kein Wind, kein Hauch. Und Alles wie ein Warten,
Das nicht mehr Warten ist — es ist der Tod,
Um dessen Sense sich die Geister scharten,

Die unsichtbar, wie auf ein Machtgebot,
Geduldig, festgeschlossnen Auges schliefen,
Als hofften niemals sie ein Morgenrot.

Wenn meine Teckel nur im Traume liefen,
Als wären sie dem Rehbock hinterher
Und scheuchten ihn in dunkle Waldestiefen.

Der Himmel, überzogen kreuz und quer
Mit einem einzigen grauen Wolkenschleier,
Steht regungslos wie ein erstarrtes Meer.

Nun tritt die Dämmrung in die Trauerfeier;
Allmählich, nordisch sinkt die schwarze Nacht
Und frißt sich in die Erde wie ein Geier.

„Licht, Licht, Bertouch! Das Feuer angemacht!"
Ich klingle heftig. Und da hat er schon
Die schweren Schreibtischleuchter mir gebracht.

Licht stürzt sich wie von Gottes heiligem Thron
Durch meine Zimmer. Sonne, Mond und Sterne
Erheben sich für mich aus ihrer Frohn.

Lebendig wirds in mir. In weite Ferne
Rückt mich wie über Zeit und Raum ein Sprung,
Es ist, als ob ich wieder fühlen lerne:

Die Leuchter brachten mir Erinnerung:

Wie lang ists her? Ah, Kirmeß und Gedudel!
Ich war so knabenfrisch. Mein Herz, ein Quell,
Trug über Gold und Kiesel seine Strudel.

Spornstreichs mit Hedada und überschnell,
Das Leben wie ein junges Kalb genossen,
Wie Wind und Walzer war mein Naturell.

Den Liebesgöttern dient ich unverdrossen,
Vor schönen Frauen lag ich auf den Knien,
In jedes Mädel war ich gleich verschossen.

Glücklich und glücklos, wies der Tag verliehn:
Von Rosenketten allzugern umwunden,
Hab oft ich nachts in Dornen aufgeschrien.

Der unglücklichen Liebe kahle Stunden,
Der Liebe auf den Strand geworfnes Wrack,
Ich habs, wie jeder Mensch, im Sand gefunden.

Was klingt mir da im Ohr? Ein Schabernack?
Mein Leuchter scheint die Arme auszubreiten.
Ein Orgelspiel: Aefft mich das Geisterpack?

Wo bin ich? Ach, in welchen Seligkeiten!
Ein unvergleichlich schöner Sommertag
Läßt seine Himmelswellen niedergleiten.

Des Zephirs engelstiller Flügelschlag
Haucht über Gras und Beete seine Kühle
Und heckt viel tausend Rosen aus im Hag.

Und überall durchklingts im Stadtgewühle
Wie Lerchenjubel jede Menschenbrust,
Und selbst den Grämling stacheln Frohgefühle.

Zu klarem Denken wird Gedankenwust,
Die Seele führt den Geist zu Firnenplanen,
Das Herz entsetzt sich schier vor Liebeslust.

Vom blauen Aether hängen Seidenfahnen
Aufs grüne Blätterdach; im Teiche schnellt
Sich überwohl der Fisch aus seinen Bahnen.

So freut und weidet sich die ganze Welt —
Nur ich allein durchreite dies Entzücken
Mit tiefgesenkter Stirn, ich armer Held.

Ein schlechter Ritter, der auf Pferdesrücken
Sich Träumen hingiebt und den Zügel schlafft
Und läßt den Gaul am Wegrand Gräser pflücken.

Ich steige ab. Und aus der Halfterhaft
Mag nun mein Tier sich selbst die Stallthür finden,
Ich geh zu Fuß auf meiner Pilgerschaft.

Die Sonne senkt den Lauf, die Stunden schwinden;
Versunken bleib ich immer wieder stehn
Und kann und kann die Qual nicht überwinden.

Verschmähter Liebe Qual. Unwürdig flehn
Mag ich nicht mehr. Mein Gott, wie halt ichs aus,
Daß Du mich in die Wildnis ließest gehn.

Wo irr ich hin? Wie weit? Wo liegt mein Haus?
Ich such es, meid es, kann es nicht erreichen.
Bald macht die Nacht dem Tage den Garaus.

Wo bin ich nun? Die Wassertümpel bleichen,
Die ersten Sterne funkeln drohend auf.
Sind meine Leuchter da, die Gnadenzeichen?

Wer grinst mich an? Wer rennt um mich zu Hauf?
Hat mich des Wahnsinns Peitsche schon geschlagen?
Gestoßen wie von Furien ist mein Lauf.

Was blinkt das Lämpchen dort? Hör ich ein Klagen?
Aus dumpfen Mauern? Ach, es schweigt, es schweigt;
Ein Vogel hat den Ton wohl hergetragen.

Nun wieder ists, als wenn dort einer geigt,
Ein melancholisch Lied; es ist verklungen,
Noch fern einmal, als wenns hinuntersteigt.

Mich friert; die ganze Welt ist frostdurchdrungen!
Taun nirgends denn die Veilchen vor mir auf?
Zum Kranze um Dein schönes Haupt geschlungen?

Und ein Kapellenthürchen thut sich auf.
Hinein! Zur mater dolorosa eil ich!
Wie tröstlich blinkt der Himmelskrone Knauf.

Und meine schweren Kümmernisse heil ich
Im Angesicht von unsrer Lieben Frauen;
Auf Knien, in tiefer Andacht, Inbrunst weil ich.

Es gilt das Allerheiligste zu schauen!
Der Kirchendämmer hemmt mir fast den Schritt,
Des Fliesenganges Echo macht mir Grauen.

Weit hinten steht, am Marmorrisalit,
Steht ein Altar mit welken Blumenkränzen,
Um den ein spärlich Lampenlabsal glüht.

Zwei große Leuchter, die wie Sterne glänzen,
Mit dicken Kerzen drin, die angezündet,
Rändern den schwarzen Tisch mit blassen Grenzen.

Und hinter diesen hellen Leuchtern kündet
Der Mutter Gottes und des Kindleins Bild
Das Wunder, das kein Sterblicher ergründet,

Das jeder Wunde schlimme Blutung stillt
Und sie beschützt mit einer sanften Decke,
Bis keine Quelle mehr des Schmerzes quillt.

Ich trete vor aus meinem Beichtverstecke,
Entwaffnet, wie sichs ziemt vor meinem Gott.
Da! Schlug ein Blitz ein, daß ich so erschrecke?

Was seh ich? Treiben meine Sinne Spott?
Ich wanke, wie geschubst von einem Riesen,
Wie willenlos geschoben aufs Schaffott.

Wer liegt da vor den Leuchtern auf den Fliesen?
Sie ists, die mir mein Herz in Stücke schlug,
Die mir den Weg der Einsamkeit gewiesen.

Ein Veilchenkranz schmückt, wie zum Frühlingszug,
Ihr schwarzes Haar, das um die bleichen Wangen
Verschleiernd bebt wie dunkler Schattenflug.

Die braunen Augen, tief voll Sehnsucht, fangen
Das süße Licht; fast sind sie ganz verdeckt,
Die weichen Wimpern zittern vor Verlangen.

Madonna hinterm Kerzenschein versteckt
Erschimmert wie aus Paradiesesfluren,
Von keiner Erdensinnlichkeit befleckt.

Madonna vor den Leuchtern büßt die Spuren
Des schwachen Fleisches und der starken Triebe,
Wie sie gemein sind allen Creaturen.

Doch beide bindet und vereint die Liebe.



Glück.

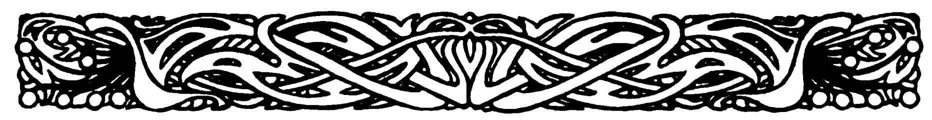
Es lachen, es entstehen
Im Kommen und im Gehen
Der Welt viel tiefe Welten,
Die alle wieder wandern
Und fliehend durch die andern
Als immer schöner gelten.

Sie geben sich im Ziehen,
Sie werden groß im Fliehen,
Das Schwinden ist ihr Leben. —
Ich bin nicht mehr bekümmert,
Da ich kann unzertrümmert
Die Welt als Welt durchstreben.

Robert Walser.




大和絵師 西川祐信筆

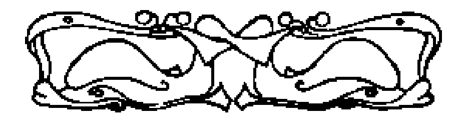


Der japanische Theegarten.
Von Franz Blei.

History of Japanese Literature, by W. G. Aston, London Heinemann 1899 ~ — Dieses Buch ist das erste, das die ganze japanische Litteratur darstellt ~ Der Autor genießt bei den Fachleuten eines guten Rufes, und den Laien erfreut er durch eine schöne Sachlichkeit und allen Verzicht auf jenen billigen Enthusiasmus, der in Büchern über Japan so grassiert, deren Autoren ihre eigene Kultur aufdringlich und unerzogen schmähen in Verzückung über eine fremde, die sie sich nie zu eigen machen können ~ Aston vermittelt sehr gut zwischen japanischen Anschauungen und europäischen, und sein feiner Takt läßt ein Gefühl nicht aufkommen, das der Feind allen Kunstgenusses ist, nämlich das Gefühl der Curiosité ~ Er nimmt dem Fremdartigen nicht die ihm eigene Charme, doch bleibt er unbefangen und giebt von allem Ethnographischen nur das nötigste ~ Die Gelehrten werden über manchen Buchstaben zu streiten anfangen, individueller Geschmack wird hier zu viel, da zu wenig gegeben finden; so bedaure ich Astons englische Ablehnung des Erotischen, das in der japanischen Litteratur mancher Zeiten von großer Bedeutung ist; er sagt zu wenig davon, und seine Beispiele sind ganz unpassend ~ Doch das sind Kleinigkeiten ~ Niemand wird die Geschichte einer fremden fernen Litteratur anders lesen

denn als ein Buch, das orientiert ~ Gehen und sehen muß man selbst.

Für den Laien und Freund der Künste, der Zeit und Mühe nicht darauf wenden will, japanisch zu lernen, wird die Kenntnis dieser Litteratur immer abhängig sein von der Uebersetzungsarbeit der Gelehrten ~ Daß nur ein kleiner Teil davon den belles-lettres zukommt, daß den größeren historische, ethnographische und theologische Schriftwerke einnehmen, war so lange selbstverständlich, als unsere Vorbereitung ungenügend war zum Verstehen der Künste, so lange uns deren Genuß beeinträchtigt war durch Unkenntnis der allgemeinen Lebensformen ~ Doch hat man in den letzten zehn Jahren vieles in europäische Sprachen übersetzt, so gut das eben geht und so gut das eben Gelehrte machen können ~ So kann der Laie diese Litteratur kennen lernen ~ Wie getrocknete Blüten, welche die Form, die sie lebend hatten, nur andeuten, die Farbe nur ahnen lassen und den Duft verloren haben ~ Es muß eine große Pracht der Blüten sein, wenn sie getrocknet noch so viel Schönheit bewahren.



I.

Ich ließ Boston, die Harvard-Bibliothek und meine japanischen Beschäftigungen — denn die Temperatur hatte alle Vernunft verloren ~ Wie alles in diesem Lande ist auch das Klima nur halbzivilisiert, manchmal gemäßigt, doch oft plötzlich



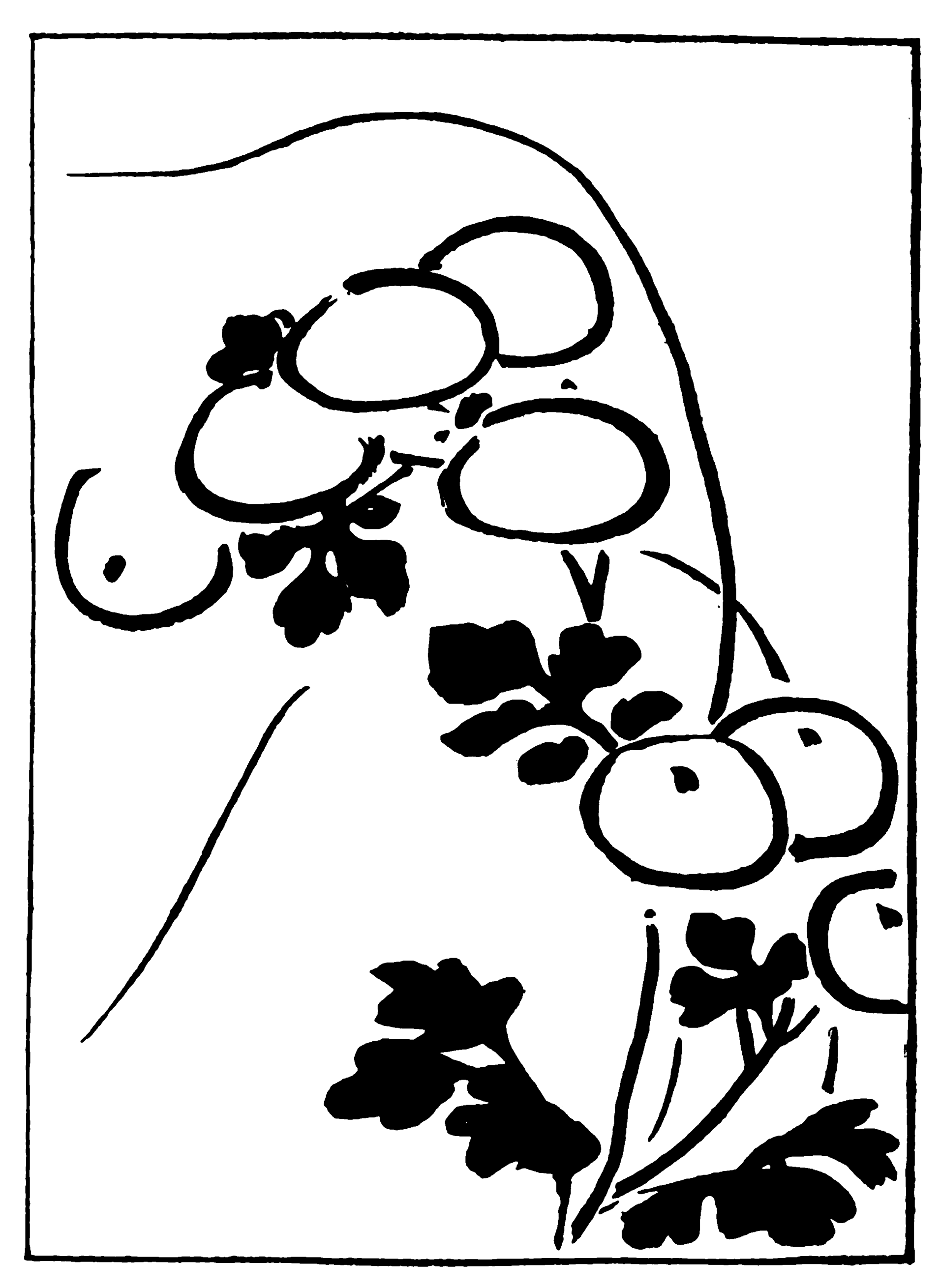
wieder in unmäßige Barbarei zurückfallend ~ Ich ging ans Meer, an die atlantische Küste; zwölf Meilen strandabwärts ist Avalun und Cape May, zwölf Meilen strandaufwärts Atlantic City, das Riesenseebad der U. St ~ Von der Veranda meines kleinen Holzhauses kann ich gerade noch die Piers sehen, diese Anstrengungen des industriösen Festlandes, dem Ozean ein paar hundert Meter abzugewinnen mit Eisenpfeilern und gerammten Piloten ~ Aber ich sehe hier keines der 3000 Hotels und höre nichts von den 300 000 Gärten ~ Anfangs ging ich noch täglich einmal aus meiner Einsamkeit in diese andere der großen Menge — weil sie voll schöner Frauen ist ~ Aber es kam bald, daß ich daheim blieb, aus Faulheit, aus schlechteren Gründen oder weil die Frauen — ich weiß es nicht ~ Und nun bin ich täglich wieder dort ~ Denn ich traf meinen japanischen Freund und Lehrer Yamanaka, und der führte mich in den japanischen Theegarten ~ Für jene, die beim Eingang zehn Cents bezahlen, um den Garten zu sehen, über das Theater zu lachen, sich von den Akrobaten in Staunen und Schrecken bringen zu lassen



und in den Bazaren miserablen Schund zu kaufen (made for U. S.), — für die ist diese Unternehmung japanischer Kaufleute der Städte im Osten nichts weiter als ein Unterhaltungsplatz wie jeder der vielen anderen ~ Mein Freund hat mich den Schauspielern vorgestellt, mich den Mädchen empfohlen, die Kinder auf meine Güte aufmerksam gemacht, so daß ich bald ein guter Bekannter war; und der Theegarten von Atlantic-City war für mich ein reelles Stück Japan, kongruent meiner japanischen Litteraturkenntnis ~ Der Garten auf anderer Erde, die Mädchen unter einem anderen Himmel, die Gedichte und Romane in anderen Sprachen — das hat eine Verwandtschaft ~ Wenn ich nun meine Notizen aus der Harvard las oder den Japanern davon erzählte, schien mir ihre Gegenrede vieles zu färben und zu bewegen, was mir früher blaß und tot vorkam, und als O'Detsu und O'Yona das erste Mal vor uns tanzten — es war spät nachts und wir waren ganz unter uns —, da kam es mir vor, als ob mir die geheimen Quellen der japanischen Litteratur gezeigt würden ~ Und so war es auch, denn: tanzend kam dieses Volk in die Litteratur.

2.

So spricht Kon-Fu-Tse: Wenn wir nicht mehr wissen, wie die Gewalt unserer Gefühle ausdrücken, dann erheben wir uns auf einmal und tanzen ~ Im japanischen Sonnenmythus, dem schönsten aller Mythen, bringt der Tanz die Sonne der Erde wieder ~ Das Gedicht ist dieses: Susanóó, der Sturmgott, stritt mit Amaterasu, der Sonnengöttin, so



heftig, daß sie vor ihm in eine Höhle flüchtete ∾ Aus Angst und Zorn schloß sie hinter sich die Felsenthür, und die japanische

Welt war finster ~ Die Götter klagten und berieten ~ Schließlich erfanden sie den Schmuck der edlen Steine und der köstlichen Gewänder, und Amatsumeori, der Hephaistos, hämmerte aus Meteoreisen einen herrlichen Spiegel, damit sich die geschmückte Göttin auch sehen könne ~ So gingen sie nun zur Höhle, und auf ihrem Wege brachen sie Blütenzweige von den Kirschbäumen und hingen daran ihre Kostbarkeiten ~ Und vor der Höhle stellten sich die Götter auf, Venus-Uzumé trat auf den Plan und tanzte, den Spiegel in der Hand, den heiligen Spiegeltanz ~ Dazu sang sie: Seht dort, Götter, die Spalte, da wird zu eurer Freude die Königliche erscheinen und sehen alle meine Kostbarkeiten ~ Aber da geschah es, daß sich nicht der Felsen, wohl aber Uzumé's Gewand im Tanzen ein bißchen öffnete ~ Und über den dadurch so veränderten Sinn des Liedes brachen die achtmalhunderttausend Götter und Göttinnen in ein Lachen aus, worob Himmel und Erde zitterten ~ Amaterasu ist ein Weib, und da guckt sie ein bißchen hinter der Felsenthüre hervor und fragt, warum man so lache ~ Da sagt Uzumé: Wir haben eine Göttin gefunden, göttlicher als du, sieh! — und sie hebt den Spiegel hoch ~ Die Sonne blickt hinein und ist heftig erschrocken ob dem Glanz der neuen Göttin ~ Zornig kommt sie hervor, da umringen sie auch schon die Götter, werfen hinter sie ein Strickseil und machen es Tabu: Nie darfst du über dies Seil gehen.

O'Detsu hat dieses Gedicht getanzt ~ Ihr Gesicht blieb immer das gleiche, lächelnde, das blaßgelbe Oval nur ausgezeichnet durch die feinen Striche ihrer Brauen und Lider

und durch das rote schmale Rosenblatt ihrer geschminkten Unterlippe. Aber ihre Finger, ihre Füße und die weidenhafte Biegsamkeit ihres kleinen Körpers gaben dem Mythus die zarte Lieblichkeit Uzume's selber, die dem Englisch des Mr. Yamanaka ganz fehlte, als er ihn mir erzählte.

Die Mikados der klassischen Zeit Japans, 800—1200 u. Z., ließen die Geschichten der Götter und Helden aufschreiben, und man kann sie noch lesen. Sehen kann man sie in den mimischen Tänzen der Mädchen und jungen Männer. Damals tanzten auch die Kaiser; jetzt nicht mehr, wo sie mit Handelsverträgen und preußischen Unteroffizieren zu thun haben. Darüber haben sie das Tanzwort des Confucius vergessen, oder es erweckt ihnen diese ihre neue Beschäftigung nicht mehr den nötigen Sturm der Gefühle, daß man tanzen muß. Heute sehen sie nur noch lächelnd zu.

3.

Nicht nur Tänzer waren die alten japanischen Kaiser, sie waren auch die Beschützer und Freunde der Dichter. Die zwei großen Sammlungen japanischer Lyrik sind von Mikados angelegt worden. Zweimal wechselt eine Zeile von fünf und eine von sieben Silben, und eine von sieben macht als fünfte den Schluß — einunddreißig Silben in fünf Zeilen — dies ist die einzig erlaubte Form des japanischen Gedichtes, ohne Reim und ohne Accent. Uebersetzungen — wir haben solche vom Professor Florenz — werden immer falsche Eindrücke davon geben. Und unsere ganze Erziehung zum lyrischen Gedicht ist eine solche, daß wir das japanische nicht ver-

stehen können. Die Regel, daß ein Gedicht nur so sein darf wenn es überhaupt sein soll, hat die Japaner zu einer solchen Bestimmtheit des Ausdruckes, zu einer solchen scharfen Bildprägung gesteigert, hat das Gedicht, um einen geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, so dekorativ gemacht, daß wir in Uebersetzungen wohl den beiläufigen Sinn, das Gefühl, die Stimmung ahnen können, nicht aber seine künstlerische Qualität schätzen; diese ist gewiß eine höchst artificielle, virtuosenhafte, und das Artistische ist das Wesen dieser Lyrik. Solche kleine Gedichte machen zu können verlangte der Japaner der guten Zeit von seiner Frau; solche „Tanka" zu machen war ein Gesellschaftsspiel der feinen Japaner. Ein Autor unterbricht seine Prosa fortwährend, um ihr mit einem Tanka einen Tropfen Essenz beizumischen, in ihm sein Gefühlsverhältnis zum Dargestellten zu bemerken und um zu zeigen, daß er ein geschmackvoller Mann ist. Wenn Dichten zu den täglichen Verrichtungen jeder wohlerzogenen Person gehört, muß man das Größte von Dichtern denken, deren drei man zu Göttern erhoben hat und denen man, wie Hitomaro, Tempel baut. Wenn eine ganze Nation dichtet, kann man sich vorstellen, zu welcher Subtilität und Finesse die Dichter dieser Nation das Tanka bringen; die Form und eine konstante und wohlbegründete Furcht vor dem Ennui bringt hier so Sublimes zu stande, daß man ihm mit Uebersetzungen nicht nahe kommt. Was da am besten

gelingt, ist gewiß nicht das, was dem Japaner als das Beste erscheint. Nicht die Sprache, nicht die differenten Gefühlswerte, nicht die andere Stellung zur Natur ist daran die Ursache — es ist vielmehr die Leichtigkeit, die gefällige Nichtigkeit, die Präzision der Zeichnung auf nebelhaftem Hintergrund — alles dies in einer Arabeske, was uns den rechten Weg zur japanischen Lyrik nicht finden läßt.

O'Detsu's Tanz ist reich an mannigfachen Bewegungen ihrer schlanken Finger, das Spiel ihrer Hände ist wunderbar anzusehen. Es ist wie etwas zufälliges, und ist doch wohl überlegt und voller Bedeutung. Und doch wieder hat die Hand ihre eigene Seele; das Gesicht bleibt immer gleich, unverändert, lächelnd, starr-lieblich. In unseren Gedichten sehen wir leicht des Dichters ganze Gestalt; im japanischen Gedichte sehe ich nur die graziöse Bewegung der Hand, sich selber nur zu folgen scheinend und doch in allem wohlberechnet von einem überfeinen Geschmack.

4.

Es war, als man im Dom zu Ravenna den Mosaikboden legte, und da Karl der Große nächtlich aufblieb und schreiben lernte, als Japan seine große Litteratur hatte. Eine goldene Zeit der Lyrik, die silberne einer anmutigen Decadence, eine papierne

großer Gelehrtheit und eine moderne aus Blech macht den Beschluß ⁓ Um die letzten beiden gleich zu erledigen, und um mit ihnen nicht einen traurigen Schluß zu machen —; die eine hat seine Kritiker und Essayisten, gelehrte Kenner und Antiquare, die alle ihren Blick zurückwenden in die große Zeit, aus der sie sich eine ästhetische Erquickung holen, nicht unähnlich darin den englischen Aestheten; die andere Periode begann am Anfang unseres Jahrhunderts, und sie ist noch nicht zu Ende ⁓ Erst war es ausschließlich eine Litteratur, wie sie bei uns einmal diese Vulpius und Spieß verrichteten: Unglaubliche Heldenthaten, Schrecken, Morde, die japanischen Nationalgefühle Heroismus und Herrentreue, Gespenster und Ungeheuer aller Art — das giebt den Stoff zu jenen Büchern, die nur Hikosaï durch seine Illustrationen so kostbar gemacht hat ⁓ Aber schlimmer kam es, als man mit abendländischen Seidenhüten und Ueberziehern auch abendländische Kunst importierte; man übersetzte nun den älteren Dumas und Skott und ahmte sie nach, und das Volk liest das mit großer Begeisterung ⁓ Als ich dies einmal ganz traurig Yamanaka vorhielt, da wies er mit der Hand auf die künstlichen Felsen und Irrwege des Gartens, auf die vielen Gärtchen im Garten und auf die zu menschlichen Figuren gezogenen Zwergpinien und sagte: „Japan bekam alles von China — dies allein blieb davon übrig" ⁓ Die Fähigkeit dieses Volkes für Assimilation ist erstaunlich groß, größer noch sein Talent, sich dabei so originell zu behaupten ⁓ „Der Dumas wird uns nicht umbringen", sagte der kluge Japaner, „eher noch der Hauptmann" ⁓ Wahrscheinlich hat er Recht ⁓

— Die Japaner sind Hedonisten, und eine Kunst der Kunst wegen kennen sie nicht. Ihre Vitalität ist stärker als die unsere.

5.

Als die Nonnen von Germersheim den Paphnutius spielten, diese köstliche Farce, und Mechthild von Magdeburg ihren frommen Schwestern ihre Lieder vorlas:

Du bist mein Küssen, meine Lagerstatt,
Du meine stille Ruh und tiefste Sehnsucht,
Lust meiner Gottheit, Trost der Menschheit,
Ein kühler Bach in meinem Glühen.
Du bist mir Spiegelberg und Augenweide,
Mir selber ein Verlust, ein Sturm des Herzens,
Ein Fall, ein Schwächen der Gewalt —;

als die Nonne so herrlich den Herrn anrief, da gab es Frauen am Hof des Mikado, die den Japanern ihre klassischen Bücher schrieben in reinstem Altjapanisch. Das war damals eine Hofhaltung, die an die der besseren französischen Louis erinnert. Man liebte einen raffinierten Luxus, schöne Verse, und die Frauen gewannen durch Geist oder Schönheit (meist durch beides in Einer) großen Einfluß. Die Namen und Bücher zweier dieser Frauen sind vor allen berühmt. Die eine nannte sich Murasaki no Schikibu, und ihren Roman Genji Monogatari nennt man das Prosaepos des japanischen Lebens ihrer Zeit, natürlich des Hoflebens, denn sie war eine Hofdame, und das Volk spielte noch keine Rolle in der Litteratur. Den Deutschen fehlt der Roman, der sich mit diesem japanischen vergleichen ließe; aber die Engländer haben ihn in Richardsons und Smolletts Büchern; auch was

Die Dichterin Murasaki no Schikibu.



den Umfang betrifft (das Genji hat 4234 Seiten) läßt es sich mit den Romanen dieser Engländer vergleichen; sonst wohl aber nur so, daß es in einem behaglichen Realismus die Gesellschaft darstellt∽ Dem Richardson ist sie darin überlegen, daß sie nie moralisiert, dem Smollet, daß sie nie Komisches besonders auszeichnet∽ Sie ist immer objektiv, einfach und ganz naiv und befangen in den sehr bedeutend frivolen Sitten ihrer Zeit∽ Ihr Buch ist zum Teil in einer englischen Uebersetzung zu lesen, und wenn auch oft ermüdend so manchmal wieder höchst reizvoll ∽ So die „Kritik der Frauen", wie die Japaner diesen Hauptteil des Romans nennen∽ Es ist ein Gespräch zweier ganz junger japanischer blasés — kaum achtzehn ist der eine, der andere zwanzig — über die Schönheiten, die Treue, die Wollüste, die Künste der Frauen. Die melancholische Grazie der beiden Frauenkenner ist mit einer feinen Ironie gezeichnet, doch ist diese durchaus nicht klug, überlegen, altjungfernhaft∽ Einer der jungen Leute, eben Genji, der Sohn des Mikado mit



einer Favorite-Konkubine, zeigt dem anderen Briefe von Frauen ~ „Ich habe da wohl noch andere, doch weiß ich nicht, ob ich sie dir zeigen kann", sagt er indiskret und prahlerisch ~ Der andere: „Doch die du mir zeigst, sind ja leer ~ Gieb mir die anderen; die gerade liebe ich, die alles sagen, weil sie nicht daran denken, etwas zu sagen ~ Nur solche Frauenbriefe sind des Lesens wert, die die Eifersucht schreibt, oder diese anderen, diese in den Abendstunden geschriebenen, voll von Leidenschaft und Sehnsucht im Erwarten ~" Natürlich zeigt Genji die anderen Briefe ~ Und in ihnen blätternd und lesend sprechen sie von jenen, die sie geschrieben haben, von ihnen, von anderen, dann „von den Frauen" ~ Und dies an einem Abend bei Lampenlicht und leisem Regen draußen. —

Fräulein Sei Shonagon ist die andere, deren Name berühmt vor allen ist ~ Sie ist eine ganz andere ~ Der Murasaki glaubt man es, daß sie ihr Buch fern vom Hof im Alter geschrieben hat nach einem unbereuten Leben ~ Nicht so bei Sei Shonagon ~ Ihre Biographen brauchen sich nicht die Mühe zu geben, durch gelehrte Forschungen herauszubekommen, daß sie eine von jenen war, die groß und vielseitig in der Liebe sind ~ Das sagt ihr Buch Makura Zoschi in seiner Zerfahrenheit, Launenhaftigkeit und Ehrlichkeit schon selber ~ Makura-Zoschi heißt „Einfälle unter dem Kopfkissen", in schlaflosen Nächten aufgeschrieben ~ Und in den späteren einsamen Nächten möchte man noch sagen ~ Es ist das subjektivste Buch der Japaner; es ist eine Kultur des Egotismus darin, die kein Stendhal übertreffen kann ~ An das Journal des Baskirtschew wird man erinnert, nur ist die japanische

Dame erfahrener; sie hatte gelebt, nichts in ihr blieb ungeweckt, nichts hatte sie zu bereuen; sie ist glücklich, daß man die Jugend so verlieren kann, und nur manchmal scheint es sie zu grämen, daß ein gleiches nicht auch dem reiferen Alter



Die Dichterin Sei Schonagon

beschieden ist, wo man in Nächten Zeit findet, seine Sensationen zu notieren ~ Zum Beispiel: Im Sommer, da liebe ich die Nächte, nicht nur die des hellen Mondes, auch die ganz dunklen, wenn die Glühwürmer sich in ihren luftigen Wegen berühren, oder wenn ein leiser Regen fällt ~ Im Herbst ist es die Schönheit des Abends, die mich am stärksten bewegt;

ich sehe den Krähen zu, die paarweis oder zu dreien oder allein sich eine Schlafstätte suchen, während die Sonne am Bergrand steht, ohne Licht, aber

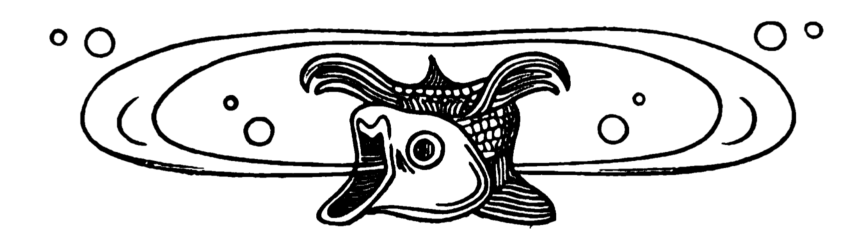


ganz rot ~ Noch köstlicher ist es, dem Flug der Wildgänse zuzusehen, die wie ganz kleine Linien sind in der hohen Ferne. Und, wenn die Sonne unten ist, da giebt es mir Bewegung, dem Zirpen der Grillen zuzuhören, oder wie der Wind beginnt ~ Im Winter, wie nicht zu sagen schön ist da der Schnee ~ Doch liebe ich auch die glitzernde Weiße des Frostes und die Kälte.

Die Shonagon führte ein Register ihrer Gefühle mit den Rubriken: Unangenehme, angenehme Dinge, abscheuliche und traurige oder Dinge, die mir ein angenehmes Prickeln erzeugen, wie: Von einem hübschen Mann um den Weg gefragt werden, wozu er seinen Wagen halten läßt ~ Unter den traurigen stehen sehr tiefsinnige, doch man kann sie nur in griechischer Uebersetzung drucken ~ Unter den angenehmen: Wenn ich ermattet bin und der Geliebte mich umarmt und seine Hände meine Brüste umschließen ~ Oder: Ein Trunk Wasser, wenn ich nachts erwache ~ Unter den unangenehmen: Ein Hund, der bellt, wenn der Geliebte heimlich zu mir

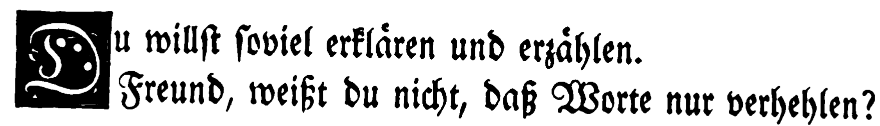
kommt — den Hund möchte ich umbringen. Oder: Leute, die mich unterbrechen, wenn ich etwas erzähle und sagen: O, ich weiß, und dann etwas ganz Verschiedenes erzählen ~ Wenn ein Freund eine Frau lobt, die er kennt; dies ist schon unartig, wenn sein Verhältnis mit ihr lange aus ist; aber noch vielmehr, wenn es noch besteht ~ Melancholische: An einem Regentag Briefe eines zu lesen, den ich einmal liebte ~ Die Fächer des letzten Jahres ~ Ein trüber Spiegel ~ Helle Mondnächte ~ Fröhliche: Ein Boot, das stromabwärts fährt.

Die Shonagon muß ihre sonderbaren und sublimen Sachen geschrieben haben, da sie aufhörte, jung zu sein und noch nicht begann, alt zu werden ~ Neben Heft und Schreibpinsel lag sicher ein Spiegel und die nervöse Hand griff sicher öfter nach diesem als dem andern, in den einsamen Nächten ohne Schlaf ~ Ihre Liebhaber haben dieser Frau die Welt erschlossen, sie sah sie nur durch dieses Mittel ~ So wurde ihre Art persönlich, nervös und sensitiv ~ Eine von den Frauen, denen ein sinnliches Aroma entströmt, wenn sie nur den Arm heben.



Schluß im nächsten Hefte.

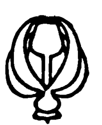
Sprüche in Reimen. III.



Du willst soviel erklären und erzählen.
Freund, weißt du nicht, daß Worte nur verhehlen?

Was ziemlich sei? Freund, jedes Thun und Treiben
Hat eigne Grenzen. Darin sollt ihr bleiben.

Rechtlos ist der, der seine Kraft verkennt
Und ungezähmt nach fremden Zielen rennt.



Was pfropfst du hier? Der Stamm ist abgestorben.
Spar deine Mühe, sie ist hier verdorben.

Ach, viele sind's, die tote Blumen gießen,
Verwundert trüb, daß sie nicht wieder sprießen.

Sie pflanzen alte Ziegel in die Erde
Und warten dann, ob nicht ein Haus draus werde.

Dies Licht verlosch. Nie wird es wieder glänzen.
Doch ihr spielt frevelnd mit verwelkten Kränzen.

Wo bin ich hier? Sind Tote auferweckt?
„Ein Maskenzug war's, der dich so erschreckt."

So sind auch hier die wunderlichen Grenzen:
die Sonne sank; und sie wird wieder glänzen.

Doch stürzt ein Tempel, säulenfest erbaut,
Sinkt er zur Nacht, für die kein Morgen graut.

Ihr aber zerrt, besudelt und gemein,
Ehrwürdige Leichen an den Tagesschein.

So habt ihr euch denn seltsamlichst bedrängt,
Mit Graus und Fratzen widrig eingeengt.

Und lebt euch so, ein frevlerischer Tand,
Der Aberwitz vom Meißel festgebannt.



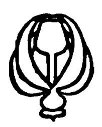
Kannst du nicht rein in deiner Kraft dich fühlen,
Wirst mit Unendlichkeiten frech du spielen.

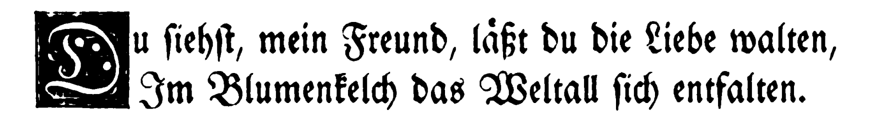
Dein Wunsch und Sehnen hat zu fernes Ziel.
Der ist ein Narr, der übermenschlich will.

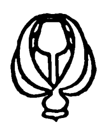
Der Tempelschänder schlimmster ist der Mann,
Der kecklich wagt und will, was keiner kann.

Ein Muttermörder, der mit Frevelmut
Rechtlos vergeudet zugewandtes Gut.

Er, der — zu klein zum reinsten Form-Erfüllen
Sie roh zerschlägt, verruchten Haß zu stillen.




Du siehst, mein Freund, läßt du die Liebe walten,
Im Blumenkelch das Weltall sich entfalten.



Ich hab ein Gut im Mond."" Da schreit ihr Narren —
präch einer so —: „Greift ihn, der hat 'nen Sparren."

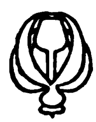
Doch spricht man stets von künft'ger Himmelswelt,
Als hätte man Logis voraus bestellt.

Bist du im Himmel selig? Warst's allzeit?
„Das nicht, ich werd' es in der Ewigkeit."

Dann wirst, mein Freund, du nie dorthin gelangen; —
Die Ewigkeit hat längst schon angefangen.

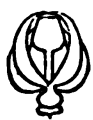
„Oh ew'ge Lust, wenn alle Wünsch' entschlafen."
Sahst du, mein Freund, schon unbegrenzten Hafen?

So wird denn auch, wo wir uns lebend freuen —
Genuß und Wunsch sich immerfort erneuen.




Es wollten wohl, es konnten auch die Andern
In eig'ner Kraft die Schönheitswege wandern.

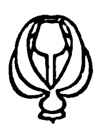
Um Griechenland, um Rom strahlt hellster Schein:
Sie waren es, sie sind's, sie werden's sein.



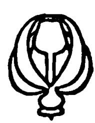
Wirst du nun stets nach deinen Worten handeln?"
Oft ist's ein and'res „Wissen," Freund, und „Wandeln."

Doch wirst du fremd auch Fremdestes betreiben,
Im Innern mußt du fest der Alte bleiben.

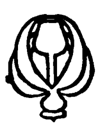
Ein And'res ist's mit viel gelehrten Tropfen:
Das ließ' sich gern wie Apfelbäume pfropfen.



Gefeit wohl waren des Achilleus Glieder.
Die Ferse nicht. Die traf's. Da sank er nieder.



Ich bin ein Simson." Mach' dich nicht zum Spott;
So prahlt ein Held nicht, der verlobt mit Gott.



Die große Königin hat, wie mir däucht,
Ein echtes und ein Neben-Kind gezeugt.

Der Held. Man wird ihn Herrn und König nennen.
Der Weiseste. Wer wird ihn nicht verkennen?

Doch ist auch so sein Schicksal schön und groß:
Zwar Bastard, doch aus königlichem Schoß.

Der Herr ist glücklich. Alles sei voll Freuden!
Der König leidet. — Müsse jeder leiden.

„Du sprichst von Herren? Nenn' uns den, der taugt."
Der sich vor keinem mehr zu fürchten braucht.

„Der Weiseste? Auch ihn bezeichne du."
Der vor sich selbst ist furchtlos und in Ruh.

Frei ist die Kraft: Sie herrscht in jedem Falle.
Die Weisheit auch: Sie lächelt über alle.



Es schleicht ein Geist oft durch die Zeilen hin,
Ein lösend heit'rer, ungeschriebener Sinn.

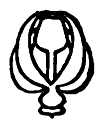
Wenn ihr's versteht, auch diesen zu beschwören,
So werdet ihr die Weisheit singen hören.

„Wann wird die Weisheit Höchstes mir verkünden?"
Wenn dir's gelänge trunken sie zu finden.

Sonst spricht sie nur in Rätseln trüb' und bunt.
Dann singt ihr wundervoll berauschter Mund.

Und du erlebst, du weißt es selbst nicht, wie,
Des Widerspruchs entzückte Harmonie.

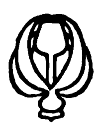
Und alles, alles wird im Huldverein
Ein Glück, ein Lächeln, eine Freude sein.



So kannst du mir den Weg der Weisheit zeigen?"
Geh', such ihn selber! — Wer erkennt muß schweigen.

Doch bleibt er stets in alter Weise kräftig,
Im Innern still, nach Außen froh geschäftig.

Und ist ein Gleichnis fast in seinem Thun
Der alten Mutter hold bewegtem Ruh'n.



Und will sich nun die hehre Sonne neigen,
Bleibt Abendglück: Ein Lächeln und ein Schweigen.

Ein Lächeln, Schweigen leuchtet durch die Schatten,
Da Tag und Nacht sich alt und neu begatten.

Da ruht nun friedlich jeder fremde Wille
In stiller Freude, in entzückter Stille.

Ein Lächeln! Schweigen! Dieser stille Gruß,
Geleite hold in Frieden euch zum Schluß.

Rudolf Alex. Schröder.

Beiträge zu einer modernen Aesthetik.

Von J. Meier-Gräfe

II.

Der erste Einschnitt war der Uebergang von der Mosaik zur Freske; er war entscheidend. Damit wurde der Künstler selbst zum Dekorateur, er übernahm selbst die Ausführung seiner Idee, die Idee mußte sich unter seinen Händen entsprechend verändern.

Es ist merkwürdig, wie schnell sich die dekorative Anschauung der Mosaikisten verflüchtigt. Cimabue hat nicht nur in seinen Mosaiken, sondern auch in seinen riesigen Madonnentafeln noch die dekorative Größe einer auf Raumschmuck gerichteten Kunst, bei Giotto ist die Malerei bereits Gemälde geworden.

Für unsere Betrachtung eignet sich vielleicht am Besten das herrliche, harmonische Freskenwerk Giottos, die Geschichte Christi in der Kapelle Madonna dell' Arena in Padua. Das Werk enthält im Keim alles, was die spätere Kunst sorgfältig ausgebaut hat. In einzelnen Partien, wie z. B. dem Judaskuß, der Gegenüberstellung des dummgemeinen Proletenkopfes des abtrünnigen Jüngers mit jenem göttlichen Antlitze, dessen Augen dem Verräter bis in die Seele blicken, offenbart sich verblüffend persönliche Anschauung, ein tiefgegriffenes dramatisches Moment, das weltenweit von den Byzantinern entfernt ist. Aber es bleibt das Einzelne. Man untersuche dies kleine Interieur, das mit den geringsten Mitteln dekorativ be-

handelt werden konnte, auf das Ensemble und erinnere sich des ersten Eindrucks, den man beim Eintreten empfängt, wenn man sich noch nicht aus diesen verblichenen Linien und Farben die Perlen herausgesucht hat ⁓ Man hätte eigentlich Lust, gleich wieder hinauszugehen in den blühenden Garten, der das Häuschen umgiebt ⁓ Erst nach Ueberwindung eines gewissen inneren Widerstandes durch ein mehr oder weniger archäologisches Interesse kommt man näher, und dann freilich — wenn man gefunden hat — mag einem der starke Eindruck, den man vorher entbehrte, wie der Wunsch eines Barbaren erscheinen, und man ist im entgegengesetzten Sinne ebenso ungerecht wie vorher ⁓ In der Erinnerung werden immer — wohlverstanden im naiven Menschen — die beiden Eindrücke mit einander streiten, die Liebe zum Persönlichen, das man dort trotz aller Verwitterung in unvergänglichen Zügen aufgezeichnet findet, und die Sehnsucht nach der Raumwirkung, die man schmerzlich vermißte.

Madonna dell' Arena ist die erste Gemäldegalerie und der Galeriecharakter unserer ganzen Kunst nimmt bei ihr seinen Anfang; schon hier ist das Bild etwas, das allein betrachtet werden will außerhalb des Zusammenhangs mit den übrigen, nach eigenen Gesetzen; die Kunst richtet sich nicht mehr nach dem Kosmos, sondern das Individuum macht sich selbst zum Kosmos, zu einer Welt in der anderen ⁓ Schon der erste Schritt dieser Kunst ist für das Dekorative verhängnisvoll ⁓ Man betrachte das jüngste Gericht auf der Fassade der Kapelle; die Komposition, freilich nicht von der Hand Giottos, ist ebenso schwach wie die Auffassung, die dahintersteckt, und

die zu den späteren Darstellungen desselben Gegenstandes von Fra Angelico hinüberleitet.

Und während das mit dem Verfall kämpfende Land die Kunst zur Malerei werden läßt, unfähig, etwas anderes als Beildr zu schaffen, ist im barbarischen Norden ein wunderbares Bauwerk gewachsen, das eigene Haus der neuen Kirche. Es konnte nicht in Italien erstehen, wo der Anblick des gewaltigen Alten, allen wütenden Verstandesreaktionen zum Trotz, die Sinne fesselte. Die römische Kultur war eben noch etwas anderes als Heidentum gewesen, sie war vor allen Dingen italienisch, d. h. Art von der Art des Landes und der Menschen, und der größte, idealste, künstlerischste Ausdruck dieser Art. Daß sich eine Gedankenreihe infolge fremden Einflusses änderte, konnte nicht plötzlich das Blut dieser Leute in andre Richtung treiben; ebenso wenig wie es ihre Gesichter, wie es ihre Rasseneigentümlichkeiten veränderte. Was in Italien wuchs, konnte nur römisch sein.

Dagegen existierte im Norden nichts, das einen künstlerischen Konservatismus tiefgehender Art anstacheln konnte. Und die Rolle, die das Christentum hier auf sich nahm, war anders als die des verflossenen, heidnischen Kultes in Italien. Es wurde die große Aufklärung, die Licht in die Gemüter der Barbaren goß, die noch vom Morgennebel umflort waren; ein starkes Volk, das bisher von nichts als seiner rohen Kraft gelebt hatte und mit dem das Christentum gerade in dem Moment zusammentraf, da die Kraft sich gerade genug äußeres Daseinsbewußtsein geschafft, um nun sich auch ins Geistige auszudehnen. Hier fand die hervorragend materielle Rolle

des Christentums sofort dankbarsten Boden bei den Führenden, denen an der materiellen Aufklärung gelegen war, für die bereits die intellektuellen Vorzüge des Christentums genügten, um das Ganze zu acceptieren ~ Und mit beispielloser Umsicht erfüllte die Lehre diese Mission, praktische Erkenntnis, Wissen verbreitend, ohne zu ahnen, daß dieselbe Kultur, deren Grund sie legte, sie selbst eines Tages überspringen müsse, als letzte Folge ihres ganzen Werkes ~ So wuchs auch die Kunst, die ihr selbst diente, unter ihren Händen zu etwas Intellektuellem heran, bei dem man sich nicht nur etwas denken konnte, sondern das selbst Frucht des Gedankens war ~ Die populären Schmuckelemente vereinigten sich mit dem, was die Religion importiert hatte, aber das eigentliche Mark war ein Neues, das auf scharfer Reflexion beruhte und dadurch himmelweit von aller römischer Kunst entfernt war ~ Es erreichte in der französischen Baukunst des 13. Jahrhunderts, die man Gotik genannt hat, den vollendeten Ausdruck ~ Mit voller Bewußtheit und einer Wissenschaft, die noch in unseren Tagen ihre Gesundheit befruchtend auf unsere dekadente Architektur zu äußern vermochte, wurde das Gesetz des Raums mit allen Feinheiten baulicher Argumente begründet und eine Konstruktion geschaffen, die erst natürlich war, bevor sie schön wurde ~ Allmächtig war diese That; sie drang nach Italien und erreichte dort das Unerhörte, die Unterwerfung der Italiener unter das Barbarentum, die gehorsame Hinnahme dieses gotischen Stils, der all ihren Instinkten entgegen sein mußte.

Die Kühnheit dieser Architektur reduzierte die feste einheitliche Wandfläche auf ein Minimum ~ Für die

Mosaiken gab es keinen Platz ~ Ihre Rolle wurde von den Glasmalereien übernommen, dem hohen Lied der Gotik, dessen Schönheit nur in der tiefen Pracht der Gesänge, die damals zu den hohen Fenstern hinaufklangen, ihr Gegenbild findet.

Man vergleiche jene paduanische Bildergalerie mit der Sainte Chapelle in Paris, diesem kleinen Wunderwerk der Glasmalerei, in dem die farbigen Fenster, durchaus nicht die der schönsten der Gotik, den einzigen Schmuck bilden und die schier berückende Harmonie des Raums vollenden ~ Es will uns nicht in den Sinn, daß wir das eine, diese herrliche Einheit, aufgeben mußten, um das Andere, die Kunst, die Giotto begann, groß zu ziehen.

Und es war nichts desto weniger unabänderlich ~ Die ungeheure Kraft der Gotik mußte sich schließlich selbst zersprengen ~ Dieselbe Gewalt, die in den herrlichen Bauten sich zum Himmel hinaufstürmte trieb jedes einzelne Gebiet in die Höhe, in eine Sphäre, wo es zuletzt keine Gemeinschaftlichkeit mehr geben konnte ~ In Italien wurde unter Giotto, dem Schüler des Mosaikisten Cimabue der Stil zum Typus, zu einer Gleichartigkeit der Gesichter und Bewegungen, in deren Grenzen sich die Individualität der Schüler Giottos zunächst nur in Nuancen äußern konnte ~ Und gleichzeitig erobert sich die Malerei die Unabhängkeit von der Wand ~ Aus der Freske wird die Holztafel, und damit bereitet sich äußerlich die Abtrennung der Malerei von dem Ganzen vor ~ Nicht wenig half der Umstand dabei, der die Schöpfung dieser Gemälde in dieselben Hände legte, denen die Herstellung der kirchlichen Bücher anvertraut war ~ Das Didaktische des Buches errang

auch im Gemälde die Vorherrschaft; der Schmuck des Buches, als solcher meisterhaft verstanden und nach allen Gesetzen der zu schmückenden Fläche und der Beziehungen zwischen Bild und Schrift gehandhabt, wurde im Gemälde seines ursprünglichen Zwecks entkleidet, ohne einen präcisen, neuen Beruf zu finden ~ Man arrangierte und vergrößerte was man auf dem Pergament im Kleinen gemacht hatte; was etwa an äußerlichen Beziehungen zur Architektur dabei in die Bilder gelangte, geschah auf dem Umweg über das Buch, das natürlich gewisse Schmuckelemente mit dem Baustil gemein hatte ~ Die litterarischen Versuchungen der Malerei datieren also von weit her.

Es entsteht das Bild, die Komposition, nicht nach dem Gesetze des Raums, der es beherbergt, sondern nach dem eines mehr oder weniger willkürlichen Rahmens ~ Noch steht der Rahmen am bestimmten, hochheiligen Platz, aber er ist schon ganz ein Ding für sich, eine Kirche in der Kirche, in der es sich des Schweißes der Edlen lohnt, einen Platz zu gewinnen.

Und auch um diesen Platz beginnt der Norden zu ringen. In Köln wächst eine Malerei heran, die der Gotik tiefste Innigkeit auf die Altartafeln sät ~ Sie hat nichts von dem kleinlichen Werk der Enlumineure, ihre unbekannten Meister sind eher Steinmetzen, ganz durchdrungen von der geheimsten Formenwelt des nordischen Stils, der sie im Bilde eine neue Form zu geben suchen ~ Auch sie vermögen nicht, die Tragik des Problems aufzuhalten, ihr aufsteigender Glanz bedeutet den Verfall des Baus, aber sie retten aus ihm das Kostbarste in ihre Sphäre, wo es unverlierbar bleibt und den

spätesten Geschlechtern den Impuls zur Weiterschöpfung geben wird.

Aus diesem Samen entspringt hundert Jahre nach Giotto das erste Genie der neuen Kunst, van Eyck. Wie mit der Wucht des gespannten Bogens schleudert er das Ziel der Malerei in vorher unerreichbare Fernen und schafft fast außerhalb jedes greifbaren Zusammenhangs mit dem Stil der Masse das Wunder, wie ein Mensch die Natur, seine Natur, seinen Stil malt. Etwas Universelles, Allumfassendes strömt in die Malerei, so erhaben und groß, daß man begreift, daß alles andere in Trümmer fallen mußte, um dieses Eine zu ermöglichen.

Und wiederum haben sich mit ihm die materiellen Rollen der malerischen Elemente verändert. Die Fläche wächst zu immer größerer Bedeutung heraus, verblüffende Details vertiefen das Sonderinteresse. Eine solche Kleinmalerei, wie sie van Eyck in seinem Bild mit dem Donator im Louvre fertig gebracht hat, zumal in dem Hintergrund, wo man deutlich durch einen nach Milimetern messenden Wald durchzublicken vermag, in dieser Straße, auf der sich stecknadelkopfgroße Menschen richtig bewegen, das ist später auch von den Spezialisten kaum je wieder erreicht worden. Gleichzeitig malte Fra Angelico die winzigen Altarschreine, die heute in San Marco gezeigt werden, die kleinen goldenen Gitterwerke mit der Madonna dahinter, wahre Filigranarbeiten, aber mehr Kunststück als Kunst, Proben einer rührenden Geduld, wie sie eben nur ein Mönch besitzt. Van Eycks Kleinmalerei hat nichts Kleines, das ist das Große darin. Sein Detail ist fabelhaft, aber es verschwindet

im Ganzen ~ Seine Kunst ist die weiseste Anwendung architektonischer Gesetze; was nur die Raumkunst zu geben vermochte, haben hier Pinsel und Farben erreicht.

Auch rein technisch waren seine Mittel neu ~ Er erfand die Oelmalerei für seine Zwecke, das Medium, das eine Revolution hervorrief, und in dem allein sich die Riesenthaten der kommenden Kunst abspielen konnten, und nebenbei zum Unterschied von heute, ein Medium, das die Dauerhaftigkeit des Werkes sicherte ~ Diese Alten haben für die Ewigkeit gemalt, die Heutigen begnügen sich mit einem Menschenalter ~ Es ist ein merkwürdiges Ding zu denken, daß in hundert Jahren etwa von all unseren heute gemalten Bildern nur noch wenig übrig sein wird ~ Es scheint eine Strafe für unsere Ueberproduktion, daß es uns versagt ist, die Malmittel der Alten wiederzufinden.

Von dem Auftreten dieser Kunst an hört das Organische der künstlerischen Gesamtentwicklung auf ~ Der Schulbegriff wird der letzte Rest einer äußeren Zusammengehörigkeit der Einzelnen und verschwindet immer mehr unter dem aufsteigenden Kult der Persönlichkeit.

Die Weiterentwicklung bekommt notwendig sprunghaften Charakter, das Zufällige, Experimentelle des Einzelschicksals.

Diese van Eycksche Kunst hatte in Italien, so reich es auch wieder geworden war, so reizend auch der Hauch der Farben Fra Angelos erglühte, nicht ihresgleichen ~ Im Norden war der Mönch Lehrmeister geworden; hier, in Italien war er, bis die Generation des Donatello erstand, Künstler

geblieben ~ Was er machte, war gar lieblich und fromm und zierte prächtig die großen Pergamente ~ Wo er sich aber der großen Tafel bediente, lief es über von Zuckersüße, und davon sickerte nicht wenig auch in die Kunst der Nachfolger hinein ~ Van Eyck nahm sich daneben wie ein Mann neben einem Püppchen aus, man braucht nicht mal an seinen Adam und die Eva des Genter Altars zu denken.

Das Zusammentreffen der italienischen und nordischen Primitiven gab die glücklichste Kunstehe, aber es stand von vornherein fest, daß der Norden der Mann war ~ Es war keine Gefahr, daß der Norden dabei verlor, anders sah es mit der anderen Partei aus.

Wieder drang vom Norden her ein starkes Lied über die Alpen, das Lied des van Eycks und des Roger van der Weiden, zum zweitenmal drohte Eroberung durch die Barbaren, diesmal galt es die definitive Entscheidung.

Aber Italien war inzwischen zur Besinnung gekommen und ein reiches, mächtiges Land geworden ~ Seine künstlerische Kraft war durchaus nicht mit dem frommen Lied des Mönches von San Marco erschöpft.

Eines Tages entdeckten Künstler, die nicht in Mönchskleidern steckten, auf heimatlichem Boden Reste klassischer Skulptur ~ Mit einem Schlage wird das Mittel erkannt, die Fremdherrschaft des Nordens abzuschütteln und das Haus von den Spuren der Barbaren zu reinigen ~ Das ungeheure klassische Prestige entfaltet seine Phönixschwingen ~ Um die moralische Bedeutung dieses Klassischen kümmert sich kein Mensch mehr; die Kirche ist zur Allmacht geworden, die alles

wagen kann ~ Sie steht über der kleinlichen Parteiwut ihrer Kinderjahre; eine vornehme, schöne und gekrönte Frau, die höfischen Prunk liebt und begreift, was an ästhetischem Wert in den ehedem als Greuel erkannten Resten ihrer längst verschiedenen heidnischen Vorgängerin steckt.

Italien vollzieht als Schlußakt seiner künstlerischen Laufbahn das glückliche Experiment der Renaissance, und es geschieht das Unerhörte, Ungeheuerliche: es besiegt schließlich nach hundertjährigem Kampf die Gotik und zwingt die Barbaren sich zu Füßen ~ Die Renaissan e wird europäischer Stil.

Das Schauspiel ist genügend bekannt ~ Man hat nur vielleicht seine Tragik zu wenig beachtet, über der unendlichen Fülle von Genüssen, die die Renaissance zurückgelassen, übersehen, was sie uns nahm ~ Der Kampf ihrer großen Führer ist an so bedeutende Akte geknüpft und so reich an wundervollen Momenten, daß man vergißt, daß das, was man zuletzt erkämpfte, ein Unding war ~ Auch kann man sich nicht vor der glänzenden, symptomatischen Bedeutung dieser Schöpfung verschließen ~ In die künstlerische Schätzung mischt sich die Würdigung des enormen, kulturellen Fortschritts, dieses wirklichen Kampfes um wirkliche Ziele, der unsere Neuzeit einleitet, und den die Kunst glänzend dekorierte ~ Aber der Siegeslauf vollzieht sich auf dem Gebiete der Kunst nicht nur nicht in der bewußten, fortschrittlichen Richtung der allgemeinen Kultur, als Konsequenz vorher gewonnener Siege, sondern eher entgegengesetzt ~ Er giebt vorhergewonnene Positionen auf und verliert sie unwiederbringlich ~ Es war selbstverständlich, daß die wesentliche Veränderung wichtiger sozialer und ökonomischer Zeitverhältnisse sich

in der Kunst ausdrücken mußte ❧ Da man keinen passenden Ausdruck über die Gotik hinausfand, sprang man thatsächlich zurück und in eine Formenwelt, die der gesunden Basis der Gotik, natürlichen Bedingungen zu dienen, entbehrte und nur eine künstliche, keine praktische Verwendung zuließ ❧ Man wurde natürlicher, in dem man sich der freieren Formen der Alten bediente und verfiel in Unnatur, da die Zeit für diese Formen keine notwendige Verwendung hatte ❧ Es wäre albern, wollte man den Stil der Gotik gegen die Renaissance kritisch ausspielen; die Renaissance war überhaupt kein Stil, das war ihr Unglück; Stil hat es seit der Gotik nicht mehr gegeben ❧ Von da an läuft das Leben und die Kunst ihre eigenen Wege.

Und vor diesem Standpunkt, dessen Bedeutung uns Enkeln jener Zeit immer offenbarer wird, ist die Renaissance kein Aufleben, sondern glänzendes Ableben ❧ Ihr wesentliches Element ist negativer, auflösender Art, ein Experiment, das notwendig die Dezentralisation zur Folge haben mußte ❧ Man findet in einem idealen Moment die künstlerischen Kräfte zusammen ❧ Es ist das Vorspiel, bei weitem der frischeste, interessanteste Akt ❧ Der Ernst Masaccios wird in den sprühend talentvollen Schülern zur kühnsten Lyrik ❧ Diese Lyrik, die in den Filippo Lippi, Botticelli, Ghirlandajo ihre schönsten Rhythmen entfaltet, ist wohl die süßeste Blume italienischer Kunst, ihr mädchenhafter Reiz wird ewig bleiben ❧ Das Knospende ihrer Art, das unendlich Hoffnungsvolle, Thatendurstige; das, was sie verheißen, ist so berückend, daß die Erfüllung, die ihre reiferen Nachfolger brachten, fast enttäuscht.

Das Vorspiel ist ein Rendezvous zur Jagd, man ist zusammen, aber man wartet nur ungeduldig auf das Signal, nach den vier Winden auseinander zu stieben ~ Was sie verbindet sind nur noch Beeinflussungen, und Beeinflussungen verbinden die Künste ~ Donatello inspiriert die Maler, und die Maler sind gleichzeitig Architekten, Goldschmiede und alles mögliche, aber sie sind es mehr individuell, zufällig, infolge ihres ungestümen Thatendranges, aus dem hochherzigem Wunsche, alles, auch das ihnen Fernliegende, auch das Geringste an ihrer Begeisterung teilnehmen zu lassen ~ Sie beteiligen sich an dem Gewerbe ~ Aber nicht ihre Art ist es, die auf die Dauer dem Gewerbe frommt ~ Was wissen sie in ihrer überschäumenden Kraft, die mit vollen Händen giebt, von Zweck und Nutzen, ohne die das Gewerbe verkümmert ~ Und, indem sie ihre Kunst in das Gewerbe treiben, verkünsteln sie es und geben nun auch aktiv den Anlaß zur Dekadence der Gesamtheit, der ihre Ahnen passiven Vorschub geleistet haben.

Es ist bezeichnend, daß die Heutigen zumeist das Ideal der Renaissance zu beleben versuchen, daß so vielen der Künster, denen an einer Erneuerung der Gesamtkunst liegt, jene Zeit vorschwebt, der sie mit frommer Lüge die Tendenz unterschieben, der sie heute dienen möchten ~ Man kann von den letzten Erben jener Entwicklung, die alles in die Persönlichkeit setzt, nicht verlangen, daß sie in eine Zeit zurückgehen, wo es keine Persönlichkeit gab ~ Sie nehmen den Moment, da das gemeinsame Stilideal noch wach war und zugleich gewaltige Persönlichkeiten lebten, aber man übersieht die logische Unfehlbarkeit dieses Momentes, man übersieht, daß ,das, was diese Leute

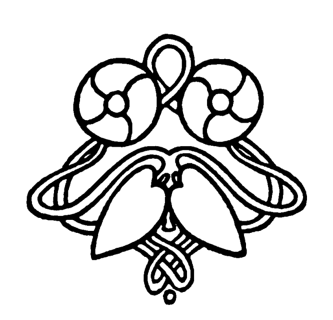
auszeichnete, notwendig zu der Zersplitterung führen mußte, deren Verhängnis wir heute zu tragen haben.

Noch einmal versucht ein Italiener, der letzte und der größte von allen, die beiden Enden zu verbinden, das höchste, was persönliche Kunst geben kann, einzusetzen und alle Künste zum Preise des Raumes zu vereinen: Michelangelo.

Es wäre absurd, an der Bedeutung dieses Riesen zu rütteln ~ Kleinliche Kunstmacherei, die noch immer in der Aesthetik eine Befriedigung sentimentaler Regungen sucht, leistet schon gerade genug in der Unterschätzung Michelangelos zu Gunsten Rafaels.

Aber mit seinem Riesenwerk hat er doch nur die Tragik der modernen Kunst auf die Spitze getrieben ~ Gerade er, der in das Bruchstück einer Linie seine Persönlichkeit zu legen vermag, der abstrakteste, reinste Künstler, den es je gegeben hat, wollte, was sich nie mit dem Abstrakten vereinigen läßt ~ Schon die Thatsache, daß man seine grandiosen Wandgemälde in der sixtinischen Kapelle nur mit einer Verrenkung der Glieder sehen kann und sich der Brauch immer mehr einbürgert, sie an Photographien eingehend zu genießen, entscheidet in unserem Sinne gegen sie. Keine Frage, in dem Finger Gottes, der Adam zum Leben ruft, steckt mehr Genie als in dem Gesamtwerk irgend eines der unbekannten Mosaikisten; aber den Nebenzweck, den er mit seiner Kunst verband, und der für die primitiven Dekorateure Hauptzweck war, hat er nicht erreicht, konnte er nicht erreichen, weil es ihm unmöglich war, die natürlichen Konsequenzen seiner glänzenden Vorzüge zu vermeiden ~ Und deshalb bleibt die dekorative Wirkung seiner herrlichen Gewölbe-

gemälde monströs, wie die wunderbaren Marmorgestalten auf den Sarkophagen der Mediceischen Kapelle in Florenz nicht verhindern können, daß das Ensemble dieser Glieder und des Steines, auf dem sie ruhen, d. h. die Särge als ganzes monströs sind ~ Der Einwand, daß eine weit geringere Begabung genügt hätte, um diese Harmonie zu erreichen, hat ernstlich keine Bedeutung oder thut nichts zur Sache ~ Wenn einer auf der Suche nach einem Gut ein anderes, weit wesentlicheres findet, so ändert das nichts an der Thatsache, daß er das Gesuchte nicht gefunden hat ~ Michelangelo war sich dieser Tragik bewußt. Die große Zahl der unvollendet gebliebenen Werke beweist es, die relativ geringe Anzahl von fertigen, selbständig gedachten Werken ~ Er wurde der Fluch für die Epigonen, die das, was ihm selbst nicht genügte, als feste Formel hinnahmen, aus der sie die Erlaubnis ableiteten, einen Stil von der verhängnisvollen Dekadence des Barocks zu schaffen — der Anfang des Endes der europäischen Architektur.



Fortsetzung folgt.



Sankt Kümmernuß.

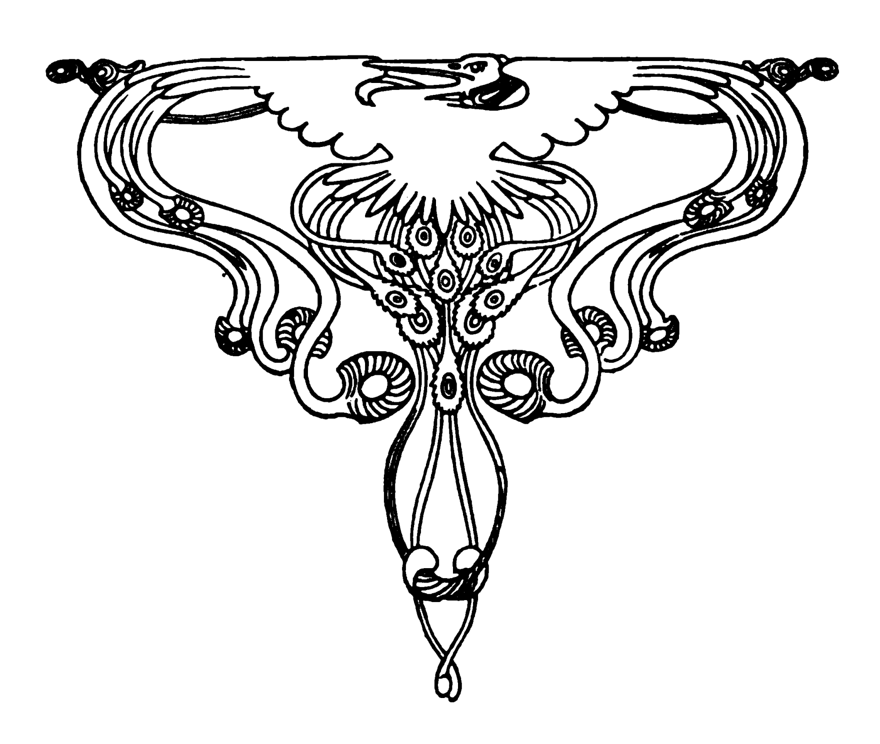
Mirabilis Deus in sanctis suis. Gott wirkt wunderbare Dinge in seinen Heiligen.

Es war eines heidnischen Königes Tochter; die war schön und weiß. Darum ein heidnischer König ihrer zu seinem Gemahl begehrte. Das war der Jungfrau leid. Denn sie hatte Gott auserwählet zu einem Gemahl. Das thät ihren Vater erzürnen; der legte sie gefangen. Da ruft sie Gott in der Gefängnis an und bat ihn, daß er ihr zu Hilfe käme. Das geschah; und kam Gott zu ihr in das Gefängnis und tröstete sie. Da begehret sie, daß er sie verwandelt in solche Gestalt, daß sie keinem auf Erdreich gefiele, sondern ihm allein, und daß er sie machte, wie sie ihm am besten gefiel. Da verwandelt er sie und macht sie ihm gleich. Da das ihr Vater sah, fragt er sie, warum sie also sähe. Da sprach sie: Mein Gemahl, den ich mir auserwählt habe, hat mich also gemacht; denn sie wollte sonst keinen, denn den gekreuzigten Gott. Da ward ihr Vater zornig und sprach: Du mußt auch am Kreuz sterben, wie dein Gott. Das war sie willig. Und starb am Kreuz.

Und wer sie anruft in Kümmernis und Anfechtung, dem kam sie zu Hilfe in seinen Nöten. Und heißt mit Namen Kuminis, und wird genannt Sankt Kümmernuß und liegt in Holland in einer Kirche genannt Struberg. Da kam ein armes Geigerlein vor das Bild und geigte so lang, bis ihm


DIE BILDNVS ZV̊ LVCA
HB

das gekreuzigte Bild einen goldenen Schuh gab ~ Den nahm er und trug ihn zu einem Goldschmied und wollte ihn verkaufen ~ Da sprach der Goldschmied: Ich kauf sein nit, vielleicht hast du ihn gestohlen ~ Da antwortete er: Nein, das gekreuzigte Bild hat ihn mir gegeben ~ Man kehrte sich nicht daran, und fing ihn und wollte ihn henken ~ Da begehrte der Geiger, daß man ihn wieder zu dem Bild führte ~ Das that man ~ Und that dem Bild den goldenen Schuh wieder an den Fuß ~ Da geigte er wieder wie zuvor ~ Da ließ das gekreuzigte Bild den Schuh wieder herab fallen ~ Des war der Geiger gar froh und dankte Gott und Sankt Kümmernuß.



Drei Blicke.

Die Wolken rauchten immer dunkelroter,
der Abendhimmel stand in Höllenfarben,
und wenn die fernen Blitze lautlos zuckten,
dann zuckte auch die lange Vorstadtstraße,
durch die mein Herz der tiefen Sonne zuzog,
mit allen Fenstern hocherglühend mit,
und jede Scheibe starrte dann noch toter.

Und plötzlich schlug aus einem Trödelladen
der Heiland seine Augen zu mir auf;
er lag gekreuzigt mit ergeb'nem Blick
in einem alten Rahmen zum Verkauf,
und neben ihm zwei neue Kinderpuppen,
die lächelten so fühllos himmelauf,
daß angesichts der drohenden Wolkenschwaden
mein Herz erschrak vor diesem bunten Laden.

Da zuckte wieder, und noch glasig trüber,
durch den gebrochnen Heilandsblick die Röte,
und an den Puppenaugen leer vorüber
beleuchtete der Blitz im Hintergrunde
ein Steingesicht mit stolzem Blick und Munde:
Goethe —
O habe Dank, Du Ewiger, jede Stunde:
du hast uns Hohheit über Tod und Leben
mit deiner selbstbewußten Stirn gegeben!

R. Dehmel.

Anmerkungen.

Die Herausgeber halten es für wünschenswert, an dieser Stelle einer Auffassung entgegen zu treten, die vielleicht durch den Schluß des Maeterlinckschen Aufsatzes in diesem Hefte und durch einige Bemerkungen in den Beiträgen zu einer modernen Aesthetik hervorgerufen werden könnte. Es wäre möglich, daß man darin eine Tendenz des Blattes erblickte und die Meinung faßte, als ob die Herausgeber der von modernen Künstlern und Kunstschriftstellern so vielfach ausgeübten Verquickung von künstlerischen und sozialen Fragen in einem gewissen kommunistischen Sinne Sympathien entgegen brächten und etwa beabsichtigten, die Insel zu einem Organ solcher Meinungen und Bestrebungen zu machen. **Uns liegt nichts ferner als das; es ist nur ein Zufall, daß in den essayistischen Beiträgen unserer bedeutendsten Mitarbeiter einige Bemerkungen in diesem Sinne ausgelegt werden können. Für das, was an rein ästhetischen Anschauungen und Anregungen in den betreffenden Aufsätzen niedergelegt ist, treten wir selbstverständlich vollkommen ein.**

Wir machen hier noch einmal auf die erste Lieferung des Mappenwerks der Insel aufmerksam, die noch im Dezember erschienen ist. Sie enthält 6 Original-Drucke und 4 Faksimiles. Die Originaldrucke bestehen aus 2 Radierungen (E. M. Geyger, Heinrich Vogeler), 2 Litho-

graphien (Georges Lemmen, Auguste Rodin) 2 Holzschnitten (Wilh. Laage, William Nicholson) ~ Die Faksimiles sind nach einem Neujahrswunsch aus dem 15. Jahrhundert (Bibliothèque Nationale, Paris, handkoloriert), nach einer Silberstiftzeichnung von Jean van Eyck (Dresdener Kabinet), einem Aquarell von Manet (Sammlung J. Meier-Gräfe, Paris) und einem Holzschnitt von Okumura Masanobu (ca. 1710, Kollektion Bing, Paris) ~ Die nächste Lieferung wird Anfang Februar ausgegeben ~ Einzelne Blätter und Lieferungen des Mappenwerks gelangen nicht in den Handel, doch ist die erste Lieferung in jeder größeren Kunsthandlung einzusehen.

Der Burgkmairsche Holzschnitt, der der Reproduktion in unserem Hefte zu Grunde liegt mißt im Original in der Höhe 14,5 und in der Breite 11 Centimeter ~ Der Text, den wir in angemessener Uebertragung ins Hochdeutsche auf besonderen Seiten beigedruckt haben, ist im Original um das Bild herum gesetzt, so daß die ganze Holzschnittplatte in der Höhe 20,7 und in der Breite 14,7 Centimeter mißt ~ Der Holzschnitt wurde in dieser Form schon in der Hirthschen Publikation „Meisterwerke der Holzschneidekunst" reproduziert.

Es gereicht uns zu besonderer Freude, dem ersten Teile des Bleischen Aufsatzes über japanische Litteratur neben anderen, nicht direkt zum Text in Beziehung stehenden japanischen Holzschnittreproduktionen die Portraits der beiden von Blei charakterisierten Dichterinnen Murasaki no Schikibu und Sei Schonagon beigeben zu können ~ Wir verdanken diese

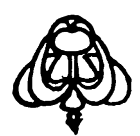
Möglichkeit der Güte des Herrn Kunsthändlers Hermann Pächter in Berlin, dessen große und schöne Sammlung japanischer Kunstgegenstände (in seinem bekannten Geschäfte der Dessauerstraße, Firma R. Wagner) für alle Freunde japanischer Kunst immer neue Gelegenheiten des Genusses bietet. Herr Pächter stellte uns ein Exemplar des sehr geschätzten Werkes Sen-Ken-Ko-Sitsu mit einer schriftlichen Uebersetzung zur Verfügung, die er durch einen in Berlin studierenden Japaner für sich hat anfertigen lassen, und hierin fanden wir die beiden Bildnisse, die wir in entsprechender Verkleinerung haben wiedergeben lassen ~ Sen-Ken-Ko-Sitsu ist ein groß angelegtes Porträtwerk mit Text und hat Yosai Kikutschi zum Verfasser, der 49 Jahre dazu gebraucht hat (von 1818 bis 1867), es aus über 300 Büchern und Bildwerken zusammen zu stellen, wobei er ganz Japan forschend durchreiste ~ Es enthält Porträts und Biographien alter Helden und berühmter Damen, „die dem Vaterlande und dem Kaiser oder den Eltern und ihrem Manne sehr treu waren."

Wir geben im folgenden die biographischen Notizen nach der Uebersetzung des japanischen Studenten:

Murasaki Schikibu, eine berühmte Dichterin, war die Tochter von Tametoki Fusiwara ~ Sie war nicht nur als Dichterin, sondern auch als Kennerin der Staatsgesetze bedeutend ~ Verheiratet war sie mit Nabutaka Fusiwara, dem sie eine Tochter namens Katako geboren hat ~ Ihr Unglück wollte es, daß sie ihren lieben Mann kurz nach ihrer Verheiratung verlor ~ Sie wollte nicht wieder heiraten und blieb Witwe, lediglich mit der Erziehung ihrer Tochter und dem

Lesen guter Bücher beschäftigt ⁓ Dabei ließ sie viele gebildete Damen bei sich wohnen, die sie in die zahlreichen Werke des Dichters Hakusi einführte ⁓ Sie hat in 54 Büchern den Roman Genji-Monogatoni verfaßt, der noch heutzutage sehr geschätzt wird ⁓ Sie war klug und bescheiden und von bester Lebensart.

Die Dichterin Sei Schonagon war eine Tochter von Motosuke, Gouverneur in Higo ⁓ Ihr Ruhm steht neben dem der Murasaki Schikibu ⁓ Sie war Hofdame der Kaiserin Itschisio ⁓ Als die Kaiserin einmal schwerverständliche poetische Ausdrücke brauchte, war Sei Schonagon die einzige, die deren Sinn erfaßte, und deshalb liebte die Kaiserin sie so ⁓ Die Kaiserin wollte gern, daß sie auch dem Kaiser dienen sollte, aber dazu war sie nicht zu bewegen ⁓ Sie hat später in beschränkten Verhältnissen zurückgezogen gelebt ⁓ Als da einmal ein Mann sie wegen dieses ärmlichen Zustandes verhöhnte, wie mußte er sich schämen, als er erfuhr, daß sie so gelehrt und bedeutend war ⁓ Sie hat viele Werke verfaßt, die alle sehr gern gelesen und hoch geschätzt werden.



Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben. Herausgegeben von Georg Hirth. I. Serie: Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten. (G. Hirths Kunstverlag, München und Leipzig.)

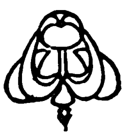
Georg Hirth hat sich als Herausgeber von Sammlungen alter Kunstblätter in trefflichen Reproduktionen und von

gut angelegten Zusammenstellungen lehrreichen Materials für Künstler und Kunstfreunde größere Verdienste um das Kunstinteresse unserer Zeit erworben, als sehr viele derer, die über Kunst schreiben, indem sie entweder ihre Gelehrsamkeit oder ihr scharfes Urteil an den Mann bringen wollen ∾ Er doziert nicht, er zeigt.

Das ist eine Art von künstlerischem Anschauungsunterricht, die unsern ganzen Beifall hat ∾ Ueber Kunst reden (sogar über solche, die er nicht gesehen hat, nach dem probaten Grundsatze: ich kenne diese Bilder zwar nicht, aber ich mißbillige sie) kann bekanntlich jeder Deutsche ∾ Was man ihm beibringen muß, ist die Kunst, Kunst zu sehen ∾ Hauptbedingung dazu: Ihm nichts Schlechtes zeigen und, wenn schon etwas dabei gesagt werden muß, nicht zu viel sagen und im Gesagten bei der Kunst, beim Aesthetischen bleiben, keine Abschweifungen ins Litterarische machen, nicht mit gelehrtem Krame operieren, zurückhaltend sein auch mit den freilich gar sehr beliebten Gemütsfaktoren ∾ Kunst sehen lehren heißt auf rein sinnliche Reize aufmerksam machen, heißt den Sinn für Linie und Farbe an sich wecken, heißt das Auge kultivieren ∾ Wie viel in Deutschland darin noch zu thun ist, weiß jeder, der einmal die Aeußerungen mit angehört hat, die bei uns in Ausstellungen und Museen vor den Kunstwerken laut werden.

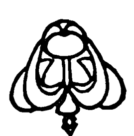
Die neue Hirthsche Publikation erscheint uns als ein vortreffliches Unterrichtsmittel für die Vielen, die Kunst zu sehen noch nicht gelernt haben, und für die Wenigen, die das bereits können, als eine ausgezeichnete, überaus reiche Gelegen-

heit, den Sinn für das Schöne zu stärken. Wir empfehlen sie aufs angelegentlichste. O. J. B.



Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit von Dr. Georg Steinhausen. Mit 153 Abbildungen und Beilagen nach den Originalen aus dem 15.—18. Jahrhundert. Leipzig, E. Diederichs.

Wir zeigen das Erscheinen dieses zweiten Bandes der „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte" kurz an, und vermerken, daß er inhaltlich und illustrativ den ersten Band womöglich noch übertrifft und ebenso wie dieser der weitesten Verbreitung würdig ist. S.



Albert von Keller. Zwanzig Photogravüren nach seinen Werken. Vom Künstler autorisierte Ausgabe. Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

Das Werk wird den zahlreichen Freunden des Künstlers sehr willkommen sein. Die Ausstattung schließt sich den bekannten gleichartigen Bruckmannschen Publikationen an. Die Reproduktionen sind mustergültig. Ueber die Bedeutung Kellers hier noch viele Worte zu verlieren, scheint uns überflüssig. Von den ausgewählten Bildern sind unserer Meinung nach die wertvollsten: Jairi Töchterlein, das Porträt

der Frau von Kühlemann, die Porträtstudie einer lesenden Dame, die römische Idylle und das Bild der Frau von Keller. S.

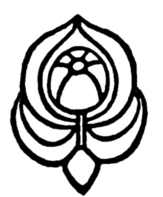


Arno Holz: Revolution der Lyrik. (Berlin bei Johann Sahlenbach.)

Indem wir dieses umfangreiche Heft hier anzeigen, verfolgen wir nicht die Absicht, uns ausführlich zu Holzens Theorie von der neuen lyrischen Technik zu äußern. Wir stehen nicht auf der Seite des Theoretikers Holz, aber wir schätzen den Dichter des Phantasus zu sehr, als daß wir als Gegner des Theoretikers auftreten möchten. Der Unterzeichnete hat überdies schon früher Gelegenheit genommen, seine Meinung über diese Frage eingehend auszusprechen. In dem absichtlich eng bemessenen Rahmen unserer Anmerkungen wäre es völlig unmöglich, der starken gedanklich-ästhetischen Leistung, als welche wir die Theorie Holzens ohne weiteres anerkennen, gerecht zu werden.

Wenn wir hier auf die Broschüre mit dem blutroten Titel und dem kohlschwarzen Krallenkraken hinweisen, so geschieht es deshalb, weil wir es für unsere Pflicht halten, auch auf solche Arbeiten aufmerksam zu machen, die uns gegensätzliche Standpunkte gut und bedeutend vertreten. Auch glauben wir sicher sein zu dürfen, daß unsere Leser uns Dank wissen werden, wenn wir sie damit bewogen haben sollten, das Heft zu lesen. Denn gleichviel, ob sie darin ihre eigene Meinung

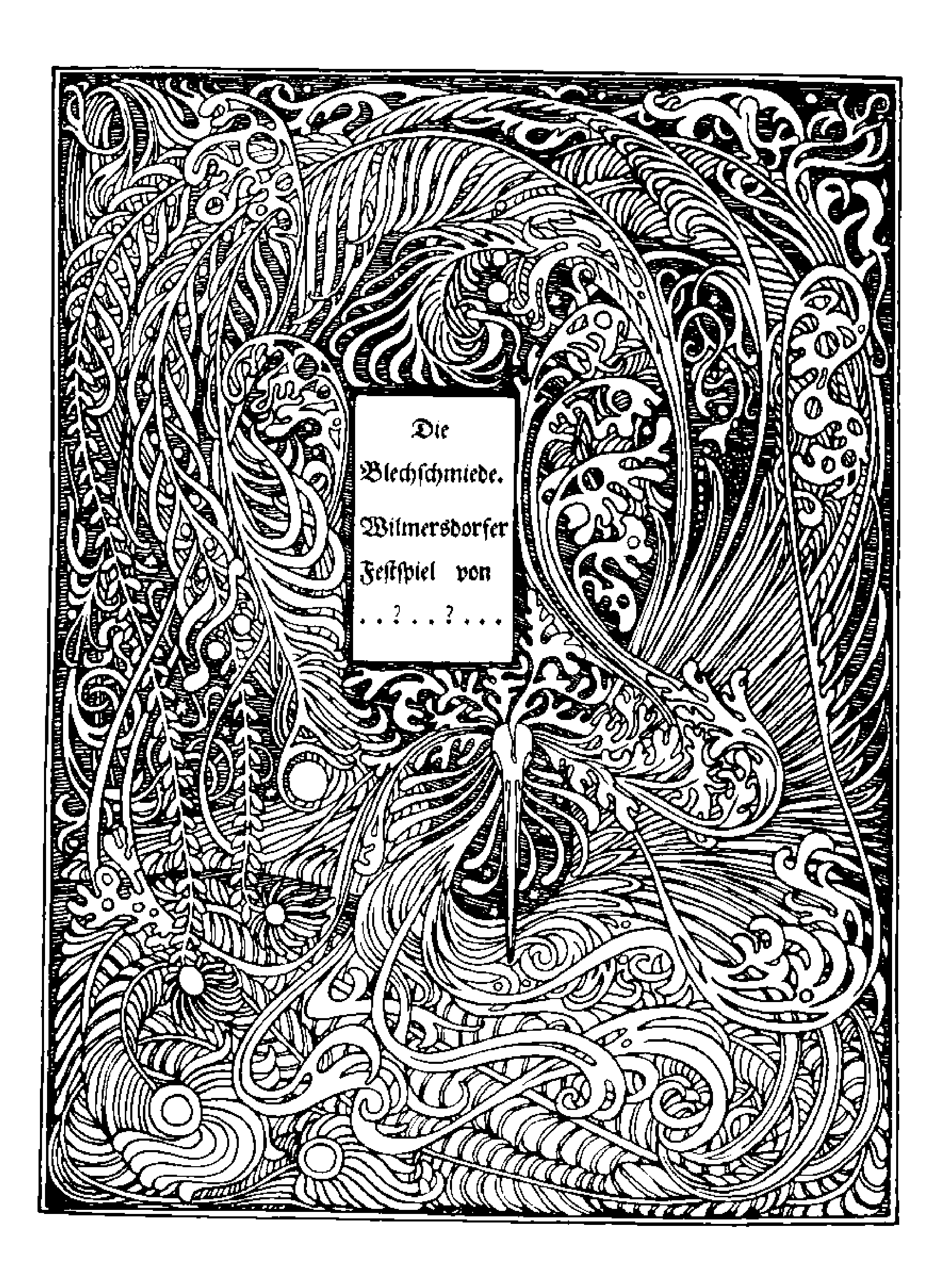
finden werden oder Ansichten, die ihnen entgegen sind, auf alle Fälle werden sie die Bekanntschaft einer sehr starken und höchst interessanten Persönlichkeit machen ~ Arno Holz ist, abgesehen von seiner Bedeutung als Dichter, ein überaus scharfer Dialektiker und als Polemiker geradezu einzig ~ Die Form seiner Polemik wird nicht nach Jedermanns Geschmack sein; er ist oft, um in seiner Sprache zu reden, „saugrob wie Luther"; aber diese Derbheit ist kein bloßes galliges oder rüdes Geschimpfe, kein rohes Dreschen auf leeres Stroh: es steckt ernste Gedankenarbeit dahinter und ein zumeist berechtigter, immer aber ehrlicher und ernster Zorn ~ Es ist der rücksichtslose und gerade Zorn des Künstlers über die allerhand Schwätzer und Wichtigthuer, die sich als Richter im Reiche der Kunst aufspielen, ohne zur Kunst ein anderes Verhältnis zu haben, als im günstigsten Falle das des kritischen Dilettanten ~ Holz, dieser wahrhaft kritische Kopf, in dem ganz das Zeug zu einem modernen Lessing steckt, sieht die schäbige Blöße dieser Afterkritiker wohl noch deutlicher als wir anderen, und daher mag es kommen, daß er sie so erbarmungslos und zuweilen fast zu grausam behandelt ~ Aber es gilt hier einen Krebsschaden unserer litterarischen Zustände, dem gegenüber es falsche Weichherzigkeit wäre, das Operationsmesser um seiner Schärfe willen zu tadeln. O. J. B.



Die Insel. 1. Jahrgang. 2. Quartal. Nr. 4. Januar 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.

Die Insel. Nr. 5.
Februar. 1900.





Die
Blechschmiede.
Wilmersdorfer
Festspiel von
. . ? . . ? . . .



Prolog



Im Sonnenschein, vom Wind umweht,
mit blanken Blättern ein Birnbaum steht;
und unter ihm, ins Gras das Gesicht,
liegt Einer und rüppelt und rührt sich nicht.
Bunt von Blumen blüht rings der Rasen,
fern am Waldrand Kühe grasen,
und wie ein Märchen von Papa Tiek,
hängt der ganze Himmel voll Lerchenmusik.
Hä? Und Du? Willst hier liegen und maulen,
Dich mal wieder so recht an Dir selbst vergraulen?
Unsinn! Dummheit! rum auf den Rücken!
Ist nicht die Welt heut zum Entzücken?
Schlägt nicht der See in blauen Wellen,
zittert das Schilf nicht voller Libellen?
Esel! Und schon halb in Ekstase,
schnaub ich mir erstlich mal die Nase.
Das erleichtert. Ach Gott, ja!
Grad wie so 'n alter Taperpapa!
Sonst vielleicht noch etwas genehm?
Und ich mach es mir wieder bequem.
So! Und nun, Du alter Krakehler,
wenn ich Dich bitten darf, etwas fideler!



Eine weiße Seidendraperie mit gelben Japandrachen; sie teilt sich, und die Bühne stellt den Handdruck dar, den das scheidende neunzehnte Jahrhundert mit dem kommenden zwanzigsten wechselt. Links eine Kathedrale, rechts ein griechischer Tempel, im Hintergrund eine birmanische Pagode. Die Kathedrale ein Warenhaus von Wertheim, der Tempel ein Ausschank von Aschinger, die Pagode eine Filiale vom Berliner Lokal-Anzeiger.

Apollonius Golgatha, auf einem Postament in der Mitte. Glockenrock à la Thomas Theodor Heine, aus seinen Rockschößen die „Blätter für die Kunst", als Pegasus ein Schaukelpferd. Das Postament ein parischer Marmorblock mit einem Sims aus purpurnen Eselsohren:

Schrill aus blutenden Karbunkeln
unerhörte Blumen funkeln:
die blauen Blumen meiner Brust,
die um die verschütteten Brunnen gewußt!

Chor der Jünglinge, rechts; rote Glacees, umgekrämpte Hosen, Monocles, Schnabelschuhe:

Wir sind keine Sittenprediger und lieben nur die Schönheit. Mehr als das schwarze Leder der Bücher behagt uns die weiße Haut, die über die quellende Brust des Weibes gespannt liegt, oder ein blondes Bein, das seiden aus einem geschlitzten Sternkleide schimmert!

Chor der Jungfrauen, links:

Unsre Haare zum Fest sind köstlich aufgebunden, Purpurbänder schlingen sich durch unsere Zehen, wir suchen die zuckende Schönheit des Moments!

Beide:

Wir haben an denselben Brüsten getrunken, unsre Augen haben sich an denselben Zieraten geweidet, wir tragen dieselben Wunden und Geschwüre!

Impresario, Ziegenbart, Zeigestock:

Dichter mit assyrischen Bärten, die steifen Locken wunderlich verschnörkelt, präraphaelitisch bleiche Maler, matte und wie Lilien fällige Komtessen, nach den Paradiesen unbekannter Schönheit lüstern, und zwischen den scheuen und wie verschmachtenden Farben ihrer weiten und welken Gewänder glänzt silenisch und wüst der Schädel des Verlaine!

Apollonius Golgatha:

Auf neue Lieder sinnt der alte Pan,
mit schwarzen Flügeln schwimmt sein Purpurschwan;
schon hört man's achtlos durch die sanften Hallen
wie Träume tropfend aus der Flöte fallen.

Chor der Greise, in langem Zuge aus dem Hintergrunde. Goldne Brillen, weiße Westen, Bierbäuche; Harfen:

Um die Fliederzeit,
wenn der Kuckuck schreit,

wird das Herz uns immer wieder jung.
Uns zur Seite geht,
wenn der Lenzwind weht,
leisen Schrittes die Erinnerung!

Die Grünen:

Dann setzten sie ins Gras sich nieder
und quakten ihre alten Lieder:
Die Liebe ist der Liebe Preis,
und auf dem Dache sitzt ein Greis!

Erster Greis, Verfasser von „Veilchen und Meerrettich“:

O daß ich Dein auf ewig bliebe,
Du meiner Seele Harmonie,
denn Du, nur Du bist meine Liebe,
Du hocherhabne Poesie!
Mein krankes Herz fühlt sich genesen,
wenn mich Dein Flügelschlag umkreist,
denn was ich fühle, ist Dein Wesen,
und was ich denke, ist Dein Geist!

Zweiter Greis, Verfasser von „Edelrost und Grünspan“:

Ob Du, ein Blitz aus düstrer Wolke,
als Schicksal durch die Lande rast,
ob Du als Freiheit Dich dem Volke,
als Liebe Dich dem Herzen nahst:
in dieser Welt geweihtem Ringe
von allen Wundern gleicht Dir keins;
Du bist die Mutter aller Dinge,
Du bist die Seele alles Seins!

Die Grünen:

Lirum, Larum, Löffelstiel,
alte Männer dichten viel.
Dichten viel und dichten sehr,
lang, lang ists her!

Grobian:

Kerls, die sich ihr Hirn verjauchen
und ihre Reversseite als Fernrohr mißbrauchen!
Richtig, so heißt es:
Proleten des Geistes!

Ein Herr Mitte Dreißig:

Früher war die Sache zum Beispiel famos.
Da war der Mensch ein Erdenklos.
Dann aber kam Ibsen und Pastor Manders,
und heute ist er ganz etwas Anders:
Ein Viertel Gott, drei Viertel Tier —
ein Sahnenbaiser in Klosetpapier!

Spottdrossel:

Man ist kein Schnorch wie früher der Schniller,
man ißt bei Dreßel und bei Hiller;
man ist besorgt, ach um sein Rühmchen —
jede Zeile ein Gänseblümchen!

„Großstadt-Lyriker", in Frack und weißer Halsbinde vor die Souffliermuschel:

Hurrah Sylvester! Heut giebts Krapfen
und roten Punsch statt grünen Thee!

Von allen Dächern hängt in Zapfen
gefroren der Dezemberschnee.

Die Großstadt, eine Weltkokette,
streut Reif als Puder sich ins Haar —
in pelzverbrämter Toilette
erwartet sie das neue Jahr.

Ein Boudoir ists, schwer behangen
mit Goldbrokat und Musselin,
wie ein Gewühl von blauen Schlangen
aufzischt das Feuer im Kamin.

Der Teppich träumt in seiner Weise
von einem türkischen Bazar
und auf dem Theetisch brodelt leise
der silberschwere Samovar.

Bunt deckt die Wand Correggios Leda
und weich umflattert die Kopie
ein Duft von Veilchen und Reseda,
wie eine Frühlingsphantasie!

In kleinen, himmelblauen Wölkchen
umstäubt der modische Parfüm
ein marmorweißes Göttervölkchen
in mythologischem Kostüm.

Ein Faun schlingt brünstig seine Glieder
um einer Nymphe nackten Leib

und fatiguiert gähnt hin und wieder
vom Putztisch her ein blondes Weib.

Von rosa Zwielicht überflossen,
im weißen Nanonnegligee,
lehnt dort aufs Sopha hingegossen
die junge Gattin des Rouee.

Sie, die noch jüngst als schöne Lola
die goldne Jugend enchantiert,
liest nun als Gräfin Emile Zola
und fühlt sich fürchterlich choqiert.

Der Vorstadt niedrige Baracken,
ihr wüst Asyl, dem sie entwich,
drin teilen in zerlumpten Jacken
der Hunger und die Kälte sich.

Und mitten unter all den Schuppen
am zugefrorenen Kanal
erheben sich zwei düstre Gruppen:
das Irrnhaus und das Hospital.

Um sie härmt sich in seiner Kammer
das Elend, wie um ein Idol —
für diese Welt und ihren Jammer
ein wahrhaft köstliches Symbol!

Der Mann wird langsam abgeführt.

Apollonius Golgatha:

Was bleibt nun noch auf diesem runden Ball?
Sieh, auch die Kunst, man stößt sie vom Kothurne!
Einst schlug mein Herz wie eine Nachtigall,
doch ach, nun gleicht es einer Thränenurne!

Ersatzmann, Symbolist:

Ein fernes, seltsam fremdes Land,
kein Gras, kein Kraut, nur fahler Sand,
aus schwarzen Himmeln weiße Sonnen . . .

Beckmesser:

Pardon! Ich kenn' auch diesen Ton,
bei Detlev Freiherr Liliencron
empfand mein Herz schon gleiche Wonnen!

Auch dieser Mann wird abgeführt.

Selin:

Da zieht er hin mit länglichem Gesichte.
O, sehr mit Recht hab ich mal sagen dürfen:
Wir Dichter sind die Thränen der Geschichte,
die heiße Zeiten mit Begierde schlürfen!

Butzenscheibler:

Zur Pfingstenzeit am Schenkenthor,
Da geht es lustig zu;
Da spielt das Musikantenkorps,
da klappt der rote Schuh.

Da wogt manch enges Mieder,
da springt manch festes Glas,
da klingen Schelmenlieder
zur Fiedel und zum Baß.

Beckmesser:

Zur Pfingstenzeit am Schenkentisch,
da bin ich gern dabei;
doch kommt mir solch ein Flederwisch
und reimt drauf Tandaradei:
dann, schwapp und, Gott befohlen,
den Takt ihm hinters Ohr —
der Teufel soll Dich holen
auf Deinem Haberrohr!

Apollonius Golgatha:

Vergeblich schwingst Du Deine Keule
um seiner Rhythmen weiße Porphyrsäule!
Schon grollt in Deinen zügellosen Tanz
der Göttin Bild in veilchenfinstrem Glanz!

Schwartenmeyer:

Wieder lag ich still im Nachen,
abendluftumweht;
hörte, wie die Fischlein sprachen
sacht ihr Nachtgebet.

Schaute, wie die Blümlein schlossen
ihre Aeugelein,
ach, und meine Thränen flossen
unaufhaltsam drein.

Und als süß dann durch die Eiche
noch das Mondlicht quoll,
schwammen Mummeln auf dem Teiche,
bleich und stimmungsvoll.

Sagt, was giebt es Angenehmres,
als im Teich ein Bad?
Giebt es manchmal was Bequemres,
als ein Mummelblatt?

Aber wozu giebts denn Mummeln,
fragt Euch mein Gesang.
Wär es schöner nicht, zu bummeln
so den Teich entlang?

Wär es schöner nicht, zu schweifen,
sich die Welt besehn?
als zur Mummel sich versteifen
und im Wasser stehn?

Rauhbein:

Nächstens wird mir die Sache zu bunt.
Man kommt sich ja vor, wie ein räudiger Hund!
Schon klingt sie wieder laut und leis,
die abgeschlachte Vielfraßweis!

Apollonius Golgatha:

Erloschne Sterne zitterten und sangen,
Eha, was gebarst Du nicht ein Nest voll Schlangen?
Noch immer klingt es in mir fort,
sein rotes Orchideeenwort!

Dritter Greis, Verfasser von „Vom Tintenfaß ins Weltall oder Plomben auf den kranken Zahn der Zeit", unentwegt weiter:

O süßes Deingedenken,
wenn Tag und Nacht sich eint,
indeß hoch über mir der Mond
am blauen Himmel scheint!
Nur daß ich fern, ach fern von Dir
ist dann mein einzig Leid —
in Deinen weißen Armen
ruht meine Seligkeit!

Apollonius Golgatha:

Deiner Brüste
Amethyste,
drum das Mondlicht unverlangt
marmorn seine Lilien rankt!
Sie schimmern wie ovale
Opale!

Beckmesser:

Ausgeseufzt hat die Romanze,
die Ballade hat gebumst,
und die schöne Pommeranze
ist ins Wasser, ach geplumst!
Doch das „Herz" kanns nicht „verwinden", süße „Thränen" sind „erglommen";
und das alte Waschweib kann nun nie damit zu Ende kommen!

Apollonius Golgatha:

In die süßen Himmelsschlüssel
taucht das Untier seinen Rüssel!
Zurück, zurück zu Deiner Hölle Kesseln,
trägbeiniger Molch, von unsern sammtnen Sesseln!

Chor:

Jene süßliche Welt blonder Empfindsamkeit,
deren Doppelsymbol Lehnstuhl und Ofen-
wo die Jünglinge seufzten [bank,
und empfanden wie Hagedorn!

Ach, schon hieß Papa Gleim Deutschlands Anakreon,
und die Sprache, die einst Luther aus Holz geschnitzt,
lernte zierlich zu tänzeln
wie ein fränkisches Menuett!

Fashionable war nur Dörfchen und Abendstern,
Tau und Rosengebüsch, Bächlein und Nachtigall,
und die zärtliche Flöte
schluchzte nächtlich den Vollmond an!

Lang ists her, schon manches Jährchen,
Vieles ist seitdem geschehn —
sollen noch immer um Eure Pärchen
mondversilberte Pappeln wehn?

Die Gegenpartei:

Auf Reime sind wir versessen,
was sich nicht reimt, wird hier gefressen.

O lieblich parfümierte Musen!
O Schnürkorsett! O Gummibusen!

Kritiker:

Die einen Biester sind lahm und hinken,
die andern nach Lack und Firniß stinken;
kokett behangen den Popo
mit bunten Lappen aus dem Rokoko!

Apollonius Golgatha:

Aus meinen Reimen stöhnt ihr Ach
die dunkle Sucht am lichten Silberbach;
aus meinen Liedern schluchzt ein Weh
süß wie Oboen, grün wie Aloe!

Mathias Weber, Reformdichter. An einer langen Leine von Oben her. Purpurne Toga, Goldkranz, Leier:

Welle, Welle, Welle, Du,
Kobold auf der Wasserflut,
wirst Du meine Heimat streichen,
o, so biet' ihr meinen Gruß,
weil ich doch in weiter Ferne
von der Heimat weilen muß!

Alle:

Wir haben nur einen Dichter
auf unserm Erdenrund:
er hat uns die Welle geschrieben,
sie geht von Mund zu Mund!

Der Gefeierte:

Daß mein Geist sich nie verliere,
ruf ich dieses Eine nur:
Heil, Germania! Triumphiere!
Flügeladjutantin der Natur!

Apollonius Golgatha:

Die Schätze längst verschütteter Palmyren,
hörst Du sie triefen nun aus seinen Lyren?
Das klingt so voll, das klingt so rund.
Nun folg ich blindlings Deinen Bahnen,
durch meine Seele jauchzt ein Ahnen
von Paphos und von Amathunt!

Kriminalkommissar:

Was flammt und funkelt, blinkt und blitzt,
ich glaube gar, hier wird stibitzt.
Ein Esel, der sich kühn verkroch,
mein Gott, die Beene kenn ik doch?

Die Verse:

Mang uns mang is manches mang —
gewiß, mein Herz. Man weiß. Doch sang
schon Einer auf dem Helikon:
Und Das ist der Humor davon!

Randglossler:

Man ist ein Dichter wie Herr Pfeffel,
man stellt sein Licht nicht untern Scheffel.
Man fühlt sich fest in allen Bügeln
und zickzackt auf Libellenflügeln.

Autor:

So leimt sich mir dies Stück — aus Stücken.
Man knobelt: wird das Monstrum glücken?
Ich schmunzle, bastle und kalfatre,
c'est du plaisir, c'est du théâtre!

Die Grünen:

Wer weise, wählt nicht Wolle blos,
nein, auch im andern sei er groß!
Denn es ist Faktum, daß Nationen
und Individuen versiegen,
wenn die geschlechtlichen Funktionen
darniederliegen!

Apollonius Golgatha:

Von schriller Sehnsucht jach gepackt,
bei einem nackten Weibe lag ich nackt:
Durch alle Himmel wird mein Ruhm nun schreiten,
ums Haupt den stolzen Kranz der Möglichkeiten!

Die Grauen:

Die Liebe, die Petrarca einst gebucht,
nicht jene, die man auf der Straße sucht!

Die Grünen, angefaßt, Schunkelwalzer:

Schön wie Hebe, so standst Du vor mir,
— Deine Wirtin, die olle Wolfen —
schön wie Hebe, eh' Herkules ihr
zum Schlotterbusen verholfen!

Weiß und selig, süßes Tier,
— meine Tante, Deine —
weiß und selig . . .
. . . .
Ach, wenn es doch immer so bliebe,
mehr Akrobatie, als Liebe!

Apollonius Golgatha:

Denk Dir Diana, die auf weißen Schenkeln,
die Brüste flatternd, durch die Wälder rast,
wie Du auf Vasen sie mit erznen Henkeln
aus Gold getrieben oft in Purpur sahst.
So lag sie da — die Nacht, die Poesie:
in meinen Armen schlief ihr seidnes Knie!
Sieben silbergrüne Schlangen
dienten ihr als Gürtelspangen;
um ihre Schultern rann, um ihren Schooß
der kühle Silberton Tiepolos.
Auf ihren Wimpern schlief, auf ihren Brauen
das müde Lächeln lustgeküßter Frauen,
aus ihren Augen troff, aus ihren Händen
die Süßigkeit vergessener Legenden,
die Sterne sprühten lautlos ihren Reigen
und wir genossen uns in keuschem Schweigen.

Die Frauen:

Fade Krüppel fin de siècle,
neunzehnte Jahrhundertsekel!

Kaum ist das aus dem Ei gekrochen,
so hat das auch schon der Haber gestochen!

Die Grünen:

Fade Wortwurstfabrikanten,
Thränendrüsenspekulanten!
Kerls, die schon die Luft verstänkern,
wenn sie die dicken Bäuche schlenkern!

Die Grauen:

Eure sogenannte Muse,
diese Fratze, die Fladuse!
Nackt auf einem Tigerfell
räkelt sie sich im Bordell!

Apollonius Golgatha:

Ich lag in einem Lupanar
und sah im Traum mein Mädchen baden,
von ihren Schultern wie Kaskaden,
melodisch troff das schwarze Haar!

Die Grünen:

Wir lieben sie in allen Posen,
mit Hosen und mit ohne Hosen.
Denn sagt nicht Shakespeare schon, das Schwein:
laßt nackte Mädchen um mich sein?

Apollonius Golgatha:

Süße, unerhörte Lüste,
die mein Herz genießt,

wenn das Mondlicht Deine Brüste
flimmernd übergießt!

Ja, wir lieben uns und fühlen
auferstehn die alten Zeiten;
mit berauschten Armen wühlen
wir in unsern Heimlichkeiten!

Die Grauen:

Euch hat das Leben „keinen Zweck."
Reicht man Euch Gold, Ihr macht draus Dreck!

Die Grünen:

Dieser da mit dem Monocle
steht sogar auf einem Sockel.
Kritiker der Tante Voß,
zubenannt Kallipygos!

Der Ewige aus Weimar, aus der Versenkung:

Schlagt ihn tot, den Hund! Er ist ein Rezensent.

Alles starr.

Regisseur, erschreckt nach der Versenkung hin:

Wie meinen?

Die Versenkung schweigt.

Rumpelstilzchen:

Dies Ding spielt sich wie Blindekuh,
ein Drama, das nicht „handelt",
die Scenerie, in einem Nu,
bums, ist sie verwandelt!

Ecce Poeta:

Endlich allein! Endlich allein!
Fliegensummen und Sonnenschein.
Schimmernd den Weg hin steht das Gras,
zart und zierlich, zitterndes Glas.
Zwischen Butterblumen und Ranunkeln
die unglaublichsten Blumen funkeln!
Und über die niedlichen Dingerchen brummeln
große Hummeln, große Hummeln!

Anti-Ben-Akiba:

Inder, Griechen, Römer, Kelten,
Urbreinebel, Würmer, Welten,
doch mit jeder neuen Sonne,
neues Weh und neue Wonne!

Apollonius Golgatha:

Am Erlenbache treib ich hold mein Wesen,
nun ist mein Herz von jedem Zweck genesen;
entfernte Dommeln rufen übers Ried,
der Himmel singt sein schönstes Farbenlied!

Dichter:

Ich schlage die Leyer, wo bleibt Apoll?
Uralter Weisheit fühl ich mich voll.
Um mich, auf marmornen Stümpfen,
die Musen in seidenen Strümpfen!

Apollonius Golgatha:

Schwül um ihr Fleisch zerschellt und rollt
der Sonne siedendes Posaunengold;
und unterdessen überblitzt ihr Knie
der Säulen Erz und Lapislazuli!

Dichter:

Wie Sterne, wandelnd ihren Lauf,
uralte Rhythmen steigen auf.
Ich bin der Herrgott, Du die Welt —
. . . . Weizenfeld!

Apollonius Golgatha:

Dein Bauch ein Spiegel aus Metall,
an Deinen Brüsten hängt das All!

Echo:

Und wär Dein Reim drauf gilb und gilber,
Dein Bauch auf Beinen, wie aus Silber!

Walter von der Vogelweide:

Hohes, junges, lichtes Gras,
zwei nackte Brüste, elfenbeinblaß,
und drüber der blaue Himmel!
So lob ich mir unsre liebe Frau,
da liegt sie mitten auf grüner Au,
dort frißt sie kein Rost und kein Schimmel!

Flördeliese:

Nackt vom Wirbel bis zum Zeh,
lieg ich hier im Blütenschnee.
Kuck, ich bin so süß und klein,
so gedreht aus Elfenbein!
Diese Schultern, diese Waden
sind das Entzücken seiner Gnaden;

. . . .

. . . .

Ists nicht zum Lachen? Der Schlingel, der Dieb!
Ach, ich hab' ihn so lieb!

Chor der Jünglinge:

Die Wellenlinie der Schönheit, objectiviert in der Gestalt des Weibes. Alkohol bist Du uns, Sulfunal, Morphium, Chloralhydrat, Datura strammonium, Mohnabsud der Seele!

Apollonius Golgatha:

Ich steh entzückt, wie Zoroaster,
licht durch die Luft fließt es wie Wein;
um ihren Leib aus Alabaster
webt leuchtend sich der Sonnenschein!

Flördeliese:

Ueber seinen Goldhelm, husch,
wölbt sich ein riesiger Federbusch.
Er ist ein Kerl, wie eine Eiche,
und erbt mal sieben Königreiche.

Sein bloßer Säbel, der niemals rostet,
hat hunderttausend Dukaten gekostet.
Und läßt er sich lachend mal wo sehn,
alle Jungfern nach ihm ihre Köpfe drehn.
Alle Thüren gehn auf, alle Fenster stehn offen,
die ältesten Schachteln kommen geloffen.
Die Röcke flattern, die Schürzen fliegen,
alle Weiber lassen ihre Kochlöffel liegen.
Nu, denkt er, wenn Euch das Spaß macht? Mir
[kanns nischt schaden!
Geht in den nächsten Konditorladen,
zieht dort einfach sein Portemonnaie
und kauft mir für tausend Mark Prallinee!
Perlen hab ich und Diamanten
schon genug von meinen Tanten.
Die eine, eine Geborne von Meier,
hat welche so groß wie Taubeneier.
Ich bitte, was soll ich mit Rubinen?
Ich esse lieber Traubrosinen!
Steh ich lachend vor meinem Spiegel,
hat meine Thür kein Schloß, hat meine Thür
[keinen Riegel.
Ach! 's ist zum Lachen! Der Schlingel, der Dieb!
Ich hab ihn so lieb!

Apollonius Golgatha:

Da wuchs ich auf, ein lechzender Gigant,
der seine Träume um die Sterne spannt.

Um meinen Nabel, unsichtbar dem Volke,
verlor die Welt sich wie in einer Wolke,
und mir zu Füßen lagen platt
der Gaurisankar und der Arrarat.
Tief erschrocken,
klangen Glocken.
Eine Sehnsucht in mir rief
fern und hyazintentief.
Frech um ihren Leib gewunden
sieben brünstige Sekunden,
von hundert Himmeln übergnadet
in ihren Gliedern hab ich taumelnd mich gebadet!
In ihres Busens zitternde Melissen
hab ich gebissen!!

Chor der Pilger, die Bühne verdunkelt sich:

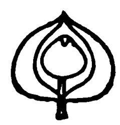
er nie mit ihr allein soupiert,
wer nie die hummervollen Nächte
. . . .
der kennt Euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr stoßt ins Leben sie hinein
und führt die Unschuld ins Orpheum,
und fällt der Junge schließlich rein,
dann singt der Dalles sein Tedeum!

Der Herr Mitte Dreißig:

Zuerst, ist man ein grüner Bengel,
sind Weiber selbstverständlich Engel.

Dann, fatalistisch wie ein Fellah,
nennt man das Weib meist Satanella.
Und schließlich wird es mit den Jahren
ein weißes Tier, behaart mit Haaren.



Die „Handlung", die bis hierher allenfalls noch etwas wie einen „Sinn" gehabt, bricht ab und man hat das Gefühl, als ob es plötzlich nach Schweinsleder röche. Mit andern Worten, kurz und gut, „man versteht mich": die „Deutsche Litteratur."

Pipifax:

Ist das Symbolum der Menschheit
nur ein neugebornes Kind,
das am Herzen seiner Mutter
zukunftsrosig in die Welt lacht?
Oder ist es, schuldverflucht,
jener Jude Ahasver?

Flammend über ihren Scheitel
peitschte seine Flügelräder
ein Jahrtausend um das andre,
doch noch heute durch ihr Herz
zuckt das alte Weltschmerzmärchen
von dem Mann im Lande Uz.

Hiob:

Wie das Adlerweib zum Flug,
ist der Mensch zum Leid geboren,
und sein Leben saust dahin,
rastlos wie die Weberspule!

Warum hast Du mich, o Herr, nicht
schon im Mutterleib erwürgt?
Warum läßt Du Deine Sonne
auch den dunklen Herzen scheinen?

Wurmig ist mein Fleisch und kotig,
wenn ich esse, muß ich weinen,
und das Heulen meiner Därme
fährt aus mir heraus wie Wasser!

Aß ich je mit diesen Zähnen
von dem Thränenbrot der Witwen?
Hab ich jemals meine Mutter
angespieen wie ein Bube?

Weh mir, daß ich Dich, Du Bluthund,
thöricht, nicht schon längst erkannt:
Die Gewalt ist Deine Stärke
und das Unrecht ist Dein Recht!

Schließlich — doch das Räsonnieren
streicht was schwarz nicht wieder weiß an ...

Impresario:

Psychologieen mit künstlerischer Vehemenz ausgespieen auf ein indifferentes Lokal! Feierliche und wie schwere Sonnenblumen grelle Sätze; bunte Reime, üppige Adjektive und die Lust metaphorischer Reize!

Die Jünglinge:

Bald, o bald werden wir zu den Harfen der Nacht gehn, die noch schlafen! Bald, o bald werden wir zu den grünen Bäumen der Stille gehn, die noch schweigen!

Die Jungfrauen:

Aber siehe: sie hatten lächeln gelernt. Und sie lächelten, wie Jünglinge lächeln, welche wissend geworden sind. Die eine zersprungene Seele haben und deren Stirnen nicht mehr glatt sind. Unsere liebe Frau mit den sieben Schwertern, Notre Dame des Tristesses!

Impresario:

Botticelli, Leonardo, van Eyck, Böcklin, Rochegrosse, Point, Puvis, Moreau, Degas, Watts, Burne Jones, Whistler sind ihre Maler. Ruysbroeck, Hegel, Schopenhauer, Emerson und Hello sind ihre Denker. Villiers de Isle Adam, Maeterlinck, André Gide sind ihre Dichter!

Alle:

So wollen wir sterben: Sonnengold im Haar und auf den Lippen — ein müdes Lächeln.

Apollonius Golgatha:

Gern verdämmern Hyazinten,
weinrot sterben ihre Tinten;
schon schwimmt die Wiese Blau in Blau,
melodisch tropft der Sternentau!

Phantasus:

Hoch auf blendend weißer Klippe
dunkelblau ein Pinienwald
und durch seine jähe Wildniß,
blutend, Flöten. War's der Tod?

Fern am fernen Horizont,
dunkel durch die dunkle Flut,
trieb er aufgereckt sein Fahrzeug
mitten in die rote Sonne,
und die Abendwinde blähten
seinen hänfnen Büßermantel
halbrund wie ein Segel auf.

Mitten in die Sonne fuhr er,
mitten in die rote Sonne.

Doch die eiskalt schwarze Nacht,
die ihn jäh verschlucken sollte,
breitete ihre Nebelschleier
schon gespenstisch über das Meer.

Mitten in die Sonne fuhr er,
mitten in die rote Sonne.

Apollonius Golgatha:

Gehüllt in meines Liedes blauen Mantel
zertritt mein Fuß die giftige Tarantel;
des Abends Schwefelrot zerlischt und schreit
Vergänglichkeit!

Strophe:

Fahl am Himmel ein letztes Rot,
hinter den Wolken lauert der Tod.
Hintert den Wolken lauert und lacht
seine alte Hure, das Scheusal Nacht,
das wird mich bald verschlucken.
Ein Käuzchen schreit Kiwitt, Kiwitt,
mein Herz schlägt mit, schlägt mit, schlägt mit,
meine Pulse fiebern und zucken!

Gegenstrophe:

Finster eine Pappel steht,
durch den sterbenden Abend ihr Rauschen geht,
das klingt so seltsam schaurig.
Der letzte Streif am Himmel schwand,
immer dunkler schweigt das Land,
mein Herz ist traurig, traurig.

Chor der Jünglinge:

Das ist die Stunde der schreienden Raben-
schwärme. Der fern geläuteten Glocken,
die Stunde der Verzweiflung.

Chor der Jungfrauen:

Das ist die Stunde der purpurblauen Fenster unsrer Abende in den erlöschenden Sälen des Herbstes, die voller Rauschen sind. Das ist die Stunde der matten Blumen unsrer Seele.

Impresario:

Schwarze, schwere Gesänge, traurig auf eine Note gestützt!

Apollonius Golgatha:

Nun taucht die Nacht aus ihrem Teich, [reich.
schwarz, schwer, verhängnisvoll und schreckens-
Die Sterne zittern, und Du fühlst sie kommen,
durch Riesenfarren ein Reptil geschwommen!

Chor der Jünglinge:

Nach Euern Brüsten sehnen wir uns nicht mehr und nicht nach Euern Hüften. Aber nach dem Geheimnis Eurer Mundwinkel und Eurer Augenbrauen.

Chor der Jungfrauen, für sich, schmerzlich:

Faune, betäubt vom Dufte reiner Lilien!

Alle:

Sieben Monde sehen mystisch in unsre Kammer! Sieben Monde! Sie weben Schleier die erhabene Gärten auf unsre Linnen sticken, auf unsre weiße Linnen! Sieben Monde sehen mystisch in unsre Kammer!

Impresario:

Sieben Absynthe, feierlich aufgereiht, wie zu Tänzen an einer Gebetschnur! Sieben Absynthe! Erhabne Schnäpse voll kaiserlicher Trauer mit purpurnen Dämpfen, welche kirchlich flattern! Sieben Absynthe!

Alle:

Feuerrote Wiesen, japanische Disteln unzüchtige Weiber, wollüstig zerknittert von zärtlichen Uebungen, mit Bäuchen, die aus Gold sind! Tasten, tasten, tasten mit pochendem Geistesfinger, tasten an die Pforte des Alls! Die Irisflagge der Romantik in zusammenschauernden Seelen aufpflanzen, epidermale Eindrücke in visionäre Ekstasen wandeln! —

Der Herr Mitte Dreißig:

Mein armer Schädel, ich armes Wurm,
kommt mir vor wie ein alter Glockenturm.
Seine Mauern sind morsch, sein Gebälk zerbrechlich,
und Biester hängen drin — unaussprechlich!
Bebeult, begrünspannt, zerbolzt, zerbissen,
mit Dohlen- und Eulendreck dick beschmissen,
und alle baumeln unisono:
Cui bono! Cui bono!

Ausklang:

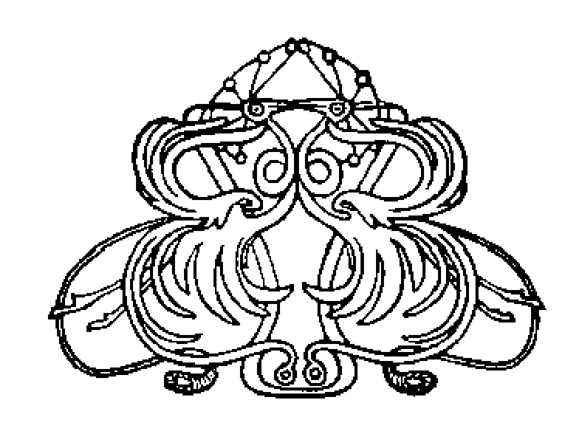
Wann weicht die Nacht? wann blüht das Licht?
Ich weiß es nicht! Ich weiß es nicht!

Nichtsdestotrotz:

Fahl flimmern die Sterne, schwarz steht der Tann,
trage Deinen Brüdern die Fackel voran,
denk nicht zurück!
Denk an die Bestien, die vor Dir im Dunkeln
aus tausend Katzaugen funkeln,
nicht an Dein Glück.
Denk nicht zurück!
Denk an Dein Schwert und wie das saust,
und Dein Herz laß Dir nicht klopfen,
wenn auf Deine nackte Faust
Dir die roten Funken tropfen!

Der Herr Mitte Dreißig, an sich selbst:

Für Dein Geleier
in Poesie
hier diesen Dreier —
aus Ironie!





Der japanische Theegarten. II.
Von Franz Blei.

6.

Daß in dieser Zeit die Frauen schrieben, war so allgemein, daß die schreibenden Männer weibliche Pseudonyme annahmen, um sich besser einzuführen, und daß sie sich in ihren Büchern auch benahmen, als ob sie Frauen wären ∾ Dies that auch Ki No Tsyrayuki, der Verfasser des berühmten Tosa Nikki, eines Tagebuches von einer Wasserreise, das öfter und vollständig ins Englische übersetzt wurde ∾ „Da unsere Dschunke an den Wäldern von Matsubara hinfuhr, sank die Nacht langsam nieder und Berge und See wurden dunkler ∾ Bald war Ost und West nicht mehr zu unterscheiden ∾ Keiner an Bord sprach mehr, und keiner dachte mehr an das Wetter — alle Sorge darum hatte man nun mit größerem Vertrauen dem Kapitän gegeben ∾ Die zum erstenmal eine Reise zur See machten, wurden schwermütig, und die Frauen, die legten sich auf den Boden hin und thaten nichts als leise weinen ∾ Doch die Matrosen machten sich nichts aus all dem; die sangen Lieder, eins ums andere ∾ Denen, die zuhörten, machte das lustige Gelächter der Melodie das Herz ruhiger ∾ Es war ganz finster, als wir den Anker auswarfen" ∾ Mondnächte und Wellenrauschen, ferne und nahe Ufer in Farben oder verfließend in Nebel, das Schiffsvolk, die Reisenden, Mono-

tonie und Wechsel — dies ist mit großer Einfachheit und Anschaulichkeit erzählt und mit einem heiteren unaffektierten Temperament.

Das Kunstwerk entsteht ohne Absicht und Vorsatz, nur in zufälliger Uebung schöner Fähigkeiten ~ Eines fehlt der japanischen Litteratur durchaus, die Größe ~ Das Liebliche und Anmutige der Natnr kann mit einfacheren Mitteln keiner besser wiedergeben als der Japaner; aber ihrem Schrecken und Gewalten geht er in der Darstellung aus dem Wege oder er wird, wie die neueren, grotesk, indem er mit dämonischen Fratzen symbolisiert ~ Dem Japaner fehlt der Begriff „Natur“ (die Sprache kennt das Wort nicht), er findet nur Beziehungen zum Einzelnen, zu dem, was ihn angenehm oder sentimental erregt — „der Mondschein hinter mir ist meines Weges Thränenspur“ ~ Und menschliche Größe findet er nur in einem Heldentum schrecklicher Kämpfe; da geht die Darstellung sofort ins Unmenschliche ~ Die Geschlechtsliebe kennt unsere Konflikte nicht ~ Oder sie sind nur dort, wo sie der japanische Schriftsteller nicht darstellt: Bei den Mädchen der Theehäuser ~ Das thut er erst in neuerer Zeit, und beeinflußt von europäischen Anschauungen ~ Sonst gab die Liebe nur Komisches, Cynisches, höchstens und selten Sentimentales ~ Die ganze japanische Litteratur ist eine Rokoko-Litteratur: Gutmütig, leichtsinnig, hedonistisch, formverliebt; Sentiment für Leidenschaft, Grazie für plumpe Energie ~ Die schüchternen, lebensunfähigeren Naturen, die Müden oder die geborenen Schwachen gehen in die Wildnis der Berge und werden Einsiedler ~ Auch die

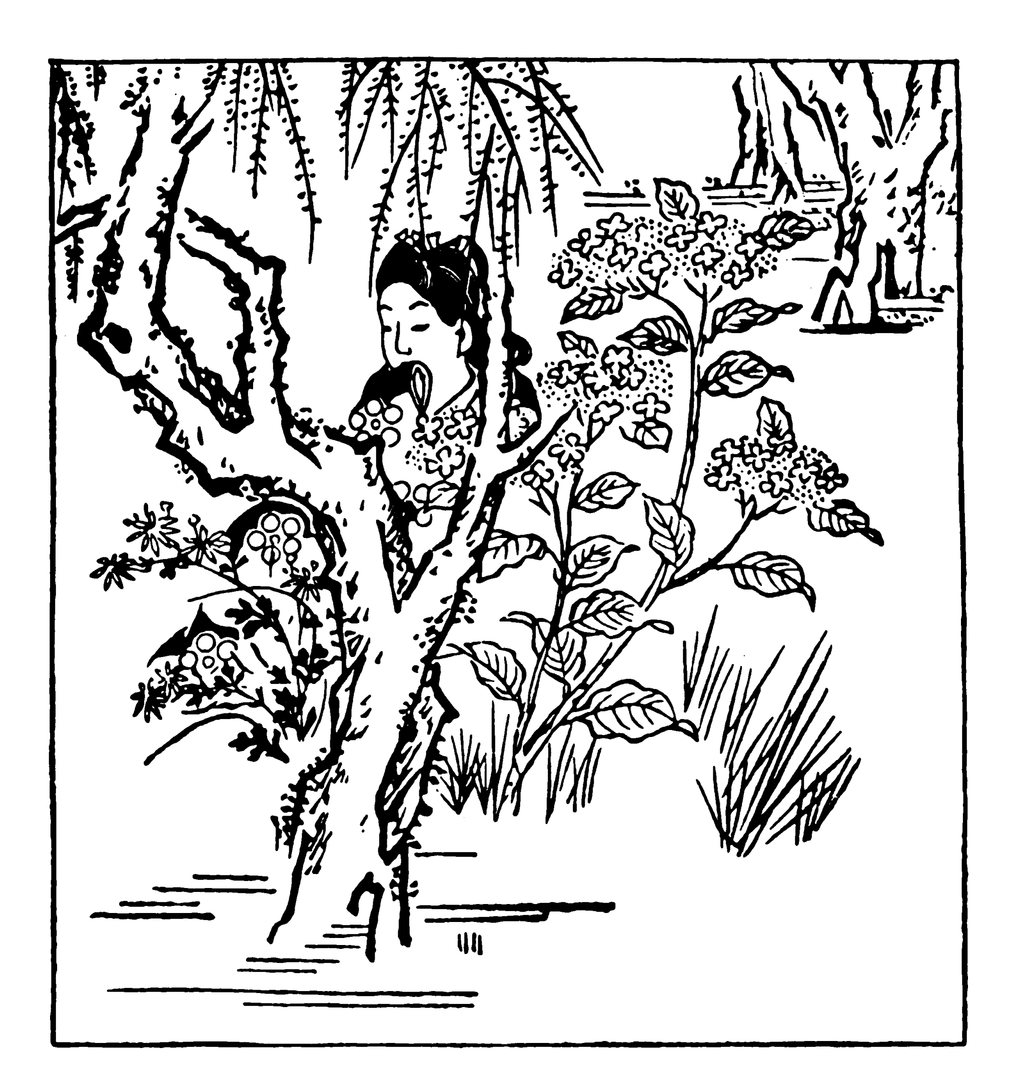


Die treue Frau
Fokasadu Yenya

Japaner haben einen Jean Jacques ~ Dieser ist Hojoki, der Kamo Chomei, das „Tagebuch meiner Zelle" schrieb: Ein Brand zerstörte Kioto, ein Erdbeben warf die Trümmer um, eine Hungersnot kam zu den Obdachlosen, und die Pest befreite viele von Leben und Leiden ~ Das alles hatte Hojoki erlebt und beschreibt es zu Beginn ~ Und es machte ihn traurig und nachdenklich ~ So zog er fort und lebte in einer Hütte dreißig Jahre ~ Dann fand er auch diese Einsamkeit noch nicht einsam genug, er zog weiter und baute sich eine Zelle, „wie sie dem Pilger wohl Rast geben könnte für eine Nacht", doch er lebt nun schon fünf Jahre in ihr und denkt auch da zu sterben ~ Zehn Fuß im Geviert, sieben hoch, der Boden gestampfte Erde, die Wände Lehm und Buschwerk ~ „In einer Ecke ist mein Bett aus Laub und Farren ~ Daneben ein Gestell mit ein paar Büchern: die Dichter und die heiligen Bücher ~ Dabei steht eine Harfe und eine Laute ~ Rings um mein Haus ist Wald, nur gegen Westen zu ein Blick ins Thal ~ Wenn ich zu traurig bin, um zu lesen oder wenn meine Augen nicht mehr lesen können, da ist keiner, der mich aus meiner faulen Ruhe störe, kein Freund, dessen Gegenwart mich beschämen könnte ~ Ich habe nicht die Regel des Schweigens auf mich genommen, aber so allein wie ich lebe, da habe ich zu sprechen fast verlernt ... Manchmal singe ich zu meiner Laute ~ Ich bin kein Künstler darauf, doch ich singe und spiele zur Freude meines Herzens, und es ist keiner, der mich hört .. ~ Unten am Berge steht eine andere Hütte, ein Holzhaus ~ Ein Waldhüter wohnt dort ~ Sein Sohn kommt manchmal zu mir ~ Wenn ich unruhig



Die Tänzerin
Biwyo



bin, dann gehe ich mit ihm, und obzwar schon ein großer Unterschied ist zwischen uns — er ist sechzehn und ich sechzig — wir haben doch unsre Freude an einander ~ Wir pflücken Blumen und Beeren ~ Wir füllen unsre Körbe mit wilden Kartoffeln und Pilzen ~ Manchmal gehen wir weit hinunter zu den Reisfeldern und lesen vergessne Aehren ~ Ist der Morgen hell, so steigen wir auf den Berggipfel, und ich sehe



in der Ferne den Himmel über dem Ort, wo ich geboren bin ~ Von da kann ich Kowatayama, Tuschini, Toka und Hatsukase sehen ~ Die Landschaft gehört keinem und so gehört sie meiner Augenfreude ~ Da reise ich ~ Ich besteige den Sumi, wandre an Karadori vorüber und raste in Iwausa; oder ich gehe über die weite Ebene von Awatsu und bringe dem Grabe Senimaru des Nunihus meine Verehrung dar ~ Ich gehe

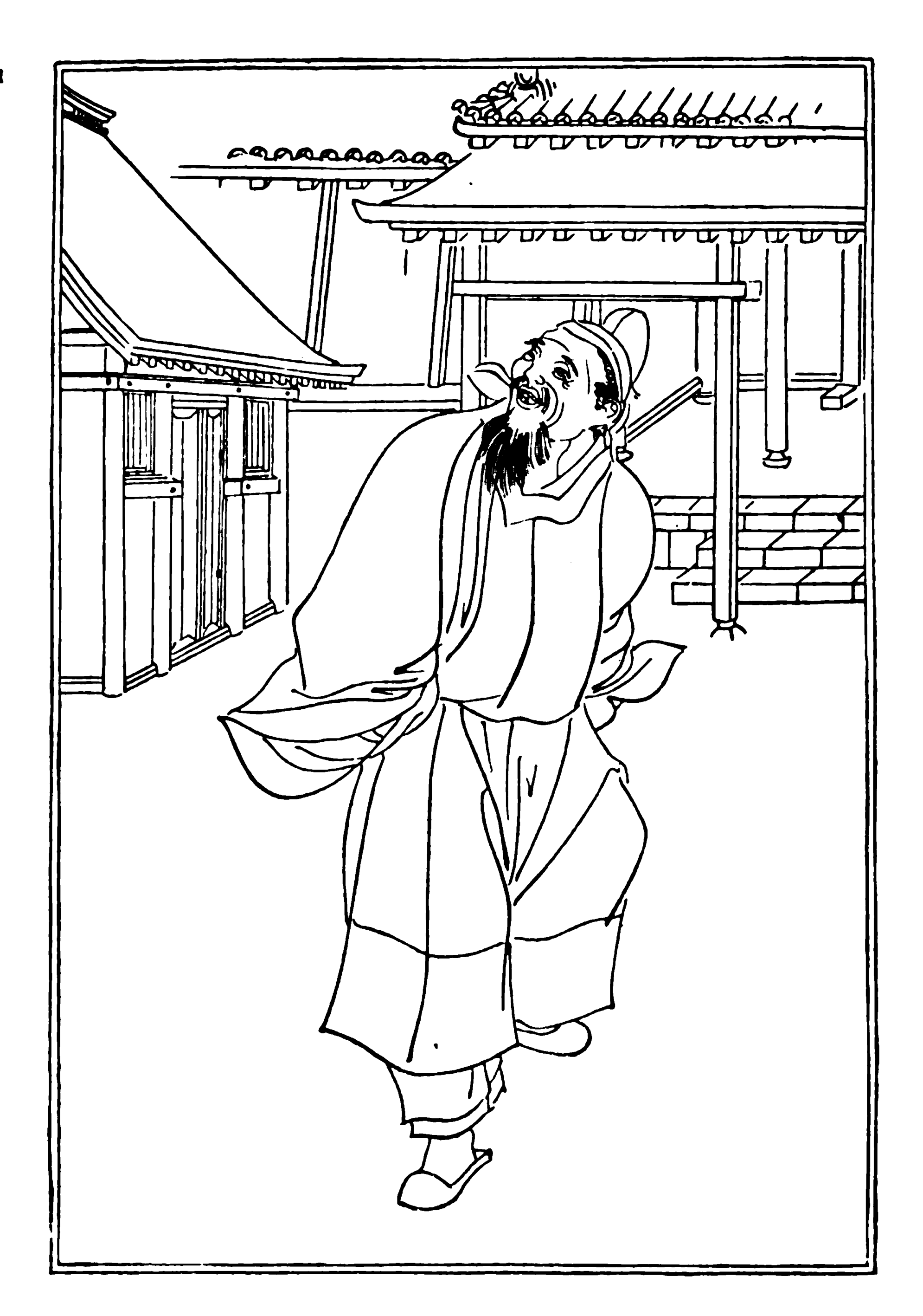
über den Fluß Tagami und grüße das Grab Sarumuru Dayus, des Dichters ... Auf unserm Heimweg brechen wir Blütenzweige von den Kirschbäumen, oder wir sammeln die roten Blätter des Herbstes; das ist für Buddha und den Knaben ... Wenn der Hirsch furchtlos vor meiner Hütte verweilt und mich mit ruhigen Augen anblickt, da fühle ich, wie weit weg ich bin, wie fern der Welt ~ Nur für eine kleine Weile, dachte ich, würde diese Hütte mein Haus sein, nun sind darüber Jahre vergangen, und sie ist mit mir alt geworden ~ Sie ist klein, doch des Nachts habe ich ein Lager, darauf zu schlafen, des Tags eine Matte, darauf zu sitzen ~ Sie hat alles, was ein Mensch braucht ~ Und hat sie nicht zu viel? An einem ruhigen Morgen dachte ich lange darüber und frug mich, ob ich so würdig lebe oder in Eitelkeit über meine Einsamkeit oder aus Angst vor meinen Leidenschaften ~ Mein Herz, das ich frug, gab mir keine Antwort darauf ~ Ungewollt kamen die Worte Buddha, Buddha über meine Lippen und dann — Schweigen ~ Dies ist geschrieben in seiner Hütte im zweiten Jahre Keuriaku, am letzten Tage des dritten Monates vom Mönche Renin."

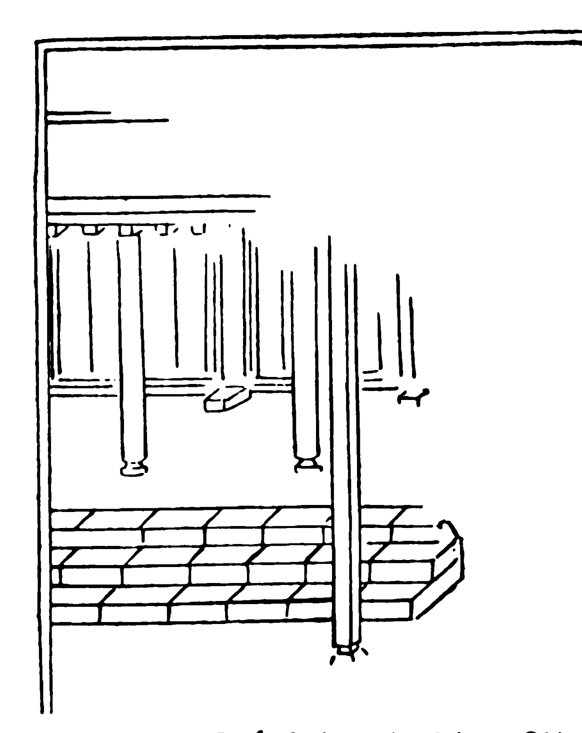
7.

Endlich habe ich es mit Bitten und Versprechungen großen Besuches erreicht, daß man im Theegarten Theater spielt ~ Die Truppe hatte es nur einmal gethan, früh in der Saison, und mit abschreckendem materiellen Erfolg ~ Dieser Erfolg war das zweitemal nun besser, von einem andern kann ich

nichts sagen, denn das Publikum wechselte fast mit jedem Akt, so fünfzehnmal, nachdem es seine Neugierde befriedigt hatte, mehr wohl nicht. — Die europäischen Urteile über das japanische Drama — das eine Erweiterung des alten Ballets und noch jung ist — widersprechen sich sehr; doch neigen die mehreren Meinungen dahin, daß es ohne Bedeutung sei; einige zählen es überhaupt nicht zur Litteratur, weil es nicht — aufgeschrieben ist. Wörtlich ist das ja richtig, aber sachlich falsch. Ein Theaterstück ist Eigentum der Truppe, die es spielt. Was davon aufgeschrieben ist, ist nicht viel mehr als ein Regiebuch, das die Scenen, Situationen u. s. w. kurz angiebt, auch vielleicht noch die Schicksale der Personen vermerkt. Das Wort ist ganz dem Talent des Schauspielers überlassen, es wird als seine Angelegenheit betrachtet, seiner Wahl überlassen, genau wie Gebärde und Kostüm. Der Schauspieler ist der Theaterdichter. Es hängt daher ganz von ihm ab, ob er in die wenigen Schemen einer japanischen Theaterhandlung Leben zu bringen vermag und Kunst; in seinem Talent oder in seiner Unfähigkeit liegt es beschlossen, ob ein japanisches Drama mehr ist als eine aus japanischen Nationaltugenden und -sünden gut oder schlecht zusammengesetzte Räubergeschichte. Können die Schauspieler nur Gesichter schneiden, so ist das Stück schlecht, können sie Dichter sein, so ist dasselbe Stück gut; eine Truppe spielt das Stück, und es ist ein Kunstwerk, eine andere spielt dasselbe Stück, und es ist nicht auszuhalten. Das mag an die Praxis der elisabethanischen Schauspieler erinnern; aber nur an die Praxis, nicht weiter.

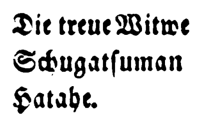
Herr Akitsu Muneoka.





Der Titel unseres Stückes, das man im Theegarten, viel mehr in seinem Theatergebäude, aufführte, versprach viel: „Der blühende Pflaumenbaum" — die symbolische Bedeutung wurde mir weder klar noch von Kennern klar genug gemacht, daß ich sie glatt aufschreiben könnte ⁓ Das ist auch ohne Bedeutung, wie das ganze Stück, das in seiner Riesenlänge wohl zehn lange Romane erzählt vom Leben der Ronins, von der Rache, von Herrenliebe, von Edelmut ⁓ Doch drei Schauspieler waren Dichter, und wenn immer sie auftraten, wurde die Scene zum Kunstwerk ⁓ So die vorletzte des Stückes, die in einer berüchtigten Gasse spielt ⁓ Gorojo, Kavalier, Straßenräuber und treuer Diener seines depossedierten Herrn, d. i. nämlich alles ein Ronin, tritt auf und löscht die einzige Kronenlaterne ⁓ Er lauert auf Hoschikage, den Bösewicht des Stückes, der sein Weib verführte ⁓ Sie müssen beide hier vorbeikommen, und wer es zuerst ist, den will Gorojo töten ⁓ Doch es tritt Oju auf, die Unschuld; sie trägt — was früher motiviert ist — die Kleider von Gorojos Weib ⁓ Er haut ihr den Kopf ab, wickelt ihn in ein Tuch und geht ⁓ An der Ecke trifft er auf Hoschi-

kage ~ Die beiden sehen sich an, doch geht jeder seinen Weg ~ Die Scene wechselt ~ Eine noch elendere Straße mit Gorojos Haus, dessen Wände offen sind — ein japanisches Haus! — so daß man, was im Innern vorgeht, sieht ~ Das Volk der Straße bespricht den Mord, der nachts geschehen ist ~ Man hatte den Körper gefunden und ihn als den einer bekannten Schönheit, einer Mätresse Asamas erkannt ~ Gorojo tritt auf ~ Er horcht erst zu, dann wird er gleichgültig — er hat nichts damit zu thun, es ist nicht sein Mord ~ Andere kommen und beschreiben den Ort, wo man den Körper Oju's fand, der schönen Geliebten Asamas ~ Gorojo's Aufregung wächst ~ Er geht ins Haus, wo er den Kopf verborgen ~ Die Straße ist nun


Die treue Witwe Schugatsuman Hatahe.



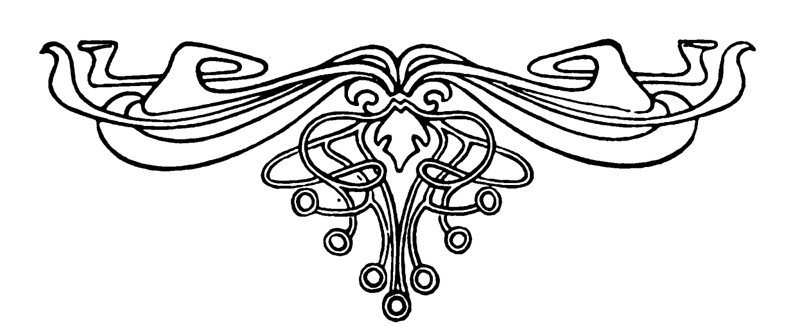
leer ∾ Gorojo will den Kopf hervorholen, als seine blinde Mutter kommt ∾ Sie hat so schlecht geträumt von ihm und betet für ihn und geht wieder ∾ Gorojo verliert die Herrschaft über sich ∾ Er geht langsam zum Nebengemach, in dem er den Kopf verborgen, dann wieder zurück und schließt die Thür ∾ Dann rückt und stellt er Dinge im Zimmer — ganz verloren — so und so ∾ Da schüttelt er alles ab und holt den Kopf ∾ Ja, das ist seines Weibes Tuch, in das er ihn gewickelt ∾ Wie auch anders! Er wird ruhiger ∾ Er kann sein Weib töten, das ist sein Recht, aber Oju, die Geliebte seines Herrn töten, Amasas — wohl, er war sein Herr, und ist er auch ein Ronin, es wäre doch Verrat ∾ Aber es ist ja sein Weib ∾ Er nimmt das Tuch weg ∾ Er glaubt nicht, was er sieht ∾ Er geht zweimal fort und kommt wieder ∾ Ja, es ist Oju ∾ Da bleibt ihm nur der Tod ∾ Er schreibt seinen letzten Willen ∾ Sein Weib kommt; er ist ganz sanft zu ihr, und auf den Kopf zeigend sagt er: Das bist du ∾ Dann schickt er sie fort und verrammelt die Thür ∾ Nun legt er Blumen und Zweige des blühenden Pflaumenbaumes neben Ojus Haupt, kniet ihm gegenüber nieder und vollzieht Harakiri ∾ Sein Weib sitzt auf der Straße; sie weiß, was ihr Mann thun wird — er ist ein Ronin ∾ Sie tötet sich mit einem Messer ∾ Die blinde Mutter kommt besorgt, sie weiß nicht um was, an Gorojos Thür ∾ Doch niemand öffnete ihr mehr ∾ Die Leute von der Straße kommen und schlagen die Thür ein ∾ Sie erzählen dem sterbenden Ronin, daß man Hoschikage gefangen und er dankt für das Geschenk der guten Nachricht.

Das war so außerordentlich gespielt, daß ich die Worte zu verstehen meinte, die mir doch fremd sind und die ich doch voll Schönheit weiß ~ Es war durchaus keine realistische Detailmalerei in dem Ganzen ~ Die Bewegungen boten alle etwas Getragenes und die begleitenden Reden waren verweilend, nicht in Ausrufe gedrängt oder überstürzt ~ Das Greuliche der Vorgänge wurde für mein europäisches Auge noch greulicher durch das ruhige Lächeln, das die Darsteller zeigten, wenn die Gesichter unserer Schauspieler in echten und geschminkten Zorn- und Bösewichtsfalten versunken wären ~ Das tote Haupt Ojus war eine wundervoll gebildete Maske, die — lächelte.

8.

Man ist im Unrecht, wenn man sagt, daß der japanischen Kunst die Größe der Erhabenheit fehle — denn sie hat das Lächeln ~ Nicht das bekannte „liebenswürdige" — nein, das Lächeln ist die feinste Blüte japanischer Kultur, es ist die Philosophie dieses Volkes, es liegt auf aller seiner Kunst ~ Wir lächerlich ernsten Europäer halten es für Oberflächlichkeit, für Schwäche, für Mangel an Größe — aber dieses Lächeln bedeutet mehr, als unser ernstester Ernst ~ Es ist eine ausgearbeitete und langmotivierte Etikette, aber es ist auch eine stumme Sprache, die von einem Glück spricht, das wir nicht kennen ~ Die Japaner, — O'Detsu sagte es mir — finden unsere Gesichter „wie geärgert" und unser lautes Lachen „zornig" ~ Die japanische Kultur ist älter und konsistenter, als die unsere; wir haben es zu diesem Lächeln noch nicht bringen können, das

der Japaner zeigt, wenn er stirbt, aus dem gleichen Grunde lächelnd wie immer sonst ~ Sehen Sie sich bei uns in Europa nicht nach einem lächelnden, immer lächelnden Japaner um; die können es nicht mehr oder thun es nicht mehr aus kluger Politik ~ Die europäischen Japaner sind uns viel unverständlicher und fremder, als die japanischen Kinder und Mädchen, die lächeln ~ Hier haben wir wenigstens einen Gefühlskontakt ~ Ich spreche gern mit Herrn Yamanaka, der einen tadellosen Zylinder und helle Handschuhe trägt, über die japanischen Künste; er erklärt mir vieles — wie ein gutes Buch es thäte ~ Noch lieber aber sitze ich bei den Mädchen in den schönen Seidenstoffen, bei den Mädchen, deren Sprache ich nicht verstehe, wenn sie sie nur sprechen, oder bei den Kindern, die ich immer verstehe ~ Die Mädchen tanzen oder singen oder spielen mit Bällen und Stäbchen, sie haben Heimweh, sie frieren, sie haben Sorgen — aber sie lächeln immer ~ Und da ist es mir, wie wenn ich Amaterasu, die Sonnengöttin, hinter ihrer Felsenthür hervorschauen sähe, nur ein paar Sonnenstrahlen aus diesem Lande des Sonnenaufgangs, die die getrockneten Blüten meiner japanischen Litteraturkenntnisse mit einem bischen Leben vergolden.





Egotokosmische Idylle.

Streng nach der Mittelachse empfunden und seinem lieben Arno Holz gewidmet von Otto Julius Bierbaum.

Sechshundertundeinunddreißig Millionen Mondkälber
weiden
auf einer sanftgebogenen rosaroten
Wiese
des Eros.

Was ist Eros?

Eros
ist
ein neuer
Stern,
ist
(bin?)
Ich.

Das heißt,
genauer gesagt,
nur ein Teil
von mir.
(Denn ich selber, komplett, bin mindestens ein Sonnensystem,
versteht sich!)

Also, nämlich:
Eros ist jener hemiglobische Teil,
Sie wissen schon,
ein Jeder hat ihn, aber ein Jeder
macht ein Hehl daraus,
kurz:
Aber nein!
Ich kann es nicht sagen,
ohne den Anstand gröblich zu verletzen,
und wiederhole drum
ohne exakte Bezeichnung:
Jener hemiglobische Teil von mir
ist Eros.

Und auf ihm denn
weiden
Mit schleppenden Füßen
und wehenden Schwänzen
hie und da die Trift körnig besäend,
als bärgen sie in sich eine Hobelbank,
blökend
sechshundertundeinunddreißig Millionen Mondkälber

Und fürchten sich furchtbar,
wenn's donnert.




FV



Rakkóx der Billionär.

Ein Protzen-Roman von Paul Scheerbart.

Vergnügt, wie ein echter Potentat, lebte Rakkóx, ein mehrfacher Billionär, in den Großstädten Asiens und Europas und vergeudete natürlich sein Geld in Centnersäcken — er hatte es ja dazu.

Der große Mann schwärmte natürlich für alles Grandiose und für martialische Unternehmungen — er hatte es ja dazu ~ Er belächelte diejenigen, die seine Passionen teilten, trotzdem sie's nicht dazu hatten.

Um aber seine größeren kompakten Pläne realisieren zu können, sah er sich genötigt, zunächst auf Vergrößerung seiner Machtmittel bedacht zu sein.

Und so ward seine Phantasie allmählich eine militaristische Phantasie ~ Er wollte selbstverständlich seine Pläne nicht allein ausarbeiten — auch seine militaristischen nicht ~ Und so telegraphierte er denn an den Direktor seiner Erfindungsabteilung, in der zweihundert abgefeimte Genies beschäftigt waren:

Schnell neues Militär erfinden — mit Gebrauchsanweisung ~ Rakkóx" ~ ~ Der Direktor der Erfindungsabteilung verlas das Telegramm seinen Untergebenen ~ Es entstand ein allgemeines Halloh, und nach vierundzwanzigstündiger Geistesarbeit lag der folgende geniale Plan Rakkóxen zu Füßen:

Das neue Militär.

Es war vorauszusehen, daß einem vorgeschrittenen Militarismus das Menschenmaterial bei Fruktificierung kriegerischer Ideen nicht auf die Dauer genügen könnte ∾ Und so ist die Herstellung eines „neuen Militärs" allgemach zum tiefgefühlten Bedürfnis geworden ∾ Der Mensch ist als Soldat zu schwächlich und zu rücksichtsvoll ∾ Der Automat ist als Soldat zu kostspielig und nicht im Stande, sich rechtzeitig zurückzuziehen ∾ Somit bleibt bei Herstellung eines „neuen Militärs" nur die Tierwelt zu berücksichtigen übrig ∾ In der Tierwelt finden wir unzählige Lebewesen, die weder schwächlich noch rücksichtsvoll sind, auch nicht zu kostspielig genannt werden dürfen, da ihnen grade der Hunger erfahrungsgemäß die allergrößte Rücksichtslosigkeit verleiht; außerdem haben sämtliche Tiere die genügende Intelligenz, sich rechtzeitig zurückzuziehen.

Unsere Aufgabe ist daher, Tierregimenter zu schaffen ∾ Nur durch gut organisierte Tierregimenter kann dem alt gewordenen Militarismus unsrer Zeit neue Lebenskraft eingeflößt werden.

Die Unterzeichneten empfehlen nun in erster Reihe Heranziehung der größeren Tiersorten ∾ Die Dressur der vierfüßigen Dickhäuter bereitet bekanntlich keine nennenswerten Schwierigkeiten ∾ Und auch die Dressur der Walrosse und Seelöwen wird den großen Tierbändigern unsrer Zeit ein Leichtes sein ∾ Die Walrosse und Seelöwen sind mit umfangreichen kugelsichern Kork-Panzer-Hemden auszurüsten, und künstliche Riesenflossen aus Aluminium und

Stahl müssen die natürliche Flossenkraft ganz gewaltig heben; mit solchen Kunstflossen läßt sich jedes Meer mit Leichtigkeit orkanartig aufregen.

Die meisten Tiere können die Waffen — auch die Schießwaffen und Geschütze — auf dem Kopfe wie einen Hörnerschmuck tragen. Dem Offizierkorps der Tier-regimenter dürfen natürlich nur erprobte Tierbändiger angehören. Die Ausarbeitung der Ideen über die beste Art der Verwertung tierischer Gliedmaßen ist selbstverständlich Specialaufgabe des Generalstabes. Die Rüssel der Elephanten können z. B. zu Schleudermaschinen ausgebildet werden; die Löwen wären am wirksamsten zusammengekoppelt zu gebrauchen.

Sehr interessant wird sich die Uniformfrage gestalten; sie läßt sich hier nur nicht so kurz abthun. Jedenfalls wird über die beste Uniformierung der Auerochsen, Giraffen und Kameele innerhalb drei Tagen eine besondre Broschüre erscheinen; allen Anforderungen der militaristischen Tradition soll nach besten Kräften Rechnung getragen werden.

Man kann fernerhin nicht bestreiten, daß sich viele Vögel sehr wohl zu Heereszwecken eignen. Die Krähenvölker ließen sich leicht mit Cyankalispritzen bewaffnen, und die Adler, Eulen und Störche könnten abgerichtet werden, kleine Dynamitbomben im richtigen Momente fallen zu lassen.

Ueber feingegliederte Schlauchbomben, die nur mit Pestbazillen gefüllt werden sollen, schreibt das Obergenie Schmoller-Käsebauch ein zweibändiges wissenschaftliches Werk.

Was über die methodische Züchtung von Ungeziefer zu Kriegszwecken zu sagen ist, findet . . . ~ Hier sank dem Billionär der Plan aus der Hand und fiel ihm thatsächlich zu Füßen ~ „Merkwürdig!“ murmelte der dicke Herr und erhob sich.

Mein Personal glaubt wohl,“ fuhr er stehend fort, „es sei nichts leichter, als sich über mich lustig zu machen ~ Merkwürdig! Weil ich mich über alles lustig mache, will man mir das heimzahlen ~ Personal!“

Und er bückt sich und hebt das Manuskript noch einmal auf, blättert in den hinteren Pergamentseiten und findet dort ein Kapitel, das sich „über die Verwendung der Häringe beim submaritimen Kriege“ eingehend ausspricht.

Oho! Er liest das Kapitel nicht, aber interessieren thuts ihn mächtig; submaritime Angelegenheiten sind ihm allzeit lieb und teuer gewesen.

Nach längerem Nachdenken telegraphiert der allmächtige Billionär an den Direktor seiner Erfindungsabteilung: Schnell kurzen Artikel über die Endziele der submaritimen Kriegstechnik abfassen ~ Aber ernst! Das Große soll nicht bloß für die Narren sein ~ Rakkox.“

Der Nabob begiebt sich in seinen Höllensaal, allwo er gewöhnlich zu frühstücken pflegt ~ Der Höllensaal ist mit feuerrotem Tropfstein erbaut, die Wände sind zu symmetrisch verteilten Grottennischen ausgebildet ~ Der ganze Saal ist, obgleich die Formen des Tropfsteins so blieben, wie sie waren, mit fanatischer Symmetrie gearbeitet ~ Vor jeder Nische steht eine goldene Urne, in der schwarze Tulpen

blühen ~ Selbst die Anzahl und die Formen der Tulpen sind symmetrisch angeordnet ~ In der Mitte steht der Frühstückstisch, über dem eine riesige tausendkantige Smaragdampel brennt ~ In den feuerroten Tropfsteingrotten brennen viele elektrische Flammen — wirksam versteckt ~ Auf dem weißen Tischtuch schieben sich die grünen und roten Lichtkegel über- und untereinander ~ In den goldenen Urnen gleißt es gleichfalls grün und rot.

Rakkóx ist kaum beim elften Gericht angelangt, da stört ihn ein dumpfer Glockenton — und herein stürmt ein weiß gekleideter Diener, legt sanft ein neues Pergament-Manuskript auf den Frühstückstisch und eilt lautlos über den karminroten Teppichpelz, der den Fußboden des ganzen Saales bedeckt, wieder hinaus.

Vor dem Billionär liegt der Artikel „über die Endziele der submaritimen Kriegstechnik“, geschrieben von Schultze dem Siebenten, einem berühmten Obergenie ~ Der erste Teil der Geschichte beginnt also:

Eine erlösende Idee.

Geliebte Brüder! Teure Schwestern! Werteste Verwandte, Bekannte und Unbekannte! Schon oft erhob ich mein Haupt, Euch was Vernünftiges mitzuteilen — aber dieses Mal will ich Euch eine erlösende Idee verkünden — darum spitzet die Ohren wie kluge Mäuse!

Ihr wisset, daß wir anitzo Schiffe bauen, die in die Tiefe des Meeres steigen können wie die Flundern; die submaritimen Flotten sind die besten Flotten unserer Zeit ~ Welches aber sind die Endziele der submaritimen Kriegs-

technik? Habt Ihr darüber schon nachgedacht? Glaubt Ihr vielleicht, es könne dem submaritimen Militarismus nur darauf ankommen, den Haifischen der Südsee den Anblick submaritimer Schlachten zu verschaffen? Oh nein! Laßt Euch nichts weiß machen! Ein wahrhaft moderner Militarismus — der waschechte ist gemeint! — will als Erstes und Letztes immer nur die Befestigung und Stärkung der Nationen und Staaten. Das steht bombenfest.

Welches sind nun die Nationen und Staaten, die von der submaritimen Kriegstechnik Befestigung und Stärkung erwarten dürfen? Hm — die Nationen und Staaten, die sich immer noch auf den leider allzutrocknen Festländern der Erde vorfinden, haben die submaritime Kriegstechnik nicht so nötig. Was fragen die nach der? Alles Submaritime ist für die Oberflächenpolitik doch nur eine dekorative Begleiterscheinung der Meeresoberflächenflotte.

Indessen — jetzt kommt es! Für die Nationen und Staaten, die den Mut haben — lies leis'! — in den kolossalen märchenweiten weltfreien Tiefen des Ozeans unter dem Wasser sich anzusiedeln — für diese Nationen und Staaten hätten die submaritimen Flotten eine größere Bedeutung — eine Existenz begründende Bedeutung! Versteht ihr mich schon? Alsdann würdet ihr einsehen, daß die Endziele der submaritimen Kriegstechnik auf nicht mehr und nicht weniger als auf die Begründung und Erhaltung submaritimer Nationen und Staaten hinauslaufen. Das ist die erlösende Idee, die Schultze der Siebente euch verkündet.

Die herrlichste Perspektive eröffnet sich dem glückseligen Erdbewohner — die Größe der Erde wird durch die Endziele der submaritimen Kriegstechnik für die Menschheit einfach verdreifacht!

Die lokale Entwässerung des Meerbodens und die Befestigung der unter den Wassermassen des Ozeans zu erbauenden Riesengewölbe wird für die genialen Baumeister unserer Zeit so leicht wie ein Kinderspiel sein.

Edler Erdenbürger! Bedenke, daß sämtliche submaritimen Länder Normaltemperaturen empfangen können, daß dort also „Zugluft" und „Hausbau" unbekannt bleiben werden ~ Die Wohnungsmiete wird zur Chimäre ~ Hausbesitzer und Schnupfen giebts nicht mehr.

Daß die Existenz der submaritimen Weltreiche eine Erlösung für die Menschheit bedeutet, muß ja wohl ohne weiteres selbst einem Kalbskopf einleuchten ~ Entschuldigt, daß ich lache und so was sage ~ Aber ich kann mir das leisten ~ Alle idealen Staatsideen lassen sich ja dort unten so leicht realisieren — der aristokratische Idealstaat wie der demokratische Idealstaat — Staaten mit automatischer, wie solche mit parlamentarischer, cäsaristischer, karnevalistischer oder anarchistischer Regierung — auch solche ohne jede Regierung ~ Alle überflüssigen harmoniezerstörenden Lebewesen können diesen submaritimen Weltreichen ohne jede Anstrengung ferngehalten werden ~ Das oben auf den trockenen Festländern so lästige Ungeziefer läßt...

Bei dem Worte „Ungeziefer" sinkt dem großen Nabob wiederum das Manuskript aus der Hand und fällt dabei unter den Tisch.

„Merkwürdig!“ tönt es wieder von Rakkóxens Lippen ~ Dann aber ißt der große Mann ruhig weiter ~ Nach der Mahlzeit telegraphiert er an den Direktor seiner Erfindungsabteilung:

„Schultze VII. ist ein altes Rhinoceros, bin für seine Pläne leider zu arm ~ Der Kerl ist ein oberfauler Kopp ~ Bin mit Ihren Genies und Obergenies sehr unzufrieden ~ Ihr Personal ist bald für den Jahrmarkt reif ~ Rakkóx.“

An den Direktor seiner kaufmännischen Abteilung, in der fünfzehnhundert verkrachte Gründer beschäftigt sind, telegraphiert der Billionär:

„Schnell zehntausend submaritime Torpedoboote bauen lassen — aber beste Konstruktion ~ Rakkóx“ ~ Danach ruht er in seinem Perlmutterzimmer von seiner Arbeit aus.

Auf den weißen Eisbärfellen, die den ganzen Fußboden bedecken, spielen gelbliche und grünliche Lichtbüschel, die oben durch die Glaskuppel hineinkamen ~ Die Glaskuppel ist so bunt wie ein alter Krötenbauch, und viele weiße Pelzhaare werden zu Rakkóxens Füßen auch so bunt ~ An den welligen Wänden, die aus tausend Perlmutterbuckeln bestehen, glitzerts; mitten auf jedem Buckel sitzt ein kleiner hellblauer Saphir.

Rakkóx liegt auf seinem weißen Sammetdivan und schlummert ~ Ein kurzer kompakter Herr mit dickem Kopf ~ Kurz ist der graue Bart, kurz ist das graue Haupthaar ~ Die weißen Augenbrauen sind so buschig wie die Eisbärfelle ~ Die breite Brust hebt und senkt sich wie eine feste Maschine ~ Der lose perlgraue Anzug hängt schlaff und



unordentlich an dem kurzen dicken Körper ~ Die Glaskuppel macht jetzt auch den losen perlgrauen Anzug krötenbunt.

Währenddem schnauzt der Direktor der rakköxischen Erfindungsabteilung sein Obergenie Schultze VII. mächtig an ~ Und der Siebente wird wütend wie ein spanischer Stier ~ Beim Donner der großen Worte verkriechen sich des Direktors Möpse hinter die Aktenregale.

Nachdem Rakköx sich ausgeschlafen hat, wird ihm ein junger Erfinder namens Kasimir Stummel gemeldet ~ „Empfangssaal!“ flüstert der Billionär ~ Und Stummel wird in den Empfangssaal geführt ~ Der ist natürlich köstlicher als alle Harems des Kaisers von China ~ Feinste Emailwände — durchsichtiges Email! — rot — grün — blau — glitzernd wie spielende Fische im Sonnenschein — Geschmeide von feinsten Goldornamenten dazwischen ~ Und dann Teppiche — gearbeitet mit dem Mikroskop — Millionen geheimnisvoller Zeichen! — so bestrickend komponiert, daß aller Blütenschnee der Welt gar nichts dagegen ist ~ Dünne Glassäulen, die die zartesten Farbenwürfel in sich haben — beim Vorbeigehen kaleidoskopartig wirkend ~ Sessel aus geschnitztem Elfenbein mit weicher Seidenweberei ~ Stachliche graue Korallenvasen, die beinah bis zur Decke reichen — jede der tausend Stachelspitzen ein kleiner blitzender Smaragd ~ Achattische mit Chrysolithschnitzerei — in allen möglichen Formen ~ Das Ganze so im Halbdunkel — nur erleuchtet von Fenstern aus Rubinglas, die unregelmäßig in verschiedenen Formaten an den Seiten und an der gewölbten Decke verteilt sind ~ Stummel staunt doch

ein wenig, obgleich ihm die Decke nicht genügend gegliedert erscheint.

Guten Tag, Herr Stummel!" sagt Rakkóx, wie er durch die schnell geöffneten Pfauenfederthüren schreitet, reicht dem Stummel die Hand und bittet ihn freundlich, auf einem Elfenbeinsessel Platz zu nehmen ~ Kennen thut er den Herrn noch nicht.

Stummel sammelt sich, stammelt erst seinen herzlichsten Dank für die Audienz und beginnt in fließendem Deutsch:

Herr Rakkóx, seit Jahren habe ich die Thätigkeit Ihrer Erfindungsabteilung mit regem Interesse verfolgt und bin denn doch erstaunt gewesen, daß soviel überflüssige Ideen Ihnen zur Ausführung anempfohlen wurden ~ Die täglichen Berichte der Presse haben mich allmählich gereizt ~ Wenn ich Sie richtig verstanden habe, liegt Ihnen nur daran, solche Ideen auszuführen, die eine wesentliche Förderung der Kultur im Auge haben und gleichzeitig auf größere Dimensionen berechnet sind."

Hier unterbricht Rakkóx den jungen Mann und bemerkt folgendes: Das Letztere von den Dimensionen ist ganz gut ~ Aber reden Sie blos nicht von Kultur, das sieht so philanthropisch aus ~ Ich bin aber kein Philanthrop, dazu ist die Menschenmasse nicht zart genug mit mir umgegangen ~ Man hat mich immer ausgelacht und hat geglaubt, mir damit einen Gefallen zu thun ~ O, für die Menschen bin ich nicht begeistert, lassen Sie mich blos mit der Kultur zufrieden ~ Neue Einrichtungen, die für die Menschen einen notwendigen

Entwicklungsfaktor bilden, brechen sich auch ohne mein Zuthun Bahn ❧ Ich hätte mich ja für Verbesserung der menschlichen Wohnungsverhältnisse begeistern können — aber glauben Sie, man würde mir dabei irgendwie entgegenkommen? Lächerlich! Für die meisten Menschen ist ein Schweinestall als Aufenthaltsort so was Natürliches ❧ Doch fahren Sie ruhig fort — ich höre sehr aufmerksam zu."

Und Stummel fährt unbeirrt fort: Die Fürsten der Erde haben jederzeit ihre Existenz durch Kolossalbauten dokumentiert ❧ Es muß daher auch in Ihrem Interesse liegen, Kolossalwerke mit architektonischem Charakter zu schaffen ❧ Die früheren Fürsten der Erde waren zu arm, um in größerem Stile zu arbeiten ❧ Ihr Reichtum aber, Herr Rakkóx, gestattet Ihnen, das Grandiose — ja das Abenteuerliche und Märchenhafte — aufs Korn zu nehmen ❧ Wenn man in größeren Dimensionen bauen will, empfiehlt es sich, die daseiende Natur derart zu benützen, daß es schließlich so aussieht, als hätte man die ursprünglich daseiende Natur ebenfalls mitgeschaffen ❧ Die Stilisierung größerer Felspartien hat anerkanntermaßen für den Architekten einen höheren Wert als das Aufführen usueller Wandgebäude, die zu den Terrainverhältnissen einen Kontrast bilden sollen ❧ Wie wär's nun, wenn Sie, Herr Rakkóx, geneigt sein möchten, nicht bloß einzelne Partien eines Felsens — sondern versuchsweise mal einen ganzen Felsen von oben bis unten in ein architektonisches Kunstwerk zu verwandeln? Das wäre was wahrhaft Großes und würde die kommenden Geschlechter anspornen, im Laufe der nächsten Jahrtausende die gesamte

Oberfläche des ganzen Erdballs in ein großes kompaktes architektonisches Kunstwerk umzuwandeln ~ Das Letztere ist natürlich nur als Scherz zu betrachten ~ Indessen ich hörte, daß Sie auch den Humor in den großen Unternehmungen nicht mit gar zu bösen Blicken zu betrachten pflegen." ~ Kasimir Stummel hielt inne und lächelte.

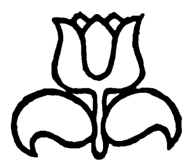
Rakkóx lächelte ebenfalls, dachte an die submaritimen Staaten seines Obergenies Schultze VII. und hatte plötzlich das Gefühl, daß dieser Kasimir Stummel vernünftiger vorging als alle seine angestellten Genies und Obergenies ~ Der Kerl imponierte dem Nabob: „Der architektonische Ausbau eines Felsens kann unter Ihrer Leitung in Angriff genommen werden" ~ Also lautete Rakkóxens kurze Antwort.

Stummeln traten dicke Freudenthränen in beide Augen ~ Der energische Billionär telegraphiert sogleich an den Direktor seiner kaufmännischen Abteilung: Schnell kleines Gebirge möglichst mit Gletscher zu Bauzwecken ankaufen ~ Konferieren Sie mit Herrn Kasimir Stummel ~ Rakkóx."

Nachdem der Diener das Telegramm notiert hatte, stand der gewaltigste Mann der Erde so ruhig auf, als wäre nichts geschehen, schüttelte Stummeln beide Hände und ging rasch mit fliegenden Rockschößen ab durch die Pfauenfederthüren.

Noch eine Stunde später telegraphierte er wieder an den Direktor seiner Erfindungsabteilung — und zwar das folgende schwerwiegende Telegramm:

Kündigen Sie sofort den zweihundert Genies und Obergenies ihre Stellungen ∽ Sie selbst sind ebenfalls mit dem ablaufenden Quartal entlassen ∽ Uebergeben Sie Ihr Amt umgehend Herrn Kasimir Stummel ∽ Rakkóx." Dem Rakkóx kam der Stummel so sympatisch vor.



Der Direktor der rakkóxischen Erfindungsabteilung fiel bei Empfang des schwerwiegenden Telegramms unter seinen Schreibtisch ∽ Und das Personal der Abteilung wurde beinahe wahnsinnig; drei Obergenies mußten wegen gefährlicher Tobsucht sofort einer Heilanstalt überwiesen werden.

Schultze VII. that so, als ob ihn die Sache nichts anginge ∽ Und dennoch wußte er sehr genau, daß ohne sein Zuthun die Katastrophe ganz unmöglich gewesen wäre; aber seine Kameraden wußten das nicht, da ihr Direktor alles Wichtige für sich behielt.

Schultze VII. sah mager aus wie ein Windhund und hatte einen so starken Schnurrbart, daß der mit zwei Fingern nur mühsam zu umspannen war ∽ Kaum hatte sich der Siebente in sein Lederzimmer zurückgezogen, so strich er seinen Schnurrbart mit allen zehn Fingern so heftig auseinander, daß einzelne Haare rausgingen und nur so rumflogen ∽ Und er knirschte mit den Zähnen — zwar melodisch — doch nicht sanft ∽ Und er hielt dabei einige seiner gewöhnlichen Monologe — er war an die Monologe gewöhnt.

Es ist eigentlich," sprach er zu seinen braunen Lederwänden, „durchaus sinnlos, mich über diesen Rakkóx zu ärgern, denn ich brauche ihn nicht ~ Und dennoch ärgere ich mich ~ Ich war ja ein Wüterich von meiner Geburt an, obgleich ich niemals einen plausibeln Grund für meine Wut hatte ~ Aus Wut bin ich sogar Humorist geworden — nicht aus Liebenswürdigkeit ~ Es ist zweifellos mein Schicksal, immerzu im Wutstadium zu leben ~ Andere Leute leiden an Wassersucht — ich aber leide an Wutsucht ~ Ich sehne mich ja danach, beleidigt zu werden, damit ich ein Recht bekomme, meinem tückischen Jähzorn freien Lauf zu lassen ~ Und dabei lach ich noch."

Schultze VII. sieht wieder seine ledernen Wände und seine ledernen Möbel — fein gepreßte Sachen — an und freut sich, so ganz zwischen alten Tierhäuten zu stecken; ihm sind alle Bestien so recht sympatisch.

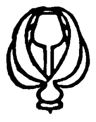
Die einfachen Tiere und die menschlichen Kinder," fährt Schultze fort, „neigen mehr zur Mordlust als zur Wollust — der entwickelte reife Mensch desgleichen ~ Das hängt damit zusammen, daß die einfacheren Lebewesen sich ihrer Persönlichkeit nicht bewußt werden und die komplizierteren Lebewesen erst recht nicht an ein individuelles Leben glauben — daher schätzen beide ihr Leben und damit auch das der anderen Wesen nicht hoch ein ~ Die Geschichte ist gräßlich einfach ~ Esel verstehens allerdings nicht ~ Am Anfange ist die Kreatur grausam und zerstörungssüchtig — am Ende noch mal ~ Und daher ist Schultze VII. ein Wüterich, denn er ist ein Lebewesen, das die höchste Entwicklungsstufe erreicht

hat ~ Die höchste Genialität ist eben nur dazu da, die Menschenbrut feste zu verhöhnen und zu verhetzen ~ Blut will ich, verfluchtes Biestpack-Blut! Und darum muß Rakkóx — es läßt sich leider nicht ändern — zerrissen werden — wie die Taube vom Habicht zerrissen wird ~ Meine Logik ist immer vernichtend."

Er lacht — was sich wie Storchgeklapper anhört — freilich nicht ganz so ~ Und er kreischt auf wie ein wildes Tier, schlägt mit beiden Fäusten auf seinen kleinen Kaffeetisch, daß der zusammenknickt wie eine alte Hutschachtel ~ „Rhinoceros! Rhinoceros!" brüllt er.

Und dann lacht er — wie die Irrsinnigen in der Heilanstalt zu lachen pflegen ~ Nachdem wird er aber ganz ruhig und kalt, geht zu der Versammlung der entlassenen Genies und Obergenies, überredet sie, mit ihm nach China auszuwandern und dort den Kaiser von China gegen den gemeingefährlichen Rakkóx aufzuhetzen — und thut so affektlos wie ein stiller Waldsee.

Die Versammelten folgen dem großen Schultze; alle fahren mit dem nächsten Eilzuge nach China.



In den nächsten Monaten entwickelt sich die Geschichte auf beiden Seiten programmgemäß ~ In den Gebirgspalästen, die Kasimir Stummel auf der Westküste Süd-Amerikas baut, arbeiten fünfmal hunderttausend Mann — Rakkóxens Geld kommt unter die Leute, er wird immer be-



rühmter und beinahe vergöttert. Ein ordentlicher Unternehmer geht seinen Weg; ob die Unternehmungen vernünftig oder lächerlich sind, ist allen ganz egal — wenn nur gezahlt wird.

Nach Verlauf eines guten Jahres bemerkt aber der große Billionär ein sichtliches Schwinden seiner Popularität. Ueber die Ursachen dieser Erscheinung kommt er bald ins klare. Schultze VII. telegraphiert ihm nämlich aus Peking:

Ihr Vorgehen in Südamerika wird hier an höchster Stelle scharf verurteilt, rate Ihnen, sofort Herrn Stummel ebenfalls zu entlassen, da er sich Uebergriffe gegen chinesische Staatsbürger erlaubt hat. Ehrfurchtsvoll! Schultze VII." 'Aha!,' ruft Rakkóx. Auf Madeira trifft er mit Kasimir Stummel zusammen, dessen glatt rasiertes Gesicht sehr braun und sehr gesund aussieht. Stummel teilt seinem Prinzipal zunächst mit, daß sich an der Westküste Südamerikas die Anzahl der chinesischen Kriegsschiffe nachgerade täglich vermehrt. Die Situation wird brenzlich. Rakkóx telegraphiert demnach an den Direktor seiner Marineabteilung:

Schnell alle fertigen submaritimen Torpedoboote zu Stummeln nach Südamerika senden. Die Geschichte eilt. Rakkóx" Dieses Telegramm beruhigt jedoch Herrn Kasimir Stummel keineswegs.

Ich kann mir," führt er aus, „nicht verhehlen, Herr Rakkóx, daß Ihre Offiziere sehr unzuverlässig sind. Sie haben sämtlich nur pekuniäre Interessen und keine nationalen. Die Soldaten, die sich als Vertreter einer Nation betrachten, bieten ohne weiteres viel mehr Sicherheit

als die gesamte Rakkóx-Armee ~ Wir müssen das nationale Element aus den feindlichen Armeen rauspumpen ~ Es ist mein voller Ernst ~ Mit internationalen Armeen werden wir immer fertig ~ Wir müssen aus der chinesischen Armee eine internationale Armee machen" ~ „Wie machen wir das?" fragt Rakkóx ~ „Es geht!" erwidert Stummel, „es ist eine kühne Idee — aber ich weiß, Sie schrecken vor kühnen Ideen nicht zurück — besonders wenn sie nur Defensivmaßregeln verkörpern wollen."

Nu reden Sie doch — was wollen Sie denn?" ~ Also Rakkóx ~ Und Stummel fährt fort — bedächtig: ~ „Es hört sich toll an — aber es geht! Wir müssen China zum internationalen Staate machen ~ Wir müssen durch glänzende Anerbietungen eine Vermischung aller Rassen des Erdballs durchzuführen suchen ~ Wir müssen die Uebersiedlung sehr vieler Europäer nach China und sehr vieler Chinesen nach Europa veranlassen ~ Diese Thätigkeit maskieren wir dadurch, daß wir gleichzeitig die Afrikaner nach Indien und die Inder nach Australien transportieren; die Indianer können ja nach Skandinavien ~ Sie verstehen wohl! Wir müssen das reine Rührei aus den Nationen machen ~ Ich sage Ihnen, lachen Sie nicht! Es geht thatsächlich! Dazu gehören nur recht viele Personendampfer, die für die Ueberfahrt einen lächerlich geringen Preis beanspruchen."

Rakkóx steht auf und telegraphiert an den Direktor seiner kaufmännischen Abteilung: „Sofort tausend Personendampfer ankaufen oder bei der Werft von Europa bestellen ~ Größtes Format! Rakkóx."

Stummel stammelt seinen Dank, er ist ob seiner Erfolge ganz verwirrt ~ Im besten Strandhotel essen sie danach ein einfaches Abendbrot ~ Nach dem Abendbrot rauchen sie auf der Fürsten-Terrasse eine gute Cigarre aus Melbourne, der Mond beleuchtet ganz ausgezeichnet den atlantischen Ozean, und Rakkóx plaudert von seinem Obergenie Schultze VII.

Das ist ein ganz gemeingefährlicher Mensch", sagt er heftig „stellen Sie sich nur vor, was für geniale militaristische Ideen mir dieser freche Kerl zu unterbreiten wagte! Krokodilsregimenter in dunkelblauer Uniform — wirkliche Krokodile in dunkelblauer Uniform — wollte der Herr zum Schutze der Hafenforts dressieren lassen ~ Ich glaube, er schrieb auch von einer Dressur der Austern zu Kriegszwecken ~ Er hätte auch noch die Regenwürmer in Uniform gesteckt — wenn ich dem Satan nicht den Laufpaß gegeben hätte ~ Und aus Rache für den Laufpaß putscht er nun die Chinesen gegen mich auf ~ Ein sauberer Kunde! Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die Bedeutung des Ungeziefers herauszustreichen; das Ungeziefer nannte er das natürliche Leibregiment der Menschheit ~ Meine zweihundert Genies glaubten immer, ich könnte mich nur am Spaß ergötzen ~ Weil ich's mir selten versagen mag, gelegentlich einen saftigen Ulk vom Stapel zu lassen — deswegen glaubte man, mir könnte nichts angenehmer sein, als selber ordentlich verulkt zu werden ~ Wenn man über die Tiefsinnigkeit dieser Genies, die das Gehirn eines Billionärs nur für ein Witzkaninchen halten, nachdenkt, so kann man beinah Bauchweh bekommen ~ Es giebt doch verschiedene Arten von Humor ~ Wir können

speziell defensiven und aggressiven Humor unterscheiden; der aggressive ist eine ganz entartete Art und diesem Schultze Nummero VII. eigentümlich ~ Sie, Herr Stummel, haben eine seltsame Abart von Humor, die ich die geschäftliche Abart nennen möchte ~ Nehmen Sie mir's nicht übel, mir ist die Abart durchaus nicht unsympatisch ~ Ich selbst habe einen Humor, der mehr unfreiwilliger Natur ist ~ Der unfreiwillige Humor wird ja wohl von einzelnen Gelehrten für den einzig-wahren erklärt ~ Ich gestehe aber, daß ich sein Dasein in mir lebhaft bedaure ~ Seien Sie nie zu lustig, der ganze Humor ist überhaupt nur eine gute Nummer für den Armen — für den Reichen ist der Humor ein Malheur ~ Ich habe meinen verdammten Mitmenschen immer zu wenig übelgenommen ~ Ich habe das fatale Talent, bei jedem nur die lächerlichen Seiten zu sehen — und was man belachen kann, nimmt man nicht krumm ~ Doch durch diese Gutmütigkeit verliert man den Respekt ~ Die Leute glauben einem schließlich nicht, daß man mehr will — als Lachenkönnen ~ Und vom Lachen allein wird man doch noch nicht vergnügt."

Die beiden Männer qualmten mächtige Rauchwolken in den Mondenschein, der atlantische Ozean lag glitzernd vor ihnen wie ein verworrenes Spiegelbild der Unendlichkeit.

Die beiden Männer schwiegen lange und waren so ernst wie diejenigen, die ihr ganzes Leben nur mit weltzerkneifenden Thaten füllen möchten.

Und dann sprach Stummel von seinen großen Palastgebirgen: „Ich möchte das Bleibende schaffen!" sagt Stummel, „ich habe zunächst mit den neuen Maschinen größere

Höhlungen in den Bergen vorgenommen, die dabei herausgebrachten Stein- und Kalkmassen habe ich draußen am Meeresstrande zu reich gegliederten Terrassenbauten verwandt ~ Es lassen sich verschiedene Berge ganz leicht in eine rechtkantige architektonische Form bringen, auch mit komplizierteren Kurven lassen sich glänzende architektonische Kompositionen schaffen ~ Die Säle, die im Innern der Rakkóxfelsen entstehen, werden beispiellose Dimensionen erhalten ~ Wir machen das Dimensionale modern ~ Die neuen Maschinen arbeiten so sicher, daß Einstürze nicht zu befürchten sind ~ Unsere Mathematiker arbeiten zudem fast viel zu sorgsam ~ Am Kasimirfelsen lasse ich den ganzen Gipfel abschneiden, sodaß in allen Sälen Oberlicht sein kann ~ Ich denke mir die Wände der Säle zumeist ganz mit Wohnungen angefüllt — die hinter Vorbauten, Säulenhallen und Balkons jede beliebige Ausdehnung haben können ~ Gewaltig werden die Granitsäle wirken ~ Zweihundert Meter hohe Wände — ganz spiegelglatt! Und da die Beleuchtung mit Fackellicht! In den tieferen Schichten sind riesige Baderäume unterzubringen — mit Springbrunnen, Kaskaden, Teichen und Gondeln ~ Sämtliche Kirchenbauten fallen vor diesen Gebirgspalästen untern Tisch, nicht wahr? Man muß lächeln, wenn man an die kleinliche Architektur der Vorzeit denkt ~ Um die Wohnungen wird man sich reißen und märchenhafte Summen bezahlen ~ Vorzüglich wirken die grandiosen Perspektiven, wenn ganze Ketten von Riesensälen neben-, hinter-, über- und untereinander liegen können ~ Es sind selbstverständlich durch eleganteste elektrische Bahnen die Säle zu verbinden ~ Die Wagen müssen allerdings

ganz im Stile der Architektur gebaut sein ~ Wir schreiben da wohl verschiedene Konkurrenzen für die einzelnen Stilarten aus ~ Von außen aber werden die Gebirge einen hinreißenden Anblick gewähren ~ Die Natur ist tausendfach übertrumpft ~ Es lassen sich auch im ägyptischen Geschmack große stilisierte Skulpturen herausarbeiten ~ Immerhin bin ich eigentlich dagegen; die reine Architektur muß allein mit großen Rhythmen wirken und kleinlichen Zierrat verschmähen, wenn er auch noch so groß ist ~ Die neuen Emailfarben bringen übrigens, wenn man sie vorsichtig zum Rausstreichen der Verhältnisse benutzt, einen verblüffenden Eindruck hervor — und die Farben sind wetterfest ~ Ich bin sehr glücklich ......"

So redete Stummel bis zum Morgengrauen, und Rakkóx hörte aufmerksam zu, sie rauchten mit Genuß das Kraut von Melbourne, tranken nur kühle Limonade und begaben sich erst beim Aufgange der Sonne zur Ruhe ~ Der atlantische Ozean glitzerte in tausend Farben, als die Sonne kam.

Der Krieg zwischen Rakkóx und dem Kaiser von China nahm nun seinen Fortgang ~ Eine Kriegserklärung fand natürlich nicht statt, denn sich gegenseitig Schlachten zu liefern, lag durchaus nicht in der Absicht der beiden Parteien ~ Sie lagen blos auf der Lauer und suchten eine günstige Gelegenheit zu erspähen, ohne größeren Geld- und Blutverlust was zu erobern ~ Es war ein ständiges Manövrieren ~ Und alles konzentrierte sich dabei um Stummels Gebirgspaläste; Rakkóxens submaritime Torpedoboote kreuzten immerzu vor dem Arbeitsfelde und verhinderten das Näherkommen der chinesischen Flotte, ohne zu schießen ~ Und diese versuchte

eigentlich nichts weiter, als Rakkórens Admirale zu bestechen ~ Ein schöner Krieg! Die Bestechungsversuche gelangen aber nicht, da Rakkór viel freigiebiger war als der Chinesenkaiser ~ Das Hauptziel der chinesischen Diplomaten war zudem das: Stummel rumzukriegen ~ Indessen Stummel war nicht so leicht ins Verderben zu stürzen, da er alle persönlichen Empfindungen unterdrückte und nur für die Erhaltung seiner Gebirgspaläste kämpfte ~ Schultze VII., der bald die gesamte Bestechungs-Aktion gegen Stummel leitete, wußte wohl, mit welchem hochentwickelten Menschen er's zu thun hatte ~ Doch die bösen Menschen sind nie in Verlegenheit, wenn es gilt, tückische Pläne auszuhecken.

Der rachsüchtige Schultze telegraphierte aus Peking an Herrn Kasimir Stummel: „Ich gratuliere Ihnen zu den Erfolgen Ihrer Rassenvermischungsidee ~ Ihre Personendampfer funktionieren ja ganz ausgezeichnet ~ Erklären Sie Ihre Gebirgspaläste ebenfalls für international ~ Begeben Sie sich unter den Schutz der vereinigten Staaten des Erdballs, und die Konsistenz Ihrer Arbeit ist für alle Ewigkeit gesichert ~ Andernfalls können Sie sich auf das Schlimmste gefaßt machen, da sich in Ihrer nächsten Umgebung an die fünfzig Verräter befinden ~ Schultze VII."

Stummel erschrickt doch ein wenig, denn am Bestehenbleiben seiner Paläste, die natürlich nicht so rasch fertig werden, liegt ihm mehr als an seinem eigenen Leben.

Stummel ist ein Diplomat und immer schnell bereit, gleich wieder mit einem andern Herrn zu arbeiten, wenn der momentan zur Verfügung stehende Herr nicht den


FV

genügenden Schutz bietet ∾ Der kluge Kasimir schickt also an Rakkóx eine umständliche Depesche, in der er in sehr lustiger, humorvoller Form die Idee des infamen Schultze auseinandersetzt und beleuchtet; er läßt durchblicken, daß die Gebirgspaläste im Besitze sämtlicher Nationen des Erdballs an Wert nur gewinnen — nicht verlieren dürften.

Rakkóxens Antwort lautet: „Das Lachen der Verlegenheit ist immer noch liebenswürdiger als das Lachen der Verlogenheit ∾ Rakkóx.“

Diese grobe Antwort stößt dem Stummel doch furchtbar vor den Kopf, und er zweifelt daran, daß Rakkóx nötigenfalls bereit sein könnte, für die Paläste Kopf und Kragen zu riskieren, und er beschließt, nur noch im Interesse seiner Arbeit zu handeln und sich um den Rakkóx nicht weiter zu bekümmern ∾ Stummels internationale Unterhandlungen beginnen darauf ∾ Rakkóx wird nicht weiter befragt.

Gleichzeitig erfährt die allgemeine Wutstimmung, die sich auf der ganzen Erde gegen den verrückten Billionär im Laufe der Jahre ausbildete, eine unheimliche Steigerung.

Und Schultze VII. wird kühner ∾ Mit verblüffender Taktik weiß er den Stummel immer tiefer in sein Netz zu ziehen, sodaß dieser schließlich öffentlich die Gebirgspaläste für internationales Eigentum erklärt und sich und seine Arbeiter unter den Schutz der vereinigten Staaten des Erdballs stellt.

Wie Rakkóx in Konstantinopel diese Proklamation liest, besteigt er sofort sein Blitzboot und fährt bei Gibraltar vorbei nach Südamerika — erklärt unterwegs die Proklama-

tion des Kasimir Stummel für eigenmächtig und gegenstandslos. Aber Schultze VII. hat Rakkórens Reise auf dem Blitzboot vorausgesehen ~ Mit den zweihundert Genies und vielen Chinesen kreuzt er so „zufällig" im atlantischen Ozean 'rum und fängt das Blitzboot mitten auf'm Aequator ab ~ Das raffinierte Obergenie läßt den Rakkór fesseln und in seine große Salonkajüte führen.

Zehn alte Indianer mit langen blanken Messern im Gürtel sitzen schweigend rechts und links neben dem großen Schultze, der dem Billionär mit gleißenden Augen nur ein einziges Wort entgegenschleudert: „Rhinoceros!"

Rakkór sieht seinen Feind ruhig an, mustert die verrückten blutgierigen Indianer und sagt milde: „Armer Schuft!"

Schultze VII. streicht seinen dicken Schnurrbart, giebt den Indianern ein Zeichen — und die Indianer stürzen sich heulend auf den Billionär, jagen ihm die langen Messer in den Leib, drehen ihm den Kopf ab und schneiden den Leichnam in zweihundert Stücke von ziemlich gleicher Größe; den Schädel und die größeren Knochen zerlegen sie mit den Streitäxten ~ Die zweihundert Stücke werden abgewaschen und fein säuberlich in zweihundert Emaildosen gepackt ~ Und diese Emaildosen mit dem Rakkórgebein werden feierlich unter die zweihundert Genies verteilt ~ Die Obergenies erhalten Kopfstücke ~ Schultze nimmt Rakkórens Nase ~ So stürzt Rakkór von seiner Höhe.

Das Publikum der ganzen Erde schreit Hurrah und feiert Schultze VII. als Erlöser ~ Die Verteilung der Billionen erzeugt natürlich einen ganzen Rattenschwanz

von abenteuerlichen Prozessen ~ Die Advokaten trinken nur noch Ueber-Sekt ~ Auch ein paar veritable Schlachten werden geschlagen — mit scheußlichem Gedonner ~ Das macht aber alles nichts aus — Rakkóxens Billionen werden verteilt — Rest bleibt nicht übrig ~ Die Todesart des reichen Mannes bleibt natürlich ein Geheimnis — dem Publikum wird was von Selbstmord und Testamentsvernichtung vorgeschwatzt — die Verwandten erhalten sämtlich Ministerstellen — einige Vettern bekommen den Herzogstitel u. s. w. u. s. w. u. s. w. ~~ So stürzen Rakkóxens Billionen von ihrer Höhe.

Schultze VII. aber merkt plötzlich, daß er — zum — Götzen — der — Dummheit — geworden ist — und — — — verachtet sich — ~ So stürzt Schultze VII. von seiner Höhe.

Die Gebirgspaläste des Kasimir Stummel verfallen, da die Nationen für derartige Baukünste kein Geld übrig haben ~ Schlangen und wilde Tiere nisten sich in den großen Granitsälen ein ~ Die Arbeiter fahren sämtlich davon, als sie keinen Lohn mehr bekommen ~ Und Stummel sieht, wie sein Werk zusammenbricht ~ Ein paar unternehmende Amerikaner betrachten die Gebirgspaläste als gute Bergwerke, finden dort Gold und — verwüsten die gesamten „architektonischen" Arbeiten von oben bis unten ~ Die herrlichen Terrassenanlagen werden rücksichtslos zerstört und die feinen großen Maschinen nur noch zu Bergwerkszwecken verwandt ~ Stummels Beschwerden werden von den z. Z. vereinigten Staaten des Erdballs mit lächelndem Bedauern entgegen-

genommen ~ So stürzt Kasimir Stummel von seiner Höhe ~~ In Peking aber pflegt der allgemeine Genieverein jeden Sonnabend seine Sitzung mit einem Rundgesang zu beginnen, dessen Kehrreim

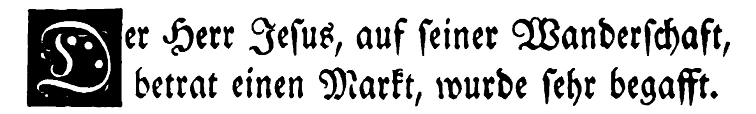
„Sic transit gloria Rakkóxi"

stets mit indianerhaftem Wutgeheule gesungen wird ~ Der rakkóxische Rundgesang wird mit der Zeit so populär, daß er bei jedem Siegesfeste gesungen werden muß.



Der tote Hund.

Nach Nizami.



Der Herr Jesus, auf seiner Wanderschaft,
betrat einen Markt, wurde sehr begafft.

Nur ein toter Hund, schon halb verfault,
wurde noch mehr begafft und bemault.

Da lag er — und rings um die üble Gestalt
machten die Menschen wie Aasgeier Halt.

Puh! sprach einer: mir wird ganz krank
von dem entsetzlichen Gestank.

Ein zweiter sprach: er stinkt zwar sehr,
aber der Anblick entsetzt noch mehr.

So gaffte jeder aus anderm Grund,
doch alle schmähten den toten Hund.

Da trat Jesus unter den Schwarm,
hell hob er über den Leichnam den Arm.

Seht! sprach er und stand voll Sonnenschein:
seine Zähne sind wie Perlen rein!

Und lächelte — daß alle, die's erlebten,
durchglühten Schlacken gleich erbebten.

R. Dehmel.

Beiträge zu einer modernen Aesthetik.

Von J. Meier-Gräfe

Eine Völkerwanderung.

In der neueren Malerei setzt sich der siegreiche Kampf der Fläche gegen die Linie mit wachsender Entschiedenheit fort ~ Die Venezianer, Rubens, Rembrandt, Velazquez sind ihre ruhmreichen Helden ~ In unserem Jahrhundert ist diese Tendenz bis zur äußersten Konsequenz ausgedehnt worden ~ Das Resultat ist zweifellos die wesentlichste Errungenschaft unserer Kunst ~ Wäre sie das einzige und käme ihr die einzige Einwirkung auf die ästhetische Produktion der Gesamtheit zu, so würde mit ihrem Höhepunkt der Nullpunkt unserer stilbildenden Kraft zusammenfallen.

Dieser Schluß, eine Folge der Renaissanceidee, ist glücklicherweise ebenso unsinnig wie er weitverbreitet ist ~ Wir werden später sehen, welchen Faktoren in unserer Zeit die Stilbildung zufällt ~ Am wenigsten unserer abstrakten Kunst ~ Aus unseren Gemälden den Stil unserer Zeit zu erkennen, wäre ebenso unsinnig, als wenn der Kunstforscher aus gotischen Bildern die Gotik deduzieren wollte ~ Nicht die Malerei hat die Gotik geschaffen, sondern umgekehrt ~ Sie brauchte den Impuls, den sie von dem Stil ihrer Zeit erhielt, um sich von ihm zu befreien ~ Ihre Geschicke können also höchstens nur Symptome dieser Befreiung, der „Entgotifizierung" sein, wenn das schlimme Wort erlaubt ist.

Dagegen ist zweifellos die Zeit in anderer Form an der Entwicklung der Malerei beteiligt, so sprunghaft diese auch scheint. Nicht in ihrer Gesamtheit, wohl aber in ihrer wesentlichsten Richtung läßt sich bis zu einem gewissen Grade ihre Laufbahn als Parallelerscheinung zu der Entwicklung erkennen, die das menschliche Sehorgan und gewisse Fähigkeiten der Erkenntnis erfahren. Zweifellos haben die großen Maler, von den Holländern des 17. Jahrhunderts angefangen bis zu unseren Zeitgenossen, die uns die Landschaft gegeben haben, recht, wenn sie zeigten, daß es in der Natur noch andere Dinge zu sehen giebt als die Stillinie, die sich der Klassizismus daraus auflas. Gerade um die Landschaft haben sich die Anstrengungen großer Meister gruppiert. Unser Jahrhundert hat an ihrer Differenzierung einen so außerordentlichen Anteil, daß man fast die Schöpfung der Landschaft als eine That, die unserer Zeit allein zukommt, betrachten darf. Fast schrittweise entwickelte sich die Bedeutung von Luft, Licht, von all den Imponderabilien, die wir für die Wahrscheinlichkeit eines Naturbildnisses brauchen. Vieles von dem, was die Alten in der Natur sahen, stellt sich heute, wenn man die unbedeutendste moderne Landschaft daneben hält, als eine Täuschung primitiver Sinne dar, und es scheint legitim, zu verlangen, daß die gestiegene Kompliziertheit unserer sinnlichen Wahrnehmungen auch in der Kunst zum Ausdruck gelange.

Schon diese notwendig wissenschaftlichere Nuance, die nichtsdestoweniger der Kunst ihre Schönheitsquellen lassen oder ihr neue schaffen kann, verändert ihren technischen

Apparat ~ Nicht die Bedeutung des Künstlerischen an sich kann dieser Modifikation unterliegen; eine Malerei, die nur wissenschaftlichen Erwägungen folgt, verliert ihre künstlerische Bedeutung ~ Das Wissenschaftliche kann nur Mittel sein, nie Zweck werden.

Die quasi materielle Entwicklung der Malerei mußte notwendig auf der anderen Seite einen Rückschlag hervorrufen ~ Indem sich das Interesse an der Natur immer intimer gestaltete, trat die Komposition in eine wesentlich andere Phase ~ Ihr Rahmen wurde anders, im litterarischen Sinne kleiner ~ Schon die Holländer der Rembrandtepoche hatten bewiesen, daß es, um die Schönheit eines schönen Stück Tuchs zu zeigen, durchaus nicht nötig ist, seinen Faltenwurf einer Gestalt in schöner Pose umzuhängen; daß man nicht nur die Gestalt in schöner Pose entbehren kann, sondern sogar auch den Faltenwurf; ein van der Meer zeigte, welche Kunst schon die malerische Wiedergabe des Stoffs ganz allein zu vollbringen vermag, ja daß in solchen litterarisch anspruchslosen Dingen unendlich mehr Genußquellen liegen können, als in ungeheuren Kompositionen, wie sie das Rubenssche Atelier fabrizierte.

Auch in van der Meer war Komposition; ohne sie wäre seine Gabe nicht zur Geltung gelangt ~ Aber sie war anderer Art als die hochtönende klassischen Ursprungs ~ Sie versteckte sich hinter einer ganz harmlosen Form, die anscheinend nichts wie natürlich war ~ Sie machte den Abschluß des Bildes nicht von der litterarischen Frage abhängig, sondern verfuhr damit scheinbar ganz willkürlich, in Wirklichkeit mit einem

bis zum äußersten Raffinement getriebenen Sinn für Raumverteilung, der aus der Illussion des Zufälligen ein ebenso starkes künstlerisches Mittel machte wie das der großen Komposition.

Was wir hier große Komposition nennen, um uns leichter verständlich zu machen, ist uns die bewußt konstruktive Malerei, die teils noch gewisse äußerliche Zusammenhänge mit Stilkonvenienzen unterhält und dann zumal in der Anlehnung an klassische Formen den erstrebten repräsentativen Charakter findet, teils realistisch aus mehr oder weniger geschichtlichen Situationen ihre äußerliche Konstruktion gewinnt, teils in freier Phantasie aus neuen stofflichen Erfindungen ihre Bauten zimmert.

Ursprünglich war der bestimmte lineare Umriß das logische Organ dieser Kunst. Schon die kolossalen Repräsentationsbilder der Venezianer machen den entscheidenden Schritt dem Malerischen entgegen, der die Linie zerstört; noch mehr Rubens, ihr glücklicher Schüler, der überhaupt keine Linie mehr kennt. Es ist bezeichnend, daß unter der großen Menge seiner riesigen Bilder gerade die beiden durchaus unvollendeten herrlichen Werke der Uffizien in Florenz, die Schlacht bei Ivry und der Einzug Heinrichs IV. in Paris, die fast nur malerische Flecken sind, in denen bereits mehr geahnt als gesehen wird und nicht die Zeichnung, sondern fast einzig ein mit enormer Gewalt geführter Pinsel triumphiert, bei weitem den Ehrenplatz einnehmen. Sie sind uns unendlich wertvoller als die langen Reihen von fertig gemalten Fleischkonstruktionen, die die Museen von Wien, Dresden, München und Paris bedecken,

weil sie in eminenter Weise das enthalten, was Rubens konnte, und was dem Können unserer Besten gelegen ist, das Spezifische seiner Art und der unseren in der denkbar konzentriertesten Dosis.

Der Schatten dieser Persönlichkeit beherrscht die gesamte moderne Kunst. Wie ein kolossaler Baum steht Rubens in dem kleinen Flandern, so festgefügt in der Wurzel, so groß, daß in den dreihundert Jahren seines noch immer unversiegten Wachstums seine Zweige weit über das kleine Ländchen hinausreichen.

Zwei starke Aeste zeichnen sich unter dem vielen Geäst aus. Der eine, größere reicht nach Frankreich. Auf dem hockt, nicht weit vom Stamm, ein Liebespärchen im Kostüm Watteaus, weiter kommt Delacroix; da macht der Ast einen mächtigen Knoten und teilt sich in viele Zweige, auf denen gerade erst die Knospen ausbrechen; da leuchten die Farben der modernen und modernsten französischen Kunst. Der andere Ast steigt schlank und ohne viel Beiwerk nach England in die Höhe; den pfropfte van Dyck. Er wuchs nicht ganz so natürlich und kräftig, wie der andere, mit dessen Blätterwerk er sich oft durchkreuzt; er entwickelte sich nicht in der freien Natur, der der andere zustrebte, sondern trieb in der hohen Sphäre englischen Hoflebens. Er beschattet erst die bleichen hohen Herren, die der Rubensschüler am Hofe Karls des Ersten malte, dann die natürlichere und nicht weniger feierliche Pracht der Reynolds und Gainsboroughs.

Es ist ein ganz geheimes Gesetz, das die Entwicklungsgeschichte solcher Kräfte, wie Rubens eine darstellt, leitet;

mysteriös wie die Natur und nur mit ihrem stillen Walten vergleichbar. Wenn man weiter zurückgeht, vermag man in Rubens die Verschmelzung des nordischen und südlichen Elementes zu erkennen, die sich vor ihm, zu Zeiten van Eycks zum ersten Mal begegnet waren. Als der malerische Impuls Italiens in der frühsten Entwicklung war, traf ihn van Eyck. Venedig zumal war der Schauplatz, hier kündete der van Eyck-Schüler Antonello die neue Lehre und gab der neuen Schule so viel von dem eigenen felsenharten Mark, daß ganz Italien Generationen hindurch davon lebte und der erste Große der Schule Venedigs, Bellini, wie ein nordischer Gotiker erscheint. Später, zur Zeit der zweiten Blüte der vläämischen Malerei, während im Norden selbst die Tradition zu zersplittern anfängt, giebt Italien die geborgte Befruchtung zurück. Nach Venedig zieht es die Maler von Antwerpen, hier an den Werken der Enkel jenes Bellini, an Tizian und Veronese gewinnen sie, was der Norden ihnen versagte, die Farbe für ihre Bilder. Als Kind dieser wundervollen Ehe zwischen Nord und Süd entspringt Rubens, von dem aus man die moderne Malerei datieren kann, weil er zum ersten Mal das rein malerische Element zum Ausdruck bringt, der erste Held des Pinselschwungs, der nichts, gar nichts wie Maler ist. Er hat auf die unmittelbaren Nachfolger, wie jedes Genie fast nur unheilvollen Einfluß; van Dyck ist ein unqualifizierbarer Epigone, solange er in den Fußstapfen seines Meisters wandelt. Das Italienische, das auch in Rubens nordischer Faust zuweilen nur mühsam gebändigt ist, wuchert in den Nachfolgern zum krassesten Manierismus aus.

Van Dyck wird erst, als er dem Bannkreis Rubens entflohen ist, zu Eigenem und scheint auf den ersten Blick fast mehr durch das, was er nicht mit Rubens gemein hat, zu triumphieren. Die Rubenssche Rolle in Flandern selbst scheint ausgespielt.

Die Franzosen des 18. Jahrhunderts ziehen aus ihm ihre süßesten Töne. Wirklich begriffen und ausgenutzt wurde er erst in dem Zeitalter, das Delacroix einleitet und das bis auf unsere Tage, ja noch über uns hinausgeht.

Denn hier wurde er gerade das Banner, um das sich die revolutionären Elemente gegen die klassische Komposition sammelten, die eine starke Reaktion ins Leben zurückrief. Es waren nicht seine repräsentativen Illustrationen, die dies vermochten, es war das Lebendige, das in seinen rasenden Pinselhieben kochte, das unendlich Menschliche seiner starken Sinne, das wie ein Aufschrei blühenden Lebens an die Gegenwart gemahnte, während sich das Empire entschloß, noch einmal in die Vergangenheit zurückzupilgern.



Die klassizistische Reaktion, die sich am Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich vollzog, hat etwas auf den ersten Blick Widersinniges, weil ihr Träger just die Revolution war. Es scheint unbegreiflich, daß man gerade das Klassizistische als revolutionäres Symptom äußerte, das entschieden Rückschrittliche als künstlerisches Stichwort des Fortschritts. Litte-

rarische Faktoren allein vermögen das nicht zu erklären, auch nicht die Vorbereitung dieser Strömung in den Jahren vor der Revolution. Daß man in einer gewissen Epoche, in gewissen Persönlichkeiten der römischen Geschichte erstrebenswerte Verwandtschaft und nacheiferungswürdige Helden erblickte, war noch kein Grund, alle äußerlichen Differenzen soweit zu vergessen, daß man die moderne Kleidung mit der Toga vertauschte. Was man in jenem höchst dramatischen Moment, dem entscheidendsten, den es wohl in der Geschichte eines Volkes je gegeben hat und der sich zumal einem leicht beweglichen Volk wie den Franzosen mit doppelter Vehemenz aufdrängen mußte, suchte, war eine dramatische Aeußerungsform, eine Sprache, die etwas von der ungeheuren Würde auszudrücken vermochte, zu der sich das Volk in der Revolution erhob, eine Kunst, die unmittelbar in Formen faßte, was diese große Zeit an Außerordentlichem bot. Was man suchte, war das dunkle Ideal der Volkskunst, ein weithin sichtbares Zeichen der Zeit.

Von diesem Postulat war die Kunst der Erben des großen Watteau weit entfernt. Sie befand sich plötzlich in einem unüberbrückbaren Gegensatz zu ihren Zeitgenossen. Es nimmt fast Wunder, daß es ihren Meistern bei der Leichtfertigkeit, mit der damals die Guillotine arbeitete, nicht schlimmer erging. Denn sie waren die denkbar konsequentesten Repräsentanten aller revolutionsfeindlichen Instinkte; nicht nur weil sie stofflich mit der verführerischen Zeit des Königtums verwachsen waren, der feinste Niederschlag des heiteren Rokoko, das den Hof der Ludwigs ergötzt hatte, sondern weil ihr ganzer Apparat,

ihre gesamte Ausdrucksform den Revolutionsleuten entgegen war ~ Auf einer der vielen rohen Abbildungen der Greuelscenen der 90er Jahre sieht man einen feinen Kavalier in größter Entzückung ein Kunstblatt in einem Trödlerladen betrachten, während ihm von hinten ein Jakobiner in der Toga, die phrygische Mütze auf dem wallenden Haar, das römische Schwert lachend in die Rippen stößt ~ Man könnte keinen stärkeren Gegensatz finden, als die ganz raffinierte Amateurkunst Fragonards, das dekadent Genüßliche, das sich an den wunderbaren Stichen der St. Aubins verzückte, und das Römertum der jungen Republick ~ Es scheint, als hätten sich die uralten Rollen des Nordens und Südens vertauscht, als sei aus der Kultur der Barbar, aus der Barbarei der Kulturmensch geworden.

Die geschichtliche Kritik, die uns heute so leicht fällt, die in der Rubens-Watteauschen Tradition das Heil sieht und den Klassizismus als schädliche Unterbrechung der Entwicklung moderner Malerei betrachtet, die Einsicht, daß das, was man verlor, gesünder, natürlicher als der entlehnte Erfolg war, alles das entging diesen Republikanern vollkommen ~ Sie waren naiv wie die Jugend; denn die kolossale soziale Umwälzung, die alle Elemente von oben nach unten kehrte, machte fast ein neues Volk aus ihnen ~ Es war damals zwischen einem Franzosen und einem Bürger der Vereinigten Staaten mehr Verwandtes, als zwischen dem Pariser des Königtums und dem des Direktoire ~ Daß die Jugend nur eine Verjüngung, daß das Volk im Blut noch dasselbe und am Ende seiner Kraft war, bewies der Umstand,

daß es auf die Vergangenheit zurückgriff, statt etwas Neues zu schaffen, daß schließlich diese Renaissance in eine Art Altweibersommer ausartete. Aber recht hatten sie von ihrem Standpunkt, nicht nur weil sie sich plötzlich an die paar Tropfen römischen Blutes in ihren Adern erinnerten, nicht nur, weil sie in dem vlämischen Element der Watteauschen Tradition etwas Fremdes erblicken durften und sich wenigstens Lateiner fühlen wollten, wenn es ihnen nicht vergönnt war, französisch zu sein, sondern vor allem, weil sie etwas Anderes in der Kunst wollten als Luxus, als das Werk, das nur den Reichen gehörte.

Auch bei Napoleon war es nicht nur Klugheit, daß er diesem Instinkt seines Volkes Rechnung trug. Ein Nero mit enormer Intelligenz, ein Monstrum gewaltigster Widersprüche, ganz realistisch, aber in seinem Realismus so gigantisch, daß in der Moderne kein Raum für ihn ist, ein Mensch mit einem Größenwahnsinn, wie ihn nur das Zeitalter der Römer erlaubte, kommt ans Ruder und erobert sich die Welt. Nicht die barocke Zierlichkeit seiner gekräuselten Vorgänger vermag ihm die würdige Kulisse seines Dramas zu geben, er kann nicht von der eroberten Gegenwart, die sich elend ihm zu Füßen windet, die künstlerische Weihe empfangen und zwingt die Schatten grauer Vergangenheit, den Nimbus seines Throns zu gestalten. Es ist fast selbstverständlich, daß er, als ihn eine Kriegslaune nach Italien ruft, nicht achtlos an den Ruinen einer Zeit vorbeigeht, in der es für ihn eine Lust gewesen wäre, zu leben. Ein großes Mysterium mag er in sich getragen haben, die Tragik, zu spät zu kommen, die vielleicht seinen unersättlichen Kriegsdurst miterklärt. Hier mag

der Schweigsame genossen, an dieser Vergangenheit noch stärkere Verachtung für die Gegenwart geschöpft haben. Es ist ein anderer Eclecticismus als der unsere, der ihn begeistert, und in seiner Zeit steht er vollends allein; dies Italien war für ihn kein Feindesland, nichts Fremdes. Er hatte ein besseres Verständnis für seine höchste Art, als die Italiener selber, die mit spöttischem Lächeln zusahen, wie er ihnen die wenigst geschätzten Bilder, die kaum bekannten frühsten Meister ihrer Kunst entführte. Aber Napoleons Spuren in Italien sind nicht die des Räubers allein. Seine wohl überlegten baulichen Reparationen und Ergänzungen haben fast etwas von der zärtlichen Fürsorge des eingeborenen Fürsten, der sein Land schmückt.

Er nahm nicht nur Fra Angelicos Tafeln mit. Was er nicht mitführen konnte, diese unbegreiflichen Ruinen der ganz Alten und ganz Großen, das grub sich tief in seine Seele, und er gedachte es bei sich zu Hause neu aufzubauen, wie er es fühlte, napoleonisch.

Und dieser selbe Mensch, der das römische Viergespann über das Portal von St. Marco setzte, gab den modernen Rechts-Kodex und schwächte die Länder, die er nicht erobern konnte, indem er ihr Münzsystem fälschte, das heißt, war in jedem seiner Mittel modern.

Dieses Neuzeitliche in der römischen Toga war der Nonsens und verhinderte die Ausführung dieses Stilplans. Napoleon hatte einfach keine Zeit, zum Stil im Großen zu werden; es langte nicht zu den recht weitläufigen Bauten seiner römischen Kollegen, er brachte gerade das Innere

des Hauses, das Zimmer, das Möbel halbwegs fertig, sehr klassische Gemälde, Dinge, die man mitnehmen konnte...

Die Architektur trat vergleichsweise vollkommen zurück ❧ Die Renaissance hatte eine artistische Architektur gegeben, es war Baukunst mit Betonung der letzten Silbe ❧ Das Empire wurde lediglich eine Frage der Teilkünste, und mit so großem Recht die vor kurzem verrauschte Mode unserer Zeit die kühle Vornehmheit napoleonischer Möbel und Geräte erkannt hat, die künstlerische Essenz, das, was ihnen eigen ist, scheint sich zwischen den Fingern zu verflüchtigen; — vielleicht ist es uns gerade deshalb wertvoll.

Das Empire ist der krampfhafte Versuch, der Entwickluug der Kunst eine andere Richtung zu geben, ohne das man die Kraft hatte, dieses andere neu zu gestalten ❧ Es ist Thorheit, darin nur eine klassizistische Tendenz zu sehen; es war eine Vorahnung dessen, was uns heute bewegt und, ohne daß wir es formuliert haben, bereits in festeren Umrissen vorschwebt: eine Sozialisierung der Kunst, Stil im Allgemeinen, nicht nur im Bilde ❧ Die Zeit war noch nicht gekommen, noch fehlte ihr die tausendfältige Vielgestaltung durch die materiellen Faktoren, die unser Jahrhundert sich erobert hat und die dem Stand die materielle Bedeutung gegeben, der durch die Revolution die politische gewann ❧ Man hatte sich das Recht auf einen bürgerlichen Stil erkauft, ohne die Mittel zu haben, von dem Rechte Gebrauch zu machen ❧ Der Begriff des Bürgers existierte zunächst nur in der Anrede zwischen den Republikanern ❧ Erst nachdem er sich seine soziale Unabhängigkeit geschaffen, konnte er eine Form dafür finden.

Und weil dem Empiregedanken, in Frankreich und Deutschland wenigstens, diese fruchtbare Sphäre abging, auf die er berechnet war, wo der Klassizismus Mittel zum Zweck hätte werden können, ein Sprungbrett für eine allgemeine künstlerische moderne Kultur, wie in unseren Zeiten andere archaistische Tendenzen; weil er sich die klassische Form aussuchte, die unglücklichste, weil fertigste und daher nicht entwickelungsfähige, die er finden konnte, deshalb artete er wiederum nur in Malerei aus, wo er alles in allem mehr Unheil anrichtete und zerstörte oder hemmte, statt aufzubauen.

Aber ganz verlor er auch hier nicht das, was segensreich an ihm hätte werden können ∾ Er stellte den festen Umriß in der Malerei wieder her, das konstruktive Element, das eine unmittelbare, praktische Verbindung mit den nutzkünstlerischen Tendenzen der Zeit geben kann und an dessen Zerstörung die gesamte Malerei bis dahin mehr oder weniger konsequent gearbeitet hatte ∾ Stil ist Linie ∾ Und die Kunst war schon zu weit, als daß der Klassizismus nur ein Nachlallen, die neue Linie nur eine Wiederholung der alten sein konnte ∾ Sicher ist das Moderne, das Neue in David und später in Ingres mehr gegen ihren Willen in ihre Werke gelangt, sie glaubten nachzuahmen, rechneten aber nicht mit dem glücklichen Umstand, daß sie Künstler waren ∾ Und ihre Künstlerschaft sorgte, daß die klassische Linie unter ihren Händen zu einem Element wurde, das der modernen Malerei erhalten blieb und, wenn auch weniger unmittelbar als das koloristische Element der Delacroix-Tradition, bis heutigen Tages segensreichste Einflüsse ausübt.

Denn schließlich war die klassische Linie noch etwas anderes als ein Kontrast des Malerischen, des Realismus, eine reine Reaktion. Sie war überhaupt Linie. Wie die Mehrzahl der Pädagogen noch heute genug schlagende Gründe für die Beibehaltung der griechischen und lateinischen Sprache auf unseren Schulen findet, nicht als Kulturträger, sondern als denkbar bestes gymnastisches Mittel für die Ausbildung des Intellekts, das, gerade weil es keine praktische Bedeutung besitzt, weil es nicht die Subjektivität des Lernenden herausfordert, den sozusagen mechanischen Hirnapparat ausbildet, der, einmal fertig, nur die erlangte Beweglichkeit behält und vergessen kann, was sie ihm verschaffte, geradeso hat die klassische Form in ihrer kühlen Neutralität als Lehrmittel ihre Vorzüge. Es ist ein einfacher Blödsinn, von dem Schüler zu verlangen, daß er an der Natur malen und zeichnen lerne, genau so unsinnig, wie wenn man dem Menschen, der die erste Stunde Mechanik lernt, eine moderne Dampfmaschine vor die Nase setzte, um ihm daran die Elemente seiner Wissenschaft klar zu machen. Die Organe, die den höchst komplexen Erscheinungen der Natur gerecht zu werden vermögen, müssen erst gebildet werden. Der enorme Unterschied des französischen und deutschen Malniveaus findet hier seine Erklärung. Der Franzose geht in die Lehre, er lernt zeichnen, und es sind immer alte brave Klassizisten, die das Lehramt besorgen; sie haben an der Entwicklung der Malerei gar keinen Anteil, sind überhanpt nicht Künstler in unserem Sinne, sondern lediglich Lehrer und als solche trotz ihrer ledernen Art vorzüglich. Sie zwingen dem sprühenden Talent, das

am liebsten große Flächen, gleichgiltig was sie darstellen, bedeckt, zeichnerische Begriffe auf, feste Umrisse, das Gerippe, das sein muß, auch wenn es nachher unter dem weichen Fleisch der Malerei verschwindet.

Aber man braucht nicht diese pädagogische Rücksicht, um den großen Leuten, die uns den Klassizismus beschert haben, gerecht zu werden. Der wütende Kampf zwischen Realismus und Klassizismus ist zu Ende. Wir haben keine Schlagworte mehr, wir kennen nur Qualitäten. Wir begreifen, daß zwischen der Odaliske von Ingres und dem Angelus Millets zu Lebzeiten der Künstler keine Gemeinschaft sein konnte, aber die Zeit ist vorbei, da man in der Odaliske nur ein klassisches Monstrum erblickte. Man braucht nicht erst wie bei David die Porträts hervorzusuchen, um den Namen Ingres zu retten. Ein Mensch, der so zeichnen konnte, wie der Künstler der Odaliske wäre unsterblich, auch wenn er keine Porträts gemacht hätte. Er hätte noch viel unsinnigere Vorbilder wählen können, wenn er es zu dieser Schöpfung gebracht hätte, für die die Antike im letzten Grunde ebenso indifferent ist, wie der Bauer für Millet, den dieser zu kopieren vorgab, um in seiner Art klassisch zu werden.

Es ist kein Zufall, daß Ingres gerade auf die Heutigen immer mehr Einfluß gewinnt; man kümmert sich nicht um seine gelehrten Rezepte, man hält sich an seine Sachen. Ingres ist nicht der Repräsentant der Klassizisten, er ist vor allem Ingres, eine Persönlichkeit, die gerade, weil sie sich zu verstecken sucht, so groß ist. Ihre persönlichen, schulbildenden Kräfte sollten später zur Verwendung kommen. Es ist nicht

schwer, in Puvis de Chavannes das zu erkennen, was er Ingres verdankte, und dem jungen Maurice Dénis, in dem uns vielleicht ein Nachfolger von Puvis erwächst, hat die Ingressche Linie nicht wenig geholfen. Keiner wird ihn natürlich unmittelbar fortsetzen, dafür hat der alte Griesgram mit seiner niederträchtigen Farbe schon gesorgt, aber ganz ohne ihn zu beachten gehen wenige der französischen Jungen an ihm vorbei. Vallotton ist als Maler gegenwärtig der Ingres redivivus und versucht eine verwandte Zeichnung, die in geistvollster Weise das Vorbild benutzt, in farbige Flächen zu setzen. Als Zeichner wird Ingres unerreicht bleiben. Man hat ihn den Idioten mit dem genialen Bleistift genannt, aber das trifft nicht die Sache. Er hat mehr als reine Zeichnung, man möchte seine Linie malerisch nennen, wenn es möglich wäre.

Und selbst auf die Koloristen sans phrase ist Ingres von unberechenbarem Einfluß, auf einen wenigstens und den größten von allen: Degas. Das gemeinsame Merkmal der großen Maler der Gegenwart ist das Komplexe ihrer Analyse, und der kompliziertesten einer ist Degas. Die vielen Elemente, aus denen er sich zusammensetzt, sind sozusagen in homöopatischen Dosen gemischt. So drängt sich das, was er von Ingres hat, nicht ohne weiteres auf. Degas betet zu Ingres. Wer heute ein Bild von ihm kaufen will, bekommt es leichter mit einer Zeichnung von Ingres, als mit einem Sack voll Geld. So verschieden das äußere Kleid ist, der Kern birgt bei beiden mancherlei Beziehungen. Wir denken nicht nur an die frühen Degasschen Gemälde, seine klassischen

Porträts; wir meinen den echten Degas, den Hexenmeister von Linie und Farbe. Diesem dient Ingres wie eine Art Talisman. Die merkwürdige Verschmelzung des Synthetischen und Analytischen, die Degas allein darstellt, wie Rodin die Verschmelzung von Gotik und Michelangelo, die hat er dem Einfluß Ingres zu danken. Seine innerste Art begnügt sich mit dem malerischen Bruchstück; der Geist Ingres treibt ihn zur Vollendung, giebt ihm dies weise Maß selbst in den kühnsten Gebilden, das Konstruktive, das seine tollsten Gliederphantasien glaubhaft macht. Das war der späte Segen des Klassizismus, das Konstruktive, das Lineare, das dem Maler wieder die Notwendigkeit des festen Aufbaus vor Augen führte, die Reaktion gegen die Fleckenwirkung, die das rein Malerische kondensierte.

Und so angesehen war der Klassizismus in Frankreich nicht lediglich ein Tyrann, der die Entwickelung knebelte. Das mag er bei uns, in dem armen Deutschland gewesen sein, wo seiner reaktionären Tendenz keine kräftigen oppositionellen Elemente gegenüberstanden.

Hier rächte sich die Abhängigkeit des 18. Jahrhunderts von den Franzosen. Seit Dürer hatte es in Deutschland keinen deutschen Maler gegeben, und selbst in dieser Blütezeit war das Wesentliche deutscher Kunst fast immer mehr zeichnerischer als malerischer Art. Deutschland allein war das Land, wo sich die spezifisch germanische Tradition rein erhielt und wo der Einfluß der Italiener der Renaissance so gut wie unbemerkt blieb. Alle anderen germanischen Länder setzten sich in ihren besten Künstlern mit Italien auseinander;

sowohl Flandern wie Holland empfingen von Italien, und umgekehrt; Deutschland bleibt so gut wie unbeteiligt. Die politischen Zustände des 17. Jahrhunderts, die Verwüstung durch den dreißigjährigen Krieg allein haben es nicht gehindert, an dieser höchst wohlthätigen künstlerischen Durchsetzung, der Völkerwanderung der künstlerischen Instinkte der Länder, teilzunehmen, die das 17. Jahrhundert und noch mehr die folgenden ausfüllt; es war spröder als die andern. Auch die anderen lernten die Geißel des Krieges kennen, ja, wir haben Völker gesehen, die in den Zeiten tiefsten politischen Niedergangs die stärksten Maler hervorbrachten; die Kunst gedeiht auch auf den Schutthaufen zwischen Ruinen. Unsere größten Dichter haben in den dunkelsten Perioden unserer Geschichte geschaffen. Daß wir keine Maler hervorbrachten, liegt an dem Mangel unseres Genies an malerischen Instinkten. Der Deutsche ist Musiker, Dichter; er ist nichts weniger als Maler. Diese Einsicht behält ihre relative Bedeutung selbst bei den Werken unserer glänzendsten alten Meister, wenn man sie außerhalb Deutschlands sieht. Die Tribuna der Uffizien in Florenz vereinigt wundervolle deutsche und italienische Werke. Die Anbetung der Könige Dürers und die Eva Kranachs sind für beide Meister klassische Werke, und der Zufall will, daß gerade in ihnen das Malerische ihres Könnens die denkbar höchste Stufe erreicht. Und man wird sich trotzdem nicht enthalten können, in ihnen an diesem Ort am wenigsten diese Qualität zu bewundern. So fabelhaft die Pracht der Details an dem Dürerschen Bilde ist, so großartig die Kühnheit der Anatomie

an der Eva, sie erscheinen wie Werke einer anderen Kunst als die des Rafaels und Tizians, die man daneben erblickt ~ Es scheint, als habe nur der Zufall ihnen dasselbe Werkzeug zu gänzlich verschiedenem Schaffen gegeben, und man hält es kaum für möglich, daß ihre Werke gleichzeitig mit denen Rafaels entstanden ~ Was man bei dem einen bewundert, vergißt man völlig bei dem anderen; es sind nicht die Unterschiede der Persönlichkeit, nicht was etwa einen Rafael von einem Leonardo scheidet, nicht die Unterschiede der Nationen, wie etwa zwischen einem Antonello und einem Bellini, nicht die Zeitdifferenz oder die Differenz der Kulturen — so groß diese auch sein mag, die gleichzeitige Betrachtung nicht nur italienischer und nordischer, sondern der Werke aller möglichen Kulturen hat uns an sie so gewöhnt, daß sie uns kaum mehr als eine Kostümfrage ist — nein, hier handelt es sich um ganze Gattungsunterschiede, die so unüberbrückbar sind wie der Gegensatz, auf dem sie teilweise beruhen; der zwischen Malerei und Skulptur, der Unterschied zweier Künste.

Die deutsche Kunst ist nie über die Gotik hinaus gelangt ~ Ihre teuersten eigentümlichsten Eigenschaften sind gotisch geblieben, auch nachdem die gotische Form gefallen; d. h. sie wirken durch den Umriß, nicht durch die Fläche ~ Man genießt ihre Werke am besten im Holzschnitt, wie Dürer am stärksten in seinen Holzschnitten wirkt.

Es ist im Grunde natürlich dasselbe Merkmal, das ursprünglich überhaupt den Norden von dem Süden schied, der Unterschied, den wir etwa zwischen einem Franz dem Ersten von Clouet und einem Franz dem Ersten von Tizian

finden. Nur daß dieser Unterschied in Deutschland erhalten bleibt, während er sich im ganzen übrigen Norden modifiziert, ist das Auffallende. Ja, man kann mit Recht sagen, daß er sich verschärfte, daß manche der alten Deutschen malerischer waren als manche der späteren, die über die gleiche künstlerische Potenz verfügen, daß also hier nicht jene Entwicklung vom Zeichnerischen zum Malerischen zu verfolgen ist, die die vlämische und holländische Malerei auszeichnet. Man braucht nur an Grünewald und an Holbein zu denken, um zwei ganz verschiedene malerische Deutsche zu nennen. Es giebt Porträts von Holbein, die an Giorgione erinnern; was Clouet von ihm nahm, ist gerade nicht dies Malerische gewesen. Man kann zwischen den beiden Franz von Clouet und Tizian nicht zögern, wem man den Vorzug giebt, obwohl beide gleich imposant sind. Das Malerische, das gerade in dem Franz des Louvres von Tizian steckt, ist so fabelhaft, so unendlich menschlicher in seiner großartigen Pracht, so viel natürlicher in dem Mittel, mit dem der Ausdruck von Größe erreicht ist, daß es uns nicht nur näher, sondern bedeutender erscheint. Das Große an Clouet kommt mehr auf Rechnung der großen Konvenienz; das Große an Tizian ist die überwältigende Persönlichkeit des Künstlers, die aus den Mitteln ihrer Kunst ihr ureigenes, nur ihren Zwecken dienendes Werkzeug macht, deren genialem Blick eine Medaille als Vorbild genügt, um dies lebensvolle Bildnis zu schaffen.

Das konventionell Lineare bleibt den Deutschen erhalten, es äußert im Verlauf zeichnerische Qualitäten, nie malerische. Man mag von Werken in unserm Jahrhundert

nehmen, welche man will, von Rethel und Schwind angefangen bis zu Gebhardt und Thoma, und von Knaus zu Menzel: es sind echte Deutsche, es ist nicht das Atom fremden Bluts in ihnen: sie sind Zeichner ∾ Zeichner ist der einzige Deutsche des vorigen Jahrhunderts: Chodowiecki ∾ Wollte man sie als Maler betrachten, so thäte man ihnen blutigstes Unrecht; als Maler erscheinen sie altmodisch; Franzosen oder Holländer vierten Ranges stehen über ihnen ∾ Vor ihren Malereien kann man sich nicht des Unbehagens erwehren ∾ Sie erscheinen kleiner als in dem unscheinbaren Gewand, das ihnen so gut steht ∾ Die kleinste Bleistiftzeichnung sagt mehr von Menzel, als seine ölschwitzenden Malereien, von denen manche wie das Walzwerk kunstgeschichtlich noch so interessant sein mögen, und seine unsterblichen Illustrationen zu Kuglers Geschichte haben eine viel mächtigere Wirkung als die Gemälde derselben Gegenstände.

Es ist also kein Wunder, daß diese urdeutsche Tendenz in dem farbenfeindlichen, rein zeichnerischen Klassizismus restlos aufging, und daß man auch äußerlich die Konsequenz zog, schließlich unter Carstens ganz auf die Farbe zu verzichten ∾ Wie malerisch erscheint Davids herrliche Mme. Recamier neben Carstens' papierenen Spielereien ∾ Es sind nicht nur litterarische Einflüsse, die diese widerstandslose Aufnahme des Klassizismus in Deutschland erklären ∾ Es war die Sache mit den sauren Trauben; man nahm ihn, weil man zu etwas anderem untauglich war ∾ Der Klassizismus hat nur unsere Litteratur auf dem Gewissen: er hat uns unseren Goethe gestohlen; die Malerei hatte kaum etwas zu verlieren ∾ Man

darf nicht vergessen, daß Frankreich zum zweiten Mal das klassische Experiment versuchte. Zweihundert Jahre vor Ingres war Poussin an Rom gescheitert; er steht etwa auf demselben kläglichen Niveau, wie nachher die deutschen Klassizisten. Bei den Franzosen drängte sich zwischen die beiden Phasen ihres Klassizismus eine rein malerische Schule. Und so sehr David und Ingres diese auch in ihrer Polemik verleugneten, sie ließ sich nicht ganz aus ihrer eigenen Erfahrung entfernen. Sie hatten es leichter als die gleichzeitigen Deutschen, die zum ersten Mal dem Anblick des römischen Marmors ausgesetzt waren und wie Fliegen daran vertrockneten. Typisch ist, wie man in Deutschland auf den Klassizismus reagierte und wie anders sich die Reaktion in Frankreich vollzog. Dort Gericault und Delacroix, bei uns die Nazarener, die wiederum nur linear auftraten, auf die klassische Linie eine andere setzten, die halb präraphaelitisch dünnste Verwässerung, halb ein rührendes Altdeutschtum war; sie langte zu allem möglichen, nur nicht zu der Freskomalerei, die der Corneliussche Größenwahnsinn mit ihr versuchte. Mit den Münchener Fresken war wohl ungefähr das traurigste Phänomen der Impotenz geschaffen; tiefer ging es nicht.

Rethel und unser teurer Meister Schwind waren die einzigen starken Künstler, die aus der papiernen Sentimentalität Düsseldorfs und Münchens hervorgingen. Schwind gab der deutschen Note der Steinle und Führich das Mark. Es war wieder ein Gotiker, nur zärtlicher, weicher, lyrischer als die Alten. Man könnte ihn den Fra Angelico der

Deutschen nennen; nur spielte er in der Malerei nicht die Rolle des Italieners. Er verhalf jener urdeutschen Note, unserem Eigensten, dem Volkslied, noch einmal zu einem künstlerischen Ausdruck, der nicht weniger echt war als die helle Inbrunst der Gesänge Walthers von der Vogelweide. Er schrieb seine Bilder wie Gedichte, er brachte sie getreulich und säuberlich in den Rahmen des Bildes wie früher die Mönche ihre Bücher bemalten, nur freier, nur tiefer; man glaubt ein wunderschönes Buch zu durchblättern, wenn man seine Sachen sieht. Er war relativ malerisch, malerischer als die anderen; aber für das, was kommen mußte, für die neue Malerei, bedeutete er nichts.

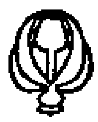
Was Deutschland im 17. Jahrhundert versäumt hatte: sich mit der Malerei Italiens und der anderen auseinanderzusetzen, holte es im 19. nach. Wir verdanken dieser Verspätung, daß uns noch ein Rest urdeutscher Tradition verblieben, und das unterscheidet uns von England und Frankreich. Weder Frankreich noch England haben eine eigene Kunst, aber beide haben eigene Malereien. Was wir heute in der Malerei mit englisch oder französisch bezeichnen, ist uns so deutlich wie der Unterschied zwischen weiß und schwarz; dabei sind beide Begriffe, analytisch gedacht, so kompliziert wie möglich. Sie lassen sich so zerfasern, daß man alle Elemente ihrer Zusammensetzung entdeckt, nur nichts Urfranzösisches, nichts Urenglisches, sobald man etwa von dem rein Aeußerlichen, Ethnographischen, dem Typ der Gesichter und so weiter absieht und auf die Technik eingeht. Grob gesprochen sind beide, und zumal die französische Malerei, eine

Fortsetzung der untereinander verschmolzenen Malerei Italiens, der Vlaamen und Holländer und unseres eigenen teuren Meisters Holbein ~ Im Louvre hängen sogenannte französische Primitive, zumal das prachtvolle Martyrium des H. Denis, das Jean Malguel zugeschrieben wird, in den typischen Farben, wenn nicht ganz der typischen Kompositionsart der Italiener zur Zeit Fra Angelicos, so frappant, daß man sich nicht wunderte, wenn es eines Tages als Italien gehörig erkannt würde ~ Nur der wunderbare schwarzbärtige Henker verrät den Norden ~ Fouquet ist der erste große Franzose ~ Man kann von dem wunderbaren neuen Bild in dem Berliner Museum und dem ganz herrlichen Karl VII. im Louvre noch so hingerissen sein, aber an van Eyck wird man doch denken müssen, ohne den Fouquet nicht existierte ~ Nicolas Froment ist reiner Vlaame und wohl der derbste von allen ~ Clouet ist nahe bei Holbein gewachsen, Poussin zieht nach Rom, Watteau kommt von Rubens, Manet bringt die Spanier nach Frankreich, Degas die Japaner . . . ~ Und wie wahnsinnig wäre es trotz alledem, nicht in dieser Geschichte das Geschick einer und derselben Malerei zu sehen, eine Tradition, der die vielfachen Teile nur gedient haben, um sie unüberwindlich zu machen.

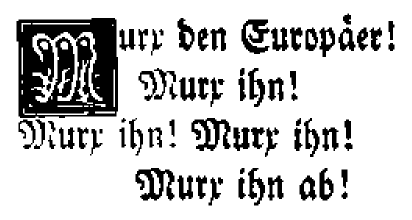
Wir Deutschen haben keine deutsche Malerei, aber noch immer eine eigene Kunst, die wir der Verspätung verdanken, mit der man sich bei uns zum Anschluß an die anderen entschloß ~ Freilich scheint dies noch vorhandene deutsche Kunstideal weniger Errungenschaft, so gern wir es auch so nennen, sondern mehr wie ein uraltes, liebes Möbel, das, während

der Feind das Haus plünderte und nachher alles mögliche andere vorging, vergessen auf dem Söller stehen blieb, bis es beim gründlichen Aufräumen endlich von der braven Hausfrau Nationalität triumphierend zum Vorschein gebracht wurde ~ Das Schlimme daran ist nur, daß es trotz allen Putzens und Arrangierens nicht mehr in unser neues Haus passen will ~ Es bleibt immer Antiquität; die paar Jahrhunderte, die es auf dem Speicher war, sind nicht wegzuwischen ~ Die französische Malerei ist zwar etwas jünger, aber doch noch alt genug, und warum haftet ihrer Tradition so gar nichts Rumpelkammerhaftes an? Warum ist französisch immer modern, deutsch immer altmodisch? . .

Weil Frankreich rechtzeitig die nötigen Liaisons mit den anderen einging, als die Säfte noch jung und Verschmelzungen natürlich, auf dem Wege der einfachen Naturinstinkte möglich waren, während wir gar zu lange Junggesellen geblieben sind. Fortsetzung folgt.



Indianerlied.



Murx den Europäer!
Murx ihn!
Murx ihn! Murx ihn!
Murx ihn ab!

Paul Scheerbart.



Sich überlegen fühlen.
Scherzo von Roger Campagnolle.

Stecken Sie sich eine gute Cigarre an, und denken Sie sich ein düstres Sälchen, unverhältnismäßig hoch, noch mal so hoch als lang und breit, eine Art Käfig; ganz hoch oben, an einer Wand, fast an der Decke, drei sehr breite, aber schon sehr breite, niedere, viereckige Fenster, durch deren verstaubte farbige Scheiben ein mattes, fremdes, grünliches Licht herein- und tief, aber doch nicht genügend tief herunterfällt auf viele braune, schwarze und hellblonde, doch durchweg purpurrote Mannsköpfe, die sich auf mächtigen Tellern weißer Halskrausen wenden, drehen und wenden, herunterfällt auf eine damastenweiße Tafel, die, weiß Gott, schon mancher Tunkenfleck und Malvasirkler besudelt.

Sapperment, ist das um die lange Tafel da unten, ist das eine lustige Kompagnie — diese Herren kaiserlichen Offiziere, die da heut Nachmittag in dem alten Gesandtschaftshaus nochmals zu Wien zusammen bankettieren, bevor sie nachts um Zweie (um Zweie!) zu ihrem Generalissimus, zum Herrn Herzog nach Eger aufzubrechen haben ~ Beim heiligen Genovefus! wie's denen schmeckt! Der zehnte Schweinskopf wird eben aufgetragen; schon wallten unendliche Kälber zerschnitzelt die einzige Thüre herein und hinab die breiten Wege in diese Mägen — dazu dieses unendliche klösterliche Gesöffe!! A la bonne heure, ihr Herren, nur so weiter gesoffen und dann hinauf um Zweie auf die Gäule!



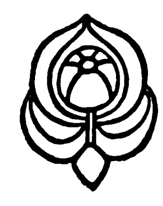
Kann eine nette Historie werden!! Hoffentlich scheint der Mond nicht auf die Chaussee!!

Da, riechen Sie, mischt sich in den Schmorduft dieses eben neuaufgetragenen wienerisch-göttlich angeschmorten elften Rüssels und in den Dunst von Schweiß und Malvasir, der aus Kelchen und Reitermägen steigt, ein leiser aber durchdringend eigentümlicher Schwaden — Mißgeruch.

Nur ein ganz ein kleines Fristchen verstreicht, da blähn sich auch schon alle Nüstern, und gleich Heiligenscheinen, die sich senkten, ziehen sich kleine Ringel von Stille, kleine Zirkel und Zonen von Schweigen um die roten Häupter, um die Kelche, ja um den Rüssel mitten auf der Tafel. Ja, still ists worden, aufs Stillste ~ Jeder lugt den andern an, ob der andere ein gutes Gewissen hat, und fest wurzelt in den schweren Häuptern der Glaube, daß im nächsten Moment ein Kamerad wortlos das Gemach quittieren wird ~ Dann, als sich dies keineswegs ereignen will, nochmals eine stille Selbstversunkenheit, ein stilles Neigen des Hauptes über den Bord der Krause, eine stille Einkehr in sich selbst ..., Selbstprüfung ... (man ist doch wohlanständiger kaiserlicher Offizier!)

Aber am Tafelende lächelt der Astrolog Battista Seni, den Tulpenkelch am Schwarzbart lächelt er — bei seinem kerzenlangen, schwarzen Oberleib könnt' ich sagen, er überlächelt die Offiziere ... er weiß allein, daß sich dieser seltsamdeutige Schwaden oben durch die Fenster herunterstiehlt, daß er aus einem Viertstockkämmerchen des Nachbarhauses stammt, nämlich aus dem Adepten-Laboratorio seines Freundes Mathias Rueferus, des Alchymisten, der heute, scheint es, im SH_2 den

philosophalen Stein vermutend sucht — — — — — — —
und der große Astrologe lächelt darüber, daß er doch nicht auf
den Sternen allein als einziger Bescheid weiß und lächelt auch
(ganz heimlich in den Kelch hinein) über seinen Freund Rueferum,
von dem er überzeugt ist, daß er das göttliche Ferment,
den Stein der Weisen, nie finden wird . . .



Der Basilisk.

(Eine Parabel.)

Man kann in alten Schriften lesen
Von einem fabelhaften Wesen,
Das sich der Basilisk genannt.
Erzeugt nicht im Naturgeleise,
Nein, wo auf frevlerische Weise
Ein Hahn der Kröte sich verband.

Die Kröte starb nach wenig Wochen.
Aus ihr ist dann ein Ei gekrochen,
Und aus dem Ei das Ungetüm.
Wer es erblickte, ward versteinert,
Und, hätt es sich verallgemeinert,
So lebte niemand außer ihm.



Der Basilisk.

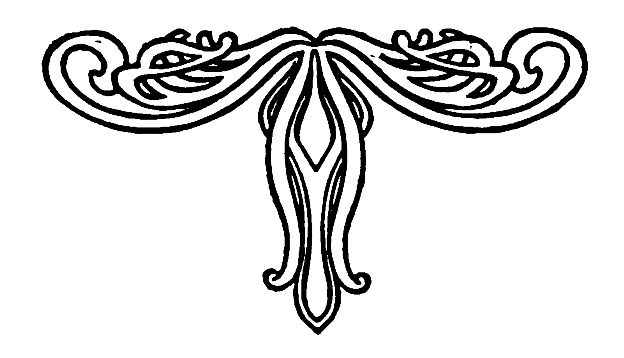
J. W. Meil del. et sc.

Man sagt, dies Tier sei ausgestorben.
O glaubt mir, es lebt unverdorben
In manchem bösen Menschen fort.
Er sträubt sein Haar, die Zunge geifert,
Und wenn er kritisch sich ereifert,
Ist Tod sein Witz, sein Blick ist Mord.

Drum wünsch ich, wenn durch Gunst der Musen
Aus dem noch nicht berühmten Busen
Ein Kunstgebilde Dir entquoll,
Dir Kritiker vom Schlag der Tauben,
Die niemand seine Krone rauben
Und lehren, was man fühlen soll.

Nicht aber einen aus der Rotte,
Die mit bereitgehaltnem Spotte
Und unverstellter Mordlust brüsk
Herfallen über ihre Beute,
Und die — o Gott! — so zahlreich heute,
Wie selten einst der Basilisk.





Anmerkungen.

Die „Blechschmiede", mit der wir dieses Februarheft einleiten, ist in ein mysteröses Dunkel gehüllt. Wir bekamen das Manuskript — rekommandiert und expreß — mit einem Begleitbrief zugeschickt, den wir in Folgendem zum Abdruck bringen:

Sehr geehrte Redaktion!

In meiner Eigenschaft als Professor der deutschen Litteraturgeschichte entbehre ich nicht eines gewissen Verantwortlichkeitsgefühles gegenüber all den Erzeugnissen, die uns der Tag bringt. Sie werden es mir gütigst gestatten, wenn ich dieses Verantwortlichkeitsgefühl auch der Insel gegenüber an den Tag lege. Rund heraus gesagt, ich bin gar nicht zufrieden mit Ihnen. Ich müßte vierundzwanzig dicke Bücher schreiben, wollte ich auch nur über das erste Quartal der Insel alles das an Tadel und Mißbilligung vorbringen, was mich unaufhörlich bekümmert. Daß dies nicht möglich ist, sehe ich selber ein, und ich muß leider auch befürchten, daß es nur geringen Eindruck auf Sie machen würde*. Bei solchen

* Der Herr Professor hat eine zu schlechte Meinung von uns. Wir sind für Belehrungen von so erhabener Stelle, wie es die eines deutschen Katheders ist, stets ungemein empfänglich und gehören durchaus nicht in die Reihe jener Beklagenswerten, die keinen Sinn dafür haben, daß es zu den

Umständen muß ich es einen glücklichen Zufall nennen, daß mir jüngsthin ein Manuskript in die Hände gefallen ist, dem gegenüber ich die Empfindung habe, daß es alles das aufs Bündigste zum Ausdruck bringt, was mir im Hinblick auf die moderne Litteratur die Seele belastet.

Ich fand das Manuskript bei einem Spaziergange im Grunewald ~ Die genauen Umstände, den Fundort, die Zeit u. s. w. werde ich exakt angeben, wenn ich mich später im einzelnen mit dieser interessanten Arbeit befassen werde ~ An dieser Stelle möchte ich nur einiges Wenige dazu vorbringen ~ In erster Linie wäre die Frage nach dem Verfasser zu erledigen ~ Ich muß gestehen, daß ich in einiger Verlegenheit bin ~ Oberflächliche Betrachter würden natürlich ohne Weiteres dem Irrtum verfallen, daß die „Blechschmiede" denselben Verfasser hat, wie die vor einiger Zeit im „Pan" veröffentlichte Satyre des Herrn Arno Holz ~ Solche Voreiligkeit verdient nur ein Lächeln des Mitleids ~ Der Verfasser der „Blechschmiede" ist ein unendlich viel reiferer und tieferer Geist als jener Herr ~ Man darf getrost der Meinung zuneigen, es hier mit der Arbeit eines Gelehrten zu thun zu haben, der die klassische Walpurgisnacht mit Frucht gelesen und genug eigenes poetisches Vermögen hat, um in diesem Stile der modernen Litteratur ihr scheußliches Konterfei zu malen. ~ Ich glaube im Stande zu sein, nachzuweisen, daß

Gnadengeschenken der Vorsehung für die deutsche Litteratur gehört, im deutschen Professor den unablässigen Mahner und Kurator zu besitzen.

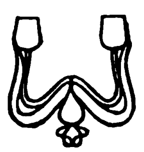
es der verehrungswürdigste unter meinen verehrungswürdigen Lehrern ist, der diese niederschmetternde Charakteristik des modernen litterarischen Unfugs verfaßt hat ∽ Aber ich werde den Namen nicht eher nennen, als bis ich in der Lage sein werde, die Belege dafür Punkt für Punkt anzuführen ∽ Zur Sache selbst bemerke ich, daß die „Blechschmiede“ sich ohne Zweifel gegen die sämtlichen sogenannten Koryphäen Ihrer sogenannten Litteratur richtet ∽ Und zwar ganz besonders gegen jenen Herrn Arno Holz, woraus mit aller wünschenswerten Sicherheit hervorgeht, daß er nicht der Verfasser sein kann ∽ Die „Blechschmiede“ ist geradezu ein Hohes Lied auf jene Litteraturepoche, die Sie mit Vorliebe geringschätzig die der Epigonen heißen ∽ Ein Beweis dafür ist, daß von wahrhaft poetischem Wert in ihr nur die Verse sind, die den Greisen in den Mund gelegt werden ∽ Strophen wie: „Um die Fliederzeit“, „O, daß ich dein auf ewig bliebe“, „O süßes Deingedenken“, „Ob du ein Blitz aus düstrer Wolke“, stehe ich nicht an, unter die kostbarsten Perlen der deutschen Lyrik zu zählen ∽ Freilich mag dagegen zu sprechen scheinen, daß die einzelnen Greise als Verfasser von Gedichtbüchern mit offenbar parodistisch gemeinten Titeln eingeführt werden ∽ Aber darin ist zweifellos nur ein Tric des Verfassers zu erblicken, der offenbar die Absicht verfolgt, das Publikum zu mystifizieren, das in unbegreiflicher Verblendung an dem Unwesen der so genannten modernen Litteratur immer mehr Gefallen zu finden scheint ∽ Aus dieser Absicht allein ist es auch zu erklären, daß es in der „Blechschmiede“ Stellen giebt, die gegen die guten Sitten verstoßen ∽ Diese Freiheit ist aber,

abgesehen davon, daß sie in Goethes Walpurgisnacht ihr Vorbild hat, des guten Zweckes wegen durchaus entschuldbar, denn der Verfasser will ja eben dadurch Abscheu und Entsetzen erregen Möge ihm dies im vollsten Umfange gelingen, möge er es aber vor allem auch erreichen, daß Sie selber, sehr verehrte Herren, in sich gehen und künftighin das schöne Papier der Insel für bessere Erzeugnisse deutschen Geistes und Gemütes benutzen, als es die sind, mit denen Sie bei allen Gutgesinnten Abscheu und Entsetzen erregt haben Mit diesem Wunsche stelle ich ihnen die „Blechschmiede“ zur Verfügung und empfehle mich

achtungsvoll

Professor Dr. Fürchtegott Ernsthaft.

Wir haben diesem Briefe des gefeierten Lehrers der akademischen Jugend nichts hinzuzufügen außer dem Ausdruck unseres verbindlichsten Dankes für die Ueberlassung der „Blechschmiede“ und der Ueberzeugung, daß er mit seiner Auffassung über dieses Werk wie immer den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Die Herausgeber.



Weil es uns leider nicht gelungen ist, in dem japanischen Porträtwerke, dem wir die Porträts der Dichterinnen Sei Shonagon und Murasaki no Schikibu im Januarhefte entnommen haben, auch ein Bildnis der Dichter Hojoki und Ki No Tsyrajuki

zu finden, haben wir aus demselben Werke ein paar andere Blätter reproduziert ~ Im folgenden geben wir die Uebersetzung der dazu gehörigen Texte:

Die Tänzerin Biwyo, des Motowas Tochter, hat einmal vor dem Schogun Yoriiye im Hause von Hiki Yoschikasu so entzückend getanzt, daß alle Anwesenden darüber ganz gerührt wurden ~ Da sprach Hiki zu dem Schogun: ~ Ew. Exzellenz mögen wissen, daß diese Tänzerin aus Kyoto stammt und hierher gekommen ist um Ew. Herrlichkeit eine Bitte vorzutragen ~ Nun, sprach der Schogun zur Tänzerin, was ist's? Die Tänzerin aber sprach tief gerührt: Als ich sieben Jahre alt war, wurde mein armer Vater, obwohl er nichts Uebles gethan hatte, nach Yeso verschickt ~ Meine arme Mutter starb vor Gram ~ Ich aber habe so große Sehnsucht nach meinem Vater ~ Oh bitte, Ew. Exzellenz, erlauben Sie doch, daß ich ihn einmal sehen darf! Der Schogun war sehr gerührt und schickte gleich einen Boten nach dem Vater aus ~ Der war aber leider schon lange tot ~ Da betrübte sich die Tänzerin Biwyo so sehr, daß sie Nonne wurde und den Namen Siren annahm ~ Die Mutter des Schogun aber, von soviel Kindestreue ergriffen, gab ihr eine Wohnung und noch viel Geld dazu.

Frau Fokasadu Yenya war wegen ihrer Schönheit und guten Sitten berühmt ~ Sie war erst Hofdame beim Kaiser Godaigo, und dieser hatte sie dem General Yenya zur Frau gegeben ~ Das Unglück wollte es, daß Kono Mowonao sich heftig in sie verliebte ~ Aber, wie viel Liebesbriefe er ihr auch schrieb, er hatte keinen Erfolg, weil sie ihrem Manne

so treu war ∽ Deshalb beschloß Kono, erst ihren Mann zu töten und sie dann mit Gewalt wegzubringen ∽ Als aber General Yenya von dem Anschlag hörte, floh er und ließ seine Frau mit den Kindern unter dem Schutze eines Verwandten namens Munemura auf anderem Wege folgen ∽ Zum Unglück wurden sie von Kono eingeholt, und Munemura mußte die Frau und die Kinder töten, da sie nicht in die Hände Konos fallen wollten.

Akitsu Muneoka machte noch in hohem Alter ein Examen und wurde infolgedessen zum Hofbeamten ernannt ∽ Seines hohen Alters wegen wurde er vom Kaiser in einer Audienz besonders gnädig behandelt, und darüber geriet er vor Freude dermaßen außer sich, daß er singend und tanzend den Palast verließ ∽ Vor dem Thore Kenzeimon sprang er und sang dazu:

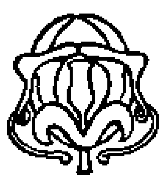
Des Kaisers Wort macht mich so froh,
Vor Dank und Freude tanz ich so
Vorm Thore des Palastes.

Erst als die Thorwächter ihn anfuhren: Was machen Sie denn da, Sie komischer alter Herr? Wissen Sie denn nicht, daß es streng verboten ist, hier zu tanzen? Wollen sie wohl ...? ..! machte er sich eilig davon ∽ Der Kaiser liebte ihn darum aber erst recht, und Akitsu hat es unter ihm noch bis zum Staatsrat gebracht.

Frau Schugatsuman Hatahe war eine Tochter von Schossei Hatahe. ∽ Das Schicksal wollte es nicht, daß sie lange mit ihrem lieben Manne vereint blieb, denn er starb allzufrüh ∽ Doch hat sie kurz nach seinem Tode einen

Sohn geboren und diesen vortrefflich erzogen ∾ Auch sonst ist sie ihrem Manne, wie bei seinen Lebzeiten, so nach seinem Tode treu geblieben, und der damalige Kaiser Puntoku Tacuno hat sie deshalb durch reiche Geschenke ausgezeichnet.

Die auf Seite 160 und 161 reproduzierten Holzschnitte sind Verkleinerungen nach Holzschnitten von Okumura Masanobu.



Ein angenehmer Zufall scheint es zu wollen, daß wir für diese Nummer der Notwendigkeit, Anmerkungen zu schreiben, überhoben sein sollen ∾ Wir hatten eben mit Vergnügen die feinen Bemerkungen des Herrn Professor Fürchtegott Ernsthaft in der Fahnenkorrektur nochmals genossen, als uns der Briefträger das Manuskript des folgenden Aufsatzes überreichte, von dem wir nur bedauern, daß ihm kein Brief beilag, dem wir Namen und Adresse des freundlichen Spenders so höchst willkommener Zeilen hätten entnehmen können ∾ Wir erachten es für überflüssig, auf die eminenten Qualitäten dieses kritischen Ergusses hinzuweisen, der alle Vorzüge seiner Gattung in sich vereinigt, wie wenn es die Absicht des Verfassers gewesen wäre, an einem typischen Beispiel zu zeigen, bis zu welcher Höhe des Kunstverständnisses, scharfer Scheidekunst und feinster urbaner Form es die moderne deutsche Kritik gebracht hat ∾ Unsere Leser, bei denen wir eine geschulte

Zunge für derartige Leckerbissen mit Sicherheit voraussetzen dürfen, werden von selber alle die Süßigkeiten dieser Gabe zu kosten wissen ~ Der Aufsatz, an dem auch nur eine Silbe zu ändern wir niemals übers Herz gebracht hätten, lautet wie folgt:

Das dahingeschiedene Jahrhundert, dem wir doch wahrlich schon genug des Absurden, Frevelhaften und Empörenden in den Künsten zu verdanken haben, hat es sich nicht nehmen lassen, mit einem Knalleffekt, ja einem wahren Raketenregen von schändlichster Tollheit aus dem Leben zu scheiden: Als letzte Gabe seines künstlerischen Wahnsinns überreichte es dem neuen Jahrhundert, in ein scheußliches, grünes, linienverwursteltes Umschlagpapier geheftet, „die Insel" ~ Zwei der Herausgeber, gänzlich unbekannte Herren, sollen überhaupt noch nicht mündig sein, und wir wissen nicht, ob Herr Bierbaum sie „gefunden" hat oder sie Herrn Bierbaum ~ Ein Glück, daß die Herausgeber wenigstens so viel Psychologie besessen hatten, die deutsche Menschheit auf diese grausame Publikation durch ebenso grausame Plakate vorzubereiten ~ Hätten sie dies nicht gethan, wären diese schrecklichen Hefte aus heiterem Himmel auf das ahnungslose Land herniedergefahren, so würde zweifellos eine bisher noch nie dagewesene Menge von epileptischen Anfällen die Folge davon gewesen sein; denn, an so Schauderhaftes die moderne Kunst uns auch gewöhnt hat — wir erinnern nur an die ersten Hefte des „Pan": — durch die „Insel" wurde alles übertroffen, durch die „Insel" wurde das Unahnbare zum Ereignis ~ Zwar trat sie nicht äußerlich so verblüffend verrückt auf, wie

es ihre Vorgänger in der modernen Zeitschriftenlitteratur zu thun beliebten, zwar mochte es fast den Anschein haben, als seien diese modernen Litteraturmacher in sich gegangen und hätten eine Einsicht für das gewonnen, was wir Aelteren den Sinn für vornehme Zurückhaltung, Harmonie und reife Ruhe nennen, aber es war nur ein kurzer Wahn, der eilig verflog, nachdem man Einblick in die drei ersten Hefte, eine wahre Dreieinigkeit von Anmaßung, Ungeschmack und Talentlosigkeit, genommen hatte.

Wir würden mit keinem Worte auf dieses Erzeugnis der beklagenswerten modernen Zeitströmung zu sprechen kommen, wenn wir nicht mit wahrem Entsetzen es hätten sehen müssen, daß selbst große, angesehene und ernsthafte Zeitungen dieses Unternehmen, das mit Keulen totzuschlagen ein Verdienst wäre, gelinde, ja sogar mit unverhohlener Freundlichkeit behandelten. Wohin sind wir geraten! Welche Verwirrung der Gemüter ist bei uns eingerissen! Wie weit haben wir uns von dem Ruhme entfernt, das ernsthafteste unter den Völkern zu sein? Wahrlich, es ist Zeit, seine Stimme zu erheben und einen flammenden Protest gegen solchen Unfug einzulegen.

Wir wollen uns daher die Mühe nicht verdrießen lassen, das erste Vierteljahr der Insel objektiv vom Standpunkte wahrer Kunstliebe und echten Kunstverständnisses zu kennzeichnen:

Schon die Einleitung von No. 1 ist ein schmähliches testimonium paupertatis animi. Da, was den Kenner der Verhältnisse zwar nicht im mindesten überrascht, den

Herausgebern auch nicht die entfernteste Ahnung einer eigenen Idee einfiel, mußte die alte ehrwürdige Bibel dazu herhalten, mit einem ebenso übel angebrachten, wie unangenehm langen Zitat zu paradieren ~ Wir verbitten uns derlei! Wir gehören doch wahrhaftig nicht mehr zu denen, die man mit Bibeltexten an passender oder unpassender Stelle haranguieren kann ~ Es soll hier offenbar edle Simplizität und Bescheidenheit vorgetäuscht werden ~ Wir sind aber durch böse Erfahrungen gewitzigt genug, an so billigem Leime nicht kleben zu bleiben ~ Der einzige wirkliche Grund für dieses unpassende Zitat ist darin zu erblicken, daß die Herausgeber eigene Gedankenarbeit oder Autorenhonorare sparen wollten ~ Nebstbei ist es natürlich auch der bekannte Wolf im Schafspelze, der sich hier dummdreist präsentiert.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch gleich die Ausgrabung der, offen gestanden, recht belanglosen Reportergeschichte von Brentano abthun ~ Auf solche Manier füllt man freilich die Seiten einer Zeitschrift mit wenig Mitteln an ~ Was hat aber die Litteratur davon? Und: Sind sich die Herausgeber nicht auch ihrer sozialen Pflichten bewußt? Wissen sie nicht, wie viel Schriftsteller es in Deutschland giebt, die Honorare der Insel sehr gut brauchen können? Aber von derartigen *echt* modernen Gefühlen kann natürlich bei Leuten nicht die Rede sein, die schon durch die Benennung ihres Blattes beweisen, wie wenig Empfindung sie für das haben, was unsere Zeit innerlichst bewegt

Wenn wir nun die litterarischen Beiträge der ersten drei Hefte betrachten, soweit sie nicht Anleihen aus früheren

Zeiten sind, so fällt uns zunächst der Mangel an wirklich anerkannten Namen ersten Ranges auf ⁓ Wollte die Insel, wie es doch zweifellos ist, ein Organ der „modernen" Litteratur sein, so dürften doch Leute wie Carl Busse, Hermann Sudermann, Heinz Tovote nicht fehlen, um wenigstens drei Hauptgestirne der drei hauptsächlichsten Litteraturgattungen zu erwähnen ⁓ An Stelle dieser Koryphäen, die auch von nicht strikt modernen Kunstfreunden anerkannt worden sind, werden uns alle möglichen Aftergrößen vorgestellt, wie der gezierte Hofmannsthal, der gräßliche Dehmel, der lockere Liliencron, der seichte Meier-Gräfe und andere, die den Raum auf dem schönen Papiere mit gänzlich unbekannten, also wahrscheinlich lächerlich jungen Leuten teilen, die besser niemals aus dem verdienten Dunkel ihrer Existenz hervorgezogen worden wären ⁓ Den Hauptplatz aber nehmen in rührender Bescheidenheit, wie nicht anders zu erwarten war, die drei Herausgeber ein ⁓ Diesen mögen daher zuerst ein paar Worte gegönnt sein.

Beginnen wir mit dem nicht allzu günstig berüchtigten Herrn Bierbaum ⁓ Sein Beitrag, eine ganz passable Operette, an der nur einige artistische Verworrenheiten und gedankliche Prätensionen stören, macht insofern keinen ganz üblen Eindruck, als man sich im Hinblick darauf, daß dies schon der dritte Operntext des Verfassers ist, der Annahme zuneigen mag, dieser von einigen ebenso kritik- wie belanglosen Leuten unbegreiflich überschätzte Autor habe es nun endlich eingesehen, daß seine niedliche Begabung gerade ausreichend dazu ist, anspruchlosen Komponisten harmlose Librettos zu liefern.

Um so gefährlicher erscheint uns der zweite im Bunde, ein gewisser Herr Schröder. Oder sollte es ein Fräulein Schröder sein? Fast möchten wir uns dieser Meinung zuneigen. Die Art, wie, einer heutigen Mode gemäß, in dem unglaublich geschwollenen, virtuos unverständlichen Gedichte „Goethe" der weimarische Dichterfürst angehimmelt und schließlich unter dem Begriff „Liebe" zusammengefaßt wird, weist ebenso, wie das Gefühlsgetändel in den „Liedern in der Nacht" und die geschwätzige Afterweisheit der „Sprüche in Reimen" mit ziemlicher Deutlichkeit auf eine weibliche Feder hin. Das Inseltrifolium wäre auch nicht vollständig und typisch genug, wenn in ihm die Dame mit den Tintenfingern fehlte. Auch der Umstand, daß der „Schroeder" genannte Autor es nicht über sich gewinnen kann, sich von weniger als drei Seiten — die alle drei Schattenseiten sind — zu zeigen, bestärkt in der Annahme, daß wir es hier mit einer neuen gefährlichen Litteraturdame zu thun haben. Die Schrödersche Gefahr ist vielleicht die schlimmste in der Insel, denn es wird nicht viele geben, die gleich uns die absolute Leere und Talentlosigkeit dieser neuen vielseitigen Erscheinung erkennen werden.

Daß der Dritte im Bunde, Herr Heymel, keine Dame, sondern ein unsäglich junger Herr ist, ergiebt sich aus der ungeheuren Eß- und Trinklust, die, so möchte man sagen, aus jeder Zeile seiner unglaublich gierigen Gedichte herauswiehert. Wir geben diesem jungen Herrn den ernstlich gemeinten Rat, seine entschiedene Begabung auf kulinarischem Gebiete in einem Berufe zu verwerten, der besser dazu ge-

eignet ist, als die Mission des Dichters ~ Als Weinreisender oder Konzertesser würde Herr Heymel zweifellos sein Glück machen.

Nachdem wir so die drei Herausgeber in ihren eigenen Werken charakterisiert haben, wird sich der geneigte Leser über nichts mehr wundern, was wir ihm von dem berichten müssen, das diese Herrschaften an Litteratur auf ihre Insel „gerettet" haben.

Zuerst ist eine zweite Ausgrabung zu erwähnen ~ Ein Herr Blei that den Herausgebern wohl einen außerordentlichen Gefallen, indem er aus den Briefen des Abbé Galiani wie mit einer Mistgabel alles Cynische und Freche, Thörichte und geckenhaft Eitle zusammenscharrte, was diesem uninteressanten Autor, der gebildeten Leuten sonst nur als Beichtvater von Marie Antoinette und Verfasser zahlreicher Erbauungsbücher bekannt ist, einmal in die Feder lief ~ Vielleicht liegt auch hier der Versuch einer Täuschung vor, und hat nach dem schon erwähnten System der Sparsamkeit einer der drei Herausgeber (oder gar alle drei) diese Gedankenspäne zusammengehobelt ~ Wir haben dafür nur die eine Frage der Empörung: Was soll das?

Und nun zu den eigentlichen „Modernen" ~ Wir finden den vielbewunderten Herrn von Hofmannsthal mit einem Gedichte vertreten, das von einer geradezu rührenden Einfalt ist ~ Ein schlechter Falke zeigt, wie unfähig die Herausgeber zu einer wirklich litterarischen Auswahl sind ~ Ein paar Gedichte von Liliencron veranlassen uns wiederum, uns an den Kopf zu fassen und zu fragen: Welchen geheimnis=

vollen Umständen verdankt dieser preußische Hauptmann a. D. eigentlich seinen unbegreiflichen Ruhm? — Von Herrn Dehmel einige seiner bekannten Plattitüden, bei deren Lektüre man das Gefühl eines heftigen Grauens darüber nicht loswerden kann, wie es denn nur möglich sein konnte, daß die jüngere Generation in diesem unangenehmen Menschen einen Dichter verehren konnte.

Man sollte meinen, daß die Herausgeber ihre lyrischen Bedürfnisse durch solche betrübliche Erscheinungen des Vaterlandes völlig befriedigt hätten ~ Aber nein, es mußte auch noch Herr Franz Evers in die Kloaken von Paris niedertauchen, um einige der schaurigen Elaborate des berüchtigten Verlaine emporzufischen und unserer teuren Muttersprache aufzuzwingen ~ Doch alles Lyrisch-Delirische, was uns auf dieser Insel der Wahnseligen zugemutet wird, versinkt in tiefen Schatten vor den Leistungen eines Herrn Robert Walser, der mit besserem Rechte Lallser hieße, denn ein solch' kindisches Gelalle, wie es die Reimverse dieses Herrn darstellen, dessen Windeln zweifellos noch nicht trocken sind, war überhaupt noch nicht da ~ Uebrigens verdankt die Insel dem Gedichte „Es kommt mich Lachen", zu dem sich dieser Herr mit eigener Unterschrift bekennt, ihren Haupterfolg ~ Es ist mit Recht als abschreckendes Beispiel durch die Presse gegangen.

Nur mit Ueberwindung äußersten Widerwillens streifen wir zum Schlusse die Prosabeiträge dieses Quartals ~ Herr Bierbaum wollte seinen Verehrern zeigen, daß er Französisch kann und übersetzte daher das unsäglich alberne Mach-

werk eines Herrn Gustave Kahn, aus der „Handschrift", wie es recht überflüssig in der Ueberschrift heißt, denn es ist klar, daß derartig krampfhafte Klownspäße in Frankreich, dem Lande des Esprits, keinen Drucker finden können ~ Dafür konnte sich ein Blatt wie die Insel, das selbst den Hanswurstsprüngen des vollkommen närrischen Herrn Scheerbart offen steht, einen solchen Pickelheringssalat nicht entgehen lassen ~ Sind ja doch die Inselherausgeber schon dahin gelangt, daß sie es für ein Verdienst halten, Epigonen des besagten Herrn Scheerbart zu entdecken ~ Herrn Roger de Campagnolle scheint es eine würdige Lebensaufgabe zu sein, mit diesem Herrn um die Palme der Narrheit zu ringen ~ Sein „Madrider Scherz" zeigt, daß es ihm an Begabung dafür nicht fehlt.

Um den Anschein zu erwecken, als sei es ihnen beiläufig auch um ernste Dinge zu thun, haben die Herausgeber Herrn Meier-Gräfe in Paris dazu verleitet, „Beiträge zu einer modernen Aesthetik" zu schreiben ~ Wir können die freche Flachheit dieses unwissenschaftlichen Gesudels nicht besser kennzeichnen als dadurch, daß wir unserer Ueberzeugung Ausdruck verleihen, es drehe sich, seitdem dieser Bandwurm in der Insel zu erscheinen begonnen hat, Lessing unablässig in seinem Grabe herum.

Wir sind am Ende unserer Kräfte ~ Alles, was sich sonst noch an gedrucktem Unfug in dieser großen Ablagerungsstelle alles Absurden angehäuft findet, bedecken wir mit dem Schleier gnädigen Schweigens.

Nur noch ein Wort über den sogenannten „Buchschmuck“ der Insel ∾ „Dürftig“ ist der beste Ausdruck dafür ∾ Herr George Lemmen in Brüssel ist der Thäter ∾ Er bewegt sich in den Bahnen eines mißverstandenen Rokoko ∾ Hätte er den Barockstil mit größerem Eifer und besserm Verständnis studiert, so hätte unter strenger Leitung durch einen unserer tüchtigen deutschen Künstler, etwa des feinsinnigen Josef Sattler, etwas ganz Braves aus ihm werden können.

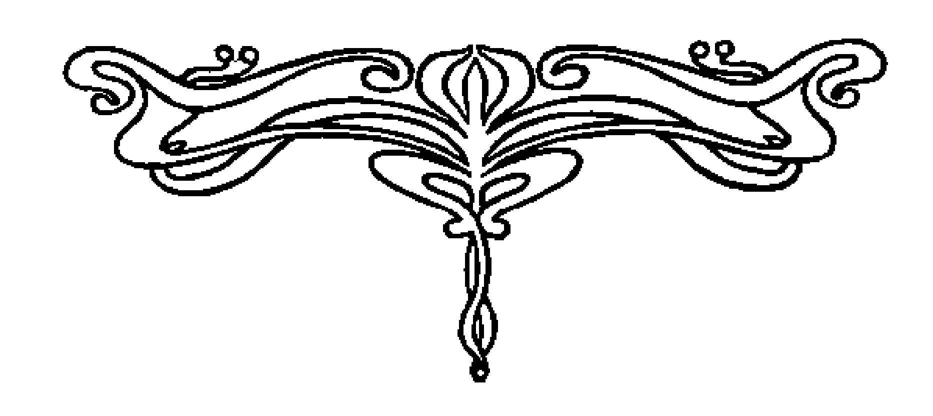
Indem wir kurz unsere Gesamtstimmung zusammenfassen, können wir den Hauptmangel der Insel in die Worte begreifen: Es fehlt ihr an Ernst ∾ Dies geht auch aus ihren Anmerkungen* hervor.

B. H. S.

---

* Natürlich mit Ausnahme der vorliegenden.

Die Herausgeber.



Die Insel. 1. Jahrgang. 2. Quartal. Nr. 5. Februar 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.

Die Insel. Nr. 6.
März. 1900.


Schwester
Beatrix.
Drama von
Maurice Maeter-
linck ~ Aus der
noch unveröffent-
lichten-Handschrift
übertragen von
F. von Oppeln-
Bronikowski.

Personen.

Die heilige Jungfrau in Gestalt der Schwester Beatrix.
Schwester Beatrix.
Die Aebtissin.
Schwester Eglantine.
Schwester Clementine.
Schwester Felicitas.
Schwester Regine.
Schwester Balbine.
Schwester Gisela.
Die kleine Allette.
Der Kaplan.
Ein Greis.
Ein Kind.
Chorknaben, Pilger, Arme u. s. w.

Das Stück spielt im 13. Jahrhundert in einem Kloster in der Gegend von Louvain.



Erster Akt.



Ein Klostergang ~ In der Mitte das große Eingangsportal, das geschlossen ist ~ Zur Rechten, nur halb sichtbar, die Thür zur Kapelle, in die man durch ein paar Stufen hinaufgelangt ~ In dem Winkel zwischen dieser Thür und der Wand des Ganges eine Nische, in der auf einem Marmorsockel, von einem Eisengitter umgeben, ein lebensgroßes Standbild der

Jungfrau steht. Die Statue ist nach spanischem Brauche mit seidenen Gewändern und köstlichen Stoffen bekleidet, die ihr das Ansehen einer himmlischen Fürstin geben. Ein breiter Goldgürtel von kostbarer Arbeit schlingt sich um ihre Hüften; eine goldene Spange, an der Juwelen glänzen, hält wie ein Diadem die Locken ihres — natürlichen — Haares zusammen, das die Schultern der Statue umfließt. Links vom Portal blickt man durch eine halb offene Thür in die Zelle der Schwester Beatrix, die mit Kalk getüncht ist und nichts als ein dürftiges Bett, einen Tisch und einen Stuhl enthält. Es ist tiefe Nacht. Eine ewige Lampe brennt vor der Jungfrau, zu deren Füßen *Schwester Beatrix* hingestreckt liegt.

Beatrix:

Heilige Jungfrau, erbarme Dich meiner, daß ich nicht in Todsünde falle! ... Er wird noch diese Nacht wiederkommen, und ich bin ganz allein! ... Was soll ich ihm sagen, und was soll ich thun? ... Er blickt mich so an, und seine Hände zittern, und ich weiß nicht, was er begehrt. Seit ich in dies heilige Haus kam, sind fast vier Jahre verflossen. Ja, Ende Juli sind es genau vier Jahre weniger sechs Wochen. Damals war ich noch ein Kind und wußte von nichts. Und jetzt weiß ich auch noch nichts. Ich wage die Aebtissin nicht zu fragen, und mit keiner Seele mag ich

von dem Glück oder Unglück sprechen, das mein Herze quält ~ Man sagt, es sei erlaubt, einen Mann in der Ehe zu lieben ~ Und er hat mir versprochen, sobald ich das Kloster verlassen habe, noch ehe er mich in seine Arme schließt, soll ein wunderthätiger Einsiedel, den er kennt, uns beide vereinen ~ Oft werden wir vor den Schlingen des Bösen und den Listen des Mannes gewarnt; aber er — du weißt es — er ist nicht wie die andern ~ Er kam Sonntags oft in meines Vaters Garten, als ich noch ganz klein war, und wir spielten zusammen ~ Ich hatte ihn vergessen, aber oft gedachte ich seiner in meinen Gebeten, oder wenn ich traurig war ~ Er ist fromm und klug, und seine Augen sind sanfter, als die Augen eines Kindes, wenn es zum Gebete niederkniet ~ Neulich abend hat er vor Deinen Füßen gekniet unter der Lampe ~ Hast Du ihn bemerkt? Er glich Deinem Sohne ~ Er lächelt so ernsthaft, als ob er mit Gott spräche, selbst wenn er nur zu mir spricht, zu mir, die nicht antworten kann und nichts besitzt ~ Siehe, ich sage Dir alles, ich suche nichts vor Dir zu verbergen: ich bin sehr unglücklich, trotzdem ich seit drei Tagen nicht mehr weinen kann ~ Er schwur, er wollte sterben, wenn ich sein Flehen nicht erhörte ~ Heilige Jungfrau, erleuchte mich! Ich weiß nicht mehr, was ich thun und lassen soll, und wer weiß, ob diese Hände, die ich zitternd zu

Deinem heiligen Bildnis erhebe, nicht schon morgen zwei ewige Höllenfackeln sind.

Man hört draußen Schritte hallen; das Geräusch kommt näher.

Horch! Man hört ~ Hast Du gehört? Es sind mehrere Pferde ~ Sie halten ~ Es kommt über die Schwelle ~ Es hat an die Thür gepocht ~

Es klopft an die große Thür.

Heilige Mutter! Was soll ich thun? Ich will nicht gehen, wenn Du es willst!

Sie steht auf und eilt nach der Thür:

Bellidor?

Bellidor, draußen:

Beatrix! Ich bin's ~ Mach schnell auf.

Beatrix:

Ja ~ Ja.

Sie macht das Klosterthor weit auf ~ Auf der Schwelle erscheint *Prinz Bellidor* im Panzerhemd mit langem, blauem Mantel ~ Rechts von ihm ein *Kind*, mit köstlichen Gewändern und funkelnden Edelsteinen beladen ~ Dicht vor der Thür, unter einem Baume, zwei stolze Pferde mit reich geschmücktem Zaumzeug, von einem *Greise* am Zügel gehalten ~ Im Hintergrunde der gestirnte Himmel; darunter dehnt sich die Landschaft grenzenlos im Mondschein.

Beatrix, tritt näher:

Ihr seid allein? Wer ist da unter dem Baume?

Bellidor:

Komm nur näher! Komm näher und fürchte nichts.

Er kniet auf der Schwelle nieder und führt Beatrixens Kleidsaum an die Lippen.

D Beatrix! wie schön bist Du, wenn Du so den Sternen entgegen schreitest, die Dich zitternd auf der Schwelle erwarten ~ Nun wissen sie endlich, daß ein großes Glück geboren ist, und wie Goldsand, den man schweigend auf die Pfade einer Königin streut, senden sie ihren Lichtregen auf die weiten, nächtlichen Wege, die wir zu durchwandern haben ~ — Was thust Du? Deine Schritte zaudern schon? — Du wendest das Haupt ab!? Nein, nein, meine Arme halten Dich umschlungen, ewig umschlungen im Anblick des Himmels ~ Du wirst nicht von mir gehen, und die Liebe wird Dich befreien, indem sie Dich kettet! Komm, komm! Verlaß den bleichen Lampenschimmer, in dem Deine Liebe schlief ~ Sie hat das Licht gesehen, das sie noch nie erschaut hatte; und jeder Strahl, der eindringt, strahlt ihrem Triumphe, verschmilzt unsere jungen Seelen und festigt unser Geschick! Beatrix! Beatrix! Ich sehe Dich, ich erreiche Dich, ich berühre Dich, ich umarme Dich, ich küsse Dich zum ersten Male ...

Bei diesen Worten richtet er sich plötzlich auf, schlingt seinen Arm um ihre Hüften und küßt sie auf den Mund.

Beatrix, zurückweichend und ihm ohnmächtig wehrend:

Nein, nein, küßt mich nicht ~ Ihr habt versprochen.

Bellidor küßt sie noch leidenschaftlicher:

Ach, das war kein Versprechen der Liebe! Die Liebe kann nicht sagen, daß sie nicht mehr anbeten will, und man kann keine Versprechen mehr geben, wenn man liebt ~ Man verspricht nichts mehr, wenn man alles gegeben hat ~ Die Liebe giebt jeden Augenblick alles, was sie besitzt, und wenn sie versprochen hat, einen Kuß nicht zu geben oder lange darauf warten zu lassen, so muß sie hunderttausend Küsse geben, um das Unrecht wieder gut zu machen, das sie ihren Lippen angethan hat ~

Er umarmt sie noch glühender und sucht sie fortzuziehen.

Komm, komm! Die Nacht geht zu Ende ~ Schon dämmert es gen Osten, und meine Pferde werden unruhig ~ Nur noch ein Schritt, und es ist gethan; nur eine Stufe noch hast Du herabzusteigen ~

Er bemerkt plötzlich, daß Beatrix in seinen Armen ohnmächtig wird.

Du antwortest mir nicht? Ich höre Deinen Atem nicht mehr ~ Deine Kniee wanken ~ Komm, komm! Warten wir nicht, bis das neidische Frührot kommt und seine goldnen Fallen auf dem Wege stellt, der uns zum Glücke führt . . .



Beatrix, fast besinnungslos:

Nein, nein, ich kann nicht, ich kann noch nicht ...

Bellidor:

Beatrix! Du erblassest, und meine Küsse verlöschen auf Deinen Lippen, wie Funken im kalten Wasser ~ Erhebe Deine süße Stirn, reiche mir Deinen süßen Mund, der nicht mehr lächeln will ~ Oh! Es sind Deine schweren Schleier, die Dir die Kehle zuschnüren und auf Dein Herze drücken ~ Fort mit ihnen! Sie sind zum Tode bestimmt und nicht zum Leben ...

Er entfernt langsam und behutsam den Schleier, der ihre Stirn umschließt, während sie noch bewußtlos ist ~ Bald kommen die ersten Locken ihres Haars zum Vorschein ~ Unter den letzten Falten quellen sie plötzlich wie befreite Flammen auf und fluten der erwachenden Beatrix über das Antlitz.

Bellidor, entzückt staunend:

Oh! ...

Beatrix, wie vom Traum erwachend und lispelnd:

Was thatest Du, Bellidor? Was fasse ich da mit meinen Händen? Was für holde Dinge umspielen meine Stirn? ...

Bellidor, küßt ihr aufgelöstes Haar wie bezaubert:

Da! Da! Es sind Deine Flammen, die Dich wecken ~ Es ist Deine eigne Schönheit, die Dich

überflutet, Deine eigenen Strahlen, die Dich krönen! Ach! Du wußtest nicht mehr, und ich wußte noch nicht, daß Du so schön wärest! Ich glaubte, ich hätte Dich gesehen, und ich glaubte, ich liebte Dich! Du warest einen Augenblick die Schönste meiner Kinderträume; nun aber bist Du die Schönste der Schönen in meinen wachen Augen, in meinen Händen, die Dich berühren, und in meinem Herzen, das Dich findet ~ Warte, warte, Du mußt ganz und gar Deinem Antlitz gleich werden! Du mußt ganz und gar frei werden! Du mußt ganz und gar Königin sein . . .

Er entreißt ihr mit schneller Bewegung den Mantel, so daß ihr weißes, wollenes Gewand zum Vorschein kommt ~ Beatrix sinkt, während er dem Kinde winkt, das ihn begleitete, und dieses mit den kostbaren Gewändern, einem goldenen Gürtel und Perlenhalsbändern näher tritt, vor der Statue nieder und liegt lange schluchzend am Boden, das Gesicht in den Falten des Mantels und Schleiers verbergend.

Beatrix:

Nein ~ Nein ~ Ich will . . . Ich will nicht ~

Sie nähert sich auf den Knien den Füßen der Jungfrau.

Heilige Jungfrau! Du siehst . . . Ich kann nicht mehr ankämpfen, wenn Du mir nicht beistehst! Ich kann nicht mehr beten, wenn Du mich verläßt! . . .

Bellidor eilt auf Beatrix zu und hüllt sie in das kostbare Gewand, das er aus den Armen des Kindes genommen hat:

Beatrix! Es wird Zeit! Hier sind die Kleider Deines künftigen Lebens ~ Nicht als Sklavin entführe ich Dich Deinem Herrn: als Fürstin gebe ich Dich dem Glücke wieder! ...

Beatrix, immer noch kniend und sich an dem Gitter festklammernd:

Heilige Frau, erhöre mich! Ich habe keine Worte mehr, und ich kann nicht mehr beten ~ Ich habe nichts, als mein Schluchzen, und ich wußte nicht, daß ich ihn so liebte — und ich wußte nicht, daß ich Dich so liebte ~ Erhöre mich, sieh mich gnädig an! Ich fordere nichts als ein Zeichen von Deiner Hand, ein Lächeln Deiner Augen ~ Ich bin ja nur ein Kind, das nicht wissen kann ~ Man hat mir oftmals gesagt, daß Du alles gewährtest, daß Du sehr gut wärest, daß Du Mitleid hättest! ...

Bellidor bemüht sich, sie aufzuheben, und sanft von dem Gitter fortzuziehen:

Ja, ja, sie hat Mitleid ~ Sie ist die Königin eines Himmels, den die Liebe geschaffen hat ~ Oeffne Deine zarten Hände, die das Eisen gekältet hat ~ Sieh ihr ins Antlitz, es ist nicht zornig, es lächelt, es strahlt ~ Ihre Augen sind dem Flehen

Deiner Augen begegnet; es ist, als wären Deine Thränen das Licht ihres Lächelns ~ Ist sie es, die Dich anfleht? Bist Du es, die verzeiht? Meine Blicke verwechseln Euch, und ich glaube, zwei Schwestern zu sehen, deren Hände sich im Geiste der Liebe segnen . . .

Beatrix hebt den Kopf und blickt die Jungfrau an:

Ja, man hat mir oft gesagt, ich sähe ihr ähnlich . . .

Bellidor:

Sieh ihr Haar durch Dein Haar hindurch, wenn seine Hände seinen bebenden Schleier zerteilen ~ Es ist, als wären es Strahlen desselben Lichtes und derselben Wonnen . . .

Während er noch spricht, schlägt die Klosteruhr drei.

Beatrix, plötzlich hochfahrend:

Horch! . . .

Bellidor:

Drei Uhr . . .

Beatrix:

Es ist die Stunde der Frühmette, die ich hätte läuten sollen . . .

Bellidor:

Komm, komm! Es dämmert schon ~ Die Fenster werden blau . . .

Beatrix:

Es sind die Fenster, die ich vor der Dämmerung öffnete, damit das Licht und die frische Morgenluft und das Vogelgezwitscher meine Schwestern beim Erwachen empfangen ∾ Und dort der Strang der Glocke, die zum Aufstehen läutet und das Ende der Nacht verkündet ∾ Hier die Kirchenthür, deren Flügel meine beiden Hände nicht mehr öffnen werden, daß sie den Morgen einlassen; und die Kerzen auf dem Altar, die nun eine andere anzünden wird; und hier der Korb mit den Kleidern, die ich an unsere scheuen Armen verteilen sollte — die werden nun meinen Schatten vergebens auf der Schwelle suchen, die ich nicht mehr betreten werde . . .

Bellidor:

Komm, komm! Das Licht nimmt zu, Deine Schwestern werden aufwachen ∾ Mir ist schon, als hörte ich Schritte . . .

Beatrix:

Ja, ja, sie kommen, meine Schwestern, die mich so liebten und mich so heilig wähnten! Ach! Sie werden nur finden, was von der armen Beatrix zurückbleibt, ihren Schleier und Mantel, der auf dem Boden schleppt ∾

Sie hebt Mantel und Schleier plötzlich auf und legt sie auf das Gitter zu Füßen der Jungfrau.

Doch nein! ich will nicht, daß eine von ihnen glaubt, ich hätte die Gewänder des Friedens, die man mir gegeben, mit Füßen getreten ⁓ Heilige Jungfrau, Du wirst es ihnen sagen, wenn ich eines Tages wiederkomme ⁓

Sie ordnet die Kleidungsstücke und legt sie sorgfältig hin.

Kein Stäubchen soll sie beschmutzen ⁓ In Deine Hände lege ich alles, was ich besitze, alles, was ich in diesen vier Jahren empfangen habe ⁓ Hier ist mein Rosenkranz mit dem silbernen Kreuzchen, hier meine Geißel, und hier die drei Schlüssel, die ich am Gürtel trug ⁓ Dieser ist für den Garten, dieser für das Portal, und dieser für die Kirche ⁓ Ich werde den grünen Klostergarten nicht wieder sehen, ich werde die Kirche nicht mehr öffnen, wo wir im Weihrauchduft sangen ⁓ Heilige Frau, du weißt alles, und ich weiß nichts ⁓ Steht es dort oben geschrieben, daß nichts verziehen wird, daß die Liebe verdammt ist und daß man sie nicht büßen kann? Sprich! Sprich! Ich bin nicht verloren, wenn Du nicht willst! Ich bin nicht verloren, wenn Du mir ein Zeichen giebst! Ich fordere ja kein unmögliches Wunder ⁓ Ein einziges Zeichen ist mir genug, ein Zeichen, so klein, daß es niemand sieht! Wenn der Schatten der Lampe, der auf Deiner Stirn schläft, nur um Haaresbreite zuckt, will ich nicht gehen! Sieh mich

gnädig an, heilige Mutter! Ich blicke und blicke und warte und warte ...

Sie schaut der Jungfrau lange ins Antlitz. Alles schweigt. Nichts rührt sich.

Bellidor umschlingt sie und giebt ihr einen tiefen Kuß:

Komm! ...

Beatrix, den Kuß zum ersten Male erwidernd:

Ja! ...

Sie gehen eng umschlungen hinaus ∾ Es wird Tag ∾ Das Portal bleibt offen stehen ∾ Bald hört man den Galopp der Pferde in der Ferne verhallen ∾ Der Vorhang fällt langsam; kurz darauf schlägt die Klosterglocke und läutet mit lautem Klange den Morgen ein.



Zweiter Akt.



Während der Ouvertüre und vor Aufgehen des Vorhanges hört man die letzten Glockenschläge der Frühmette verhallen. Darauf hebt sich der Vorhang, und man erblickt dieselbe Szene wie im vorigen Akte; nur das Standbild der Jungfrau ist nicht mehr da, und der Sockel steht leer unter der ewigen Lampe. Das Portal ist wieder geschlossen, aber die Fenster des Ganges sind sämtlich geöffnet und funkeln im ersten Sonnenlicht. Vor dem Sockel steht die Jungfrau, jetzt lebend und Beatrix völlig gleich; nur strahlt sie über und über von einem himmlischen Glanze, den sie nicht unterdrücken kann. Sie nimmt Schleier und Mantel der flüchtigen Nonne von dem Gitter und legt sie über ihre strahlenden Gewänder. Dann wendet sie sich, halblaut singend, nach rechts und streckt ihre

Hand aus. Die Thür der Kapelle öffnet sich auf ihren Wink, und man sieht die Kerzen des Altars sich eine nach der andern magisch entzünden. Hierauf giebt sie dem Lichte der Lampe neue Kraft, während sie in ihrem himmlischen Gesange fortfährt, nimmt dann den Korb, der die Kleider für die Armen enthält, von dem Gitter fort und schreitet auf das Eingangsportal zu.

Die Jungfrau singt:

Allen weinenden Seelen,
Jeder nahenden Schuld
Oeffn' ich im Sternenkranze
Meine Hände voller Huld.

Alle Schuld wird zunichte
Vor der Liebe Gebet,
Keine Seele kann sterben,
Die weinend gefleht.

Verirrt sich die Liebe
Im irdischen Geheg,
So finden die Thränen
Zu mir ihren Weg . . .

Während der letzten Worte dieses Gesanges hört man zaghaft an das Klosterthor pochen. Die Jungfrau öffnet die beiden Flügel, und auf der Schwelle erscheint ein kleines, barfüßiges Mädchen von äußerst elendem und verwahrlostem Aussehen.

Die Jungfrau:

Guten Morgen, Allette. Was verbirgst du dich?

Allette, kommt furchtsam näher und bekreuzigt sich erschrocken und wie verzückt:

Schwester Beatrix, Ihr seht viel schöner aus als sie...

Die Jungfrau:

Es ist heute der Tag des Herrn, und ich bin sehr glücklich . . .

Allette:

Warum habt Ihr Licht auf Eurem Kleide?

Die Jungfrau:

Licht ist überall, wenn die Sonne aufgeht . . .

Allette:

Warum schimmern Sterne in Euren Augen?

Die Jungfrau:

Sie schimmern oft tief in betenden Augen . . .

Allette:

Warum habt Ihr Lichtstrahlen in Euren Händen?

Die Jungfrau:

Licht strahlt von allen Händen, die Almosen geben...

Allette:

Ich bin ganz alleine gekommen . . .

Die Jungfrau:

Wo sind unsre armen Brüder?

Allette:

Sie wagen nicht zu kommen — wegen des Aergernisses . . .

Die Jungfrau:

Welches Aergernisses?

Allette:

Sie haben Beatrix auf des Prinzen Roß davonreiten sehen.

Die Jungfrau:

Sehe ich nicht aus, wie die bescheidene Beatrix?

Allette:

Sie sagten, sie hätten sie gesehen und sie hätte mit ihnen gesprochen . . .

Die Jungfrau:

Aber Gott hat es nicht gesehen und hat nichts gehört...

Sie nimmt das Kind auf den Arm und drückt ihm einen Kuß auf die Stirn:

Oh, du meine kleine Allette! . . . Heute morgen bist du es allein, die ich küssen kann! . . . Die wissende Unschuld wird mich nicht verraten . . .

Sie schaut Alletten in die Augen

Wie rein ist doch die menschliche Seele, wenn man sie so sieht! . . . Die Engel sind schöner, aber sie haben keine Thränen . . . Komm, komm, mein armes Kind, ich sehe die Deinen im Geiste schon rinnen, und du wirst einst wissen wie viel ihrer waren . . .

Sie läßt Alletten auf die Schwelle nieder.

Wo sind unsre armen Brüder? Geh und sage ihnen, daß die Liebe voller Ungeduld ist; geh und sage ihnen, daß sie sich eilen . . .

Allette wendet den Kopf und blickt nach draußen:

Sie kommen, Schwester Beatrix . . .

In der That sind die Armen — Greise, Krüppel, Kranke, Weiber mit kleinen Kindern auf dem Arme u. s. w. — zaghaft herangekommen und glauben Beatrix wiederzuerkennen. Sie nähern sich scheu, erstaunt und zögernd der Schwelle und bleiben vor dem Portal stehen, blicken herein und warten.

Die Jungfrau, bückt sich über den Korb mit den Kleidern:

Worauf wartet Ihr, meine Brüder, und was ist geschehen? Sputet Euch! Sputet Euch! Die Sonne steigt bereits; es ist Zeit zum Gebet, und meine Schwestern kommen gleich vorbei. Dann wird das Thor geschlossen, und mit dem Almosen ist's für heute vorbei . . . Kommt alle her, es ist Zeit, sputet Euch, kommt Alle! . . .

Ein alter Armer, näher tretend:

Fromme Schwester, wir haben die Nacht zwei Gespenster gesehen . . .

Die Jungfrau giebt ihm einen Mantel, der sich beim Herausziehen aus dem Korbe mit Licht bedeckt:

Denkt nicht mehr an die Gespenster der Nacht . . .

Ein Krüppel, ebenfalls näher tretend:

> Fromme Schwester, wir haben schlechte Gedanken gehabt ...

Die Jungfrau nimmt aus dem Korb ein anderes Kleidungsstück, das mit leuchtenden Steinen übersät scheint:

> Mein Bruder, thu' die Augen auf; dies ist die Stunde der Vergebung ...

Ein armes Weib:

> Fromme Schwester, ich hätte gern ein Bahrtuch für meine Mutter ...

Eine Andre:

> Fromme Schwester, ich bitte um Windeln für unser Neugeborenes ...

Die Armen drängen sich seufzend und mit ausgestreckten Armen begierig um die Jungfrau, die über den Korb gebeugt steht und mit vollen Händen hineingreift ~ Aus den Kleidern, die sie herausnimmt, schießen Lichtstrahlen hervor; die Schleier funkeln, und das Leinen wird sonnenhell ~ Je mehr sie herausnimmt, desto verschwenderischer füllt sich der Korb mit immer kostbareren, immer glänzenderen Stoffen ~ Wie berauscht von ihrem eigenen Wunder teilt die Jungfrau ihre Schätze aus, überhäuft die dargehaltenen Hände mit Gaben, bedeckt die Schultern der Armen und hüllt die Kinder in leuchtende Gewänder.

Die Jungfrau:

Kommt alle her! Kommt alle her! Hier ist das bleiche Bahrtuch und hier das lachende Linnen ... Hier ist Leben und Tod und noch einmal Leben! Kommt alle her! Kommt alle! Dies ist die Stunde der Liebe, und die Liebe hat keine Grenzen! Kommt alle, helft Euch, vergebt Euren Schuldigern und mehrt das Leben um Euer Glück und Eure Thränen! ... Kommt alle, liebt Euch, betet für die, welche fallen! Kommt alle herein! Geht alle vorbei! Der Herr sieht das Böse nicht an, das ohne Haß geschieht ⁓ Kommt alle! Vergebt Euch, es giebt keine Sünde, der nicht Vergebung werden könnte ...

Die Armen sind jetzt mit kostbaren Gewändern schier überladen ⁓ Sie werden stutzig und verwirrt ⁓ Einige suchen das Weite, indem sie die mit Edelsteinen übersäten Stoffe in der Luft schwenken und Jubelschreie ausstoßen ⁓ Andre schluchzen vor Dankbarkeit und umringen die Jungfrau, um ihr die Hände zu küssen ⁓ Die meisten jedoch sind, wie von einem göttlichen Schauder erfaßt, auf den Stufen der Freitreppe schweigend niedergesunken und murmeln Gebete ⁓ Dann ertönt ein Glockenschlag; der Korb ist plötzlich leer, und die Jungfrau schiebt die sie umdrängenden Armen sanft hinaus, um das Thor hinter ihnen zu schließen.

Die Jungfrau, die beiden Flügel schließend:

Geht in Frieden, meine Brüder; die Stunde zum Gebet hat geschlagen.

Noch durch die geschlossene Thür vernimmt man das Gebetmurmeln der Armen, das sich allmählich in einen unbestimmten, begeisterten Dankhymnus verwandelt ~ Die Glocke schlägt zum zweiten und dritten Male, und von links erscheinen am Ende des Ganges die Nonnen, voran die Aebtissin, um zur Kapelle zu gehen.

Die Aebtissin bleibt vor der Jungfrau stehen, die mit geneigtem Haupt und über der Brust gekreuzten Armen am Portal steht und wartet:

> Schwester Beatrix, die Frühmette soll in diesen Sommermonaten immer ein Viertel vor Drei geläutet werden. Ihr fastet zur Strafe drei Tage und betet drei Nächte zu Füßen der Jungfrau, die Mutter war.

Die Jungfrau verneigt sich zum Zeichen ihres demütigen Gehorsams:

> Gelobt sei Gott, meine Mutter ...

Die Aebtissin schreitet unter den Gewölbebogen weiter und kommt bis zu dem Sockel der Statue, den die Wand, auf der die Thürwölbung ruht, ihren Blicken bisher entzog ~ Sie will vor der Statue niederknien, hält aber, als sie die Augen erhebt, plötzlich inne, stößt einen Schrei aus, läßt ihr Gebetbuch fallen und macht eine Gebärde unsäglichen Schreckens und Staunens.

Die Aebtissin:

> Sie ist nicht mehr da ...

Die Nonnen eilen bestürzt, dann wie wahnsinnig herbei, umringen die Aebtissin und drängen sich um den leeren Sockel. Nach der ersten Sekunde sprachlosen Starrens geraten Alle in neue Bewegung und schreien und seufzen durcheinander, die einen empört, die andern fassungslos schluchzend, jene stehend, diese kniend oder wankend und umsinkend.

Die Nonnen, durcheinander:

Sie ist nicht mehr da! — Die Jungfrau ist fort! — Das Bild ist gestohlen! — O Frevel, Frevel! — Unsere Mutter! — Kirchenraub, Kirchenraub! — Fromme Mutter, was sollen wir thun? — Das Kloster ist entweiht! Kirchenraub, Kirchenraub! — Das Haus wird zusammenstürzen! — Entweihung! Entweihung!

Die Aebtissin:

Schwester Beatrix! . . .

Die Jungfrau kommt näher, macht dicht vor dem Gitter halt. Sie blickt die Stelle, auf der ihr Ebenbild gestanden, fest an; ihr Gesicht und ihre starren Augen, die sich der Außenwelt zu verschließen scheinen, leuchten teilnahmslos in stiller Hoffnung.

Die Aebtissin:

Schwester Beatrix, Ihr hattet sie zu hüten! Euch lag es ob, Tag und Nacht über ihren Ruhm zu wachen, die dieses Kloster zum Schrein ihrer Gnade und zur Stätte ihrer Huld erkor. Ich würdige

Euren Schmerz und ich teile Euren Schrecken ~
Doch fürchtet nichts; die Absichten des Himmels sind uns bisweilen unerforschlich und machen unseren Eifer und unsre Wachsamkeit zu Schanden ~
Sprecht, steht mir Rede: Ihr müßt es gesehen haben, und Ihr müßt es wissen . . .

Die Jungfrau bleibt stehen.

Aber so antwortet mir doch! So redet doch! . . . Was habt Ihr? Ihr blickt so seltsam und für Augenblicke scheint Euer Antlitz sich zu erhellen . . . Und was habt Ihr da für Kleider an, die den unseren nicht gleich sind? . . . Täuschen mich meine Augen? Man möchte sagen, wenn man Euch so sieht, Ihr wäret nicht mehr dieselbe? . . . Und was verbergt Ihr da unter Eurem Mantel? Es leuchtet ja durch den Wollstoff hindurch?

Sie betastet den Mantel der Jungfrau.

Und was ist das mit diesem Stoffe, dessen durchsichtige Falten meine Hände mit Lichtstrahlen begleiten?

Sie öffnet den Mantel und bemerkt den Goldgürtel.

Barmherzigkeit! Was habt Ihr da!

Sie reißt ihr den Mantel ganz ab, und mit derselben Bewegung der Entrüstung und des Staunens auch den Schleier, der das Haar der Jungfrau bedeckte, sodaß diese — noch immer regungslos und schier empfindungslos — plötzlich

genau so gekleidet dasteht und völlig das Aussehen annimmt, wie die Statue, die vordem auf dem Sockel stand. Die Aebtissin und die sie umdrängenden Nonnen stehen bei diesem Anblick minutenlang bestürzt in traurigem, ungläubigem Schweigen ~ Die Aebtissin, die sich zuerst wieder faßt, bedeckt sich das Antlitz mit einer Bewegung des Grausens und der Verdammung.

Die Aebtissin:

Heiliger Gott! ...

Die Nonnen, durcheinander:

Unsere Madonna! — Die Jungfrau! — Sie hat das Standbild entkleidet! — Schwester Beatrix ... — Sie antwortet nicht! — O Teufel! Teufel! Die Steine werden schreien! — O Wahnsinn! Wahnsinn! Wahnsinn! — Grausige, grausige Unthat! — Warten wir nicht, bis der Blitz uns zerschmettert! — Entweihung! Entweihung!

Die Nonnen weichen entsetzt zurück und wollen fliehen.

Die Aebtissin hält sie mit bedeutender Gebärde und erhobener Stimme zurück:

Meine Töchter, hört mich ... Flieht nicht, meine Töchter! ... Erwarten wir unser Schicksal, laufen wir nicht auseinander! Alle unsere Hände und alle unsere Gebete wollen wir um die Frevlerin vereinigen und den Zorn des Himmels zu sänftigen suchen, der auf uns herabdroht ...

Schwester Clementine:

Ich bitte Euch, meine Mutter, warten wir nicht, bis ...

Schwester Felicitas:

Holen wir den Kaplan ...

Schwester Clementine:

Ich habe ihn hinten in der Kapelle gehen sehen ...

Die Aebtissin:

Ja, Ihr habt Recht! ... Geht, Schwester Clementine und Schwester Felicitas!

Die Genannten schreiten nach der Kapelle.

Eilt Euch! Eilt Euch! Er wird besser wissen, als wir, was zu thun ist, um den Sieg des Bösen und das Racheschwert des Erzengels zu hemmen — wenn es noch Zeit dazu ist ... O meine Schwestern, meine armen Schwestern! ... Das Entsetzliche hat keinen Namen mehr, und Eure Augen tauchen in den Abgrund der Hölle ...

Schwester Gisela, auf die Jungfrau zutretend:

Heiligtumsschänderin! ...

Schwester Balbine, ebenfalls auf sie zutretend:

Entweiherin! ...

Schwester Regine, wütend:

Teufel! Teufel! Teufel du!

Schwester Eglantine, mit schmerzbewegter, sanfter Stimme:

Schwester Beatrix, was hast du gethan! . . .

Wie die Jungfrau diese Stimme hört, wendet sie den Kopf und lächelt der Schwester Eglantine göttlich zu.

Schwester Balbine, zu Schwester Eglantine:

Sie blickt Euch an . . .

Schwester Gisela:

Sie scheint zu erwachen . . .

Schwester Eglantine:

Schwester Beatrix, du wußtest vielleicht nicht . . .

Die Aebtissin:

Schwester Eglantine, ich verbiete Euch, mit ihr zu reden . . .

In diesem Augenblick erscheint der Kaplan im priesterlichen Ornat, von den beiden Schwestern und Chorknaben gefolgt, auf der Schwelle der Kirchenthür.

Der Priester:

Meine Schwestern, betet für sie . . .

Die Aebtissin, auf die Kniee fallend:

Mein Vater, Ihr wißt . . .

Der Priester, mit harter Stimme:

Schwester Beatrix! . . .

Die Jungfrau bleibt unbeweglich stehen.

Der Priester, mit drohender Stimme:

Schwester Beatrix! ...

Die Jungfrau bleibt unbeweglich stehen.

Der Priester, mit furchtbarer Stimme:

Schwester Beatrix! Im Namen des lebendigen Gottes, dessen Zorn diese Mauern umwittert: ich rufe dich zum letzten Mal beim Namen ...

Die Aebtissin:

Sie hört nicht ...

Schwester Regine:

Sie will nicht hören! ...

Schwester Balbine, fassungslos:

O Verderben! Verderben über uns! ...

Schwester Gisela:

Mein Vater, bittet für uns! Erbarmt Euch unser!

Der Priester:

Es ist kein Zweifel mehr möglich ~ Darin erkenne ich den finsteren Trotz des Fürsten der Finsternis und des Vaters der Hoffahrt!

Zur Aebtissin gewandt:

Meine Schwestern, Euch überliefere ich sie. Die menschliche Nachsicht hat keinen Grund, der

ewigen Liebe vorzugreifen ~ Greift zu, meine Schwestern, greift zu! Schleppt die Schuldige vor die heiligen Altäre, und im Antlitz Dessen, dem die Engel dienen, reißt der Tempelschänderin die Gewänder und Kleinodien ab; knüpft Eure Gürtel los; dreht Eure Geißeln; langt von den Pfeilern die schweren Riemen für die Pflichtwidrigkeiten und die Zuchtruten für die schweren Büßungen! Vorwärts, vorwärts, meine Schwestern! Seid grausam mit Euren Armen und ohne Gnade mit Euren Händen! Die Barmherzigkeit ist es, die sie waffnet, und die Liebe segnet sie! . . .

Die Nonnen schleppen die Jungfrau fort, die gleichgiltig, teilnahmslos und willig in ihrer Mitte schreitet ~ Alle außer Schwester Eglantine haben bereits den doppelten, mit Knoten versehenen Strick von ihren Hüften losgeknüpft und dringen in die Kapelle, deren Thür sich hinter ihnen schließt, während der Priester, der allein zurückbleibt, sich vor dem Fußgestell zu Boden wirft ~ Ziemlich lange herrscht Schweigen ~ Dann plötzlich dringt durch die geschlossene Kirchenthür ein Gesang von unendlicher Lieblichkeit ~ Es ist das heilige Lied der Jungfrau, das Ave Maria Stella, wie von fernen Engelstimmen gesungen ~ Der Gesang wird allmählich deutlicher, kommt näher, schwillt an und scheint sich allüberall hin zu verbreiten, wie wenn eine immer zahlreichere Menge immer begeisterter und überirdischer einfiele ~ Zugleich entsteht in der Kapelle ein Getöse wie von umgestürzten Stühlen, hinfallenden

Kandelabern und umgerannten Chorstühlen, dazwischen irres Stimmgewoge ~ Die zwei Thürflügel werden heftig aufgestoßen, und das Schiff der Kapelle wird sichtbar; es glüht von Flammen und seltsamen Lichtern, die hin- und herwogen, sich entfalten und kreuzen ~ Neben ihrem überirdischen Glanze verblassen die Sonnenstrahlen, die von draußen in den Gang fallen ~ Frohlockende Hallelujas und Hosiannas erschallen an allen Enden ~ Die Nonnen erscheinen fassungslos verstört, verzückt, von überirdischer Freude und Bestürzung trunken; sie schwingen blendende Lichtbüschel und sind mit Wunderblumen, die ihre Ekstase noch mehren, schier überdeckt, auch von Kopf bis zu Füßen von lebenden Blumengewinden umrankt, die ihre Schritte hemmen ~ Von dem Blütenregen, der unaufhörlich von den Wölbungen herabrieselt, geblendet, versperren sie im Gedränge die zu enge Thür, taumeln die von den Wunderblumen übersäten Stufen herunter und entblättern bei jedem Schritte, den sie machen, ihre Blütenlast, die in ihren Händen wieder auflebt ~ Die Vordersten umringen den alten Priester, der sich jetzt wieder erhoben hat, während die Nachdrängenden in dem Meere lebendiger Blumen, das bis zu den Stufen des Portals brandet, gleichfalls näher kommen.

Die Nonnen, durcheinander aus der Kapelle herausströmend, den Gang erfüllend, singend und sich in dem Blumenschwalle umarmend:

Ein Wunder! Ein Wunder! Ein Wunder! —
O mein Vater, mein Vater! — Hosiannah!

Hosiannah! — Der Herr ist bei uns! — Mein Vater, ich kann nicht mehr sehen! — Der Himmel hat sich aufgethan! — Die Engel senken sich auf uns herab, und die Blumen verfolgen uns! — Hosiannah! Hosiannah! — Schwester Beatrix ist heilig! Läutet, läutet die Glocken, bis die Stränge reißen! — Schwester Beatrix ist heilig! Schwester Beatrix ist heilig!

Schwester Regine:

Als ich ihre heiligen Gewänder berühren wollte ...

Schwester Eglantine, mit leuchtenderen Blumen besät, als die Uebrigen:

Die Flammen sind hervorgeschossen und die Strahlen haben gesprochen ...

Schwester Clementine:

Die Engel des Altars haben ihr Antlitz ihr zugewandt ...

Schwester Gisela:

Die Heiligen falteten ihre Hände und neigten sich über sie ...

Schwester Eglantine:

Die Statuen der Pfeiler sind auf die Kniee gefallen ...

Schwester Felicitas:

Die Erzengel sangen und entfalteten ihre Flügel ...

Schwester Clementine:

Alle Blumen des Himmels quollen aus unseren Händen ...

Schwester Felicitas:

Meine Arme, die sie schlugen, übergossen sie mit Licht ...

Schwester Gisela, schwere Rosengewinde schwingend:

Lebendige Rosen befreiten sie aus ihren Banden ...

Schwester Balbine, üppige Liliensträuße schwingend:

Wunderbare Lilien sproßten an den Ruten! ...

Schwester Felicitas, lichte Palmen schwenkend:

Lange, goldene Palmen flammten an den Riemen ...

Die Aebtissin, sich vor dem Priester niederwerfend:

Mein Vater, ich habe gesündigt! Schwester Beatrix ist heilig ...

Der Priester, gleichfalls niederkniend:

Meine Töchter, ich habe gesündigt! Des Herrn Wege sind unerforschlich! ...

In diesem Augenblicke klopft es an das Portal des Klosters ~ Die Jungfrau erscheint auf der Schwelle der Kapellenthür ~

Sie sieht wieder wie eine Sterbliche aus und ist schlicht in den Mantel und Schleier der Nonne gekleidet Sie steigt die Stufen herab und schreitet gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen durch die niederknienden Schwestern über die Blumen, die sich alsbald wieder aufrichten, und versieht, als wäre nichts geschehen, die niedrigen Verrichtungen ihres frommen Dienstes Sie öffnet das Portal, durch das drei Pilger, Arme und Greise, ermattet eintreten; verneigt sich vor ihnen tief, nimmt von einem bronzenen Dreifuß, der in der Nähe steht, eine Kanne und ein silbernes Becken und gießt das Wasser stillschweigend über die staubigen Hände der Ankömmlinge.

Der Vorhang fällt langsam.



Dritter Akt.



Die selbe Scene. Das Standbild der Jungfrau steht wieder auf dem Postament, wie im ersten Akte; Mantel, Schleier und Schlüsselbund der Schwester Beatrix hängen wieder am Gitter. Die Thür der Kapelle steht offen und die Kerzen des Altars sind angezündet; die Lampe brennt vor der Statue und der Korb ist voll von Kleidern für die Armen, kurz, alles

befindet sich ganz in demselben Zustand, wie zu der Zeit, da die Nonne mit Prinz Bellidor floh ~ Nur das Eingangsportal ist geschlossen ~ Es ist Morgendämmerung zur Winterzeit ~ Die letzten Schläge der Frühmette verhallen soeben, und obwohl niemand läutet, sieht man den Glockenstrang in der Halle vor der Kapelle in der leeren Luft auf- und abschwingen ~ Nach Verhallen der letzten Schläge herrscht kurzes Schweigen ~ Plötzlich wird dreimal langsam hinter einander an die Klosterpforte gepocht ~ Beim dritten Schlage drehen sich die beiden Thorflügel von selbst in den Angeln und öffnen sich lautlos auf die schneebedeckte Landschaft, die verödet und verlassen daliegt ~ In dem Schneegestöber, das bis auf die Schwelle stäubt, erscheint, abgemagert und fast unkenntlich, mit zagen Schritten die einstige Schwester Beatrix, in Lumpen gekleidet ~ Ihr schon ergrautes Haar flattert ihr wild um das schmerzlich abgezehrte und fahle Antlitz, dessen glanzlose Augen den starren und ins Leere gerichteten Blick Sterbender und Verzweifelnder haben ~ Vor der weit offenen Thür hält sie einen Augenblick inne; dann, als sie niemanden gewahrt, wagt sie sich tastend, wankend und an den Thorflügeln Halt suchend in das Kloster und bohrt ihre Augen mit der Scheu eines lange gehetzten Tieres unruhig in das Halbdunkel des Ganges ~ Da dieser jedoch leer ist, macht sie noch ein paar furchtsame Schritte vorwärts ~ Als sie das Bild der Jungfrau erblickt, thut sie einen Schrei, in dem es wie von einer müden und eitlen Hoffnung auf Erlösung zu zittern scheint, eilt auf die Statue zu, sinkt auf die Kniee und fällt dann halb ohnmächtig zu Boden.

Beatrix:

Heilige Jungfrau, da bin ich ~ Verstoße mich nicht, ich habe nichts mehr auf der Welt ~ Immer hoffte ich, Dich noch einmal zu sehen, und nun kehre ich zu spät heim: meine Augen fallen mir zu, ich sehe Dein Lächeln nicht mehr; meine Hände ersterben, wenn ich sie zu Dir erhebe ~ Ich kann nicht mehr beten, ich kann nicht mehr sprechen, und ich habe so viele Thränen vergossen, daß ich den Mut verloren habe, zu weinen ~ Ich bin die arme Beatrix ~ Vergieb mir, wenn ich einen Namen nenne, den keine Lippe mehr nennen sollte ~ Du würdest mich ja doch nicht mehr als Deine Tochter anerkennen ~ Schau nur, wohin mich Liebe und Sünde gebracht haben, und alles, was die Menschen Glück nennen ~ Fünfundzwanzig Jahre sind nun verflossen, seit ich Dich verlassen habe; und wenn es Gott nicht gerne hat, daß die Menschen glücklich sind, so wird er mir nicht zürnen wollen, denn ich bin nie glücklich gewesen ~ Heute kehre ich zurück; ich verlange nichts mehr; die Stunde ist vorbei, und ich habe nicht mehr die Kraft, etwas zu empfangen ~ Ich komme, hier zu sterben, in diesem heiligen Hause, wenn meine Schwestern mir erlauben wollen, hinzusinken, wohin ich sinke ~ Sie wissen sicher alles ~ Drunten in der Stadt war das Aergernis über mein Leben so groß, daß sie davon gehört

haben müssen ∾ Aber sie wissen wenig, und Du weißt alles ∾ Und dennoch wirst Du nie ermessen, wie viel Böses man mich thun ließ und mir anthat ∾ Beichten will ich ihnen allen von den Qualen der Liebe . . .

Sie blickt um sich.

Aber warum bin ich allein? Das Haus ist verlassen, als ob meine Sünden es verödet hätten ∾ Wer mag wohl meinen Platz vor den heiligen Altären inne haben, und wer hütet die Schwelle, die mein Fuß befleckt hat? . . . Die Lampe brennt wie einst ∾ Ich sehe die Kerzen auf dem Altar flimmern ∾ Die Frühmette ist geläutet worden, und der Tag erwacht — und doch erscheint niemand . . .

Sie bemerkt Mantel und Schleier am Gitter.

Was ist das? . . .

Sie richtet sich ein wenig auf, rückt auf den Knien näher und betastet die Kleidungsstücke.

Meine armen Hände sind dem Tod schon so nahe, daß sie nicht mehr wissen, ob sie Dinge aus dieser Welt berühren, oder aus jener ∾ Ist das nicht der Mantel, den ich hier zurückließ ∾ vor fünfundzwanzig Jahren . . .?

Sie nimmt den Mantel vom Gitter und zieht ihn mechanisch an.

Er sieht eben so aus, aber er scheint sehr lang ∾

Damals paßte er mir, als ich noch aufrecht ging und glücklich war . . .

Sie nimmt den Schleier vom Gitter.

Und hier der große Schleier, der mich im Tod bedecken soll ~ Heilige Jungfrau, vergieb mir, ist dies Entweihung ~ Mich friert, und ich bin bloß; meine armseligen Kleider verbergen nicht mehr diesen Leib, der nicht mehr weiß, wo er sich verbergen soll ~ Warst Du es, heilige Mutter, die mir diese Kleider bewahrt hat und nun wiedergiebt, damit die höllischen Flammen, die meiner wohl harren, wenn die furchtbare Stunde schlägt, einen Augenblick zögern und nicht so grausam sind? . . .

Man hört Geräusch von Schritten und aufgehenden Thüren.

Doch was höre ich da? . . .

Die Glocke schlägt, wie im vorigen Akte, dreimal an und verkündet das Nahen der Nonnen im Gange.

Heilige Mutter! Die Thür geht auf und meine Schwestern kommen! Ich werde es nie über's Herz bringen ~ Erbarme Dich meiner, die Mauern erdrücken mich, das Licht erstickt mich, und meine Schande ist auf die Steine geschrieben! Oh! . . .

Sie sinkt ohnmächtig zu Füßen der Statue nieder ~ Der Zug der Nonnen, an der Spitze die Aebtissin, naht unter den Bogengewölben ganz wie im vorigen Akte und strebt der Kapelle zu ~ Mehrere unter den Nonnen sind im höchsten Alter; die Aebtissin schreitet mühsam und tief gebückt,



auf ihren Krückstock gestützt~ Sie haben die Scene kaum betreten, als sie Schwester Beatrix gewahren, die regungslos quer über den Gang gestreckt liegt~ Sie eilen erschrocken, bestürzt und verzweifelt auf sie zu und bemühen sich um sie.

Die Aebtissin, sie zuerst bemerkend:

Schwester Beatrix ist tot! . . .

Schwester Clementine:

Der Herr hat sie uns gegeben, der Herr hat sie uns genommen . . .

Schwester Felicitas:

Ihre Krone wartete auf sie, und die Engel harrten ihrer . . .

Schwester Eglantine, Beatrixens Kopf aufhebend und stützend und sie mit einer Art andächtiger Scheu umarmend:

Nein, sie ist nicht tot; sie zittert und atmet . . .

Die Aebtissin:

Seht nur, wie bleich sie ist, wie abgemagert sie aussieht . . .

Schwester Felicitas:

Man möchte sagen, diese Nacht hat sie um zehn Jahre älter gemacht . . .

Schwester Felicitas:

Sie muß gelitten haben und bis zum Morgen gerungen.

Schwester Clementine:

Sie war ganz allein gegen ein Heer von Engeln, das sie entführen wollte . . .

Schwester Eglantine:

Ja, sie war schon gestern Abend sehr leidend ~ Sie zitterte und weinte, sie, die seit dem Tage des Blumenwunders das Lächeln des Wunders in ihren Augen hegte ~ Sie wollte nicht, daß ich ihren Dienst versähe und sagte: ich warte auf die Rückkehr meiner Heiligen . . .

Schwester Balbine:

Welche Rückkehr? Welche Heilige? . . .

Die Aebtissin, blickt zufällig auf und sieht das Bild der Jungfrau wieder auf dem Postamente:

Aber da ~ da ist sie ja wieder ~ Die Jungfrau ist wiedergekommen! . . .

Die Nonnen horchen auf, blicken gleichfalls hin und werfen sich frohlockend dem Bilde zu Füßen ~ Nur Schwester Eglantine ist bei Schwester Beatrix geblieben und fährt fort, ihren ohnmächtigen Körper zu stützen.

Die Nonnen, freudetrunken:

Die Jungfrau ist wieder da! — Unsere Jungfrau! Unsere Jungfrau! — Sie hat alle ihre Kleinodien wieder! — Ihre Krone ist noch schöner, als einst! — Ihre Augen sind tiefer geworden! — Ihre Blicke sind sanfter! — Vom Himmel herab ist

sie zu uns zurückgekehrt! Und sie hat sie uns zurückgeführt! — Ja, ja, auf den Flügeln ihrer heiligen Gebete ...

Schwester Eglantine:

Kommt schnell her! Kommt alle her! Ich höre ihr Herz nicht mehr pochen! ...

Die Nonnen wenden sich wieder der Ohnmächtigen zu und bemühen sich um sie.

Schwester Clementine, an ihrer Seite niederkniend:

Schwester Beatrix! Schwester Beatrix! Verlaß Deine Schwestern nicht am Tage des großen Wunders! ...

Schwester Felicitas:

Die Jungfrau lächelt Dir zu, und ihre Lippen rufen Dich ...

Schwester Eglantine:

Ach, sie hört nicht ~ Sie scheint zu leiden ~ Seht nur die tiefen Furchen in ihrem Antlitz ...

Schwester Clementine:

Tragen wir sie doch auf ihr Bett dort in ihre Zelle ...

Schwester Eglantine:

Nein, lassen wir sie lieber hier in der Nähe der Jungfrau, die sie liebt und mit Wundern umgiebt ...

Einige Nonnen eilen in die Zelle und kommen mit Decken und Linnen zurück, auf denen Beatrix zu Füßen der Statue gebettet wird.

Schwester Clementine:

Sie atmet kaum noch ~ Oeffnet ihr den Mantel und befreit sie von dem Schleier.

Es geschieht, wie sie gesagt, und die Nonnen bemerken die Lumpen, in die Beatrix gekleidet ist.

Schwester Felicitas:

Fromme Mutter, habt Ihr die rinnenden Lumpen gesehen?

Schwester Balbine:

Sie ist ganz mit schmelzendem Schnee bedeckt ...

Schwester Clementine:

Ihr Haar ist weiß geworden, ohne daß wir es bemerkt hätten ...

Schwester Felicitas:

Ihre nackten Füße sind mit Straßenschmutz bedeckt ...

Die Aebtissin:

Schweigt, meine Töchter, wir leben in der Nähe des Himmels, und die Hände, die sie berühren, werden licht bleiben ...

Schwester Eglantine:

Ihre Brust hebt sich wieder, und ihre Augen öffnen sich ...

In der That thut Schwester Beatrix die Augen auf, hebt den Kopf ein wenig und blickt um sich.

Schwester Beatrix, wie vom Traum erwachend und noch geistesabwesend, mit sehr ferner Stimme:

Als meine Kinder starben — Warum lächelt Ihr? Sie sind vor Elend gestorben ...

Die Aebtissin:

Wir lächeln nicht, aber wir sind glücklich, daß wir Euch zum Leben zurückkehren sehen ...

Schwester Beatrix:

Daß Ihr mich zum Leben zurückkehren seht ...

Etwas bewußter um sich blickend:

Ja, ja, ich entsinne mich: aus der Tiefe meiner Trübsal bin ich hierher zurückgekehrt — Blickt mich nicht so bestürzt an, ich werde Euch keinen Anlaß zu Aergernis mehr geben, und Ihr sollt mit mir machen, was Ihr wollt — Keiner soll es wissen, wenn Ihr fürchtet, daß geredet wird, und ich werde nichts sagen — Ich bin allem preisgegeben, denn sie haben alles gebrochen in meinem Körper und in meiner Seele — Ich weiß wohl, ich weiß wohl, Ihr könnt nicht so lange warten, bis ich hier auf der Stelle sterbe und zu Füßen dieses

Heiligenbildes ~ So nahe bei der Kapelle und allem, was rein und heilig ist ~ Ihr seid sehr gut, daß Ihr Geduld gehabt habt und mich nicht gleich wieder vertrieben ~ Doch, wenn Ihr könnt und Gott es zuläßt: verstoßt mich nicht zu weit von diesem Hause ~ Ihr braucht mich nicht zu pflegen, Ihr braucht mich auch nicht zu beweinen ~ Denn ich bin zwar sehr krank, aber ich leide nicht mehr ~ Warum habt Ihr mich auf dieses weiße Linnen gebettet? Ach, weißes Linnen ist nur noch ein Vorwurf für mich: faules Stroh, das ist alles, was der gefallenen Sünderin ziemt ~ Aber Ihr blickt mich alle an und sagt nichts? Ihr seht mich nicht entrüstet an ~ Ich sehe Thränen in Euren Augen ~ Ich glaube, Ihr habt mich noch gar nicht wieder erkannt . . .

Die Aebtissin, ihre Hände küssend:

Aber ja doch, ja doch, wir erkennen Euch wieder. Ihr seid unsere Heilige . . .

Schwester Beatrix, zieht ihre Hand wie mit Entsetzen heftig zurück:

O küßt diese Hände nicht! Sie thaten so viel Böses . . .

Schwester Clementine, ihre Füße küssend:

Ihr seid die auserwählte Seele, die uns vom Himmel wiederkehrt . . .

Schwester Beatrix:

Küßt diese Füße nicht, die auf den Pfaden der Sünde wandelten ...

Schwester Eglantine, ihre Stirn küssend:

Aber küssen wollen wir diese reine Stirn, die von Wundern gekrönt ist ...

Schwester Beatrix verbirgt ihre Stirn mit den Händen:

Aber was wollt Ihr denn thun, und was ist geschehen? Man verzieh doch nicht, da ich glücklich war ~ Berührt diese Stirne nicht, hinter der das Laster wohnte ~ Wer seid Ihr denn, daß Ihr sie berühret? Ich weiß nicht, ob meine müdeu Augen mich täuschen, aber wenn sie noch recht sehen, so seid Ihr Schwester Eglantine ...

Schwester Eglantine:

Freilich, ich bin Schwester Eglantine, die Ihr so liebtet ...

Schwester Beatrix:

Euch habe ich vor fünfundzwanzig Jahren gesagt, daß ich unglücklich wäre ...

Schwester Eglantine:

Es sind jetzt fünfundzwanzig Jahre her, daß Gott Euch vor allen Euren Schwestern auserkor ...

Schwester Beatrix:

Ihr sagt das ohne irgend welche Bitterkeit ~ Ich verstehe nicht recht, wie mir geschieht ~ Ich bin

schwach und krank ⁓ Ich werde mir nicht recht klar darüber, und alle Eure Worte setzen mich in Erstaunen ⁓ Ich erwartete nicht ⁓ Aber ich glaube, Ihr täuscht Euch ⁓ Ich bin ⁓ Oh macht das Zeichen des Kreuzes und verhüllt Euer Antlitz ⁓ Ich bin ⁓ Schwester Beatrix . . .

Die Aebtissin:

Aber gewiß, wir wissen es, Ihr seid Schwester Beatrix ⁓ Ihr seid unsere Schwester, Ihr seid die reinste unter uns, das Wunderlamm Gottes, die unbefleckte Flamme, das Kind der Engel . . .

Schwester Beatrix:

Ach, Ihr seid es, meine Mutter! Ich hatte Euch nicht recht erkannt ⁓ Ihr ginget ganz aufrecht, und nun seid Ihr so gebeugt ⁓ Ich bin auch gebeugt und nun auch gefallen ⁓ Ich erkenne Euch alle; die dort ist Schwester Clementine . . .

Schwester Clementine, verneigt sich lächelnd:

Ja ⁓ Ja . . .

Schwester Beatrix:

Und Ihr Schwester Felicitas . . .

Schwester Felicitas, ebenfalls lächelnd:

Ja, ich bin Schwester Felicitas, die nach dem Blumenwunder zuerst aus der Kirche kam . . .

Schwester Beatrix:

Ihr habt nicht gelitten, doch Ihr scheint traurig ~ Ich war die Jüngste unter Euch und nun bin ich die Aelteste . . .

Die Aebtissin:

Die göttliche Liebe ist eine schwere Last . . .

Schwester Beatrix:

Nein, die Liebe des Mannes, das ist die große Bürde ~ Ihr verzeiht mir auch? . . .

Die Aebtissin, zu Beatrixens Füßen niederkniend:

Meine Tochter, wenn jemand der Verzeihung bedürfte, so bin ich es, die sich endlich zu Euren Füßen niederwerfen kann . . .

Schwester Beatrix:

Aber wißt Ihr denn nicht, was ich that?

Die Aebtissin:

Ihr thatet nichts als Wunder und waret seit dem Tag des Blumenwunders das Licht unserer Seelen, der Weihrauch unserer Gebete, die Pforte des Ueberirdischen und die Quelle der Gnade . . .

Schwester Beatrix:

Ich bin vor fünfundzwanzig Jahren mit dem Prinzen Bellidor entflohen . . .

Die Aebtissin:

Von wem sprecht Ihr da, meine Tochter ...

Schwester Beatrix:

Von wem? Von mir spreche ich ~ Wollt Ihr mich denn nicht verstehen? Ich verließ Euch eines Nachts vor fünfundzwanzig Jahren ~ Nach drei Monaten verlosch seine Liebe ~ Ich verlor die Hoffnung, ich verlor den Verstand, ich verlor die Scham ~ Alle Männer nach einander entweihten diesen Leib, der seinem Gott abtrünnig worden ~ Ich fiel so tief; die Engel selbst mit ihren großen Flügeln hätten sich nicht wieder daraus hochgeschwungen ~ Ich habe so viele Verbrechen begangen, daß ich zuweilen selbst das Verbrechen besudelt habe ...

Die Aebtissin, legt ihr sanft die Hand auf den Mund:

Redet nicht mehr, meine Tochter; ein schwarzer Traum versucht Euch ~ Der Schmerz steigt Euch zu Kopfe und macht Euch rasen ...

Schwester Clementine:

Das Wunder hat sie erschöpft ...

Schwester Felicitas:

Die große Gnade schmettert sie nieder ...

Schwester Eglantine:

Die Himmelsluft bedrückt sie ...

Schwester Beatrix wehrt entrüstet ab, stößt die Hand der Aebtissin zurück und richtet sich auf ihrem Lager halb auf:

Nein, nein, ich sage Euch ja — Es ist nicht das Fieber, die Wahrheit ist es, die mich reden läßt. Nicht Himmelsluft, die Erdenluft, und was geschehen ist, das drückt mich nieder — Ach, Ihr seid zu sanftmütig und zu unerschütterlich in Eurem guten Glauben, und Ihr wißt nichts! — Aber ich will lieber geschmäht werden, ich will lieber bis auf den Boden gedemütigt werden, nur sollt Ihr endlich hören — Ja, Ihr lebt hier, Ihr sprecht Eure Gebete, Ihr thut Buße und glaubt an Vergebung — Aber ich, seht Ihr, ich und alle meine Schwestern, die draußen leben und keine Ruhe haben, die weiter gehen, als sie büßen können ...

Die Aebtissin:

Betet, betet, meine Schwestern, dies ist die letzte Prüfung ...

Schwester Eglantine:

Es ist der Teufel, der dem Triumph der Engel trotzt ...

Schwester Beatrix:

Ja, ja, der Teufel! Der Teufel herrscht! Seht diese Hände! Sie sind nicht mehr wie Menschenhände — Sie können sich nicht mehr öffnen — Ich mußte sie auch verkaufen, nach Leib und Seele —

Man verkauft auch die Hände, wenn einem nichts mehr bleibt . . .

Die Aebtissin wischt Beatrix den strömenden Schweiß von der Stirn:

Mögen die Engel des Himmels, die über Deinem Lager wachen, ihre Schwingen gnädig über Deine strömende Stirn breiten . . .

Schwester Beatrix:

Ha, die Engel des Himmels! Wo sind die! Was treiben sie? Habe ich Euch nicht gesagt? Ich habe meine Kinder nicht mehr ~ Die drei schönsten starben, als ich nicht mehr schön war ~ Und das letzte habe ich eines Nachts getötet, als der Wahn mich erfaßte, daß es nicht mehr leiden sollte ~ Und andre, die geboren werden sollten, sind nicht zur Welt gekommen ~ Und die Sonne schien weiter, die Sterne schienen wieder, die Gerechtigkeit schlief, und nur die Schurken waren stolz und glücklich . . .

Die Aebtissin:

Um die großen Heiligen ist der Kampf am furchtbarsten . . .

Schwester Eglantine:

An der Pforte des Himmels hemmt die höllische Flamme das brünstigste Streben mit vergeblicher Wut . . .

Schwester Beatrix, fällt erschöpft zurück:

Ich kann nicht mehr ~ Ich ersticke ~ Macht mit mir, was Ihr wollt, aber sagen mußte ich's Euch doch . . .

Schwester Eglantine:

Die Erzengel tragen sie gen Himmel . . .

Schwester Felicitas:

Die himmlischen Heerschaaren haben ihr den Frieden wieder erstritten . . .

Die Aebtissin:

Der böse Traum ist gewichen ~ Meine arme heilige Schwester, nicht wahr, Ihr lächelt jetzt im Gedanken an die Lästerungen, die Ihr gesagt habt ~ Eine höllische Stimme ließ Euren Mund irre reden und sprach aus Euch im Drange der letzten Niederlagen . . .

Schwester Beatrix:

Das war meine Stimme . . .

Die Aebtissin:

Meine gute heilige Schwester, beruhigt Euer Herz, habt keine Reue ~ Das war nicht die Stimme, die wir alle kannten, die teure sanfte Stimme, die die Engel herbeirief und den Kranken Trost spendete und uns so viele Jahre hindurch zum Gebete rief . . .

Schwester Eglantine:

Fürchtet nichts, meine Schwester, man verliert nicht so ohne weiteres in den letzten Kämpfen die Palme und Krone eines Lebens voller Unschuld, Gebet und Liebe ...

Schwester Beatrix:

Nicht eine Stunde seit der Unglücksnacht, nicht eine Stunde in diesem ganzen Leben war frei von Todsünde ...

Die Aebtissin:

Meine Tochter, betet zu Gott, Ihr seid die Heiligste, die lebt, aber der Feind versucht Euch, Zweifel verwirren Euren Sinn ~ Wie hättet Ihr all diese schrecklichen Sünden begehen können? Dreißig Jahre sind es nun her, daß Ihr hier seid als die demütige Magd des Altars und der Schwelle ~ Meine Augen folgten Euch in allen Euren Gebeten und allen Euren Handlungen ~ Ich kann sie vor Gott verantworten wie meine eigenen ~ Gebe der Himmel, daß die meinen den Euren gleich wären! Nicht im Schutze dieser Mauern, draußen in der verderbten Welt mag die Sünde triumphieren ~ Diese Welt ist Euch, Gott sei gepriesen, noch unbekannt, und nie habt Ihr den Schatten des Heiligtums verlassen ...

Schwester Beatrix:

Nie verlassen, sagt Ihr ~ Meine Mutter, ich weiß nicht mehr, und es ist zu lange her ~ Ich bin dem Tode nahe, aber man könnte mir die Wahrheit sagen ~ Bin ich es, die getäuscht wird, oder verzeiht man mir, ohne mich hören zu wollen? . . .

Die Aebtissin:

Man verzeiht gar nicht, man täuscht auch niemanden ~ Wir haben Euch Tag für Tag gesehen, wie Ihr Eures Amtes waltetet, aufmerksam auf unsere Tagesregeln und Stunden, auf all die demütigen Pflichten des Almosens und der Schwelle . . .

Schwester Beatrix:

Meine Mutter, ich bin hier, ich wähne nicht mehr zu träumen ~ Seht Ihr diese Hand, die meine Nägel zerreißen? Seht Ihr das rinnende Blut? Es rinnt wirklich ~ Ich habe keine andren Beweise mehr ~ Nun, so sagt mir, ob Ihr Mitleid habt ~ Wir sind in Gottes Nähe, man ist immer in Gottes Nähe, wenn man vor dem Tode steht ~ Wenn Ihr nicht wollt, werde ich nichts mehr sagen ~ Aber wenn Ihr könnt, sagt mir um der Barmherzigkeit willen: Was hat man gesagt, und was hat man gethan, als eines Morgens vor fünfundzwanzig Jahren das Thor weit aufstand,



der Gang leer, der Altar verlassen war und mein Schleier und Mantel ~ Ich kann nicht mehr, meine Mutter . . .

Die Aebtissin:

Meine Tochter, ich verstehe wohl: diese Erinnerung verwirrt und bedrückt Euch noch ~ Es ist wahr, vor fünfundzwanzig Jahren fand das große Wunder statt, wo Gott Euch auserkor ~ Die Jungfrau verließ uns und kehrte zum Himmel zurück ~ Aber ehe sie uns verließ, bekleidete sie Euch mit ihrem heiligen Gewand und Schmuck, setzte ihre goldene Krone auf Euer Haupt und lehrte uns so in ihrer grenzenlosen Güte, daß Ihr ihren Platz einnehmen solltet, so lange sie fern bleibt . . .

Schwester Beatrix:

Wer aber hat denn meinen Platz eingenommen? . . .

Die Aebtissin:

Niemand, denn Ihr waret ja hier . . .

Schwester Beatrix:

Ich wäre hier gewesen, unter Euch? Ich war hier alle Tage? Ich ging, ich sprach, und Eure Hände berührten mich? . . .

Die Aebtissin:

Wie meine Hände Euch zu dieser Stunde berühren, mein Kind . . .

Schwester Beatrix:

Meine Mutter, ich weiß nicht mehr ~ Ich glaube, mir fehlt die Kraft, zu verstehen ~ Ich fordere nichts, ich unterwerfe mich nach wie vor ~ Ich merke, Ihr seid sehr gut, und der Tod ist sehr sanft ~ Wie, wißt Ihr denn, daß die Seele unglücklich ist? Man verzieh doch nicht, da ich noch hier lebte ~ Ich habe mir oft gesagt, wenn ich unglücklich war, Gott würde nicht mehr strafen, wenn er alles wüßte ~ Aber Ihr seid glücklich, und Ihr habt doch gewußt ~ Ehedem kannten die Menschen die Trübsal nicht ~ Ehedem verdammten sie die Sünde ~ Jetzt verzeiht alles, und alles scheint zu wissen ~ Es ist, als ob ein Engel die Wahrheit verkündet hätte ~ Meine Mutter, und auch Ihr, Schwester Eglantine, reicht mir Eure Hand ~ Ihr zürnt mir nicht mehr? Sagt allen Schwestern ~ Ja, was soll man ihnen sagen? Meine Augen öffnen sich nicht mehr, und meine Lippen werden starr ~ Ich werde endlich schlafen ~ Ich lebte in einer Welt, wo ich nicht wußte, was Haß und Bosheit wollten, und ich sterbe in einer andern, in der ich nicht fasse, wo Güte und Liebe hinaus wollen . . .

Sie fällt erschöpft auf ihr Lager zurück. Schweigen.

Schwester Eglantine:

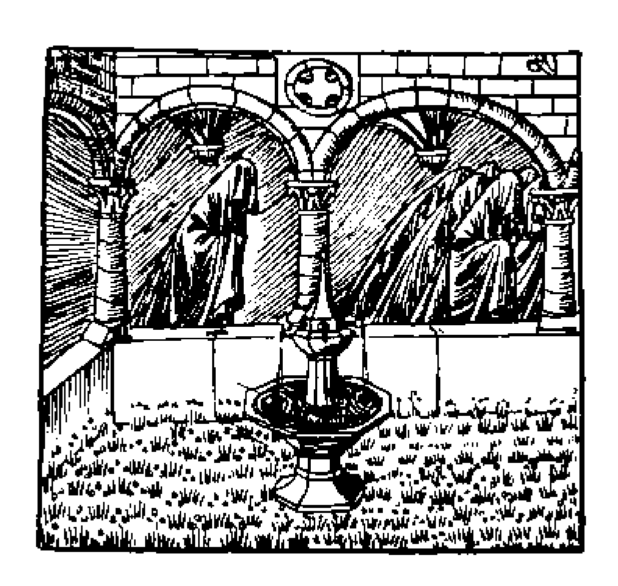
Sie schläft . . .

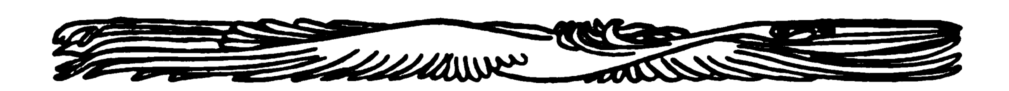
Die Aebtissin, niederkniend:

Betet, betet, meine Schwestern, bis zur Stunde des Triumphes! . . .

Die Nonnen knien an Beatrixens Lager nieder. Der Vorhang fällt langsam.

Ende.





Schwanenlied.

Wenn die Augen brechen,
Wenn die Lippen nicht mehr sprechen,
Wenn das pochende Herz sich stillet,
Und der warme Blutstrom nicht mehr quillet:
O, dann sinkt der Traum zum Spiegel nieder,
Und ich hör' der Engel Lieder wieder,
Die das Leben mir vorübertrugen,
Die so selig mit den Flügeln schlugen
Ans Geläut der keuschen Maies-Glocken,
Daß sie all die Vöglein in den Tempel locken,
Die so süße, wild entbrannte Psalmen sangen:
Daß die Liebe und die Lust so brünstig rangen,
Bis das Leben war gefangen und empfangen;
Bis die Blumen blühten;
Bis die Früchte glühten
Und gereift zum Schoß der Erde fielen,
Rund und bunt zum Spielen;
Bis die goldnen Blätter an der Erde rauschten,
Und die Wintersterne sinnend lauschten,
Wo der stürmende Sämann hin sie säet,
Daß ein neuer Frühling schön erstehet.

Stille wird's, es glänzt der Schnee am Hügel,
Und ich fühl' im Silberreif den schwülen Flügel,

Möcht ihn hin nach neuem Frühling zücken;
Da erstarret mich ein kalt Entzücken —
Es erfriert mein Herz, ein See von Wonne,
Auf ihm gleitet still der Mond und sanft die Sonne;
Unter den sinnenden, denkenden, klugen Sternen
Schau ich mein Sternbild an in Himmelsfernen;
Alle Leiden sind Freuden, alle Schmerzen scherzen,
Und das ganze Leben siecht aus meinem Herzen:
Süßer Tod, süßer Tod
Zwischen dem Morgen- und Abendrot!

Clemens Brentano.



Acht Gedichte aus dem Buche Glück.
Von Otto Julius Bierbaum.

1. Vorwort zum Buche Glück.

Wer diese Verse liest, die nur von Liebe singen,
Der wisse wohl: es ist kein heißer Atem,
Der ihre Flügel hebt, und kein Begehren.
Das Glück hat sie gesungen, nicht der Wunsch.

Vielleicht ist Sehnsucht ganz von ferne drin,
Doch also fern, daß nur ein leises Rauschen
Aus diesem weiten Meere tröstlich klingt,
Nicht brausend, drohend.
Bin ich doch ein Mönch

In Mauernfrieden, Stille um mich her
Und rings ein Glanz von milden Zärtlichkeiten.

Beruhigung hat endlich mich erquickt,
Versunkenheit ward mir so ganz zu teil,
Daß all mein hingegangen Leben nun
Dem Herzen wie ein Wolkenbild erscheint,
Dem nachzublicken mir Erfreuung ist.

So falt ich meine Hände voller Dank
Und will nichts mehr, als daß es also bleibe.
Ich habe mich. Ich fühle innerlichst:
So wachs ich recht aus meines Wesens Kern,
Und eine Sonne ist mir glänzend hold,
Die nicht versengt und nimmermehr vergeht.



2. Vorgesicht.

Du mit deinem goldenen Haare,
Schönes Mädchen, Wunderbare:
Da du mir gewogen bist,
Und mir deine Sonnen scheinen,
Darf ich, und ich will es, meinen,
Daß dies Leiden und mein Weinen
Nur ein Traum gewesen ist.

Nur ein Traum, und jetzt ist Leben,
Und ich darf es mir vergeben,
Daß so häßlich ich geträumt.
Alles wird im Lichte helle,
Das Verdrießlichste geht schnelle,
Trittst du über meine Schwelle,
Hat der Grimm das Feld geräumt.

Deine Schöne, deine Güte,
Daß sie lange mich behüte!
Weiter wünscht mein Herz nichts mehr.
Mir den Abend zu bereiten,
Mich durch tiefste Seligkeiten
Ins Vergessen zu begleiten,
Kamst du mir vom Himmel her.



3. Pulchra ut sol, clara ut lux.

In einer Kirche sah ich goldne Statuen
Von Engeln, die auf ihrer Schultern Macht und Pracht
Das Chorgewölbe trugen. Wie aus Griechenland,
Mit klarem Antlitz, rosenkranzgeschmückt,
Goldlockig, edel standen sie und lächelten.

Vier Engel waren's, und von goldnen Lettern schien
Aus dämmerigem Dunkel leuchtend dieser Satz:

Pulchra ut sol, clara ut lux.
Ich träumte oft
Von diesen Engeln, und voll Andacht war mein Herz,
Wenn ich die Augen schloß und mir das holde Bild
In seiner strengen Schönheit hell aufsteigen ließ
Und ganz umfaßte. Aber niemals wagt ich es,
An sie zu glauben, ja, ein großes Trauern war
In meiner Seele, daß aus Gold nur oder Stein
Der Künstler solche Schönheit selig bilden kann,
Indes Natur sie ewig strenge uns versagt.

Jetzt ist es anders. Heiter, aller Gnaden voll
Geh ich umher und bin ein selig Wissender,
Und, schließe ich die Augen, denk ich jetzt nicht mehr
An jene goldnen Vier in Kirchendämmerung.



4. Beata.

In ekle Mißgestalt verstellt,
Als schäbiger Schächer, schlich sich feig
Das böse Schicksal in mein Haus
Und stahl mit kalter krummer Hand
Scheeläugig, hinterlistig mir
Der Seele goldnes Heiligtum.

Da war ich viele Wochen lang
Vor Schrecken stumm und war so leer,
Daß es mir schien, es sei mein Herz
Von dieses Unholds dürrer Hand
Mir aus lebendgem Leib geraubt.
Jetzt aber fühl ichs wieder heiß
Und Schlag für Schlag und Klang für Klang;
Und Reime reihen sich im Tanz
Des Lebens, das von innen quillt;
Und Alles ist so gut, so gut,
Als wär ich reicher, wie zuvor.

Wer hat dies Wunder mir gethan?
Wer schloß die Wunde mir so zu,
Daß keine heiße Narbe glüht?

Die Hand, die dies that, weiß es nicht,
Das Wesen, das mich so erhob,
That seine Gnade unbewußt,
Wie Gott wohl sein Erbarmen übt,
Wenn irgend wer in Leiden liegt.
Läßt seine Sonne drüber gehn,
Umschließt die Welt und macht gesund.



5. Mit der Stielbrille.

Noch immer sprichts in mir: Es kann nicht sein,
Es ist ein wüster, widerlicher Traum;
Ich muß mich schämen, daß ich so geträumt.
Und hin zu ihr und ihr die Hand geküßt:
Vergieb mir, du, ich sah im Traum dich schlecht,
Mein Traum hat dich beleidigt; ich bin krank,
Daß ich so frevelhaften Wahnsinn spann.
Und dann erwach ich in die Wirklichkeit
Und seh mich um und sehe mich allein
Und weiß und sag es laut zur leeren Wand:
Bonjour madame, ich habe mich geirrt,
Es war kein Traum, jedoch ein Träumer ich.
Bonjour madame et bon plaisir, die Welt
Ist höchst verwunderlich und ein Roman.
Man muß sie nehmen, wie sie ist, Madam.
Man muß nicht meinen, sie sei so und so,
Und muß aus Träumen sich kein Goldgespinst
Um Stirn und Auge legen, nein, Madam,
Mit klarem Auge, lächelnd und moquant,
Muß man sie ansehn wie ein Kavalier
Zur sehr gescheiten Zeit des Roccoco,
Das Stielglas vor der Nase und, ahü,
Ein wenig hüsteln, wenn man etwa merkt,
Sie sei nur eine Dirne, keine Fee.



6. Patrona navis.

Nun darf ichs sagen, daß ich viele Jahre
Verworfen war und schlimm umhergetrieben
In Tiefen, die voll Schlamm und Grauen sind.
Jetzt geht mein Weg ins hingebreitet Klare,
Und kaum Erinnrung ist mir mehr geblieben
An jene Jahre wüst und leer und blind.
Glück heißt das Schiff, auf dem ich selig fahre,
Dein Name ist ihm golden aufgeschrieben,
Und alle Segel sind voll gutem Wind.



7. Entsagung.

Fahl zieht der Strom in letzter Abendhelle,
Bald wird es Nacht und Alles Schweigen sein.
Nun kommt die Zeit, daß ich mein Glück bestelle,
Dies schwarze Aehrenfeld, dies Dein und Mein.

Das ist viel stiller, als das tiefste Schweigen
Und ist viel schwärzer als die tiefste Nacht;
Die hohen Halme beugen sich und neigen
Ehrfürchtig ihrer schweren Aehren Pracht.

Denn du bist dort. In deinem weißen Kleide,
Von dem ein Leuchten wie von Sternen weht
Und ein Gesang vom Rauschen deiner Seide,
Wenn leis dein Fuß durch diese Aehren geht.



8. Hans im Gehäuse.

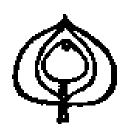
Ach, daß mein Herz noch einmal beben könnte
In dieser ungestümen Seligkeit,
Daß ich das Glück noch einmal leben könnte
Der unbedachten Hingegebenheit.

Als ich mein Leben auf zwei Augen setzte,
In denen ich die Himmel leuchten sah,
Als ich Verstand wie einen Strohwisch schätzte,
Wie war ich Narr, wie war ich König da.

Heut weiß ich viel und bin so voll Verstande,
Daß Wahn und Glück mir gleich verboten sind;
Mein Leben rinnt kalt und bedacht im Sande,
Und meine Augen sind den Himmeln blind.

Ich gäbe viel um jene Thorennächte,
Da in die Kissen ich geweint, gestöhnt,
Gebenedeit, wer mir es wiederbrächte,
Dies Thränenglück, das mein Verstand verhöhnt.

Da sitz ich nun und bastele Figuren,
Und mir heißt Glück, daß ich ein Meister bin;
Mein Meisterstück: Zwei gräßliche Lemuren
Verscharren eine blonde Königin.





Drei Briefe aus fremden Sphären.
Von Kurt Martens.

I.

Edith an ihren Vater.

ieber Papa! Nun thue ich es doch, daß ich Dir Adieu sage, weil er es meint. Ich habe nichts geschrieben, als ich ging und wollte auch niemals wieder von mir hören lassen; denn ich dachte mir, es hätte keinen Sinn ~ Gewiß hast Du geglaubt, daß mir ein Unglück zugestoßen ist oder daß ich mich verirrt habe und man einen Mord an mir begangen hat ~ Das werden auch die in der Schule denken, und es wäre wohl auch am besten für Euch, wenn niemand die Wahrheit erführe ~ Ihr alle habt ihn ja nie gesehen ~ Vielleicht wißt ihr überhaupt nicht, daß er in der Stadt gewesen ist ~ Also konnte alles bleiben, wie es war; nur daß ich nicht mehr dazu gehörte ~ Und was thut das! ich habe nie dazu gehört ~ Das weiß ich wohl ~ Aber daß Ihr nicht so lange vergebens suchen sollt, und daß Ihr mich recht bald vergeßt, deshalb nehme ich nun doch von Euch Abschied, besonders weil es jetzt bestimmt ist, daß Ihr mich niemals wiederseht ~ Gewiß bist Du und die Mama in großer Sorge und Traurigkeit um mich ~ Das thut mir wohl leid, ist aber doch wie in weiter Ferne ~ So viel liegt dazwischen, daß ich nicht recht daran denken kann ~ Selbst wenn ich mir Mühe gebe, erinnere ich mich kaum ~ Eure

Gesichter und Eure Sprache und die Wohnung und was Ihr Gutes an mir gethan habt, ist alles nur, als ob ich es in einem Bilderbuch gelesen hätte ~ Die Stadt mit dem Markt und der Promenade sieht da wie hölzernes Spielzeug aus ~ Ach, und die Schule mit den schrecklich strengen Lehrerinnen, die Schulaufgaben und die anderen Mädchen, ich kann mir gar nicht vorstellen, daß das alles einmal Ernst gewesen ist! Und als ich mir in den ersten Tagen vorhalten wollte, daß ich schlecht gehandelt habe, war mir das auch nur wie gelesen ~ Es mochte wohl wahr sein, aber ich konnte nicht daran glauben ~ Eines bitte ich Dich, Du sollst nicht denken, daß ich aus Undankbarkeit davon gegangen bin oder weil ich es bei Euch nicht hätte ertragen können ~ Du bist ja immer lieb zu mir gewesen, und wenn die Mama mich gescholten oder geschlagen hat, so that es mir nicht weiter weh ~ Ich habe mir nur immer gesagt: Das ist eben das gewöhnliche, so muß es sein, vorläufig muß es so sein ~ Denn daß alles nur vorläufig war, hat mich getröstet ~ Ganz sicher habe ich immer gewußt, mit einem Schlage wird alles anders sein ~ Wenn ich für mich gegangen bin oder von der Wohnstube aus über unseren kahlen Markt geblickt habe oder in der Klasse zerstreut war und Fräulein Schulz mich deshalb notierte, da sind es immer diese Gedanken gewesen, wann es wohl vorüber sein wird und wie es wohl geschehen mag, nur daß mir niemals eingefallen ist, es könnte eines Abends ganz plötzlich jemand kommen, so wie er, und mich mitnehmen, als wäre es auf diese Weise vorher bestimmt gewesen ~ Nur einmal im letzten Frühling, als ich draußen unterm Sonnenschein über

die Wiesen ging und mich ganz allein fühlte, da ist so etwas wie eine wunderbare Einbildung über mich gekommen ~ Ich sah, daß ein mächtiger Raubvogel über mir schwebte, sich tiefer und immer tiefer senkte, bis er mit einem Male auf mich niederstieß ~ Darauf habe ich mich, ohne zu erschrecken, sondern voller Wonne und Erwartung ins Gras geworfen und wie ich die Augen fest zudrückte, gespürt, daß er mich auf seine Schwingen nahm und mit mir aufwärts flog, immer höher, durch die helle, klare Frühlingsluft gerade auf die Sonne zu ~ Schon damals war es so, wie in diesen beiden Wochen, daß mir die Stadt und die Leute darin ganz winzig wurden und ich in der großen Helligkeit und Glut der Sonne alle Erinnerung verlor ~ Nun wirst Du es aber trotzdem sehr häßlich von mir finden, daß ich Euch so leicht vergessen konnte, und ich bitte Dich auch deshalb gern um Verzeihung ~ Ich habe mir meine That nicht überlegt ~ Nein, ganz ohne jede Ueberlegung habe ich gethan, was er mir vorschrieb ~ Ich mußte es einfach thun ~ Zu nichts hat er mich gezwungen, aber widerstehen konnte ich nicht ~ Für alles liebe, was Du und die Mama an mir gethan habt, danke ich Euch von Herzen ~ Sicherlich habt Ihr es ja immer gut mit mir gemeint und mein bestes im Auge gehabt, nur daß ich es nie verstehen konnte und jetzt freilich erst recht nicht verstehe ~ Ihr habt Euch immer bemüht, mich zu einem braven Mädchen zu machen ~ Das wäre ich auch geworden, wenn er nicht gekommen wäre ~ Dann wäre ich bei Euch geblieben mein ganzes Leben lang ~ Freuden hätte ich gewiß auch gehabt, in der Ressource zum Beispiel oder bei den hübschen Landpartien,

und endlich hätte mich wohl auch ein braver Mann geheiratet, vielleicht gar ein Bürgermeister, wie Du, oder ein noch höherer, so daß ich zufrieden und angesehen gewesen wäre ⁓ Das ist nun freilich verscherzt, weil ich ohne Ueberlegung gehandelt habe ⁓ Aber eingestehen muß ich Dir doch, wenn es heute wieder so wäre, wie an dem Abend, wo ich ihn zum ersten Male sah, ich würde doch wieder so handeln, erst recht, erst recht! Ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß es anders möglich wäre, als daß ich wieder mit ihm ginge und das ganze herrliche neue Leben, das er mir geschenkt hat, noch einmal erlebte ⁓ Nein, wahrhaftig, ich würde wieder nicht die geringste Lust zur Ueberlegung haben, auch gar nicht die Kräfte dazu ⁓ Vielleicht, wenn es noch ein halbes Jahr gedauert hätte, bis zur Einsegnung, wo man dann wirklich erwachsen ist und sich nicht mehr gehen lassen darf, ja, da hätte ich es vielleicht vermocht, ihm zu sagen, es geht nicht, weil es sehr unrecht und thöricht wäre, die Eltern ohne Erlaubnis zu verlassen ⁓ So aber habe ich mir nur das eine gedacht, ich bin noch ein Kind gegen ihn und brauche bloß zu gehorchen ⁓ Er weiß alles und ich nichts gegen ihn ⁓ Oh, lieber Papa, das kann ich Dir freilich nicht beschreiben, wie süß das ist, gar nichts zu denken oder zu überlegen, sondern ganz in seiner Macht zu sein, nur dort zu sein, wo er mich hinführt, auch wenn alles rings um mich her unsicher ist und wie im Nebel schwebt ⁓ Denn wohin die Reise noch geht, das weiß ich nicht ⁓ Davon redet er nicht ⁓ Aber überall ist es wieder von neuem schön ⁓ Und fest steht in mir der Glaube, er wird mich an den Ort bringen, der für mich der wundervollste ist ⁓ Doch ich will Dir nun

erzählen, was geschehen ist, damit Du weißt, daß er nichts gethan hat, was ich nicht gewollt hätte ~ An die wenigen Minuten nämlich, wo er da war, an die allein kann ich mich noch genau erinnern; aber wie es sich eigentlich so zugetragen hat, dem ist nicht auf den Grund zu kommen ~ Hinter unserem Hause, in der Laube, habe ich gesessen und Schularbeiten gemacht ~ Es wollte schon dunkel werden ~ Deshalb legte ich die Bücher weg und sagte noch einmal laut vor mich hin, was wir zu lernen hatten ~ Und wie ich gerade mit der Religion mich plagte, sah ich ihn zum ersten Mal ~ Er ging am Gartenzaun vorüber und blickte herein ~ Seinen grauen Regenmantel trug er, einen sehr langen, der ihm fast bis auf die Fersen reicht und den er immer trägt, auch hier in der brennenden Glut ~ Und weil der Mantel so grau war wie die Straße selbst, schien es, als ob das dunkle Gesicht frei über dem Boden mir entgegenschwebte ~ Das Gesicht sah mich immer an und ich das Gesicht, bis es vorüber war ~ Dann wirbelte nur noch eine Wolke Staub hinter ihm her ~ Am nächsten Abend aber, als ich mit Rechnen fertig war, dachte ich, nun könnte er wieder kommen ~ Und er kam auch, genau um dieselbe Zeit, als eben die Sonne unterging und der Kastanienbaum rot wurde von ihrem letzten Scheine ~ Diesmal blieb er an der niedrigen Thüre stehen ~ Als ob ich ihm bekannt vorkäme, betrachtete er mich nachdenklich und drückte die Hand an die Stirn und nickte mir dann so zögernd zu ~ Ich wagte nicht, mich zu rühren ~ Die Augen konnte ich nicht wegwenden von dem Gesicht ~ So groß war meine Spannung ~ Denn ich hatte das deutliche Gefühl: Das ist

der unheimliche Augenblick, der immer vorangeht. Endlich sagte er in einem sehr leisen, freundlichen Ton: „Mein kleines Fräulein, sind Sie fertig mit Ihrer Arbeit?“ — „Ja, ich bin fertig,“ habe ich geantwortet. „Was war es denn?“ fragte er weiter. „Heute war es Rechnen.“ „Und gestern?“ — „Gestern habe ich Religion gearbeitet.“ Darauf lachte er so merkwürdig und sagte: „Solche Arbeit lohnt sich nicht.“ Und dann nach einer Pause, in der ich zitternd vor ihm stand: „Möchten Sie mir wohl eine von Ihren Astern geben?“ „Gern!“ habe ich geantwortet. „Aber es sind nicht meine Astern. Sie gehören den Eltern.“ „Dann darf ich sie nicht nehmen,“ sagte er wie erschrocken und hielt mich zurück. „Haben Sie selbst gar keine Blumen, kleines Fräulein?“ „Oh doch, die Monatsrosen dort im Winkel, die gehören mir.“ „So bitte ich davon um eine Knospe, wollen Sie?“ Ich habe sie ihm gepflückt. Er hat sie aus meiner Hand genommen und, nachdem er einen Dank gesprochen, ist er weiter gegangen. Von da an bin ich sein Gesicht und seine Stimme nicht mehr los geworden. Es ist um mich herum gewesen den ganzen Abend und die Nacht und den nächsten Tag bis zu derselben Stunde. In dieser Zeit habe ich ihn so genau kennen gelernt, als hätte er, der Lebendige, mich über meine geheimsten Gefühle ausgeforscht und in die wichtigsten Dinge eingeweiht, so daß ich auch wußte, wie alles sich nun weiter entwickeln würde, und mit seinen Wünschen vertraut war und keineswegs überrascht von dem, was gegen diesen Abend sich zutrug. Also ist er wieder ans Gitter getreten, mit der Ankündigung von seiner Abreise. Er sei immer auf

Reisen und könne eine Stadt nicht länger aushalten als wenige Tage ∾ „Was suchen Sie in den Städten?" habe ich ihn gefragt ∾ Darauf antwortete er: „Ich habe Sie gesucht, mein kleines Fräulein und jetzt endlich habe ich Sie hier gefunden ∾" „So müßten Sie doch eigentlich hier bleiben?" Seine Antwort lautete: „In dieser Stadt gehören Sie Ihren Eltern und der Schule, und wer nur mit Ihnen redet so wie ich, der ist nicht besser als ein Räuber ∾" Das hat scherzhaft geklungen ∾ Wir haben aber beide zugleich verstanden, daß der schlimmste Ernst dahinter sich versteckte ∾ Was nun weiter zwischen uns gesprochen wurde, kann ich Dich nicht wissen lassen ∾ Viele Worte waren es nicht; aber sie dürfen nicht wiederholt werden ∾ Das käme mir wie Sünde vor ∾ Würde Dir auch nicht klar machen können, wie wir sie gemeint haben ∾ Unaussprechliche Worte sind es gewesen ∾ Daß ich herabkommen würde, ihn zu begleiten, davon war nicht einmal die Rede ∾ So selbstverständlich erschien es mir und ihm ∾ Vier Stunden hatte ich noch zu warten ∾ Dann bin ich aus meinem Schlafzimmer in den Garten gesprungen ∾ Durch die Gitterthür bin ich auf die Straße getreten und habe seine Hand genommen ∾ Es hat angefangen zu regnen ∾ Da hat er mich unter seinen weiten, grauen Mantel geborgen und ist mit mir die Straße entlang gegangen, durch den Wald, ich weiß nicht wie lange, ich weiß nicht nach welcher Richtung, bis wir in einen Wagen gestiegen sind ∾ Der hat uns gegen Morgen nach einem großen Bahnhof gebracht ∾ Ein Zug ist herangebraust ∾ Der Zug hat uns aufgenommen, und wir sind davongefahren in rasender Eile, an Feldern und

Dörfern vorüber, durch Tunnel und über hohe Gebirge, ich ganz allein mit ihm ~ Da wirst Du nun meinen, ich hätte mich ängstigen müssen, weil ich doch sonst immer furchtsam war ~ Ja, wenn Du ihn gesehen hättest! Ich bei ihm mich ängstigen! Es ist wohl etwas in seinem Wesen, vor dem man schaudern könnte ~ Aber nur für die andern, gegen die er auch immer streng und herrisch ist ~ Mich aber hat er ja gesucht und ausgewählt ~ Oh, wie besorgt um mich, wie gut, wie lieb, wie lieb ist er auf dieser Fahrt gewesen bis zu dieser Stunde! So finster und heftig er auch scheint, über alle Maßen ist seine Güte und Zärtlichkeit; in jedem Worte, in jeder Bewegung ist sie deutlich ~ Hättest Du ihn gesehen, wie er mir die Polster rückte, mich niederlegte, mich einhüllte, daß ich nicht frieren sollte, dann wie einen zahmen Vogel mich in seine Hände nahm und mit Leckerbissen fütterte! Wenn Du das hättest mit ansehen können, Papa, so würde Dir alle Sorge um mich vergangen sein ~ Immer wieder fragte er eindringlich, ob ich wohl Heimweh fühlte und ob er mich zurückbringen solle ~ Aber auch ohne daß ich ihm Antwort gab, wußte er zu gut, mein Herz war weit davon entfernt ~ Das Innerste meines Herzens kannte er sogleich, so daß es mir nichts geholfen hätte, mich vor ihm zu zieren ~ Den ganzen Tag sind wir so auf der Bahn gefahren und noch die folgende Nacht ~ Sanft und wunderherrlich habe ich dabei geträumt, bald im schlafen, bald im wachen ~ Dazwischen hat er mir vielerlei erzählt, von den Ländern und Wundern, die er alle schon gesehen und die ich nun auch erleben sollte ~ Das ist immer märchenhaft, wie lachen und weinen, durch-

einander gegangen ~ Oft, habe, ich nicht folgen, nicht einmal verstehen können, bin aber doch mit dabei gewesen, weil ich wohl merkte, wie es ihn ergriffen hat, daß er von allen diesen schönen Dingen nun zu mir reden und mich darauf vorbereiten konnte ~ Und einmal sagte er mir auch, wobei seine Augen von Thränen wie Diamanten leuchteten, er hätte alle Wunder der Erde mit trauriger Seele nur von außen betrachten dürfen ~ Jetzt aber würde er erst eins mit ihnen, weil er sie mit mir zusammen noch einmal durchwanderte ~ In einer großen Stadt kamen wir an ~ Dort hat er mir neue Kleider bestellt, von weißer, dünner Wolle, und andere von leichter Seide mit Spitzen, feine Hütchen mit seltenen Federn und hohe gelbe Stiefeletten; kein Putz ist es, aber so niedlich und so kostbar wie für eine Prinzessin ~ Und das Haar hat er mir gelöst, daß mir die Locken über die Stirn fallen und mein Gesicht ganz klein wird, wie davon eingerahmt ~ Als ich mich im Spiegel erblickte, kam ich mir nun vollends verändert vor ~ An mir und in mir ist nicht die geringste Spur mehr von dem Kind, das Dir gehörte, weil es Deine Tochter war ~ Es ist nicht anders, als ob ich dieser Tage schon gestorben wäre, und in manchen Augenblicken fühle ich mich auch so abwesend von der Erde, wie eine Seele, die ohne Körper nur flüchtig über die Länder streift ~ Diese Länder drehen sich um mich in himmlischen Farben und Tönen ~ Zwar führt er mich sachte, und überall gehen wir neben einander mit stillen Schritten, ohne Hast, aber in jeder Stunde neue Herrlichkeiten zu erleben, das muß mich wohl in Taumel bringen ~ Und wenn ich manchmal klarer werde, so braucht er mich nur anzufassen,

und mir vergehen wieder die Sinne ~ In dieser kurzen Zeit habe ich alle Wunder der Welt gesehen, die ich mir nur je vorstellen konnte und noch viel mehr ~ In riesenhaften, feierlichen Kirchen sind wir gewesen, wo tausende von Menschen auf den Knieen lagen und laut beteten, während ganz von ferne aus der Kuppel Orgel- und Posaunenklänge brausten und helle Kinderstimmen sangen, als ob die Engel selber jubelten ~ Dann wieder sind wir an uralten Gemälden vorübergeschritten, auf denen zu sehen war, wie Menschen mit den Göttern vergangener Zeiten kämpften oder wie sie glänzende Feste feierten ~ Und als wir diese große Stadt verlassen hatten, sind wir bald an einen See gekommen, der zwischen schneebedeckten, zackigen Bergen eingeschlossen lag ~ Auf dem See war eine Insel mit Ruinen und seltenem blühenden Gesträuch wie ein Zaubergarten ~ Braune Kinder in fremdländischer Tracht lagen am Ufer, vergnügten sich mit fischen und würfeln ~ Auf Maultieren sind wir geritten, die Berge hinan bis auf den Gipfel, wo weite Flächen und zerrissene Schluchten erstarrt waren in Eis ~ Da sind wir beiden allein auf einen Felsen gestiegen, wo nichts um uns her war als eine gewaltige Oede und über uns der blaue Himmel und ein mächtiges brausen von Gießbächen neben uns und aus der Tiefe ~ Wieder sind wir dann durch Städte gereist, wo Wunder auf Wunder sich häuften ~ Schauspiele haben wir da gesehen und sind spazieren gefahren oder haben auch geruht, in den luftigen Zimmern, wo wir wohnten ~ So traulich waren die, alle mit Teppichen ganz belegt und an den Wänden Spiegel bis hinauf zur Decke ~ Ja, das sind doch die

wonnigsten Stunden, wenn wir so still beisammen wohnen ~ Ich liege dann immer im Halbschlaf und fühle nur seine Hand, die mir ganz langsam und regelmäßig über das Haar streicht, als ob sie atmete, und wenn ich die Augen einmal öffne, so sehe ich sein liebes Gesicht über mich gebeugt und seine Lippen bewegen sich so, als würden ihm nun gleich Worte einfallen, noch süßer als alle früheren, nun endlich die allersanftesten und allereindringlichsten Worte, die niemand kennt als er allein ~ Jetzt sind wir am Meer ~ Darnach kann es unmöglich noch etwas geben ~ Es streckt sich in die Unendlichkeit hinaus und hat alle Farben ~ Winzige Schiffchen mit weißen Segeln gleiten darüber hin ~ Eine Halbinsel mit marmornen Palästen bedeckt, liegt gerade unter unseren Fenstern ~ Da wandeln wir oft des Abends, wenn unzählige bunte Lampen den Strand und das frohe Gewimmel beleuchten ~ Zigeuner spielen da auf ihren Geigen, zierliche Kinder, mit roten Mützen und Bändern geschmückt, tanzen und schlagen ein Tamburin ~ Vornehme Herren spazieren durch einander oder sitzen an kleinen Tischen; die schönsten Frauen in königlicher Haltung plaudern in fremden Sprachen und spielen mit ihren kostbaren Fächern; ich aber, als wäre ich ihresgleichen, bin mitten unter ihnen, an seiner Seite ~ — Jetzt aber überfällt mich plötzlich eine ungeheure Müdigkeit ~ Weiter wüßte ich auch nichts zu sagen ~ Wenn in meinem Leben wirklich noch größere Herrlichkeiten sich ereignen sollten, so werde ich Dir davon nichts mehr schreiben ~ Freilich ist mir immer noch so, als stünde das äußerste erst bevor ~ Aber das mag wohl Täuschung sein ~ Was sollte

denn darüber hinaus noch kommen! Gerade jetzt ist es so feierlich in meinem hohen Zimmer ~ Das blaue Licht des Mondes, der vor den Fenstern steht, erfüllt es ganz, und das Meer flimmert draußen wie lauter Silber und Edelgestein ~ Still ist es rings um mich her geworden, mit einem Male ~ Nur die Zigeunermusik tönt noch matt von den Gärten herauf ~ Gleich werde ich seine Nähe spüren ~ Hereintreten wird er, wird mich in seine Arme nehmen und zu Bett bringen, wie er es mir heute versprach ~ Da werde ich mich einmal recht ausruhen von den Erregungen aller dieser Tage ~ Also lebe denn wohl, mein lieber Papa, und gute Nacht! und denke nicht mehr an deine Tochter Edith.

II.

Der Entführer an den Vater.

Sie wissen nichts von mir, Herr Bürgermeister, als daß ich — um in der Sprache Ihrer gesitteten Welt zu reden — ein Schurke bin; und wenn Sie denn weiteres von mir nicht wissen wollen, so zerreißen Sie dies Stück Papier zu Fetzen oder übergeben Sie es meinetwegen auch Ihrer Polizei ~ Es wird keinen Schaden mehr stiften, höchstens etwa verwirren, wo es aufklären sollte ~ Daß Sie als Vater zufällige, unverdiente Rechte hatten, die ich verletzte, nötigt mir keine Verteidigung ab, und Mitleid klänge wohl wie Hohn ~ Doch dürfen Sie deshalb nicht glauben, daß Väter, die es im heiligsten und

innerlichsten Sinne sind, von mir mißachtet würden ~ Ich sah Väter, die in ihren Kindern lebten, neu auflebten mit ihnen und starben, wenn die Kinder sie verließen ~ Gehören Sie zu diesen Vätern, Herr Bürgermeister? Nun wohl, dann werden Sie uns auch begreifen ~ In großer Ehrfurcht vor meinem eigenen Vater bin ich aufgewachsen, vielleicht nur deshalb, weil ich ihn nie kannte ~ Auch mit den Schmerzen von Müttern, die nach verlorenen Kindern rufen, bin ich wohl vertraut ~ So schreit meine eigene Mutter nach mir im Wahnsinn, Tag und Nacht, und erkennt mich doch nicht, wenn ich mich vor ihr niederwerfe ~ Ist nun die Sehnsucht der Mutter, die durch mich ihr Kind verlor, dieser Tollheit gleich und unersättlicher als jene Tollheit, die mich mit ihrem Kind zusammenkettete? — Der fertige Mensch ist eine häßliche Maschine voller Zwecke! — Jede Gelegenheit benutze ich, Herr Bürgermeister, diese Sentenz vor mich hinzumurmeln wie einen Fluch ~ Es scheint allerdings, daß ich hiermit nichts neues sage ~ Sie werden es sogar ganz in der Ordnung finden, daß jeder reife Mensch, sobald er denkt und handelt, auch einen Zweck damit verfolgt ~ Ich aber sage Ihnen, daß ich verdammt bin, Zwecke über Zwecke in jeder Phrase, in jedem Augenaufschlag, jeder flüchtigen Bewegung auch da zu sehen, wo sie empörend wirken, wo ihr sie deshalb nicht sehen wollt ~ Wissen Sie, was das heißt, Herr Bürgermeister? Das heißt, ich durchwandre das Leben inmitten einer fürchterlichen, kalten Klarheit; ich sehe deutlich, wie in den zielbewußten Männern und was viel verhängnisvoller ist, in den ausgereiften, ihrer selbst bewußten Weibern die Zwecke

der Natur mit denen ihrer Klugheit unablässig durcheinander gähren ~ Eine Erkenntnis giebt es, die uns, nachdem wir sie erobert, alle Freude am Menschen zerstört und den Herangewachsenen aufdeckt als den schmutzigen Sklaven seiner Gattung ~ Doch wozu jetzt noch erklären, was mir ein überwundenes Schicksal ist, Ihnen nichts anderes als ein Geschwätz voll sündiger Sophismen? — Etwa noch so ein Rest von Menschenfurcht, als könnte ich sonst dem wilden Tiere gleichen, das sich beutelüstern in fremdes Gehöft einschlich und an giftigem Köder kläglich verendete? Oder ein Rest von Stolz, der triumphierend sich brüstet: Seht, ihr wolltet mich zum Werkzeug erniedrigen ~ Ich aber habe mich geweigert, eurer Gattung zu dienen und habe die Lust eurer Weiber verstoßen, um dort anzubeten, wo höchste Anmut, Reinheit und freies Wachstum ihr Dasein selig vergeuden? — Ich will Sie mit einer Frage empören, Herr Bürgermeister: Ist es wirklich die Bestimmung der Kinder, heranzuwachsen? Die letzte Bestimmung aller Kinder? Mag sein, daß die Mehrzahl es verdient, das ganze Leben zu durchleiden ~ Doch warum werden die übrigen vor der Zeit hinweggenommen? Warum verlassen sie die Welt so willig, auf den Lippen das Lächeln der Erlösung? Geschieht nicht damit allein, daß sie Kinder waren, der ewigen Schönheit Genüge? — Seit ich mich abwandte von den Herangewachsenen, den Ausgereiften — und das ist so lange her, daß ich ihre Ziele und Geschäfte ganz vergaß — seit jener Zeit bin ich in das Land der Kinder zurückgekehrt, ihre holden Träume habe ich mir, während sie auf meinen Knieen sich

wiegten, erzählen lassen, ihr Geplauder, das dahinfließt in unbewußter Melancholie und Fröhlichkeit wie ein uraltes, unsterbliches Gedicht, habe ich mit trunkenen Ohren aufgesogen, ihren süß thörichten Spielen, ihrem tanzen und tändeln, dem zwecklosen, habe ich zugeschaut, bis mein armes Herz wieder heiß wurde und selbst zu hüpfen begann und eine letzte, allgewaltige Sehnsucht sich in mir entzündete ~ Da habe ich anbeten gelernt, was Ihr verachtet, die Anmut ihrer ungelenken Schritte, die Freiheit der Entschlüsse, die nicht feilschen noch klügeln, die Reinheit unbedachter, selbstvergessener Gefühle, alles, was leichtfüßig, groß und vornehm sich giebt neben eurer lüsternen, geizigen Wichtigkeit ~ Sie haben meine Ehrfurcht wohl gespürt, den Fremdling, der scheu sich ihnen näherte, immer mit Vertrauen aufgenommen und die Geheimnisse ihrer zarten, unergründlichen Herzen mir allein zum Lohne dargeboten ~ Aber eine Nacht ist gekommen; die hat mich aufgeschreckt, wie eine Verlockung, die träumerischen Spiele zu verlassen und einem letzten, allerschöpfenden Schicksal mich zu überliefern ~ Unter den Bäumen eines Gartens, wo Narzissen und Rosen, Lilien und Hyazinthen gediehen, in einer Fruchtbarkeit und Fülle wie die Anemonen im Walde, lag ich, den Morgen erwartend, den der rote Meeres-Horizont bereits verkündete ~ Neben mir, ganz nahe meinen Augen, wiegte sich im leisen Winde der Zweig eines dichten, hochstämmigen Strauches, dessen Namen ich nicht kannte und niemals erfuhr, an der Spitze dieses Zweiges aber eine Knospe, schneeweiß mit flaumigem Schimmer ~ Da, in demselben Augenblick, als der Sonnenball über die

Fluten sich erhob, sehe ich, wie die kleinen, weißen Blätter dieser Knospe, gleichsam auf ein längst ersehntes Zeichen, ganz plötzlich sich entfalten und spüre, wie dem Kelch, in dessen Mitte drei Staubfäden mit goldenen Krönchen sich recken, ein Hauch entströmt, holder und betäubender als all die Düfte der offenen, prangenden Kelche ringsumher ~ Alsbald wurde mir diese eine jungfräuliche Blüte über alle anderen teuer, und das Verlangen, daß ich allein ihren Hauch genossen haben sollte, riß mich zu dem Frevel hin, in demselben Augenblicke, da die Sonne ihr das Leben schenkte, ihr das Leben zu zerstören ~ Mit einem Uebermut und einem Entzücken ohnegleichen habe ich sie gebrochen, und damit sie nicht gleich all den anderen langsam am Wege verwelkte, habe ich, nachdem ich noch ein letztes Mal ihren jungen, süßen Atem in mich eingesogen, die zarten Blätter, die Staubfäden mit den Krönchen zu Atomen zerpflückt und ins Meer gestreut ~ Ihre unsterbliche Schönheit aber hat in mir Wurzel geschlagen, so daß meine Seele sie bewahrte und hegte gleich einem Sinnbild der Verheißung ~ Wohin ich nun auch wanderte, was meine Neugier auch reizte, noch immer wiegte sich neben mir, ganz nahe meinen Augen, die erwachende Knospe, und es schien mir, als dürfe ich das Geheimnis ihres Wachstums, das leise wogen der Säfte, das treiben und quellen jeder zarten Faser schärfer sehen, tiefer ergründen und voll andächtiger Bewunderung ganz erfassen und erleben ~ Dabei ward sie mir endlich so vertraut, daß ich Antlitz und Gebärden eines Menschen an ihr zu entdecken wähnte ~ Das Göttliche, das alle Wesen der Natur, so

Mensch wie Pflanze, unter der Erscheinung bergen, offenbarte sich mir in den wundersam verklärten Zügen eines Mädchens, schlummernd an der Grenze der Kindheit, aber dem Erwachen nahe ⁓ Viele und sehr ergreifende Bilder von Liebreiz, Unschuld und bebender Erwartung waren schon an mir vorübergeglitten; auch lüsterne Frauen hatten mich herausgefordert, Damen wie Dirnen aus dem Volk sich in den Weg gestellt, Jungfrauen unter niedergeschlagenen Augen hervor verstohlen mir zugelächelt: keiner von ihnen hab' ich mich unterworfen, es hat mich nicht gelüstet, auch nur eine zu beherrschen ⁓ Hören Sie mich an! An diesen Worten wenigstens sollen Sie nicht zweifeln! Diese meine letzten Worte reden die Wahrheit in jeder Silbe; denn für die nächste Nacht schon bin ich dem Tod versprochen ⁓ Hören Sie mich an! Das Bild, das sich aus der gemordeten Blüte mir schuf, dies Bild allein war meiner Sehnsucht Inhalt und Erfüllung ⁓ Keiner Leidenschaft, keinem Ziele habe ich jemals angehört, als eins zu werden mit diesem Bilde, in seiner Flamme noch einmal aufzuleuchten, zugleich mit seinem Scheine zu verlöschen ⁓ Und weil ich denn von jeher des Glaubens war, daß jedes Traumbild unserer Sehnsucht irgendwo in der Welt der Entdeckung harrt, so machte ich mich auf, das Kind, zu dessen Schemen ich vorerst noch betete, in Fleisch und Blut mir zu erobern ⁓ Noch einmal begab ich mich auf eine lange Wanderschaft, auf die längste meines Lebens, auf die letzte, die nur im Grabe endet ⁓ Da hing ich meine Blicke an die lieblichsten Gestalten aller Länder ⁓ Wo die Kleinen gastfreundlich mir zulächelten, da hielt ich Rast ⁓ Wo sie

dunkeläugig unter dem südlichen Himmel plaudernd am Brunnen stehen, wo die Blonden unserer nördlichen Meere am Strand die Netze legen, wo sie als muntere Dörflerinnen am Feldrain sich tummeln oder wohlerzogen als zierliche Püppchen auf Promenaden trippeln, überall habe ich gesucht und gebangt, ihre Züge verglichen, ihre schüchternen Worte gedeutet und bin dann, wenn endlich sich ergab, die meine war nicht unter ihnen, gefoltert von Zweifeln, doch unbeugsam in Hoffnung, weitergezogen ~ Wohl erwiesen viele sich willig, aber zu leichtfertig gingen sie mit ihrem Schicksal um, andere wieder ahnten die Größe solcher Stunden, doch weil Furcht sie niederdrückte, waren sie nicht reif zur Freude ~ Die meisten aber gehörten zum Schlag der Unersättlichen, die nicht vermögen, im rechten Augenblick sich loszureißen ~ So wäre ihnen das Erwachen nicht erspart geblieben ~ In Ekel und Erniedrigung hätten sie zu Grunde gehen müssen ~ Das Kennzeichen, das eine, untrügliche, war mir ein schweigsam feierliches Antlitz, leuchtend von jener Ekstase, die bereit ist, das ganze Leben in einer Handvoll Tage zu erschöpfen und abzuthun ~ Nun, da ich es gefunden, gehören die letzten Kräfte meiner Seele dem Triumph ~ Die Stunden, die mich um meinen Raub noch zittern ließen, sind vorüber ~ Als ein siegreicher, ein unerbittlicher Feind euren Sitten und Drohungen halte ich das Kind, das sich mir schenkte, in meinen Armen fest ~ Das ist nun die Geliebte, die allen Groll und Jammer meiner Irrfahrt mich vergessen ließ, um deretwillen ich preise, was mich einst empörte, das rätselhafte All und seinen Gott und euch, ihr Narren, die ihr euch unter-

fangt, mir zu verbieten, was eurer Ordnung nicht behagt ⁓ Auf! Nun zetert über das Laster, verflucht den feigen Räuber, bejammert das bethörte Kind! Ich werde mit Taubheit geschlagen sein, noch in dieser Nacht, und meine Augen werden an der ewigen Finsternis sich ergötzen, immer noch herrlicher anzuschauen als eure irdische Wohlgestalt ⁓ Ruft mir denn eure Flüche nach in's Grab! Das Maß meiner Seligkeit ist voll ⁓ Zur Antwort meinen letzten Jubelschrei und dann den Seufzer der Erlösung! — Und die Geliebte? — Meint ihr, ich würde sie euch lassen, sie eurer sittlichen Entrüstung oder eurem Mitleid überliefern, damit sie wohl gar mit meinem Totenschein als Reisepaß zurückkehrt in den Schoß der Familie? Oh nein, ihr wohlwollenden Väter und Berater! Das war ihr ja zugesichert von Anbeginn, daß sie nicht heranwachsen sollte wie die Andern, euch ähnlich zu werden, in eurem Kellerdunst zu kränkeln, dahinzusiechen an der großen Enttäuschung ⁓ Noch blieb ihr alles erspart, was den Menschen foltert und erniedrigt; von der Enttäuschung, dem fürchterlichsten aller Leiden, ist sie unberührt geblieben ⁓ Ich nehme sie mitten aus ihren Träumen heraus ⁓ Den letzten, holdesten Taumel soll kein Bewußtsein mehr, kein Erwachen stören ⁓ So wird sie von mir und ihrem Leben scheiden, ohne begriffen zu haben, was sich mit ihr begab ⁓ Als ein anderer, sanfterer Liebhaber wird der Tod die Schlummernde mir freundlich aus den Armen nehmen ⁓ Und dieser Grausamkeit, die mein Verbrechen krönt, will ich mich rühmen, gleich einem Ritter, der seine Königin aus dem Kerker führt und die Feinde verlacht.

III.

Ein Fremder an den Vater.

Verehrter Herr, im Auftrage eines Mannes, der binnen wenigen Tagen mir fast zum Freund geworden wäre, sende ich Ihnen diese Briefe ~ So nahe die wenigen Worte, die wir wechselten, uns auch an einander führten, er verheimlichte mir seinen wahren Namen, seine Herkunft und seine verhängnisvollen Schritte ~ Immerhin ließ er mancherlei erraten, woraus ein alter Arzt und Menschenkenner Schlüsse ziehen kann ~ So ahnte ich auch die Beziehungen zu dem lieben, schönen Kind an seiner Seite ~ Daß Sie der Vater seien, nicht er selbst, bekannte ausdrücklich erst der mir erteilte Auftrag ~ Bevor ich Ihnen weiteres berichte, lassen Sie mich Ueberbringer einer guten Botschaft sein und halten Sie daran fest ~ Was Ihre Tochter auch erlebt und empfunden haben mag, seit sie von Ihnen gegangen ist, hier, wo ich sie täglich sah und einige Male mit ihr plaudern durfte, ist sie nicht nur das holdeste, sondern auch das glückseligste aller Menschenkinder gewesen ~ Das sage ich Ihnen nicht wie eine trostreiche Phrase, sondern als heiligste Versicherung ~ Gleich einem verklärten Engel, der unsere armen Erdendinge nur aus weiter Ferne schaut, ging sie unter uns umher, in einer himmlischen, stillen Verzückung, an die wir kaum mit unseren Blicken zu rühren wagten ~ Nicht ich allein, alle Fremden, all die blasierten Lebemänner, die eitlen Frauen, die hier den Strand bevölkern, konnten sich diesem unbeschreiblichen Eindruck nicht entziehen und zeigten sich darüber, je nach ihrer

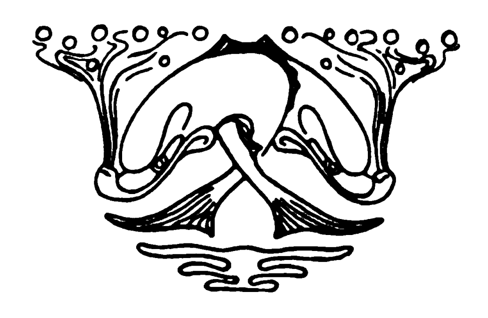
Natur, sprachlos erstaunt oder aufs tiefste ergriffen ~ Keiner unter den Tausenden, der Ihnen nicht bezeugen würde: wir haben das große, wunschlose Glück, an das wir alle nicht mehr glaubten, leibhaftig unter uns gesehen ~ Und nun, nachdem Sie diese Botschaft sich eingeprägt, die einen Vater wohl für jedes Leid entschädigen könnte, werden Sie stark genug sein, auch das schwerste zu vernehmen ~ Mein Freund — ich will ihn ruhig so nennen — hatte mich gebeten, ihn heute in aller Frühe noch einmal aufzusuchen und ihn, da er weiterreisen wolle, ein Stück Weges zu begleiten ~ Die Thür, die ich verschlossen fand, ließ ich sofort, in richtiger Ahnung, gewaltsam öffnen und fand dann die beiden Selig-Unseligen beisammen, im letzten Schlummer, eng an einander geschmiegt, ihn aufrecht in den Kissen wie einen, der den Tod froh und tapfer willkommen heißt; auf seinen Knieen, das Köpfchen an seine Brust gebettet, ruhte die Geliebte ~ Von ihren Zügen war der Ausdruck jener großen Seligkeit noch nicht gewichen ~ Sie hat den Schlaftrunk, dessen Rest in einem Kelchglas sich vorfand, ahnungslos genommen; denn die spielende Haltung ihrer Finger deutete darauf hin, daß der Tod mitten im tändeln und scherzen sie überraschte ~ Das ist es, was ich Ihnen zu berichten habe ~ Die Briefe fand ich auf dem Tisch, daneben die Zeilen, die seinen letzten Auftrag mir erteilten ~ Was soll ich Ihnen sonst noch sagen! Trost und Mitgefühl eines Fremden würden Ihrem Schmerz doch nichts bedeuten ~ Einen schwachen Rat, eine Art Linderung wüßte ich wohl ~ Wenn Sie das noch anhören wollten ...? Auch ich bin Vater gewesen, vor langen

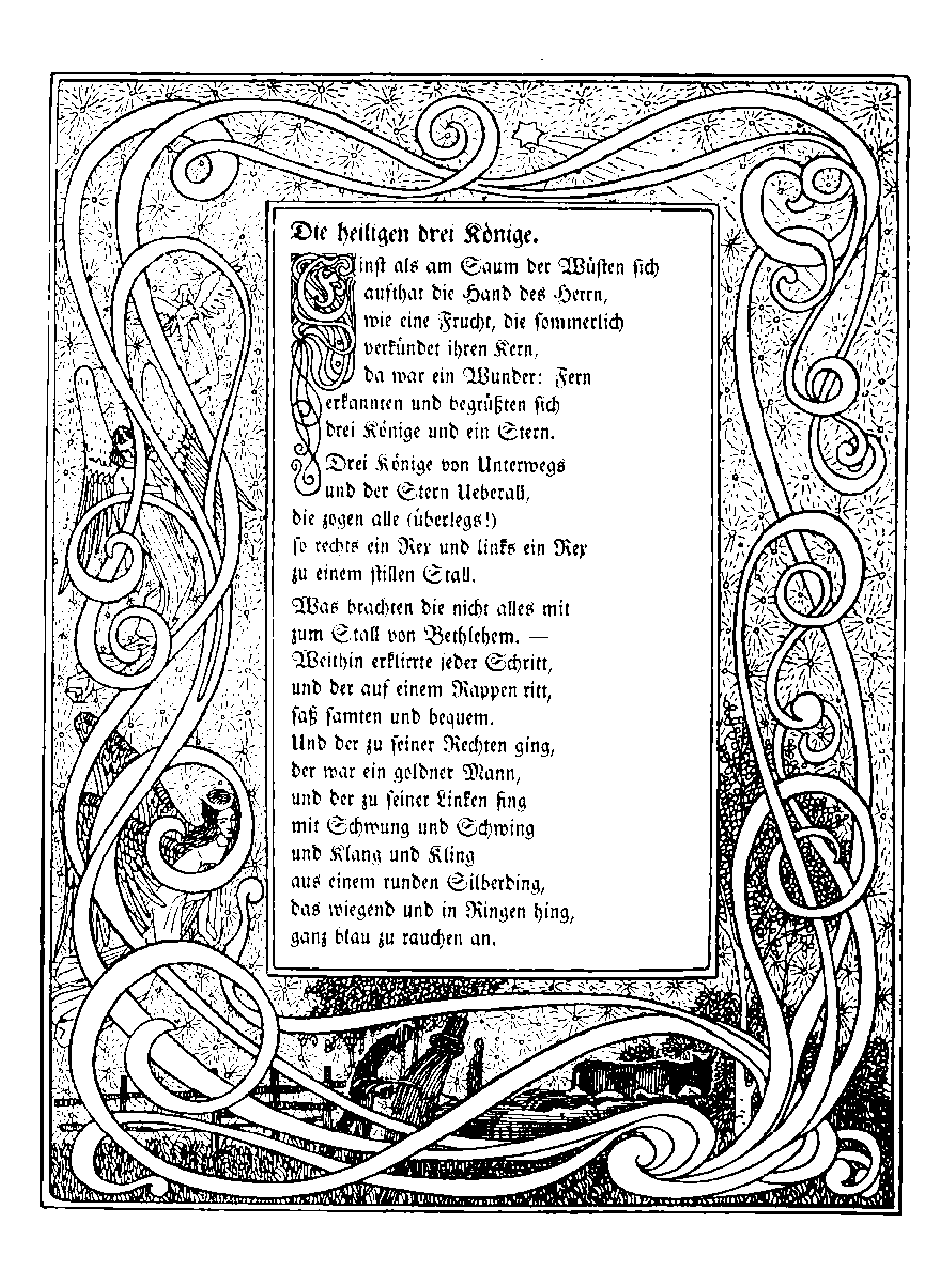
Jahren, und bin alt geworden in Verlassenheit. Auch dessen darf ich mich rühmen, daß ich unter fremder Schuld mancherlei habe erleiden müssen, bis ich erfahren habe — und das ist es, worauf ich Sie hinweisen möchte —, daß wir fremde Schuld um so leichter ertragen, je tiefer wir sie deuten. Ich weiß wohl, es ist eine schwere Sache, zu ergründen, warum eine Missethat geschehen m u ß t e. Nur den Gelehrtesten, wenn sie zugleich die Gütigsten sind, mag es gelingen. Wer alle Triebe der Menschen verstehen und sie dennoch von Herzen lieben könnte, dessen Zorn müßte ersticken in der Anbetung der ewigen Notwendigkeit. Eines aber können wir alle erwägen, die zahllosen Möglichkeiten, die ständigen Gefahren, unter denen eine Schuld entstehen k a n n. Lauern nicht in Jedem von uns die Keime zu Laster und Ruchlosigkeit? Dort, wo sie treiben und schlimme Früchte tragen, werden wir schaudern und, wenn wir hart sein wollen, sogar verdammen. Unser Leiden aber wird stiller und gelinder werden unter der Erkenntnis, daß die rätselhafte Natur des Menschen über uns steht wie ein ewig drohendes Ungewitter, und daß wir dem Schicksal für jeden Augenblick, in dem es uns verschont, dankbar sein müssen wie für eine unverdiente Gnade. Wenn es nun aber gar sich trifft, daß unser Liebstes in solcher Schuld glückselig wird und daß der Missethäter, der dazu verhalf, allzu wild, doch nicht unedel, das Leben in einem Zug ausschlürfte und dann, gleichsam von altem schweren Wein berauscht, den Becher von sich schleuderte, sollte es da so schwer sein, unseren Groll aufzulösen in Trauer, die Trauer aber in friedsames Gedenken?

Porträt eines spanischen Infanten von Velasquez.

Mit meiner blutgemiedenen, langen, schwachen Hand,
Feinen Fingern, die den Duft der weißen Rosen fühlen,
Müd und mager manchmal in warmen Damenhaaren wühlen,
Halt ich einen zierlichen kalten Degenkorb umspannt.
Meine Blicke gleiten kraftlos von der glatten, silbergrauen
[Wand . . .
Von rieselnden, leisen Gebeten sind meine Lippen schlaff und
[bleich,
Ein scharfer Dolchschnitt ist mein verachtender Mund.
Ich streichle manchmal einen schlanken, hohen Hund,
Manchmal bin ich mit höhnischen Zwergen weich:
Ich beschenke sie reich —
Und peitsche sie morgen wund.
Mit dichten Schleiern schütz ich mich vor dem Morgenrot:
Die Sonne hat Pfeile. Pfeile wirken den Tod.

Richard Schaukal.



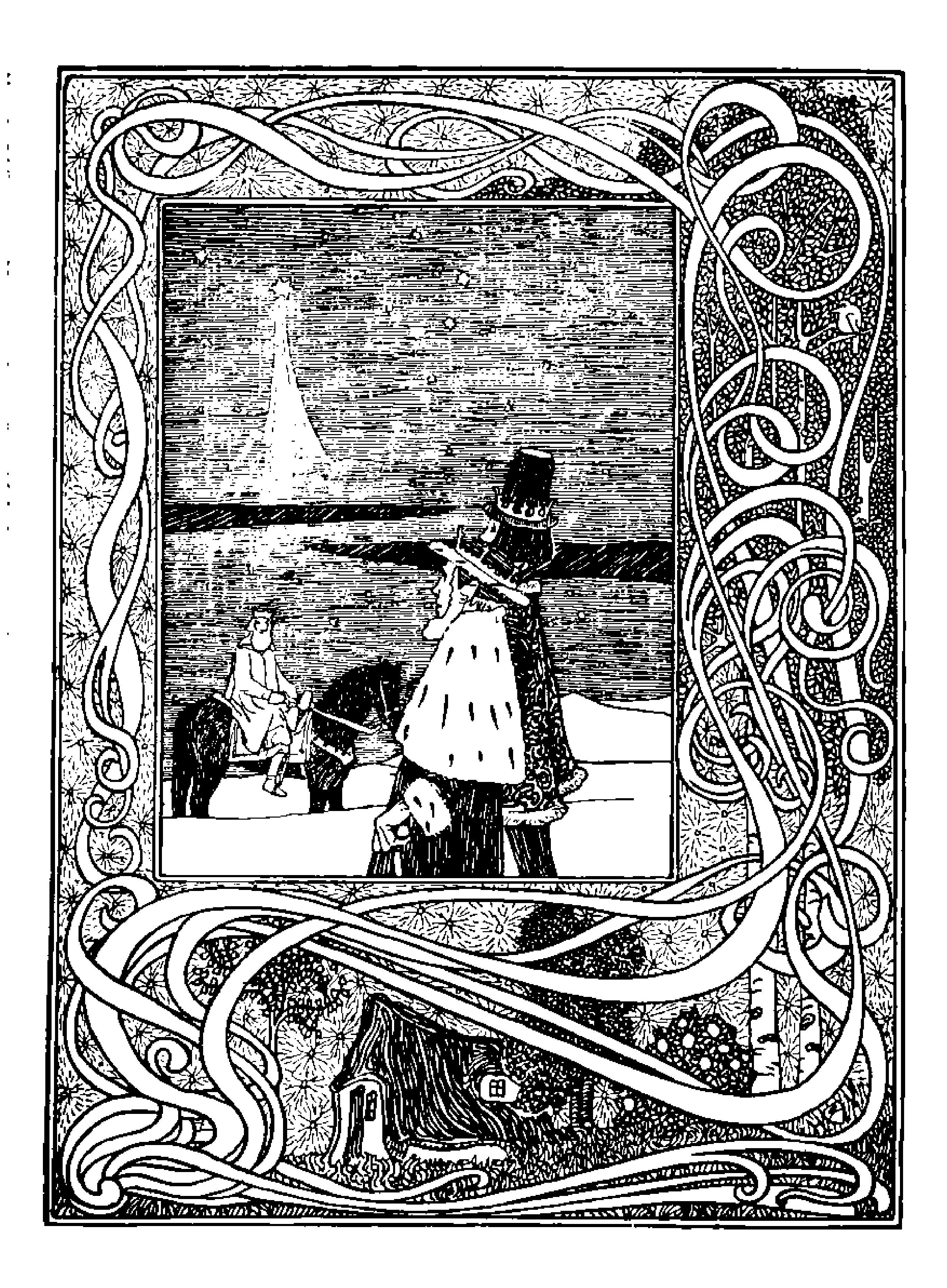


Die heiligen drei Könige.

Einst als am Saum der Wüsten sich
aufthat die Hand des Herrn,
wie eine Frucht, die sommerlich
verkündet ihren Kern,
da war ein Wunder: Fern
erkannten und begrüßten sich
drei Könige und ein Stern.

Drei Könige von Unterwegs
und der Stern Ueberall,
die zogen alle (überlegs!)
so rechts ein Rex und links ein Rex
zu einem stillen Stall.

Was brachten die nicht alles mit
zum Stall von Bethlehem. —
Weithin erklirrte jeder Schritt,
und der auf einem Rappen ritt,
saß samten und bequem.
Und der zu seiner Rechten ging,
der war ein goldner Mann,
und der zu seiner Linken fing
mit Schwung und Schwing
und Klang und Kling
aus einem runden Silberding,
das wiegend und in Ringen hing,
ganz blau zu rauchen an.



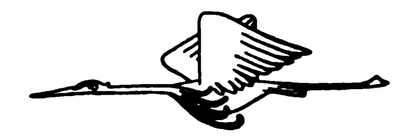
Da lachte der Stern Ueberall
so seltsam über sie
und lief voraus und stand am Stall
und sagte zu Marie:

Da bring ich eine Wanderschaft
aus vieler Fremde her;
drei Könige mit magenkraft*,
von Gold und Topas schwer
und dunkel, tumb und heidenhaft, —
erschrick mir nicht zu sehr.
Sie haben alle drei zuhaus
zwölf Töchter, keinen Sohn, —
so bitten sie sich Deinen aus
als Sonne ihres Himmelblaus
und Trost für ihren Thron.
Doch mußt Du nicht gleich glauben: bloß
ein Funkelfürst und Heidenscheich
sei Deines Sohnes Los.
Bedenk, der Weg ist groß;
sie wandern lange, Hirten gleich,
inzwischen fällt ihr reifes Reich
weiß-Gott-Wem in den Schoß.
Und während hier, wie Westwind warm,
der Ochs ihr Ohr umschnaubt,
sind sie vielleicht schon alle arm
und so wie ohne Haupt.

* = Macht.

Drum mach mit Deinem Lächeln licht
die Wirrnis, die sie sind, —
und wende Du Dein Angesicht
nach Aufgang — und Dein Kind;
dort liegt in blauen Linien,
was jeder Dir verhieß:
Smaragda und Rubinien
und Thale von Türkis.

Rainer Maria Rilke.



Einsam.

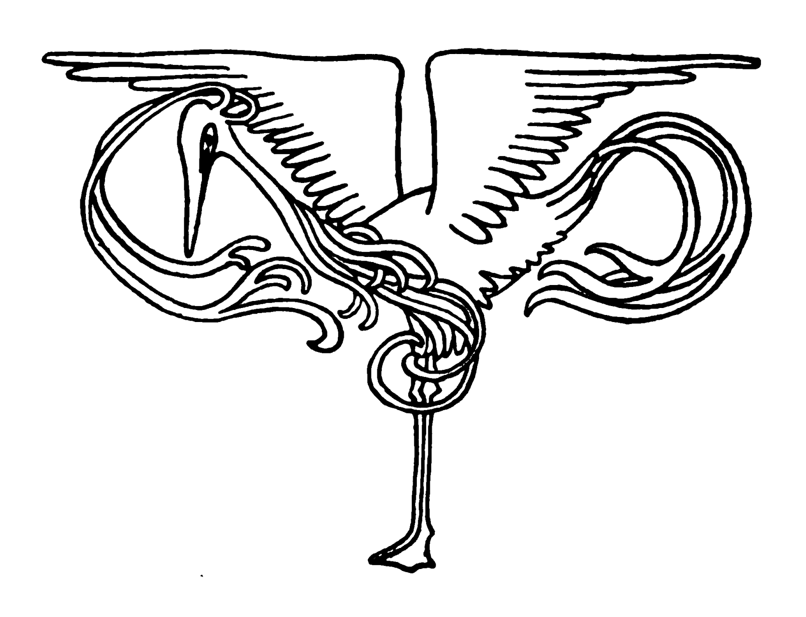
Wie schändlich hab das Glück ich abgefunden,
Das eine nur, das dieses Leben giebt:
Ein treues Herz, das fest sich mir verbunden,
Ein treues Herz, das ehrlich mich geliebt.
Roh fiel mein Wort, daß wir uns trennen müssen,
Roh wie der Stein in eine Kirchenscheibe,
Und keine Thräne floß dem armen Weibe;
Die Lippen zuckten wie von Todesküssen.

Du gingst hinaus in deine stille Kammer,
Ich blieb allein und starrte vor mich hin
Und fühlte meines Herzens schnellen Hammer
Und blieb zurück in meinem Eigensinn.

Ich hörte leise schluchzen dich und weinen,
Und als ich endlich meinen Sessel rückte
Und mich verdrießlich zu dir niederbückte,
Da sprach ich Worte wie zu Kieselsteinen.

Ach, hätt ich dich an meine Brust gehoben!
Mir war, als suchte deine liebe Hand.
Doch grausam hab ich sie zurückgeschoben,
Und traurig zogst du in ein fernes Land.
Ich habe dich verstoßen und vertrieben —
Und wo auch immer standen meine Zelte,
Und wem ich meinen Wanderschritt gesellte,
Ich ging allein, mein Weg ist leer geblieben.

Detlev von Liliencron.



Beiträge zu einer modernen Aesthetik.

Von J. Meier-Gräfe

Bei uns begann die kräftige Berührung erst in unserem Jahrhundert, denn was tüchtige Maler wie Pesne im vorigen Jahrhundert zufällig nach Berlin gebracht hatten, blieb Import; Pesne war und blieb alle Zeit Franzose. Und in unserem Jahrhundert war die Berührung nicht wie früher in den anderen Ländern eine Massenströmung, sondern das Werk einzelner, und darum stehen unsere Großen so hoch. Wir hatten ihnen keine malerischen Wahlinstinkte mitzugeben, sie waren auf sich selbst angewiesen, und sie haben mit ureigener, nicht nationaler Kraft, vollbracht, was ihre Ahnen vergessen hatten.

Während Schwind für den Grafen Schack seine deutschen Lieder zeichnete, brachten drei Maler dem glücklichen Mäcen, dem das Mäcenatentum so leicht gemacht wurde, die ersten deutschen Gemälde: Böcklin, Feuerbach, Lenbach.

Venedig gab auch ihnen ihren Teil. Ihre deutschen Vorgänger in Italien waren an der Lagunenstadt, wo so viel gottlose Malerei hing, ohne weiteres vorbeigezogen. Goethe hatte nur die Pferde auf der Markuskirche einer Betrachtung gewürdigt, alle hatten nur Augen für die Skulptur gehabt, gleichgültig, ob sie aus den klassischen Zeiten oder von der Hand Michelangelos stammte. Unsere erleuchteten Geister hatten von dem eigentlichen Wesen der Malerei auch nicht den leisesten Begriff. Aus dem gelehrten Trödel Lessings, der sich mit den Grenzen der Kunst und der Poesie beschäftigte,

spricht ein Barbarentum, das uns heute schlechterdings unbegreiflich ist ∾ Daß sich fortgeschrittene Leute mit solchen Fragen abgaben, beweist, daß für sie die Malerei überhaupt nicht existierte und infolgedessen auf der anderen Seite die Skulptur, wenn sie eine gehabt hätten, unbedingt entartet wäre ∾ Das Kunstideal des späteren Goethe ist alles andere, nur nicht von jener goetheschen Klarheit, und was man daraus folgern muß, stellt ihn unter nicht wenige seiner Zeitgenossen, die nicht mit Genie, aber mit stärkeren Instinkten begnadet waren ∾ Man hat dieses Manko mit dem gefälligen Ausweg des Goetheschen „Heidentums" zu decken gesucht ∾ Man weiß nicht mehr, was darunter zu verstehen ist; schon diese Phrase, diese Anschauung des Heidentums sagt alles ∾ Es war einfach ein Mangel an Differenzierung ∾ Goethe steht zu hoch, als daß man ihm die Schmach anthun könnte, zu sagen, er hätte sich lediglich von einer Konvention leiten lassen, um das nicht zu sehen, was andere vor ihm gesehen hatten ∾ Er hat nicht die Sinne dafür besessen, er war darin nicht heidnisch, sondern ganz und gar deutsch ∾ Diese Art Heidentum gebärdete sich bei den kleinen, die im Gefolge der Lessing und Goethe mitzogen, recht protestantisch ∾ Es ist ein dunkler Punkt in dem Wirken unseres Altmeisters, noch mehr in dem Schillers, daß sie nur beitrugen, die pseudomoralische Rolle der Kunst zu fördern, die für Deutschland wie geschaffen war ∾ In Frankreich war die Reaktion auf Fragonard und Greuze nicht weniger moralischer Art; die junge Republik wollte eine sittlichere Malerei als die der Schäferspiele, aber das Repräsentationsbedürfnis der ruhmreichen Franzosen sorgte dafür, daß

Die Tochter von Joschinari Fuschiwara.



es immer eine Malerei mit großen Alluren blieb, die sich die Banalität fern hielt. Bei uns trieb die Reaktion alle malerischen Instinkte aus, und da die Malerei schließlich doch irgend einen Zweck haben mußte, machte man sie zum Träger schöner Gedanken und gab ihr die Rolle des Besserers und Belehrers, die heute noch nicht ausgespielt ist und der deutschen Kunst unseres Jahrhunderts wie eine schleichende Krankheit anhaftet.

Böcklin, Feuerbach, Lenbach, und man mag Mackart, so schlimm seine Erbschaft ist, dazurechnen, sind weiter gekommen, indem sie dieses Heidentum Goethes vergaßen und sich einem anderen ergaben, in dem nicht die Sinne verrenkt, sondern zu starker Entwicklung gereizt wurden. Was sie sich aus demselben Venedig holten, spricht nicht nur für den Reichtum der Quelle, sondern vor allem für die Originalität der Pilgerer. Sie zeigten den Deutschen, daß zum Malen der Pinsel gehört. Man muß den ganzen Wust unklarer, aber nichtsdestoweniger verbohrter Ideale, denen nichts Positives, aber umsomehr das Negative, die Feindschaft gegen alles Malerische, bewußt war, vergegenwärtigen, um die enorme That dieser Leute zu würdigen. Sie sind in der That Heiden. Man findet nichts mehr in ihnen von der frommen Gläubigkeit an allgemeine Ideale, die die uralte Tradition der Deutschen kennzeichnet, sie glauben an sich selbst. Nicht das enge Deutschland der nachgeborenen Gothiker ist ihr Vaterland; sie sind überall da zu Hause, wo gemalt wird. Den Mut zur Reise nach Italien holen sie sich ausnahmslos in Paris, wo ihre Epigonen stecken bleiben, während sie selbst den Vor-

rang der Venezianer über die Dekadenten der Ingres und Delacroix, über die Delaroche und Couture erkennen und sich nach der Urquelle wenden ∾ Eine unendliche Fruchtbarkeit schäumt aus ihren Werken hervor, es scheint, als hätte die deutsche Muse solange gefeiert, um ihnen alle Kräfte zu geben ∾ Mackart wurde jauchzend empfangen ∾ Was that den nach Farbe lechzenden Augen die Oberflächlichkeit seiner Empfindung, das Theaterhafte seiner Komposition, die Banalität seiner schönen Frauen und Männer! Was that es den Wienern zumal, den ewig vergnügten glücklicheren, leichteren Brüdern, dem auch im Bankerott noch seligen Wien, der Stadt der Operette, der Feste und Gesänge! — Und wie im Nu wurde ein Stil daraus, ein Stilchen ∾ Er ist gewiß heute schon längst als geschmackloses Greuel erkannt, er hat das deutsche Haus aus dem Regen in die Traufe gebracht, er war die echte Dekoration der Gründerjahre, die ästhetische Formulierung jener Tendenz, für deren Schattenseiten die Wiener das schöne Wort „schlampig" haben ∾ Und man mag noch so sehr darauf schimpfen und noch so sehr die trockene, aber biedere Gediegenheit der guten alten Zeit gegen ihn ausspielen, historisch, — denn diese Historie ist nichts sc sehr als geschichtlich — hat man ihm dankbar zu sein, und hätte er unter den vielen falschen Blumen nur eine einzige Heckenrose wieder in unser an Farben verarmtes Heim gebracht ∾ Jede Reaktion macht zunächst den Zustand schlimmer als vorher; es ist heute nicht schwer, der Farbigkeit des Mackartbouquetts das liebe Nichts vorzuziehen, aber man verwünscht den neuen Zustand nur, wenn man vor dem alten sicher ist ∾ Die That

beruhte darin, überhaupt wieder die Farbe auf die Tagesordnung zu setzen, den Anfang zu machen ~ Das Glänzende an Mackart ist sein Erfolg ~ Er zeigte, daß es noch möglich war, die Kunst aus ihrer abstrakten Unnahbarkeit in menschliche Nähe zu ziehen, er erweckte den Sinn für ihre praktische Verwendbarkeit, für eine Popularisierung ihrer Interessen mit ihren Mitteln, nicht mit denen der Moral, der Pädagogik ~ Er setzte die Sinne da als Richter ein, wo die Deutschen das mehr oder minder gute Herz, Gutheit oder Schlechtheit der Gefühle, kurz, Reflexionen ganz außerkünstlerischer Art als Richtschnur gebraucht hatten ~ Daß das neue von ihm eingeführte kritische Mittel ihn selbst richtete und weit über ihn hinausging, kann man ihm als Triumph anrechnen ~ Seine Sache siegte, der er ein früh gefallener Streiter gewesen war.

Vor Feuerbach und Böcklin verlöscht Mackart wie ein Illuminationsflämmchen vor einem Sonnenstrahl ~ Feuerbach ist wohl der einzige, der aus dem Klassizismus das in die Malerei retten wollte, was der Erhaltung lohnte, aber auf deutschem Boden unvereinbar mit ihm war ~ Er wird durch und durch Maler und gleichzeitig ganz von der kühlen Vornehmheit, der Reinheit der klassischen Linie durchdrungen ~ Wenn es gelang, beides zu vereinen, eine Größe der Komposition zu finden, wie sie die Alten besaßen, wie sie nur in der Plastik war, und sie ganz in Farben aufzulösen, woran keiner der Klassizisten gedacht hatte, — so war die Schöpfung einer neuen Malerei möglich, die Realisierung des unsinnigen Ideals eines Cornelius, die Schöpfung einer Monumentaldekoration ~ Was von diesem kühnen Plan übrig geblieben,



Nagami Tsuma

zeigt, daß er nicht erreicht wurde ~ Aber wenn jemals das bewußte üble Kriterium, das von dem Wollen, nicht vom Können ausgeht, erlaubt ist, so ist es hier ~ Dieselbe Gerechtigkeit, die vor der Dekorationsmalerei eines Mackart Achtung hat, weil sie gelang, zwingt hier vor dem Werk eines unendlich Größeren zu Respekt, trotzdem es nicht gelang ~ Feuerbach kam 50 Jahre zu früh ~ Wäre er in Frankreich geboren, so wäre vielleicht ein Puvis daraus geworden ~ Nur mit diesem ist er vergleichbar, wenn man seinem Wollen nachgeht und seine Bilder nicht als allein giltige Werke, sondern als Bruchstücke auffaßt ~ Das Ziel war ihm bewußt, er suchte es zwischen Venedig und Rom, zu wenig in sich selbst ~ Es fehlte ihm am Vertrauen auf die junge Kunst, und wo hätte er es hernehmen sollen, war er doch selbst erst einer ihrer Paten ~ Was er brauchte, war Konvention; er hätte als Maler Vorgänger haben müssen, die einen Teil der Aufgaben gelöst hätten, die ihm allein zu viel waren ~ Es ist dasselbe Schicksal, dem später Marées unterliegt ~ Beide hatten von dem Klassizismus behalten, daß zum monumentalen Stil vor allem die Ruhe gehört, Ruhe in der Linie und in der Farbe; und in der ewigen Angst, diese Ruhe zu stören, kastrierten sie ihre Originalität ~ Was sie geschaffen haben, wird nicht verloren sein ~ Nicht die Schule Pilotys, sondern Feuerbach und Marées weisen in die Zukunft ~ Die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo ein Glücklicherer an sie anknüpft, um zu endgiltigeren Resultaten zu kommen ~ Dieser hätte schon eins vor Feuerbach voraus: die Bedürfnisse unserer Zeit, die der Schöpfer der Medea vielleicht am schmerzlichsten

entbehrt hat. Gerade an der Medea kann man die Größe Feuerbachs ermessen. Wenn man das Bild in der Photographie vor sich sieht, wo nicht die Farben, sondern nur die malerischen Gegensätze und die Komposition sprechen, kann man sich kaum von dieser unendlichen Würde losreißen, die in diesen Figuren thront, von dieser meisterhaften Verteilung von Linien und Flächen. Man denkt unwillkürlich an Puvis. Es ist dieselbe Hoheit; nicht der Glanz der Mittel des französischen Meisters, nicht die fast unbegreifliche Abgeklärtheit, die Weisheit eines ganz Reifen; und doch eine Rassenähnlichkeit, ein ebenso edles Geschlecht, rauher, unkultivierter, jünger. Freilich, wenn man dann die Farben sieht, entschwindet Puvis, weit, weit in unendliche Höhen.

Böcklin hat diese Sehnsucht, die Feuerbachs Schaffen vergiftete, nie gekannt; zu seinem Glück. Ihm war Italien nur die Quelle, an der er sich satt trank, um dann zu arbeiten, ohne einen Gedanken an eine Konvention, höchstens an die eine, die ihm der Mönch Theophilus lehrte: seine Farben so widerstandsfähig wie die der alten italienischen Meister zu machen. Ob Böcklins Name solange bleibt wie seine Farben halten, ob er immer verstanden werden wird? Wir glauben nicht. Vielleicht sind wir ihm noch zu nahe, um das von ihm zu sehen, was seine Kunst mit der Zukunft zu verbinden vermag. Wie ein gewaltiger Felsen ragt er in der deutschen Kunst unserer Zeit. Aber — es giebt zwei Wege; der eine führt über den Berg weg, der andere an ihm vorbei. Wir fürchten fast, daß man den zweiten wählen wird, daß eine Zeit kommt, da man Böcklin zu entbehren gelernt hat; — viel-

leicht eine bedauerliche Zeit ~ Ebenso wie eine Zeit kommt, die vor den Königsdramen Shakespeares verständnislos bleibt; — sie ist uns schon nahe ~ Böcklin ist sicher das größte Phänomen an Kraft, das unsere Zeit besitzt ~ Er war der Persönlichste von den jungen deutschen Malern, die Italien durchzogen, bei weitem der reichste aller Maler der Gegenwart an Empfindung, auch darin nur mit der Fruchtbarkeit der Alten vergleichbar, und zugleich mit einer germanischen Stierkraft begabt, die das einmal vorgenommene mit unbesiegbarer Zähigkeit zu Ende führt ~ Sein Reich ist kaum beschränkt ~ Er hat in seinen Centaurenkämpfen den tollsten malerischen Taumel, wie ihn Tizian etwa in der Reiterschlacht austoben läßt, überboten; seine Mystik in seinen Opfern, in seinem Schweigen im Walde, in der Toteninsel und so vielen anderen ist so tiefschaurig wahr, wie bei den alten Mystikern; seine Balladen, seine Märchen sind so treuherzig wie die eines Dichters der deutschen Romantik ~ Und trotzdem, trotzalledem möchte man sich, je mehr sein großer, schöner Erfolg um sich greift, dagegen wehren ~ Es ist ein entfernt ähnliches Gefühl wie bei Wagner ~ Man unterliegt ihm, man stürzt sich jauchzend in alle seine Geheimnisse, die Welt scheint aufzuhören, man fängt an, nur wie er zu empfinden ~ Und wenn man im tiefsten Taumel ist, ganz unterworfen, ganz Medium, greift man fast mit dem Instinkt des Selbsterhaltungstriebs — zu Beethoven und steht plötzlich jenseits und warnt die anderen mit gevatterhafter Dringlichkeit vor dieser Unkunst ~ Ist es die Wut des Mikrobenstolzes, die nichts Größeres, als wieweit der nüchterne Blick reicht, duldet, oder ist wirklich in

Prinz Ymanto-Takeno-Mikoto.



der Suggestion jener Magier etwas, das nicht zur Sache gehört, etwas Urfremdes, das jenen höchsten Genuß der Kunst, die Ruhe des ästhetischen Besitzes, raubt?

Bei Lenbach ist es anders ~ Wer ihn hat, behält ihn ~ Die anderen mögen alles nur Erdenkbare sein, dieser ist unser größter Meister und dies, obwohl er auf einem einzigen Gebiet thätig ist, das klein oder groß ist, je nachdem was man aus ihm macht ~ Wenn man aus allen Zeiten die allergrößten Bildnisse zusammenstellte, könnte man nie Lenbach entbehren ~ Er hat in Venedig Porträts von Tizian kopiert, die mehr von den Uroriginalen erzählen, als Tizian zu sagen wußte, dem sie saßen ~ Das Eigene der Schule Giorgiones hat er nie erfaßt, das Strotzende von Saft und Pracht im Schwarz hat er nicht erreicht, aber mit wenigerem mehr zu erreichen, das ist ihm gelungen ~ Kein Mensch hat je so psychologisch gesehen und, was mehr ist, es so rein malerisch ausgedrückt ~ Seine Psychologie ist wohl sehr viel Apparat ~ Aber das eben ist das Kunststück ~ Wie Whistler auch den simpelsten amerikanischen Tropf elegant macht, wird wohl auch mancher der durchgeistigten Porträtinhaber Lenbachs mehr Geist von Lenbach als vom eigenen sein ~ Das ist Nebensache ~ Wo es mal trifft, trifft es ganz, und dann: Lenbach hat nicht einen Bismarck, einen Wilhelm I., einen Döllinger getroffen: er hat der Larve der Menschheit große Züge abgesehen, die noch weit mehr unsterblich sind als die großen Leute, denen er sie angepaßt hat ~ Es ist etwas anderes als der Truc, über den jeder Porträtist verfügt, der den meisten nicht mehr ist als der bekannte Stuhl beim Photographen mit der schönen

Lehne. Auch Stuck macht Lenbachsche Porträts, mit Vorliebe im Profil; er wird es auch fertig bringen, einen preußischen Geheimrat in einen finster gleißenden Römer umzuwandeln. Es ist aber etwas anderes.

Aber Stuck ist trotzdem der glücklichste Schüler dieser Meister, vielleicht der einzige. Gerade das Aeußerliche an ihm ist sein größter Vorzug, denn es ist Kunst. Er hat von seinen Vorbildern gerade das genommen, was ihm malerisch dienen konnte. Er suchte nicht wie Klinger die Mystik Böcklins psychologisch zu vertiefen, er sah über Böcklin und Lenbach hinweg immer die Venezianer, immer das Malerische, und das ist gerade bei ihm so auffallend, weil er, wie Klinger, von der Zeichnung ausging. Man vergleiche die ersten äußerlich scheinbar ähnlichen Anfänge bei beiden. Stuck zeichnet Karrikaturen und gewerblichen Kram, Klinger dichtet seinen Handschuh und bedient sich dabei ebenfalls der Zeichnung. Das Deutschtum Stucks, das man in seinen urlustigen Witzblättern etwa zu finden glaubt, verschwindet in seiner Malerei vollkommen; er ist der heidnischste von allen, der malerischste, ebenso schwarz hellenisch, wie Klinger blond germanisch. Klinger fängt hellenisch an, aber es ist das Hellenentum Goethes, kühle Gedankenblässe, nichts, gar nichts ürsprünglich Sinnliches, eine Floskel, unter der sich das spezifisch deutsche nur künstlich verbirgt, eine Form für das rein Gedankliche, die nichts weniger als malerisch ist. Er bedeutet im Grunde die Reaktion gegen die kühnen Anfänge einer deutschen Malerei in unserem Jahrhundert; in seinem Elan, der Originalität seiner Erfindung nicht weniger kühn als die an-

deren, in seiner Art ihr kaum verhüllter Gegensatz, den Alten näher als seinen Zeitgenossen ∾ Stuck sah nicht das Pathetische in seinen Vorgängern, noch weniger was sie erzählten; er gefällt sich in Bildern; Klinger sieht nur das Pathos und sucht es psychisch zu vertiefen ∾ Der eine ist Maler, der andere das unglückliche Zwitterding, nicht Fisch und nicht Fleisch: ein deutscher Künstler ∾ Gewandert ist er nicht weniger als die anderen ∾ Er war und ist oft in Paris, hat Goya gesehen und Rops und ist Menzel nahe gewesen ∾ Sie haben ihm nur interessante Stoffe gegeben ∾ Aus Menzel suchte er so etwas wie einen deutschen Hogarth zu machen, und Goya war ihm nicht der spanische Maler, der wilde Enkel des Valesquez, aus dem Manet der französischen Malerei die kostbarste Befruchtung zuführte, sondern der fabelhafte Phantast ∾ Statt auf das Mittel zu gehen, das allein dem kongenialen Geist neue Impulse zu geben vermag, hielt er sich an ein Resultat, das, so wie es Goya in den Capriccios gegeben hat, fertig ist, nicht übertroffen, sondern nur abgeschwächt werden kann.

Und so wenig er vor der Leinwand Maler ist, so wenig steht er als Bildhauer der Plastik gegenüber ∾ Die Plastik hat zu lange die Maler beeinflußt, um nicht selbst den Gegensatz zu erfahren und malerisch zu werden, anstatt in ihren Grenzen zu bleiben ∾ Das ist schon seit Michelangelo so, und große Künstler wie Rude, Barye und Hildebrandt, wie Rodin, Meunier und Minne haben damit rechnen müssen ∾ Sie konnten nicht aus ihrer Haut ∾ Aber das mag indirekte Konsequenzen haben, es hindert nichts an dem Wert ihrer



Die Generalin Tomoye.

Schöpfungen, die, so wie sie sind, nur in der relativ plastischen Form möglich waren. Haben sie der Plastik die unbegreiflich einfache Form der Alten genommen, so haben sie sie auf der anderen Seite dem modernen Ausdruck zugänglicher und für uns reicher gemacht.

Klinger mag sich an dieses Zurückgehen des rein Plastischen erinnert haben; er hat vielleicht versucht, das Malerische zu unterdrücken, um nur Bildhauer zu sein, nur ist es ihm dabei mißlungen, seiner Plastik ein über ganz äußerliche Dinge hinausgehendes Interesse zu geben. Seine Plastik unterliegt dem Mißgeschick, dem so viele Bilder Feuerbachs nahe kommen; in dem Bestreben, ihnen monumentale Ruhe zu geben, macht er sie tot. Sie haben dieselbe Starrheit wie die wandelnden Toten Feuerbachs; um sie zu beleben, schmückt sie Klinger mit allen nur möglichen Reizen des Materials, aber diese Bernsteinaugen, diese Gewandfalten in farbigem Marmor, diese Gemmen bleiben äußerliche Zierraten; man mag die große Energie, die sich bis aufs Kleinste erstreckt, bewundern, der ästhetische Sinn hat nichts davon; für den steht die Kassandra nicht wesentlich höher, als eine Wachsfigur, und die Salome und der Beethoven sind ihm Merkwürdigkeiten, an denen das Interesse in litterarischen Reflexionen aufgeht.

Dieses Litterarische hat Klingers Ruf gemacht. Es wäre thöricht, an seiner Bedeutung zu zweifeln. Die Gedanken, die ihn bewegen, sind nicht die des ersten besten, sie kommen von einem ganz und gar ernsten, aristokratischen Geist, der vielleicht etwas besseres verdient hat, als die aller künst-

lerischen Regungen bare Bewunderung seiner Verehrer ~ Aber die gerechteste Anerkennung der außerordentlichen Anstrengung dieses Menschen kann nicht das schlechterdings Unkünstlerische seiner Werke übersehen ~ So sicher es jedem Künstler erlaubt ist, die Grenzen seiner Kunst schrankenlos zu erweitern, so sicher können auch die tiefsten Erwägungen nicht hindern, daß eine Malerei wertlos ist, die nichts Malerisches hat und eine Plastik verloren ist, die nichts Plastisches besitzt ~ Die Nachwelt wird vielleicht in Klinger ein ähnliches Schicksal erblicken wie es Wiertz zu teil wurde ~ Klinger ist zu sehr Künstler, als daß dies Schicksal die grotesken Formen des Größenwahnsinns des unglücklichen Belgiers annehmen könnte; er ist zum Glück zu sehr ehrlicher Arbeiter, zu ernst, sein Wollen ist unendlich differenzierter ~ Aber dies hindert nicht, daß dem Betrachter auf einem sehr viel höheren Niveau die Differenz zwischen Können und Wollen ebenso ungelöst bleibt.

Gewiß ist Klinger persönlicher, auch wenn man von aller Litteratur absieht; das rein Künstlerische an ihm, die Handschrift ist origineller, aber wie unbedeutend würde sie erscheinen, wenn er mit ihr einmal so simple Sachen niederschriebe, wie die, an denen die Maler aller Zeiten genug Merkwürdiges fanden; wie unmalerisch wäre er, wo er nur malerisch sein dürfte, wie banal wäre seine Skulptur, wenn sie nur Plastik wäre ~ Wir haben in früheren Kapiteln genügend die Basis, auf der hier diskutiert wird, besprochen und dürfen hoffen, verstanden zu werden ~ Wir denken nicht daran, zwischen dem Stoff und der Technik zu unterscheiden, sondern Klinger

macht diese Scheidung ~ Daß von ihm in den meisten Fällen nur die Erzählung zurückbleibt, ist, was wir gegen ihn einwenden ~ Denn die Erzählung bedarf anderer Formen, um künstlerisch zu werden, als sie die bildenden Künste besitzen ~ In ihnen wird sie zum Einfall, der glänzend, tief, ja genial sein kann, aber das, was er mit der Kunst gemein hat, verliert, sobald er mitgeteilt ist, während die Urart aller Kunst auf wenigstens relativ bleibenden, sinnlichen Werten beruht ~ Einen Klinger kann man beschreiben; man versuche das bei einem Böcklin, oder einem Stuck, oder gar bei einem Lenbach ~ Gewiß ist bei allen eine mehr oder weniger leicht zu fassende Fabel, und sie ist immer deutlicher, centraler, als bei englischen oder französischen Malereien, aber was hat man von den Dreien, wenn man ihre Fabeln weiß und nicht ihre Bilder vor sich hat?

Diese Schule stellt im Guten und im Schlechten etwa das vor, was dem naiven Ausländer als deutsche Eigentümlichkeit erscheint ~ Sie unterscheidet sich am schärfsten von allen anderen ~ Was sie auszeichnet, ist das spezifisch Unmoderne ~ Nicht nur was sie darstellt, sondern wie sie es macht, liegt dem Modernen fern ~ Es gehört mehr der Zeit an, in der die großen Vorbilder lebten, der Zeit Tizians zum Beispiel ~ Es ist dabei nicht ein Funken Archaismus darin, das ist das Merkwürdige; nichts Unnatürliches, kein subjektiver Zwang, alles das könnte modern sein ~ Der Archaismus hat eine Menge Zeichner, aber noch nie einen Maler hervorgebracht, und die Großen dieser Schule sind vor allem Maler, das heißt, sie arbeiten instinktiv mit ihren Mitteln ~

Keine Historie, keine Tendenz, welcher Art sie auch sei, führt ihren Pinsel, und wenn sie der Zeit Tizians näher stehen als einer anderen, so scheint es mehr Zufall ~ Sie sind überhaupt zeitlos; der Gesichtspunkt, was ihre Zeitgenossen mit ihren Werken anfangen sollen, existiert für sie nicht mehr, als die Dinge der Zeit, die Menschen und Sachen von heute für ihre Bilder ~ Sie sind ein Protest gegen die Gegenwart, weniger ein Ausdruck bewußter Abneigung, als ein natürliches Fernstehen; eine Unkenntnis, die nicht das Bedürfnis fühlt, sich eines Besseren zu belehren, weil sie es zu ihrem Wohle nicht braucht ~ Das Abstrakte unserer Kunst hat in ihnen vielleicht die äußersten Extreme getrieben.

Die anderen, die große Mehrzahl der Deutschen wanderten nach Paris, um künstlerisch dort zu bleiben; man kann es die norddeutsche Richtung nennen im Gegensatz zu den Münchnern, denen Venedig näher lag, auch wenn sie es erst auf dem Umweg über Paris erreichten ~ Und auch was diese anderen in Paris fanden, ist bezeichnend für das Deutsche ~ Sie hätten gegen die Münchner Delacroix ausspielen können, den Maler, der von weitem manches Aehnliche mit diesen hat und so himmelweit verschieden von ihnen ist, weil er das that, was man in München verschmähte: mit gewaltiger Kraft sich von denselben Quellen aus einen Weg zu Neuem bahnte, zu einer neuen Entwicklung, die allein das Alte ausnutzte, weil sie ihm die neue Verwendung gab.

Sie nahmen nicht ihn, sondern Millet. Und was für sie typisch ist, soll ihnen nicht zum Vorwurf gereichen. Sie konnten keinen besseren finden. Eine andere Frage ist, was sie daraus gemacht haben.

Millet.

Wenn unser Jahrhundert nur einen Millet geschaffen hätte, so wäre sein künstlerischer Ruf schon gesichert. Es hat prächtigere, schönere Epochen der Kunst gegeben, keine größeren. Man frägt sich, was bedeutender an Millet ist, sein Werk oder der Einfluß, den er gewonnen hat, und der von der Persönlichkeit, wie sie uns heute vorschwebt, kaum trennbar ist. Wenn man einen Künstler suchen wollte, der als typischster Repräsentant des 19. Jahrhunderts gelten kann, so würde man Millet nennen. Er deckt durchaus nicht diese ganze Epoche, die unendlich viel größer ist als dieselbe Spanne Jahre in anderen Zeiten, er ist, wenn man die Milletsche Ideenwelt allein in's Gewicht fallen läßt, der Generation, die heute 25 Jahre alt ist, bereits ein Außenstehender. Die heutigen Jungen mögen ihn vielleicht schon zu den Sentimentalen rechnen; der Bauer, der Millets Mitleid erregte, rührt heute nicht mehr. Aber Millet ist sehr viel mehr als der Erfinder eines relativ neuen stofflichen Gebietes; er ist der Schöpfer einer neuen künstlerischen Formel. Und auch in dieser wesentlichsten Bedeutung steht er nicht allein; das Jahrhundert hat

künstlerische Werke erschlossen, die von ihm ganz unberührt sind; man braucht nur an die Koloristik zu denken, die es für Millet eben so wenig gab, wie für seine stärksten Antipoden, die Klassizisten ~ Nur, wenn man einen zeigen will, der ganz aus unserem Jahrhundert entsprungen ist, ohne jede direkte Beziehung mit der Vergangenheit, dann wird man immer nur auf ihn fallen.

Das Rätselhafte an ihm ist seine Abstammung ~ Er scheint von vorneherein am wenigsten als Franzose denkbar; man kann die französische Kunst von Anfang bis zu Ende durchnehmen, nirgends wird man eine Rassennote finden, die etwa auf Millet schließen läßt ~ Eher hat er etwas Germanisches, aber er wäre auch in keinem deutschen Lande denkbar ~ Er ist nirgends und überall, er gehört der Zeit, keinem Lande.

Seine That ist, eine neue Linie gefunden zu haben, eine Ausdrucksform, die bleiben wird, auch wenn das, was sie ausdrückte, keinen Menschen mehr interessiert ~ Sie ist so elementar, wie der fabelhafte Umriß einer uns gänzlich unverständlichen ägyptischen Gottskulptur; man hat sie mit Recht mit Michelangelos Formen verglichen; man wird sie mit ebensoviel Recht mit allem anderen, was schlechterdings groß ist, vergleichen können; sie ist eine Urform; sie ist nicht Zeichnung, nicht Malerei: sie ist Millet ~ Eine neue Linie! — Unser Jahrhundert ist das malerische; es hat alle Künste im Malerischen aufgelöst; die Architektur ist malerisch geworden, und die Skulptur scheint mit Pinseln gemeißelt ~ Und aus diesem unendlich bewegten Treiben hebt sich wie ein Pfeiler

aus Erz Millet hervor, wie ein kühnes Felsengestade in wilder Brandung.

Kein Bauer ist das! Das Bäuerische gilt bei ihm nicht mehr als das Exotische an großen Werken des Orients; es ist eine Kostümfrage ∾ Kein Realismus; das allerwenigste an ihm ist, daß er wahr ist ∾ Das sind billige Selbstverständlichkeiten ∾ Er hat die Größe des Bauern gezeigt, wie es ihm ebenso gelungen wäre, die Größe des Bourgeois zu zeigen; seine eigene Größe ist es, die wir in seinen Bauern bewundern ∾ Man glaubt ihm, wie man an die Heilige Familie des Michelangelo glaubt, wie man an die Gottheit einer gelungenen primitiven japanischen Bronze glaubt, wie man alles glaubt, was vollendet ist ∾ Er ist kein Resultat seiner Beobachtungsgabe, sondern das Umgekehrte — wie überall, wo es sich um Genie handelt — ist der Fall.

Diesem Genialischen allein, nicht seinem sogenannnten Realismus, verdankt Millet den enormen Einfluß auf die Kunst, auf die Künste seiner Zeit ∾ Er zeigt das Merkmal aller befruchtender Genies, synthetisch zu sein in verlockendster Form, ganz und gar nicht analytisch ∾ Und wie sich eine ganze Welt über die Synthese stürzte, die Michelangelo zurückließ, so ward Millet eine künstlerische Formel, die seine Nachfolger in mannigfaltigster Form zu lösen suchten ∾ Daß diese Lösung nicht wie bei Michelangelo zu einem „Stil" werden konnte, bedingt nicht nur die auf das malerische Feld beschränkte Wirksamkeit des Vorbildes, sondern vor allem die Zeit, in die Millets Auftreten fällt und die notabene weit davon entfernt ist, abgeschlossen zu sein ∾ Und die traurige



Die tugendhafte Schwester Yasiha.

Dekadence, die sofort aus Michelangelos Schöpfung abgeleitet wurde und die bei diesem Vorbild und dieser Epoche unvermeidlich war, läßt das bescheidenere Schicksal des Nachlebens Millets nicht beklagen. Daß es in Wirklichkeit nicht weniger mächtig und sehr viel differenzierter, ja vielleicht im besseren Sinne furchtbarer ist, möchten wir nachzuweisen versuchen, soweit der Nachweis bei der geringen Spanne Zeit, die seit Millets Tode verflossen ist, Ueberzeugungskraft haben kann.

Die Note Millet ist einer der starken Töne in dem großen Konzert unserer künstlerischen Entwicklung, einer der Pfähle, um die sich die Völkerwanderung unserer ästhetischen Tendenzen am stärksten drängt. Man muß sich mit ihren Nachklängen auseinandersetzen, um sehr wesentliche Zeitinstinkte zu verstehen.



Fortsetzung folgt.



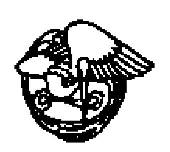
Mondlicht.

Geliebte, sieh:
Die Sonne ließ allein uns wach zurück.
Nun kommt zu uns
Mit silberhellem Flügelschlag das Glück.

Oh höre doch,
Wie sanft und süß von ferne ein Gesang
Uns innerst stärkt:
Vom Monde her ein wundervoller Klang.

Oh, dies Gefühl,
Das wie ein Licht uns kühl und hell durchdringt! —
Du, träume süß,
Bis uns der Tag die goldnen Stunden bringt.

Alfred Walter Heymel.



Süßer Müßiggang.

Kinder kommt und faßt mit an,
Nehmt die Körbe und die Flaschen,
Jeder trage, was er kann,
Und Konfekt in allen Taschen.

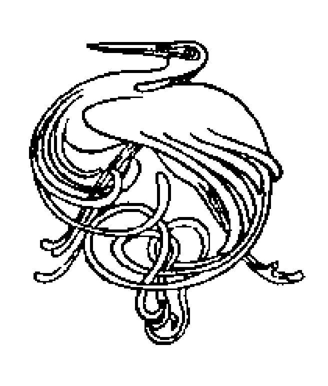
In den Park. Im Trautverein
Auf beblümten Wiesenpfühlen,
Wollen wir im Sonnenschein
Zärtlich, wie Verliebte, spielen.

Becherkreisen bis zur Nacht.
Haben uns im Arm gelegen,
Haben herzlich wohl gelacht,
Will sich doch nun Wehmut regen.

Abendkühle kommt heran,
Will zum kleinen Fluß uns locken;
Seidenfäden spinnt der Kahn
Aus bewegten Silberflocken. —

Froher Tag ist froh verthan,
Und wir lassen's gerne gelten,
Will uns drob ein weiser Mann
Freundlich und mit Maßen schelten.

Alfred Walter Heymel.



Anmerkungen.

Der gelehrte Herr, durch dessen Hand uns die „Blechschmiede" im Februarheft zugegangen ist, hat sich doch geirrt. **Arno Holz** ist der Verfasser dieser satyrischen Farce. Wir müssen gestehen, daß uns dies bereits bekannt war, als wir den Brief des verehrten Herrn Professors erhielten, aber unser Respekt vor litteraturhistorischer Gelehrsamkeit geht so weit, daß wir zuweilen sogar Thatsachen geringer schätzen, als wissenschaftlich entschiedene Kritik. Wir hoffen, daß der hochzuverehrende Herr Professor sich durch dieses kleine Malheur nicht abhalten läßt, an uns zu denken, wenn er wieder einmal ein Manuskript im Grunewald finden sollte.

Und, da wir nun schon beim Berichtigen sind: Das Indianerlied von Paul Scheerbart im Faschingsheft macht keinen Anspruch darauf, von den ernsten Leuten in Deutschland ernst genommen zu werden. Es will, wir stellen das ausdrücklich fest, keine neue lyrische Richtung inaugurieren. Es enthält keinerlei Hintergründe. Es ist (wir bitten alle Herrschaften in Steifleinen um Verzeihung) ein harmloser Scherz. Auch das wußten wir, als wir uns den Spaß machten es gerade den Meier-Graefeschen Beiträgen anzusetzen. Aber wir wußten nicht, daß es in Deutschland

Journalisten giebt, die auch hinter solchen Harmlosigkeiten Verrat wittern und mit Begierde jede, selbst die verkehrteste, Gelegenheit ergreifen, ihren in der Mehrzahl wohl kongenialen Lesern einen Begriff von den Schändlichkeiten und Auswüchsen der „modernen Lyrik" zu geben. Wir haben für diese Unwissenheit eine scharfe Lektion empfangen: eine ganze Armee in Steifleinen ist wider uns aufgetreten und hat Herrn Scheerbart für seine lyrische Verworfenheit und uns daneben für unsere Geschmacklosigkeit an den Pranger gestellt, — an die fünfzig Tagesblätter haben dem Indianerlied eine ungeahnte Verbreitung gegeben, und von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt schüttelt man die Häupter über die wahnsinnigen modernen Dichter und ihre gewissenlosen Helfershelfer, die Herausgeber der Insel. Wenn die Dummheit in Masse nicht doch eine sehr bedenkliche Erscheinung wäre, hätte man hier ausgiebige Gelegenheit, stillvergnügt zu lächeln.

Wir machen unsere Freunde darauf aufmerksam, daß der Insel-Verlag Anfang März eine kleine Theaterdichtung von Otto Julius Bierbaum gleichzeitig mit deren erster Aufführung am Karlsruher Hoftheater herausgebracht hat: „Pan im Busch", ein Tanzspiel mit Musik von Felix Mottl. Außer der größeren Textauflage hat der Verlag eine kleine Ausgabe für den Buchhandel veranstaltet und zwar 150 Stück auf Inselpapier zum Preise von 2 Mark 50 Pfennige. Diese 150 Exemplare sind wie die übrigen Buchveröffentlichungen der Insel gebunden. Das Buch ist

im Halbformat der Insel in einem etwas kleineren Grade der Inseltypen bei Drugulin gedruckt und von Professor Peter Behrens mit Zierstücken ausgestattet.

Ferner hat, um die gleiche Zeit, der Inselverlag eine Buchausgabe von Hugo von Hofmannsthals kleinem Drama der „Der Thor und der Tod" veranstaltet ~ Der Schmuck dieses Buches, das, gleichfalls auf Inselpapier, bei Drugulin in einer holländischen Antiqua gedruckt worden ist, rührt von Heinrich Vogeler-Worpswede her ~ Das (gebundene) Exemplar kostet 3 Mark.

Es gereicht den Herausgebern zur besonderen Freude und Ehre, in diesem Hefte die neueste dramatische Dichtung Maurice Maeterlincks zuerst an die Oeffentlichkeit bringen zu können ~ Daß es ihnen gelungen ist, den ausgezeichneten belgischen Bildhauer Minne, der schon die trois petits drames pour marionettes mit kleinen Holzschnitten geschmückt hat, für die Illustration zu gewinnen, wird, so hoffen sie, wie von ihnen, so von den Lesern als glücklicher Umstand begrüßt werden ~ Zu bemerken ist, daß Schwester Beatrix vom Dichter teilweise für Musik bestimmt ist.

Die Herausgeber haben auch diesem Hefte eine Anzahl von Reproduktionen aus dem japanischen Porträtwerke Son-Ken-Ku-Si-Tsu beigegeben, obwohl in ihm kein direkter Anlaß dazu vorhanden ist, wie im Januar- und Februarhefte ~ Sie hoffen indessen, daß die japanischen Figuren den Lesern auch diesmal nicht unwillkommen sein werden, umsomehr, als der Quartalsband durch diese Verteilung japanischer Por-

träts über alle drei Hefte an Einheitlichkeit gewinnen wird ∾ Ueber die einzelnen im Bildnis wiedergegebenen Persönlichkeiten meldet der Text des Werkes dies:

Nagamune Tsumaga hat sich im Jahre 1331 unter dem General Akamatsu beim Angriff auf den Tempel Tosi sehr ausgezeichnet ∾ Damals war die Lage sehr schlimm, weil ein tiefer Graben und eine hohe Mauer den Empörern sehr zu statten kamen, die von einem hohen, günstig gelegenen Turme aus einen heftigen Pfeilregen herunter sandten ∾ Da hat Held Nagamune dies gethan: Er sprang mit seinem bloßen, langen Schwert tapfer in die Tiefe; Tukebe folgte ihm; Tukebe fiel ∾ Da sprach Nagamune: Steig auf meine Schulter! Und Tukebe that's und rettete sich aus dem Graben ∾ Und Nagamune lachte laut und sprach: Bin ich jetzt deine Brücke gewesen, so will ich allen Mannen auch eine Brücke bau'n, daß sie gemächlich hinüber können ∾ Und stieß die hohe Mauer um, daß aus dem Graben ein ebener Fußweg wurde ∾ Aber nur um so heftiger schossen die Rebellen ∾ Nagamune aber kletterte furchtlos mitten durch das Pfeilgestöber auf das Thor des Tosi und stand bald so mit seinem großen bloßen Schwerte an der Statue Ni-Kon-Go-Sin, daß man nicht unterscheiden konnte, wer die Statue war, wer der Held.

Die Tochter von Yositamo und die Tochter Yensiu des Präfekten Oi in Anbaka war Yasiha ∾ Als Yoritomo von Heisi besiegt worden war, floh sein Sohn Yoritomo zu Oi, wurde aber von Heisi gefangen genommen ∾ Da sprach seine Schwester Yasiha sehr betrübt: Ehe ich mich später

schänden lasse, will ich jetzt mit meinem Bruder Yoritomo sterben ~ Erst hinderte man sie daran, aber später gelang es ihr, zu entweichen, und sie ertränkte sich, eben erst zwölf Jahre alt.

Prinz Yamato-Takeno-Mikoto hieß in seiner Jugend Ko-ussu und war ein Sohn vom Kaiser Keiko-Taenne (72—132) ~ Er war ein hübscher, kräftiger, schlanker Bursche von sechzehn Jahren, als Kumaso in Kiuschiu gegen den Kaiser rebellierte, und er hat damals eine große That vollbracht ~ Das geschah so: Er legte Mädchenkleider an und ging, als wenn er ein hübsches Mädchen wäre, ins Lager des Kumaso ~ Kein Wunder, daß ihn Kumaso zu sich ließ, denn auch er hielt ihn für ein Mädchen ~ Prinz Yamato-Takino-Mikoto aber, als er mit ihm allein war, stieß ihn mit einem Degen nieder, und bald war Kiuschiu wieder in der Gewalt des Kaisers.

Die Tochter von Fohsinari Fusiwara war ein schönes Mädchen und eine berühmte Dichterin ~ Einstmals ist es geschehen, daß sie, als es die Zeit der Pflaumenblüte war, in den Garten eines Tempels ging, wo viele Pflaumenbäume standen ~ Und sie war schlecht gekleidet, da sie Blumen pflücken wollte ~ Da kam eine Rotte Priester und sang ihr zum Spotte ein unpassendes Lied ~ Sie that, als hörte sie es nicht ~ Als sie aber wieder an der Priesterrotte vorüberkam, sang sie laut ein Lied, das sie eben gedichtet hatte ~ Da merkten die Priester, daß sie die Tochter des Fohsinari Fusiwara unpassend angesungen hatten, und schämten sich nicht wenig.

Tomoye war eine Nebenfrau von Yoschinaka, der sie nicht bloß wegen ihrer Schönheit, sondern auch, und dies ganz besonders, wegen ihrer militärischen Tüchtigkeit überaus liebte. War sie doch im Abschießen des großen Bogens derart geschickt, daß sie zur Generalin ernannt wurde! — Einst, als Yoschinaka von Yoritomo aufs Haupt geschlagen worden war und ihm nur noch sieben Samurais am Leben geblieben waren, da war Tomoye noch heil und unverletzt und kämpfte aufs Tapferste. Da fragte der General des Feindes, Sigetada mit Namen, einen seiner Offiziere: Wie heißt wohl dieser tapfere Kämpe da? Der Offizier antwortete und sprach: Dieser tapfere Kämpe ist eine der Liebesdamen Yoschinakas. Hahaha! lachte der General Sikitada, das ist wahrhaftig eine gewaltige Blamage für uns, daß wir Haudegen uns von einer Seraildame besiegen lassen haben, bei meinem Spieß und Schwert, so tapfere Damen liebe ich auch! Ich werde sie mir einfangen! Sprachs und sprengte wie ein Pfeil gegen Tomoye an. Erwischte auch wirklich ihren Aermel. Sie aber riß sich los, peitschte ihren Hengst und brauste davon. Da hatte der General wohl den Aermel, aber nicht die Dame. Und er sprach voll Bewunderung: In der That! Was für eine tapfere Generalin!

Einem anderen Offizier, dem durch seine Tapferkeit berühmten Schekitidu Uschida, erging es noch böser. Auch er wollte Tomoye fangen, sie aber hieb ihn vom Pferde, daß er tot war.

Spielmanns-Buch ~ Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, übertragen von Wilhelm Hertz ~ Zweite verbesserte und vermehrte Auflage ~ (Stuttgart 1900, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

Daß von diesem wundervollen Buche erst jetzt, nach vierzehn Jahren, eine zweite Auflage nötig geworden ist, zeigt wieder, aus einem wie kleinen Kreise sich bereits die Leserschaft reiner Dichtungen zusammensetzt ~ Kann man von einer lebendigen, künstlerischen Kultur eines Volkes reden, das so wenig Nachfrage für Werke dieser Bedeutung zeigt? Man wird vielleicht erwidern: Das Interesse an zeitgenössischen Dichtungen ist ein besserer Maßstab für künstlerische Kulturbedürfnisse, als das Verständnis für alte Dichtungen, die noch dazu fremder Herkunft sind ~ Aber was heißt alt und modern, fremd und eigen angesichts großer, reiner Kunst? Diese Novellen in Versen stehen dem Freunde der Poesie näher als die meisten modernen Erzeugnisse, denn sie sind Kunstwerke mit dem Vollen und Klaren, während die modernen Arbeiten meist den Eindruck artigen Stückwerks machen oder ihre Bedeutung in einer Tiefe haben, die zu dunkel ist, als daß sie künstlerisch rein erfreuen könnte ~ Freilich, die Kunst dieser alten französischen Novellen spielt und verlangt nicht Probleme zu lösen ~ Sie ist heiter, graziös, harmonisch und hat keine Spur von der Schwere an sich, die man heute vielfach als einziges Anzeichen echten Wertes gelten lassen möchte ~ Aber gerade darum erachten wir es als Pflicht, auf diese Sammlung hinzuweisen, ganz abgesehen

davon, daß die Uebertragungen auch selber den Wert einer großen, wirklich poetischen Leistung haben. O. J. B.

Die Insel. 1. Jahrgang. 2. Quartal. Nr. 6. März 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.

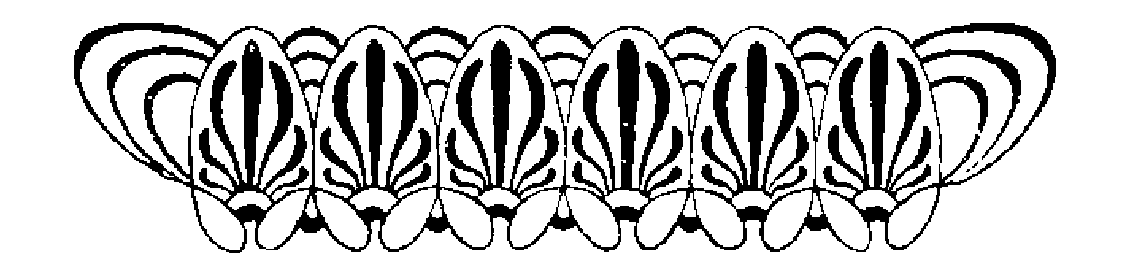


Die Insel, dritter Band.



Die Insel

Herausgegeben von
Otto Julius Bierbaum
Alfred Walther Heymel
Rudolf Alexander Schröder
Erster Jahrgang Drittes
Quartal April bis Juni
1900 Mit Buchschmuck
von Th. Th. Heine Er-
schienen im Verlage der
Insel bei Schuster
& Loeffler Berlin
SW. 46



Inhaltsverzeichnis.

Dramatische Werke.

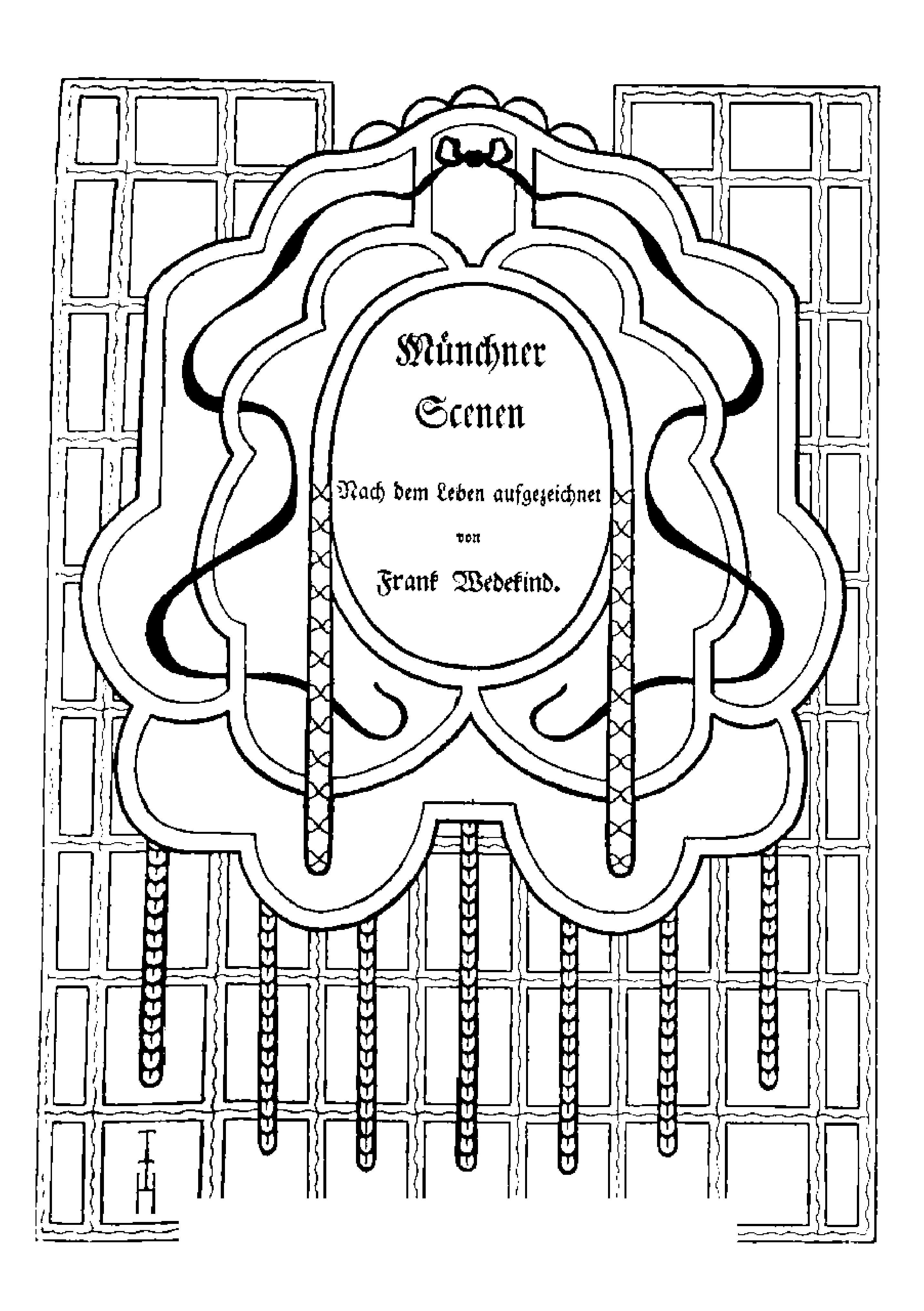
Novellen, Erzählungen, Skizzen.

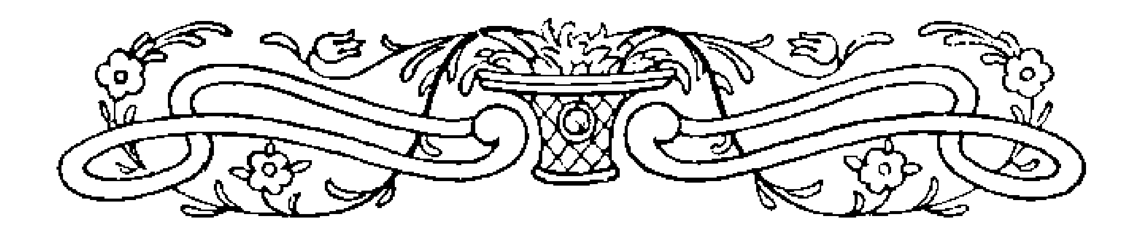
Gedichte.

Aufsätze. Abhandlungen.

Illustrative Beigaben.

Die Insel. Nr. 7.
April. 1900.


Münchner
Scenen
Nach dem Leben aufgezeichnet
von
Frank Wedekind.



I.

Ein Arbeitszimmer, dessen Wände mit Bildern behängt sind. In der Hinterwand befindet sich rechts die Thür zum Vorplatz und links die Thür zu einem Wartezimmer. In der rechten Seitenwand vorn führt eine Thür ins Wohnzimmer. An der linken Seitenwand vorn steht der Schreibtisch, auf dem aufgerollte Pläne liegen; neben dem Schreibtisch an der Wand ein Telephon. Rechts vorn ein Divan, davor ein kleinerer Tisch; in der Mitte etwas nach hinten ein größerer Tisch. Büchergestelle mit Büchern, Musikinstrumente, Aktenbündel und Noten.

Der Marquis von Keith, sitzt am Schreibtisch, in einen der Pläne vertieft. Er ist ein Mann von circa 27 Jahren: mittelgroß, schlank und knochig, hätte er eine musterhafte Figur, wenn er nicht auf dem linken Bein hinkte. Seine markigen Gesichtszüge sind nervös und haben zugleich etwas hartes; stechende graue Augen, kleiner blonder Schnurrbart, das widerborstige, kurze, strohblonde Haar sorgfältig in der Mitte gescheitelt. Er ist in ausgesuchte gesellschaftliche Eleganz gekleidet, aber nicht geckenhaft; er hat die groben, roten Hände eines Clown.

Molly Griesinger, kommt aus dem Wohnzimmer und setzt eine gedeckte Tablette auf das Tischchen vor dem Divan. Sie ist ein unscheinbares brünettes Wesen, etwas scheu und verhetzt, in unscheinbarer häuslicher Kleidung, hat aber große, schwarze seelenvolle Augen.

Molly:

So, mein Schatz, hier hast Du Thee und Caviar und kalten Aufschnitt. Du bist ja heute schon um neun Uhr aufgestanden.

v. Keith, ohne sich zu rühren:

Ich danke Dir, mein liebes Kind.

Molly:

Du mußt gewaltig hungrig sein. Hast Du denn Nachricht darüber, ob der Feenpalast zu stande kommt?

v. Keith:

Du siehst, ich bin mitten in der Arbeit.

Molly:

Das bist Du ja immer, wenn ich komme. Dann muß ich alles, was Dich und Deine Unternehmungen betrifft, von Deinen Freundinnen erfahren.

v. Keith, sich im Sessel umwendend:

Ich kannte eine Frau, die sich beide Ohren zuhielt, wenn ich von Plänen sprach. Sie sagte: Komm und erzähl' mir, wenn Du etwas gethan hast!

Molly:

Das ist ja mein Elend, daß Du schon alle Arten von Frauen gekannt hast.

Da es klingelt:

Du barmherziger Gott, wer das wieder sein mag!

Sie geht auf den Vorplatz hinaus, um zu öffnen.

v. Keith, für sich:

Das Unglückswurm!

Molly, kommt mit einer Karte zurück:

Ein junger Herr, der Dich sprechen möchte. Ich sagte, Du seist beschäftigt.

v. Keith, nachdem er die Karte gelesen:

Der kommt mir wie gerufen!

Molly, läßt Hermann Casimir eintreten und geht ins Wohnzimmer ab.

Hermann Casimir, ein fünfzehnjähriger Gymnasiast in sehr elegantem dunklen Radfahrkostüm:

Guten Morgen, Herr Baron.

v. Keith:

Was bringen Sie mir?

Hermann:

Es ist wohl am besten, wenn ich mit der Thür ins Haus falle. Ich war gestern Abend mit Saranieff und Zamrjaki im Café Luitpold zusammen. Ich erzählte, daß ich durchaus hundert Mark nötig hätte. Darauf meinte Saranieff, ich möchte mich an Sie wenden.

v. Keith:

Ganz München hält mich für einen amerikanischen Eisenbahnkönig.

Hermann:

Zamrjaki sagte, Sie hätten immer Geld.

v. Keith:

Zamrjaki unterstütze ich, weil er das größte musikalische Genie ist, das seit Richard Wagner lebt – Aber diese Bohemiens sind doch kein schicklicher Umgang für Sie!

Hermann:

Ich finde sie interessant. Ich kenne die Herren von einer Versammlung der „Independenten" her.

v. Keith:

Ihrem Vater muß es eine erfreuliche Ueberraschung sein, daß Sie Ihr Leben damit beginnen, sich in revolutionären Versammlungen herumzutreiben.

Hermann:

Warum laßt mich mein Vater nicht von München fort!

v. Keith:

Weil Sie noch zu jung dazu sind!

Hermann:

Ich finde aber, daß man in meinem Alter unendlich mehr lernen kann, wenn man wirklich etwas erlebt, als wenn man bis zur Großjährigkeit auf der Schulbank sitzt.

v. Keith:

Durch das wirkliche Erleben verlieren Sie nur die Fähigkeiten, die Sie in Ihrem Fleisch und Blut mit auf die Welt gebracht haben. Das gilt speziell von Ihnen, dem Sohn und einstigen Erben des größten deutschen Finanzgenies. — Was sagt denn Ihr Vater über mich?

Hermann:

Mein Vater spricht überhaupt nicht mit mir.

v. Keith:

Aber mit Andern spricht er.

Hermann:

Ich bin aber die wenigste Zeit zu Hause.

v. Keith:

Daran thun Sie Unrecht. Ich habe die Operationen Ihres Vaters von Amerika aus verfolgt. Er hält es nur für ganz ausgeschlossen, daß jemand anders auch noch so klug ist wie er. Deshalb weigert er sich auch bis jetzt noch, meinem Unternehmen beizutreten.

Hermann:

Ich kann es mir mit dem besten Willen nicht denken, wie ich einmal bei einem Leben, wie es mein Vater führt, glücklich werden sollte.

v. Keith:

Wenn Ihrem Vater die Fähigkeit fehlt, Sie an seinen Beruf zu fesseln ...?

Hermann:

Aber es handelt sich doch darum, daß man nicht nur lebt, sondern vor allem das Leben und die Welt kennen lernt.

v. Keith:

Der Vorsatz, die Welt kennen zu lernen, führt Sie dazu, hinterm Zaun zu verenden. Prägen Sie sich die aller-

größte Hochschätzung für die Verhältnisse ein, in denen Sie geboren sind. Das schützt Sie davor, sich so leichten Herzens zu erniedrigen.

Hermann:

Es giebt doch aber höhere Güter als Reichtum!

v. Keith:

Das ist Ihre Schulweisheit. Diese Güter heißen deshalb höhere, weil sie aus dem Besitz hervorwachsen und nur durch den Besitz ermöglicht werden. Es steht Ihnen ja frei, nachdem Ihr Vater ein Vermögen gemacht hat, sich einer künstlerischen oder wissenschaftlichen Aufgabe zu widmen. Wenn Sie sich dabei aber über das erste Weltprinzip hinwegsetzen, dann jagen Sie Ihr Erbe Hochstaplern in den Rachen.

Hermann:

Wenn Jesus Christus nach diesem Weltprinzip hatte handeln wollen ...!

v. Keith:

Das Christentum hat zwei Dritteil der Menschheit aus der Sklaverei befreit! Es giebt keine Ideen, seien sie sozialer, wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, die etwas anderes als Hab und Gut zum Gegenstande hätten. Die „Independenten" sind deshalb Ihre geschworenen Feinde. Und glauben Sie nicht, daß sich die Welt hierin ändert. Der Mensch wird abgerichtet oder er wird hingerichtet.

Hat sich an den Schreibtisch gesetzt.

Ich will Ihnen die hundert Mark geben. Zeigen Sie

sich doch auch mal, wenn Sie kein Geld nötig haben. Wie lange ist es jetzt her, daß Ihre Mutter starb?

Hermann:

Drei Jahre werden es im Frühling.

v. Keith, giebt ihm ein verschlossenes Billet:

Sie müssen damit zur Gräfin Werdenfels gehen, Briennerstraße Nr. 15. Sagen Sie einen schönen Gruß von mir. Ich habe heute nichts in der Tasche.

Hermann:

Ich danke Ihnen, Herr Baron.

v. Keith, geleitet ihn hinaus; indem er die Thür hinter ihm schließt:

Bitte, war mir sehr angenehm. —

Darauf kehrt er zum Schreibtisch zurück; in den Plänen kramend:

Der Alte traktiert mich wie einen Hundefänger. — — Ich muß möglichst bald ein Konzert veranstalten. — Dann zwingt ihn die öffentliche Meinung, mitzumachen. Im schlimmsten Fall muß es ohne ihn gehen. — —

Da es klopft:

Herein!

Anna, verwitwete Gräfin Werdenfels tritt ein. Sie ist eine üppige Schönheit von 30 Jahren. Weiße Haut, Stumpfnase, helle Augen, kastanienbraunes, üppiges Haar:

v. Keith, geht ihr entgegen:

Da bist Du, meine Königin! — Ich schickte eben den jungen Casimir mit einem kleinen Anliegen zu Dir.

Anna:

Das war der junge Casimir?

v. Keith, nachdem er ihr flüchtig die dargereichten Lippen geküßt:

Er kommt schon wieder, wenn er Dich nicht trifft.

Anna:

Der sieht aber seinem Vater gar nicht ähnlich.

v. Keith:

Lassen wir seinen Vater. Ich habe mich an Leute gewandt, von deren Parvenütum ich mir eine flammende Begeisterung verspreche.

Anna:

Man sagt vom alten Casimir, daß er junge Künstlerinnen unterstützt.

v. Keith:

Sobald ich Dich sehe, bin ich ein anderer Mensch, als wärst Du meines Glückes lebendiges Unterpfand. — Aber willst Du nicht frühstücken? Hier ist Thee und Caviar und kalter Aufschnitt.

Anna, nimmt auf dem Divan Platz und frühstückt:

Ich habe um elf Uhr Stunde. Ich komme nur auf einen Moment. — Die Bianchi sagt, ich könne in einem Jahr die erste Wagnersängerin Deutschlands sein.

v. Keith, zündet sich eine Cigarette an:

Vielleicht bist Du auch in einem Jahr so weit, daß sich die ersten Wagnersängerinnen um Deine Protektion bemühen.

Anna:

Mir solls recht sein. Mit meinem beschränkten weiblichen Verstande sehe ich allerdings nicht ein, warum es gleich so hoch hinaus soll.

v. Keith:

Dafür bin ich nicht verantwortlich. Ich lasse mich willenlos treiben, bis ich an ein Gestade komme, auf dem ich mich heimisch genug fühle, um mir zu sagen: „Hier laßt uns Hütten bauen!"

Anna:

Das kann ich Dir nicht ganz nachempfinden. Ich habe seit einiger Zeit vor lauter Lebenslust manchmal Selbstmordgedanken.

v. Keith:

Der Eine nimmt es und dem Anderen ist es beschieden. Als ich in die Welt hinauskam, war mein kühnstes Hoffen, in Oberschlesien als Dorfschulmeister zu sterben.

Anna:

Daß Dir München einmal zu Füßen liegen werde, hast Du Dir nicht träumen lassen!

v. Keith:

München kannte ich aus der Geographiestunde. Wenn ich mich deshalb heute auch nicht gerade eines makellosen Rufes erfreue, so darf man nicht vergessen, aus welchen Tiefen ich heraufkomme.

Anna:

Ich bete jeden Abend zu Gott, daß er etwas von Deiner Energie auf mich übertrage.

v. Keith:

Ich habe keine Energie.

Anna:

Dir ist es doch Lebensbedürfnis, mit dem Kopf durch die Wände zu rennen.

v. Keith:

Meine Begabung beschränkt sich auf die leidige Thatsache, daß ich in bürgerlicher Athmosphäre nicht atmen kann. Mag ich deshalb auch erreichen was ich will, ich werde mir nie das geringste darauf einbilden. Andere Menschen werden in ein bestimmtes Niveau gepflanzt, auf dem sie fortvegetieren, ohne mit der Welt in Konflikt zu kommen.

Anna:

Du bist doch auch nicht vom Himmel gefallen.

v. Keith:

Ich bin aber Bastard. Mein Vater war ein geistig sehr hochstehender Mensch, besonders was Mathematik und so exakte Dinge betrifft, und meine Mutter war Zigeunerin.

Anna:

Wenn ich Deine Geschicklichkeit hätte, den Menschen ihre Geheimnisse vom Gesicht abzulesen, ich wollte ihnen mit der Fußspitze die Nase auf die Erde drücken.

v. Keith:

Solche Fertigkeiten erwecken nur Mißtrauen. Deshalb hegt die bürgerliche Gesellschaft auch, seit ich auf der Welt bin, ein geheimes Grauen vor mir.

Anna:

In der Gesellschaft habe ich mich drei Jahre lang mit gesenkten Wimpern und hochgezogenen Brauen danach gesehnt, einmal die Augen aufschlagen zu dürfen.

v. Keith:

Die Gesellschaft macht mein Glück durch ihre Zurückhaltung. Je höher ich gelange, desto vertrauensvoller kommt man mir entgegen. Ich warte auch nur noch auf die Region, in der die Kreuzung von Philosoph und Pferdedieb ihren vollem Wert entsprechend gewürdigt wird.

Anna:

Man hört thatsächlich in der ganzen Stadt von nichts als vom Feenpalast reden.

v. Keith:

Der Feenpalast dient mir als Sammelplatz meiner Kräfte. Dazu kenne ich mich zu gut, um nicht zu glauben, daß ich meiner Lebtag Kassenrapporte revidiere.

Anna:

Ich habe aber auch keine Lust, meiner Lebtag Solfeggien und Vocalisen zu singen. Du sagtest, der Feenpalast solle für mich gebaut werden. Warum wirfst Du dann die Masse Geld hinaus, um mich ausbilden zu lassen?

v. Keith:

Jedenfalls nicht, damit Du Zeit Deines Lebens auf den Hinterpfoten tanzt und Dich von Preßbengeln kuranzen läßt. Aber Du hast etwas mehr Lichtpunkte in Deiner Vergangenheit nötig.

Anna:

Einen Stammbaum kann ich allerdings nicht aufweisen wie die Frauen von Rosenkron und von Totleben.

v. Keith:

Deshalb brauchst Du noch nicht eifersüchtig zu sein.

Anna:

Welcher weiblichen Vorzüge wegen sollte ich denn auf irgend eine Frau eifersüchtig sein?

v. Keith:

Du hast thatsächlich auch nicht den geringsten Grund dazu.

Anna:

Das weiß ich. Du hast auch nicht die geringste Ursache, daran zu zweifeln.

v. Keith:

Ich mußte die Beiden als Vermächtnis meines Vorgängers mit der Konzertagentur übernehmen.

Anna:

Solche Frauen, die sich ihres Wertes nur durch den Mann bewußt werden, giebt es zu Tausenden.

v. Keith:

Dafür giebt es auch Männer zu Tausenden, die solche Frauen lieben.

Anna:

Zählst Du Dich zu diesen Männern?

v. Keith:

— Wenn ich meine Stellung befestigt habe, mögen sie mit Rettigen hausieren oder Novellen schreiben, wenn sie leben wollen.

Anna:

Ich bin um die Schnürstiefel, in denen ich gehe, besorgter als um Deine Gefühle. Soll ich Dir auch sagen warum? — Weil Du der rücksichtsloseste Mensch bist und nach nichts anderem als nach Deinem Gefallen fragst. Anderseits glaube ich allerdings auch nicht, daß ich mit einem Manne, der sich von mir trennt, etwas anderes als Mitleid empfinden könnte.

v. Keith:

Ich habe ein wechselvolles Leben hinter mir, aber jetzt denke ich doch ernstlich daran, mir ein Haus zu bauen; ein Haus mit möglichst hohen Gemächern, mit Park und Freitreppe. Die Bettler dürfen auch nicht fehlen, die die Auffahrt garnieren. Mit der Vergangenheit habe ich abgeschlossen und sehne mich nicht zurück. Dazu ging es zu oft um Leben und Tod. Ich möchte keinem Freunde raten, sich meine Laufbahn zum Muster zu nehmen.

Anna:

Du bist nicht umzubringen.

v. Keith:

Dieser Eigenschaft verdanke ich in der That so ziemlich alles, was ich erreicht habe. — Ich glaube, Anna, wenn wir in zwei verschiedenen Welten geboren wären, wir hätten uns dennoch finden müssen.

Anna:

Ich bin allerdings auch nicht umzubringen.

v. Keith:

Wenn uns die Vorsehung auch durch keinerlei Geschmacksverwandtschaften für einander bestimmt hätte, das eine haben wir doch mit einander gemein.

Anna:

Eine unverwüstliche Gesundheit.

v. Keith:

Soweit es Frauen betrifft, sind mir Klugheit, Gesundheit, Sinnlichkeit und Schönheit unzertrennliche Begriffe, aus deren jedem sich die andern drei von selbst ergeben. Wenn dieses Erbteil sich potenziert . . .

Sascha, ein dreizehnjähriger Laufbursche in dunkler, unauffälliger Livree mit Kniehosen, tritt vom Vorplatz ein und legt einen Arm voll Zeitungen auf den Mitteltisch.

v. Keith:

Was sagt der Kommerzienrat Ostermeier?

Sascha:

Der Herr Kommerzienrat gaben mir einen Brief mit. Er liegt bei den Zeitungen.

Geht in das Wartezimmer ab.

v. Keith, hat den Brief geöffnet:

Das danke ich dem Zufall, daß Du bei mir bist!

Liest:

„... Ich habe mir von Ihrem Plane schon mehrfach erzählen lassen und bringe ihm ein lebhaftes Interesse entgegen. Sie treffen mich heute Mittag gegen zwölf Uhr im Café Maximilian ..." Das giebt mir die Welt in die Hände! Jetzt kann Casimir meine Rückseite besehen, wenn er mitkommen will. Mit diesen Biedermännern bleibt mir auch meine Alleinherrschaft unangetastet.

Anna, hat sich erhoben:

Kannst Du mir tausend Mark geben?

v. Keith:

Bist Du denn schon wieder auf dem Trocknen?

Anna:

Die Miete ist fällig.

v. Keith:

Das hat bis morgen Zeit. Mach Dir deswegen nicht die geringste Sorge darum.

Anna:

Wie Du meinst. Graf Werdenfels prophezeite mir auf seinem Sterbebette, ich werde das Leben noch einmal von der allerernstesten Seite kennen lernen.

v. Keith:

Hätte er Dich etwas richtiger taxiert, dann wäre er vielleicht sogar selbst noch am Leben.

Anna:

Bis jetzt haben sich seine Worte noch nicht bewahrheitet.

v. Keith:

Ich schicke Dir das Geld morgen mittag.

Anna, während v. Keith sie hinausgeleitet:

Nein, bitte nicht; ich komme selber und hole es.

Die Scene bleibt einen Augenblick leer. Dann kommt Molly Griesinger aus dem Wohnzimmer und räumt das Theegeschirr zusammen. v. Keith kommt vom Vorplatz zurück.

v. Keith, ruft:

Sascha! —

Nimmt eines der Bilder von der Wand:

Das muß mir über die nächsten vierzehn Tage hinweghelfen!

Molly:

Du hoffst also immer noch, daß die Wirtschaft so fortgehen kann.

Sascha, kommt aus dem Wartezimmer:

Herr Baron?

v. Keith, giebt ihm das Bild:

Geh hinüber zu Tannhäuser. Er soll den Saranieff ins Fenster stellen. Ich gebe ihn für dreitausend Mark.

Sascha:

Sehr wohl, Herr Baron.

v. Keith:

In fünf Minuten komme ich selber. Warte!

Er nimmt vom Schreibtisch eine Karte, auf der „3000 M.“ steht und befestigt sie unter den Rahmen des Bildes.

Dreitausend Mark! —

Geht zum Schreibtisch:

Ich muß nur rasch noch einen Artikel darüber schreiben.

Sascha, mit dem Bilde ab.

Molly:

Wenn sich bei der Großthuerei nur auch einmal eine Spur von reellem Erfolg sehen ließe!

v. Keith, schreibend:

„Das Schönheitsideal der modernen Landschaft.“

Molly:

Wenn der Saranieff malen könnte, brauchte man keine Zeitungsartikel über ihn zu schreiben.

v. Keith, sich umwendend:

Wie beliebt?

Molly:

Ich weiß, Du bist wieder mitten in der Arbeit.

v. Keith:

Wovon wolltest Du reden?

Molly:

Ich habe einen Brief aus Bückeburg.

v. Keith:

Von Deiner Mama?

Molly, sucht den Brief aus der Tasche und liest:

„Ihr seid uns jeden Tag willkommen. Ihr könnt die beiden Vorderzimmer im dritten Stock beziehen. Ihr könnt dann in Ruhe abwarten, bis Eure Verhandlungen in München zum Abschluß gelangen.“

v. Keith:

Siehst Du denn nicht ein, liebes Kind, daß Du durch solche Schreibereien meinen Kredit untergräbst?

Molly:

Wir haben morgen kein Brod auf dem Tisch.

v. Keith:

Dann speisen wir im Hotel Continental.

Molly:

Da bringe ich nicht einen Happen hinunter vor Angst, daß uns derweil der Gerichtsvollzieher unser Bett versiegelt.

v. Keith:

Der überlegt sich das noch. Warum lebt denn in Deinem Köpfchen kein anderer Gedanke als Essen und Trinken! Du könntest Dich Deines Lebens so unendlich mehr erfreuen, wenn Du etwas mehr Würdigung für seine Lichtseiten hättest. Du hegst eine unbezähmbare Leidenschaft für das Unglück.

Molly:

Du thust das! Anderen Menschen fällt ihr Lebensberuf so leicht, sie brauchen mit keinem Gedanken daran zu denken. Dafür existieren sie eins fürs andere in ihrem behaglichen Heim, wo ihrem Glück nichts in die Quere kommt. Und Du bei Deinen Geistesgaben, wirtschaftest wie rasend auf Deine Gesundheit ein, und dabei ist tagelang nicht ein Pfennig im Haus.

v. Keith:

Aber Du hast Dich doch jeden Tag satt gegessen. Daß Du nichts für Toiletten ausgiebst, ist nicht meine Schuld. Sobald der Artikel geschrieben ist, habe ich dreitausend Mark. Dann nimm eine Droschke und kauf' alles, worauf Du Dich im Augenblick besinnst.

Molly:

Der bezahlt Dir für das Bild so gewiß dreitausend Mark, wie ich mir seidene Strümpfe anziehe.

v. Keith:

Du bist ein Juwel!

Molly, fliegt ihm an den Hals:

Habe ich Dir weh gethan, mein Herz? Verzeih' mir! Was ich sagte, ist meine heilige Ueberzeugung.

v. Keith:

Wenn das Geld auch nur bis morgen reicht, werde ich das Opfer darum nicht bedauern.

Molly:

Ich wußte, wie häßlich ich war. Schlag mich doch nur!

v. Keith:

Der Feenpalast ist so gut wie gesichert.

Molly:

Dann laß mich wenigstens Deine Hand küssen. Ich beschwöre Dich, laß mich Deine Hand küssen.

v. Keith:

Wenn ich nur noch einige Tage Haltung bewahre.

Molly:

Auch das nicht! Wie kannst Du so unmenschlich sein!

v. Keith, zieht die Hand aus der Tasche:

Es wäre doch vielleicht nachgerade Zeit, daß Du mit Dir zu Rate gehst, sonst kommt die Erleuchtung plötzlich von selbst.

Molly, seine Hand mit Küssen bedeckend:

Warum willst Du mich denn nicht schlagen? Ich habe es mir doch so redlich verdient!

v. Keith:

Du betrügst Dich um Dein Lebensglück mit allen Mitteln, die eine Frau zu ihrer Verfügung hat.

Molly:

Bilde Dir doch nicht ein, daß ich mich durch Deine Courmachereien in Schrecken jagen lasse. Uns umschlingt ein zu festes Band. Wenn das einmal reißt, dann halte ich

Dich nicht; aber so lange Du im Elend bist, gehörst Du mir.

v. Keith:

Das wird Dir zum Verhängnis, daß Du mein Glück mehr fürchtest als den Tod. Wenn ich morgen die Arme frei habe, hältst Du es nicht eine Minute mehr bei mir aus.

Molly:

Dann ist ja alles gut, wenn Du das weißt.

v. Keith:

Ich bin aber in keinem Elend!

Molly:

Erlaube mir nur so lange, bis Du die Arme frei hast, noch für Dich zu arbeiten.

v. Keith:

Thue was Du nicht lassen kannst! Du weißt, daß mir an einer Frau nichts unsympathischer ist, als wenn sie arbeitet.

Molly:

Um Deinetwillen mache ich keinen Affen und keinen Papagei aus mir. Wenn ich mich an den Waschtrog stelle, statt halbnackt mit Dir auf Redouten zu fahren, daran werde ich wohl nicht zu Grunde gehen.

v. Keith:

Dein Starrsinn hat etwas überirdisches.

Molly:

Das glaube ich, daß das Deine Kapazität übersteigt!

v. Keith:

Wenn ich Dich auch begriffe, damit wäre Dir nicht geholfen.

Molly:

Ich brauchte es Dir auch nicht auf die Nase zu binden; aber ich gebe es Dir Schwarz auf Weiß, wenn Du willst. Ich verdiente ja mein Leben nicht, wenn ich mir den geringsten Zwang anthäte und mich besser geben wollte, als ich von Gott geschaffen worden bin, weil Du mich liebst!

v. Keith:

Das ist doch selbstverständlich.

Molly:

Weil Du nicht sein kannst ohne mich. Hab' darum auch nur die Arme frei! Ob ich bei Dir bleibe, das kommt auf mich an. Die Weiber sollen sich aufdonnern und Dich vergöttern, soviel es ihnen Vergnügen macht; das spart mir die Komödien. Du hängtest Dich lieber heute als morgen an Deine Ideale; das weiß ich. Käme es je dazu — aber das hat noch gute Wege! — dann will ich mich lebendig begraben lassen.

v. Keith:

Wenn Du nur wenigstens nehmen wolltest, was sich Dir bietet.

Molly, zärtlich:

Was bietet sich mir denn, mein süßer Schatz? Das war in Amerika auch immer dieser Schrecken ohne Ende. Alles scheiterte an den letzten drei Tagen. In Sankt Jago wurdest Du nicht zum Präsidenten gewählt und wärst um ein Haar erschossen worden, weil wir an dem Abend keinen Brandy auf dem Tisch hatten. Weißt Du noch, wie Du riefst: „Einen Dollar, einen Dollar, eine Republik für einen Dollar!"

v. Keith:

Ich bin als Krüppel zur Welt gekommen. So wenig wie ich mich deshalb zum Sklaven verdammt fühle, so wenig wird mich der Zufall, daß ich als Bettler geboren bin, je daran hindern, den allerergiebigsten Lebensgenuß als mein rechtmäßiges Erbe zu betrachten.

Molly:

Betrachten dürfen wirst Du ihn, so lange Du lebst.

v. Keith:

An dem, was ich Dir sage, ändert nur mein Tod etwas. Und der Tod traut sich aus Furcht, er könnte sich blamieren, nicht an mich heran. Wenn ich stürbe, ohne gelebt zu haben, würde ich als Geist umgehen.

Molly:

Du leidest an Größenwahn.

v. Keith:

Ich kenne aber noch meine Verantwortung! Du bist als unzurechnungsfähiges Kind, von der Schulbank weg, mit

mir nach Amerika durchgebrannt. Wenn wir uns trennen und Du bleibst Dir überlassen, dann nimmt es das schlimmste Ende mit Dir.

Molly, bittend:

Dann komm' nach Bückeburg! Meine Eltern haben ihre Molly seit drei Jahren nicht gesehen. In ihrer Freude werfen sie Dir ihr halbes Vermögen an den Kopf. Und wie könnten wir zusammen leben!

v. Keith:

In Bückeburg?

Molly:

Alle Not hätte ein Ende!

v. Keith:

Lieber suche ich Cigarrenstummel in den Cafes zusammen.

Sascha, kommt mit dem Bild zurück:

Der Herr Tannhäuser sagt, er kann es nicht ins Fenster stellen. Der Herr Tannhäuser habe selbst noch ein Bild von dem Herrn Saranieff.

Molly:

Das wußte ich im Voraus.

v. Keith:

Dafür bist Du ja bei mir. — Dann brauche ich doch den Artikel nicht zu schreiben.

Sascha, geht, nachdem er das Bild auf den Tisch gelegt, ins Wartezimmer.

Molly:

Diese Saranieffs, siehst Du, und Zamrjakis, das sind Menschen von einem ganz anderen Schlag als wir. Die wissen, wie man den Leuten die Taschen umkehrt. Wir beide sind eben zu einfältig für die große Welt!

v. Keith:

Dein Reich ist noch nicht gekommen. Laß mich allein. — Bückeburg muß sich noch gedulden.

Molly, da es auf dem Korridor läutet:

Der Herr Gerichtsvollzieher!

Sie eilt, um zu öffnen.

v. Keith, sieht nach der Uhr:

— — Was läßt sich dem Glück noch opfern ...?

Molly, geleitet Ernst Scholz herein:

Der Herr will mir seinen Namen nicht nennen.

Ernst Scholz ist eine schmächtige, äußerst aristokratische Erscheinung von etwa siebenundzwanzig Jahren; schwarzes Lockenhaar, spitzgeschnittener Vollbart, unter starken langgezogenen Brauen große wasserblaue Augen, in denen der Ausdruck der Hilflosigkeit liegt.

v. Keith:

Gaston! — Wo kommst Du her?

Scholz:

Dein Willkomm ist mir eine gute Vorbedeutung. Ich bin so verändert, daß ich voraussetzte, Du werdest mich kaum wiedererkennen.

Molly, will das Frühstücksgeschirr mit hinausnehmen, fürchtet aber, nach einem Blick auf Scholz, dadurch zu stören und geht ohne das Geschirr ins Wohnzimmer ab.

v. Keith:

Du siehst etwas verlebt aus; aber die Welt ist kein Puppenspiel.

Scholz:

Für mich am allerwenigsten; deshalb bin ich hier. Ich komme nur Deinetwegen nach München.

v. Keith:

Dafür danke ich Dir; was die Geschäfte von mir übrig lassen, gehört Dir.

Scholz:

Ich weiß, daß Du schwer mit dem Leben zu kämpfen hast. Dabei ist es mir aber gerade um Deinen persönlichen Verkehr zu thun. Ich möchte mich auf einige Zeit Deiner geistigen Führung überlassen; aber nur, wenn Du mir dafür erlauben willst, Dir pekuniär zu Hilfe zu kommen, soweit Du es brauchen kannst.

v. Keith:

Ich bin im Begriff, Direktor eines Aktienunternehmens zu werden. Aber was treibst Du? Wir haben uns, wenn mir recht ist, vor vier Jahren zum letzten Mal gesehen.

Scholz:

Auf dem Juristenkongreß in Brüssel.

v. Keith:

Du hattest kurz vorher Dein Staatsexamen absolviert.

Scholz:

Du schriebst schon für alle erdenklichen Zeitungen. Erinnerst Du Dich vielleicht der Vorwürfe, die ich Dir Deines Cynismus wegen auf dem Ball im Justizpalais machte?

v. Keith:

Du warst für die Tochter des dänischen Gesandten entflammt und gerietst in Zorn über meine Behauptung, daß die Frauen von Natur aus viel materieller veranlagt sind, als wir Männer es durch den reichlichsten Genuß jemals werden können.

Scholz:

Du bist mir auch heute noch, wie während unserer ganzen Jugendzeit ein Ungeheuer an Gewissenlosigkeit; aber — Du hattest vollkommen recht.

v. Keith:

Ein schmeichelhafteres Kompliment hat man mir noch nicht gemacht.

Scholz:

Du siehst, ich bin mürbe. Obschon ich Deine Lebensauffassung aus tiefster Seele verabscheue, vertraue ich Dir das für mich unlösbare Rätsel meines Daseins an.

v. Keith:

Aber wozu die Feierlichkeit. Gottlob wendest Du Dich aus Deinem Trübsinn der Sonne zu.

Scholz:

Meine Stimmungen hätten mich nie dazu vermocht; aber es sind Ereignisse daraus entstanden.

v. Keith:

Um so besser für Dich!

Scholz:

Ich schließe damit keine feige Kapitulation. Das letzte Mittel, das einem selbst zur Lösung des Rätsels freisteht, habe ich umsonst versucht.

v. Keith:

Ich sollte auf Cuba mit zwölf Komplicen erschossen werden. Ich falle auf den ersten Schuß und bin tot bis man mich beerdigen will. Verpflichtungen geht man bei seiner Geburt nicht ein, und mehr als verzichten kann man nicht. Wenn das nicht hilft, dann steht man über dem Gesetz. — Du trugst Dich damals in Brüssel mit der Absicht, Dich dem Staatsdienst zu widmen?

Scholz:

Ich trat bei uns ins Eisenbahnministerium ein.

v. Keith:

Ich wunderte mich noch, daß Du es bei Deinem enormen Vermögen nicht vorzogst, als Dein eigener Herr zu leben.

Scholz:

Ich hatte den Vorsatz, erst ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Wäre ich als der Sohn eines Tagelöhners geboren, dann ergäbe sich das ja auch als etwas Selbstverständliches.

v. Keith:

Man kann seinen Mitmenschen nicht mehr nützen, als wenn man in umfassendster Weise auf sein eigenes Wohl ausgeht. Je weiter meine Interessen reichen, desto mehr Existenzen hängen von mir ab. Wer sich darauf, daß er seinen Posten ausfüllt und seine Kinder ernährt, etwas einbildet, macht sich blauen Dunst vor. Die Kinder danken ihrem Schöpfer, wenn man sie nicht in die Welt setzt, und nach dem Posten recken hundert arme Teufel die Hälse.

Scholz:

Ich konnte aber in meinem Vermögen keinen plausiblen Grund sehen, als Tagedieb herumzuschlendern. Künstlerische Veranlagungen besitze ich nicht und um mich einzig auf eine glücklichmachende Ehe zu vertrösten, dazu war ich mir nicht unbedeutend genug.

v. Keith:

Du hast aber den Staatsdienst quittiert?

Scholz:

Weil ich in meinem Amt ein entsetzliches Unglück verschuldet habe.

v. Keith:

— Als ich von Amerika zurückkam, erzählte mir jemand, der Dich ein Jahr vorher in Konstantinopel getroffen hatte, Du habest zwei Jahre auf Reisen zugebracht, lebtest jetzt aber wieder zu Haus und stehest im Begriff, Dich zu verheiraten.

Scholz:

Meine Verlobung habe ich gestern gelöst. — Ich war ein halber Mensch. Seit dem Tage, an dem ich mein eigner Herr wurde, ließ ich mich von der Ueberzeugung leiten, ich könne mich meines Lebens nicht eher erfreuen, als bis ich meine Existenz durch ehrliche Arbeit gerechtfertigt hätte. Diese Anschauung hat mich dahin geführt, daß ich heute aus reinem Pflichtgefühl, nicht anders, als gälte es eine Strafe abzubüßen, den Genuß aufsuche. Wenn ich aber dem Leben die Arme öffnen will, dann lähmt mich die Erinnerung an die glücklichen Menschen, die durch meine übertriebene Gewissenhaftigkeit um Glück und Leben gekommen sind.

v. Keith:

Was war das für eine Geschichte?

Scholz:

Ich hatte ein Bahnreglement geändert. Es lag eine beständige Gefahr darin, daß es nicht genau respektiert werden konnte. Meine Befürchtungen waren übertrieben, aber ich sah das Unglück täglich näher. Mir fehlte das seelische Gleichgewicht, das dem Menschen aus einem menschenwürdigen Heim erwächst. — Am ersten Tage nach Einführung des neuen Reglementes erfolgte ein Zusammenstoß, der fünf Personen das Leben kostete. Ich inspizierte die Unglücksstätte noch. Es ist nicht meine Schuld, daß ich den Anblick überlebte.

v. Keith:

Dann gingst Du auf Reisen?

Scholz:

Ich ging nach England, nach Italien, fühlte mich nun aber erst recht von allem lebendigen Treiben ausgeschlossen. In lachender, scherzender Umgebung, bei ohrbetäubender Musik, entringt sich mir plötzlich ein geller Schrei, weil ich mir meiner selbst bewußt werde. Ich habe auch im Orient nur wie eine verscheuchte Eule gelebt. Aufrichtig gesagt bin ich auch seit dem Unglückstag erst recht überzeugt, daß ich mein Leben nur durch Selbstaufopferung zurückkaufen kann. Aber ich brauche Zutritt zur Welt. Ich hoffte den Weg gefunden, indem ich mich mit dem ersten besten Mädchen allerniedrigster Herkunft verlobte.

v. Keith:

Wolltest Du das Geschöpf wirklich zur Gräfin Trautenau machen?

Scholz:

Ich bin kein Graf Trautenau mehr. Das entzieht sich Deinem Verständnis. Die Presse hatte meinen Rang und Namen zu dem Unglück, das ich heraufbeschworen, in wirkungsvollen Kontrast gesetzt. Ich hielt es deshalb für meine Pflicht, gegenüber meiner Familie einen anderen Namen anzunehmen. Ich heiße seit zwei Jahren Ernst Scholz. Meine Verlobung konnte niemand mehr überraschen; aber es wäre auch daraus nur Unglück erwachsen. In ihrem Herzen kein Funken Liebe, in meinem nur das Bedürfnis, mich aufzuopfern, der Verkehr eine endlose Kette der trivialsten Mißverständnisse ... Ich habe das Mädchen derart dotiert, daß sie jetzt für jeden ihres Standes

eine begehrenswerte Partie ist. Vorderhand freut sie sich der wiedergewonnen Freiheit. Und ich muß endlich die Kunst erlernen, mich selbst zu vergessen. Dem Tod sieht man mit klarem Bewußtsein ins Auge; aber niemand lebt, der sich nicht selbst vergessen kann.

v. Keith:

— Mein Vater würde sich im Grabe umkehren bei dem Gedanken, daß Du — mich um meinen Rat bittest.

Scholz:

So schlägt das Leben die Schulweisheit auf den Mund. Dein Vater hat redlich sein Teil zu meiner einseitigen Entwicklung beigetragen.

v. Keith:

Mein Vater war so selbstlos und gewissenhaft, wie es der Hauslehrer und Erzieher eines Grafen Trautenau sein muß. Du warst der Musterknabe und ich der Prügeljunge.

Scholz:

Weißt Du nicht mehr, wie Du von unseren Kammerzofen abgeküßt wurdest, und das um so feuriger, wenn ich zufällig dabei war. — Ich werde die nächsten zwei, drei Jahre nur darauf verwenden, mich zum Genußmenschen auszubilden.

v. Keith:

— Gehen wir heute Abend nach Nymphenburg in den Volksgarten. Das ist unser so unwürdig wie möglich, aber mich juckt es selbst, nach all dem Glätscher- und Regenwasser wieder einmal im Schlamm zu baden.

Scholz:

Mich dürstet nicht nach Marktgeschrei.

v. Keith:

Du hörst kein lautes Wort, nur das dumpfe Brausen des aus seinen Tiefen aufgewühlten Ozeans. München ist ein Arkadien zugleich und ein Babylon. Der stumme saturnalische Taumel, der sich hier bei jeder Gelegenheit der Seelen bemächtigt, behält auch für den Verwöhntesten seinen Reiz.

Scholz:

Woher sollte ich verwöhnt sein. Ich habe von meinem Leben buchstäblich noch nichts genossen.

v. Keith:

Der Gesellschaft werden wir uns erwehren müssen; an solchen Orten wirkt mein Erscheinen wie das Aas auf die Fliegen. Aber dafür, daß Du Dich selbst vergißt, stehe ich Dir gut. Wenn Du nur erst wieder aus vollem Herzen lachen kannst.

Scholz:

Ich habe mich schon gefragt, ob nicht der einzige Grund meines Unglücks mein Reichtum ist.

v. Keith:

Du versündigst Dich!

Scholz:

Ich habe thatsächlich schon erwogen, ob ich nicht wie auf meinen Adel auf mein Vermögen verzichten soll. So

lang ich lebe wäre mir das aber nur zu Gunsten meiner Familie möglich. Eine nützliche Verfügung über meine Habe kann ich allenfalls, nachdem mein Leben an ihr zu Schanden geworden, auf dem Sterbebette treffen. Hätte ich von Jugend auf um meinen Unterhalt kämpfen müssen, dann stände ich bei meinem sittlichen Ernst und meinem Fleiß, statt ein Ausgestoßener zu sein, heute wahrscheinlich mitten in der glänzendsten Karriere.

v. Keith:

Oder Du schwelgtest mit Deinem Mädchen aus niedrigstem Stande in tausend Wonnen und putztest Deiner Mitwelt die Stiefel.

Scholz:

Das nehme ich mit Freuden gegen mein Los in Tausch.

v. Keith:

Bilde Dir doch nicht ein, daß Deine Erinnerungen zwischen Dir und dem Leben stehen. Du sättigst Dich an dieser Suppe, weil Du zu schwerfällig bist, um Dir delikatere Nahrung zu verschaffen.

Scholz:

Darin magst Du recht haben; deshalb bin ich hier.

v. Keith:

Wir finden schon was zu beißen. — Ich kann Dich heute leider nicht bitten, mit mir zu frühstücken. Ich habe um zwölf Uhr ein geschäftliches Rendezvous mit einer hiesigen Finanzgröße. Aber ich gebe Dir ein paar Zeilen an meinen

Freund Raspe. Verbring' den Nachmittag mit ihm; um sechs treffen wir uns im Hofgarten-Café.

Er ist an den Schreibtisch gegangen und schreibt ein Billet.

Scholz:

Womit beschäftigst Du Dich denn?

v. Keith:

Ich treibe Kunsthandel, ich habe eine Zeitungskorrespondenz, eine Konzertagentur — alles nicht der Rede wert. Du kommst eben recht, um das Entstehen eines Konzerthauses zu erleben, das ausschließlich für meine Künstler gebaut wird.

Scholz, nimmt das Bild vom Tisch und betrachtet es:

Du hast eine hübsche Bildergallerie.

v. Keith:

Das gebe ich nicht um zehntausend Mark. Ein Saranieff. — Du mußt es anders herum nehmen.

Scholz:

Ich verstehe nichts von Kunst. Ich bin auf meinen Reisen in keinem einzigen Museum gewesen.

v. Keith, giebt ihm das Billet:

Der Mann ist internationaler Kriminalbeamter; sei nicht gleich zu offenherzig. Ein entzückender Mensch, aber die Leute wissen nicht, ob sie mich beobachten sollen, oder ob ich da bin, um sie zu beobachten.

Scholz:

Ich danke Dir für Dein liebenswürdiges Entgegenkommen. Also heute abend um sechs.

v. Keith:

Dann fahren wir nach Nymphenburg. Ich danke Dir, daß auch Du schließlich Vertrauen zu mir gewonnen.

v. Keith geleitet Scholz hinaus. Die Scene bleibt einen Moment leer. Dann kommt Molly Griesinger aus dem Wohnzimmer und nimmt das Theegeschirr vom Tisch. Gleich darauf kommt v. Keith zurück.

v. Keith, ruft:

Sascha! —

Geht ans Telephon und läutet.

Siebzehn, fünfunddreißig — Kommissär Raspe!

Sascha, kommt aus dem Wartezimmer:

Herr Baron!

v. Keith:

Meinen Hut! Meinen Paletot!

Sascha eilt nach dem Vorplatz.

Molly:

Ich beschwöre Dich, laß Dich mit diesem Patron nicht ein! Der käme nicht zu uns, wenn er uns nicht ausbeuten wollte.

v. Keith, spricht ins Telephon:

Gott sei Dank sind Sie da! Warten Sie zehn Minuten. — — Das werden Sie merken. —

Zu Molly, während ihm Sascha in den Paletot hilft:

Ich fahre rasch auf die Redaktionen.

Molly:

Was soll ich Mama antworten?

v. Keith, zu Sascha:

Einen Wagen!

Sascha:

Jawohl, Herr Baron.

Ab.

v. Keith:

Leg' ihr meine Ehrerbietung zu Füßen.

Geht zum Schreibtisch:

Die Pläne — der Brief von Ostermeier — morgen früh muß München wissen, daß der Feenpalast gebaut wird.

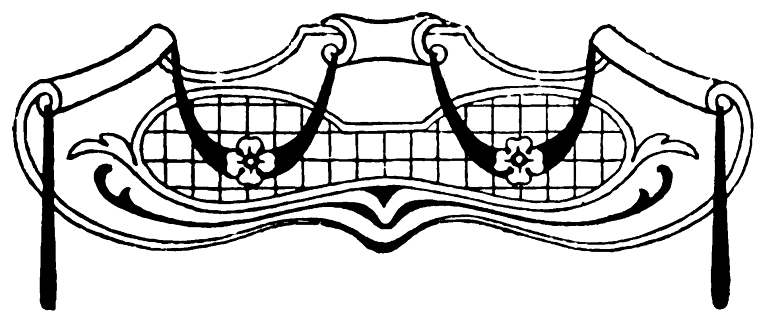
Molly:

Dann kommst Du nicht nach Bückeburg?

v. Keith, nimmt, die zusammengerollten Pläne unter dem Arm, seinen Hut vom Mitteltisch und stülpt ihn auf:

Nimmt mich Wunder, wie sich der zum Genußmenschen ausbildet!

Rasch ab.





II.

Im Arbeitszimmer des Marquis von Keith ist der mittlere Tisch zum Frühstück gedeckt: Champagner und eine große Schüssel Austern. Der Marquis von Keith sitzt mit dem Rücken gegen den Schreibtisch und hält den linken Fuß auf einem Schemel, während ihm Sascha, der vor ihm kniet, mit einem Knopfhacken die Stiefel zuknöpft. Ernst Scholz steht hinter dem Divan und versucht sich auf einer Guitarre, die er von der Wand genommen.

Scholz:

Nach den Gesprächen von gestern Abend über Kunst und moderne Litteratur frage ich mich, ob ich bei diesem Mädchen nicht in die Schule gehen soll. Um so mehr wundert es mich, daß sie Dich noch darum bat, an dem Gartenfest, mit dem Du München in Erstaunen setzen willst, deine Gäste bedienen zu dürfen.

v. Keith:

Ich weiß doch, mit wem ich es zu thun habe! Uebrigens hat das noch Zeit mit dem Fest. Ich fahre morgen auf einige Tage nach Paris.

Scholz:

Das kommt mir höchst ungelegen.

v. Keith:

Komme doch mit. Ich will eine meiner Künstlerinnen vor der Marquesi singen lassen, bevor ich sie vors Publikum stelle.

Scholz:

Soll ich mir jetzt die Seelenqualen wieder vergegenwärtigen, die ich in Paris durchgekostet?

v. Keith:

Ich hatte erwartet, der gestrige Abend werde erfrischender auf dich wirken. Dann halte Dich während meiner Abwesenheit an Saranieff. Er wird heute wohl irgendwo vor uns auftauchen.

Scholz:

Von dem erzählte sie, er sei Satanist. Sein Atelier sei eine Schreckenskammer, voll von allen Gräueln, die die Menschheit je verübt hat.

v. Keith:

Das hat den Zweck, seinen Käufern die prärafaelitischen Engelsköpfe, die er malt, um so wertvoller erscheinen zu lassen.

Scholz:

Mit hellstem Entzücken plauderte sie von ihrer Kindheit, wie sie in Tirol den ganzen Sommer durch in den Kirschbäumen gesessen und im Winter Abends bis in die Dunkelheit mit den Dorfkindern Schlitten gefahren sei. Wie kann es sich das Mädchen nur so zur Ehre anrechnen, bei Dir als Aufwärterin figurieren zu dürfen!

v. Keith:

Das Mädchen hat bis jetzt nicht mehr Recht an ihr Dasein, als das Gras zwischen den Münchner Pflastersteinen. Man hat sie noch nicht zertreten. Deshalb

nimmt sie die Gelegenheit wahr, um die bestehende Gesellschaftsordnung, deren tiefste Verachtung sie genießt, auf alle Fälle ihrer Ergebenheit zu versichern.

Scholz:

Was rechtfertigt denn diese Verachtung! Wie viel hundert weibliche Existenzen gehen in der Gesellschaft daran zu Grunde, daß der Strom des Lebens versiegt, wie er hier aus seinen Ufern tritt. Einer Sünde, wie es die seelenmörderische Zwietracht war, in der meine Eltern zwanzig Jahre bei einander aushielten, macht sich das Kind in seinem seligsten Glück nicht schuldig!

v. Keith:

Was ist Sünde!

Scholz:

Darüber war ich mir gestern noch klar. Heute kann ich dafür ohne Beklommenheit aussprechen, was tausend und tausend gutsituierte Menschen wie ich empfunden haben: Das verfehlte Leben blickt mit bitterem Neid auf das verlorene Geschöpf!

v. Keith:

Das Glück dieser Geschöpfe wäre so verachtet nicht, wenn es nicht das denkbar schlechteste Geschäft wäre. Sünde ist eine pathetische Bezeichnung für schlechte Geschäfte. Gute Geschäfte lassen sich nur innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung schließen; das weiß niemand besser als ich. Ich stehe heute bei meinem europäischen Ruf noch ebenso außerhalb der Gesellschaft wie dieses Mädchen.

Deshalb gebe ich das Gartenfest. Unter meinen Gästen kann ich sie natürlich nicht empfangen; um so geschmackvoller wird sie sich dafür unter meiner Bedienung hervorthun.

Sascha, hat sich erhoben:

Befehlen der Herr Baron einen Wagen?

v. Keith:

Ja.

Sascha ab.

v. Keith, sich in den Stiefeln feststampfend:

Du hast gelesen, daß sich gestern die Feenpalastgesellschaft konstituiert hat?

Scholz:

Ich habe von gestern auf heute keine Zeitung in die Hand bekommen.

Beide nehmen am Frühstückstisch Platz.

v. Keith:

Das Unternehmen ruht auf einem Bierbrauer, einem Baumeister und einem Restaurateur; das sind die Karyathiden, die den Giebel des Tempels tragen.

Scholz:

Ein entzückender Mensch ist Dein Freund, der Kriminalbeamte Raspe.

v. Keith:

Er ist allerdings ein Schurke; ich habe ihn aber trotzdem gern.

Scholz:

Er erzählte mir, er sei ursprünglich Theologe gewesen, habe aber durch zu vieles Studieren seinen Glauben verloren und ihn dann auf dem Wege wiederzufinden gesucht, auf dem der verlorene Sohn seinen Glauben wiederfand.

v. Keith:

Er sank immer tiefer und immer tiefer, bis ihn die hohe Staatsanwaltschaft in ihren Armen auffing und ihm den verlorenen Schatz durch zweijährige Aufnahme in ihre Obhut zurückerstattete. Er ist jetzt auch so darum besorgt, daß er sich nur noch mit den weltlichsten Dingen beschäftigt.

Scholz:

Das Mädchen konnte es gar nicht fassen, daß ich bis heute noch nicht Radfahren gelernt habe. Daß ich in Asien und Afrika nicht Rad gefahren sei, meinte sie, sei sehr vernünftig wegen der wilden Thiere. In Italien hätte ich denn aber doch damit anfangen können.

v. Keith:

Ich warne Dich nur noch einmal, lieber Freund, sei nicht zu offenherzig! Die Wahrheit ist das teuerste Ergebnis des Lebens und man kann nicht sparsam genug damit umgehen.

Scholz:

Deshalb hast Du Dir wohl auch den Namen Marquis von Keith beigelegt?

v. Keith:

Ich heiße mit demselben Rechte Marquis von Keith, mit dem Du Ernst Scholz heißt. Ich bin der Adoptivsohn des Lord Keith, der im Jahre 1863 ...

Sascha tritt vom Vorplatz ein, anmeldend:

Herr Professor Saranieff!

Saranieff tritt ein, in schwarzem Gehrock mit etwas zu langen Aermeln, hellen, etwas zu kurzen Beinkleidern, grobem Schuhwerk, knallroten Handschuhen; das halblange straffe, schwarze Haar gerade abgeschnitten; vor den verheißungsvollen Augen trägt er an schwarzem Bande ein Pinzenez à la Murillo; ausdrucksvolles Profil, kleiner spanischer Schnurrbart. Den Cylinder giebt er nach der Begrüßung an Sascha.

Saranieff:

Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, mein lieber Freund. Endlich sind die Taue gekappt und der Ballon kann steigen!

v. Keith:

Meine Kommanditäre erwarten mich; ich kann Sie kaum mehr zum Frühstück einladen.

Saranieff:

Ich erlasse Ihnen die Einladung.

v. Keith:

Noch ein Couvert, Sascha!

Sascha hat den Hut auf dem Vorplatz aufgehängt und geht ins Wohnzimmer ab.

Saranieff:

Mich wundert nur, daß man den Namen des großen Casimir nicht unter den Mitgliedern des Konsortiums liest.

v. Keith:

Weil ich nicht darauf verzichten will, der Schöpfer meines Werkes zu sein.

Vorstellend:

Herr Kunstmaler Saranieff — Graf Trautenau.

Saranieff nimmt Platz, zieht ein Glas und einen Teller heran und bedient sich; zu Scholz:

Sie kenne ich schon in- und auswendig.

Zu v. Keith:

Simba war bei mir; sie sitzt mir gegenwärtig zu einem Böcklin.

v. Keith, zu Scholz:

Der Böcklin ist nämlich selbst ein großer Maler.

Zu Saranieff:

Sie brauchen mit solchen Streichen nicht noch zu prahlen.

Saranieff:

Machen Sie mich nur auch berühmt. Ich bezahle Ihnen zehn Prozent auf Lebenszeit. Sehen Sie sich Zamrjaki an; dessen Verstand wackelt schon wie ein morscher Zaunpfahl, weil er mit aller Gewalt unsterblich werden will.

v. Keith:

Mir ist es um seine Musik zu thun. Dem Komponisten ist sein Verstand nur im Wege. Je verrückter, desto besser.

Scholz:

Um unsterblich werden zu wollen, muß man doch schon außergewöhnlich lebenslustig sein.

Saranieff zu Scholz:

Sie hat mir unsere Simba als einen hochinteressanten Menschen geschildert.

Scholz:

Das glaube ich, daß ihr solch ein Exemplar nicht jeden Tag in den Weg läuft.

Saranieff:

Sie hat Sie den Symbolisten zugeteilt.

Zu v. Keith:

Dann schwärmte sie von einer bevorstehenden Gründungsfeier mit eminentem Feuerwerk.

v. Keith:

Mit Feuerwerk blendet man keinen Hund, aber der vernünftigste Mensch fühlt sich beleidigt, wenn man ihm keines vormacht. Ich fahre übrigens vorher noch auf einige Tage nach Paris.

Saranieff:

Man will wohl Ihre Ansicht über ein deutsch-französisches Schutz- und Trutzbündnis hören?

v. Keith:

Aber sprechen Sie nicht davon.

Scholz:

Ich wußte gar nicht, daß Du Dich auch mit Politik beschäftigst.

Saranieff:

Wissen Sie vielleicht etwas, womit sich der Marquis von Keith nicht beschäftigt?

v. Keith:

Ich will mir nicht vorwerfen lassen, daß ich mich um meine Zeit nicht gekümmert habe.

Scholz:

Hat man nicht genug mit sich selbst zu thun, wenn man das Leben ernst nimmt?

Saranieff:

Sie nehmen es allerdings verteufelt ernst! Am Fuße der Pyramiden, in dem Dorfe Gizeh, hat Ihnen die Wäscherin einen Hemdkragen verwechselt.

Scholz:

Sie scheinen wirklich gut über mich orientiert zu sein. Wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich Sie in Ihrem Atelier besuche?

Saranieff:

Wenn es Ihnen recht ist, trinken wir jetzt gleich unseren Kaffee bei mir. Sie finden dann auch Ihre Simba noch dort.

Scholz:

Simba — Simba — Sie reden immer von Simba. Das Mädchen sagte mir doch, daß sie Kathi hieße.

Saranieff:

Von Natur heißt sie Kathi; aber der Herr Marquis hat sie Simba getauft.

Scholz, zu v. Keith:

Das bezieht sich wohl auf ihre wundervollen roten Haare?

v. Keith:

Darüber kann ich Dir mit dem besten Willen keine Auskunft geben.

Saranieff:

Sie hat es sich auf meinem persischen Divan bequem gemacht und schläft den Schlaf des Gerechten.

Molly Griesinger kommt aus dem Wohnzimmer und legt Saranieff ein Couvert vor.

Saranieff:

Heißen Dank, gnädige Frau; Sie sehen, ich habe schon alles aufgegessen. Verzeihen Sie, daß ich noch nicht Gelegenheit nahm, Ihnen die Hand zu küssen.

Molly:

Sparen Sie Ihre Komplimente für würdigere Gelegenheiten.

Es läutet auf dem Korridor; Molly geht, um zu öffnen.

v. Keith sieht nach der Uhr und erhebt sich:

Sie müssen mich entschuldigen, meine Herren.

Ruft:

Sascha!

Saranieff wischt sich den Mund:

Bitte, wir fahren natürlich mit.

Er und Scholz erheben sich.

Sascha kommt mit der Garderobe aus dem Wartezimmer und hilft von Keith und Scholz in den Paletot.

Scholz zu v. Keith:

Warum sagst Du mir denn gar nicht, daß Du verheiratet bist?

v. Keith:

Laß mich Dir Deine Kravatte binden.

Er thut es.

Du mußt etwas mehr Sorgfalt auf Dein Aeußeres verwenden.

Molly kommt mit Hermann Casimir vom Vorplatz zurück:

Der junge Herr Casimir bittet um die Ehre.

v. Keith zu Hermann:

Haben Sie gestern meine Grüße ausgerichtet?

Hermann:

Die Frau Gräfin wartete selbst auf Geld.

v. Keith:

Warten Sie einen Augenblick auf mich. Ich bin gleich zurück.

Zu Scholz und Saranieff:

Ist es Ihnen recht, meine Herren?

Saranieff, Sascha seinen Hut abnehmend:

Mit Ihnen durch dick und dünn!

Sascha:

Der Wagen wartet, Herr Baron.

v. Keith:

Setz Dich zum Kutscher!

Scholz, Saranieff, v. Keith und Sascha ab.

Molly, kramt das Frühstücksgeschirr zusammen:

Nimmt mich nur Wunder, was Sie in diesem Narrenturm suchen. Sie blieben doch wirklich vernünftiger bei Ihrer Frau Mama zu Hause.

Hermann will sofort das Zimmer verlassen:

Meine Mutter lebt nicht mehr, gnädige Frau; aber ich möchte nicht lästig sein.

Molly:

Um Gottes willen, bleiben Sie nur; Sie genieren niemanden. — Aber diese unmenschlichen Eltern, die ihr Kind nicht vor solchem Verkehr schützen! — Ich hatte mein glückliches Vaterhaus wie Sie und war weder älter noch klüger als Sie, als ich, ohne was zu denken, den Sprung ins Bodenlose that.

Hermann, sehr erregt:

Der Himmel erbarme sich mein — ich muß notwendig einen Weg wählen! Ich gehe zu Grunde, wenn ich hier in München bleibe! Aber der Herr Marquis wird mir seine Hilfe verweigern, wenn er ahnt, was ich vorhabe. Ich bitte Sie, gnädige Frau, verraten Sie mich nicht!

Molly:

Wenn Sie wüßten, wie es mir ums Herz ist, Sie würden nicht fürchten, daß ich mich um Ihre Geschichten be-

kümmere! Wenn es Ihnen nur nicht noch schlimmer geht als mir! Hätte mich meine Mutter arbeiten lassen, wie ich jetzt arbeite, statt mich jeden freien Nachmittag Schlittschuhlaufen zu schicken, ich hätte heute mein Glück noch vor mir!

Hermann:

Aber — wenn Sie so grenzenlos unglücklich sind und wissen — daß Sie noch glücklich werden können, warum — warum lassen Sie sich denn dann nicht scheiden?

Molly:

Darum handelt es sich nicht! Reden Sie nicht von Dingen, von denen Sie nichts verstehen! Wenn man hingehen will, um sich scheiden zu lassen, muß man erst verheiratet sein.

Hermann:

Verzeihen Sie, ich — meinte Sie wären verheiratet.

Molly:

Ich will niemanden anschuldigen; Gott behüte mich. Aber um sich zu heiraten, hat man nun einmal in der ganzen Welt Papiere nötig. Und das ist ja unter seiner Würde, Papiere zu haben. —

Da es auf dem Korridor läutet:

Von früh bis spät geht es wie in einem Postbureau!

Ab nach dem Vorplatz.

Hermann, sich sammelnd:

Wie konnte ich mich so verplappern!

Molly geleitet die Gräfin Werdenfels herein.

Molly:

Wenn Sie hier auf meinen Mann warten wollen. Er muß ja wohl gleich kommen. Darf ich die Herrschaften bekannt machen?

Anna:

Wir kennen uns.

Molly:

Hm — dann bin ich überflüssig.

Ins Wohnzimmer ab.

Anna, läßt sich neben Hermann auf einen Sessel nieder und legt ihre Hand auf die seinige:

Nun erzählen Sie mir einmal offen und ausführlich, mein lieber, junger Freund, wozu Sie auf Ihrer Schulbank so viel Geld brauchen.

Hermann:

Das sage ich Ihnen nicht.

Anna:

Ich möchte es aber so gerne wissen.

Hermann:

Das glaube ich Ihnen.

Anna:

Trotzkopf!

Hermann, entzieht ihr seine Hand:

Ich lasse mich nicht so behandeln!

Anna:

Wer behandelt Sie denn? Bilden Sie sich doch nichts ein. — Sehen Sie, ich teile die Menschen in zwei große Klassen. Die einen sind hopp-hopp und die anderen sind ethe-petete.

Hermann:

Ich bin Ihrer Ansicht nach natürlich ethe-petete.

Anna:

Wenn Sie nicht einmal sagen dürfen, wozu Sie das Geld nötig haben ...

Hermann:

Jedenfalls nicht, weil ich ethe-petete bin.

Anna:

Das habe ich Ihnen doch gleich angesehen: Sie sind hopp-hopp.

Hermann:

Das bin ich auch; sonst bliebe ich gemütlich in München.

Anna:

Aber Sie wollen hinaus in die Welt!

Hermann:

Und Sie möchten gerne wissen, wohin. Nach Paris — nach London.

Anna:

Paris ist heutzutage doch gar nicht mehr Mode.

Hermann:

Ich will auch gar nicht nach Paris.

Anna:

Warum bleiben Sie denn nicht lieber hier in München? — Sie haben einen steinreichen Vater . . .

Hermann:

Weil man hier nichts erlebt! — Ich verkomme hier in München, besonders, wenn ich noch länger auf der Schulbank sitzen muß. Ein früherer Klassenkamerad schreibt mir aus London, wenn man sich in London unglücklich fühle, dann fühle man sich noch zehnmal glücklicher, als wenn man sich in München glücklich fühle.

Anna:

Ich will Ihnen etwas sagen: Ihr Freund ist ethe-petete. Gehen Sie nicht nach London; bleiben Sie lieber hier und erleben Sie etwas.

Hermann:

Aber das ist hier in München doch gar nicht möglich!

Molly läßt den Kriminalkommissar Raspe eintreten. Raspe, anfangs der Zwanziger, in heller Sommertoilette und Strohhut, hat die kindlich harmlosen Züge eines Guido Renischen Engels. Kurzes, blondes Haar, keimender Schnurrbart. Wenn er sich beobachtet fühlt, klemmt er einen blauen Kneifer vor die Augen.

Molly:

Mein Mann wird gleich kommen; wenn Sie einen Augenblick warten wollen. Darf ich Sie vorstellen . . .

Raspe:

Ich weiß wirklich nicht, gnädige Frau, ob dem Herrn Baron damit gedient wäre.

Molly:

Na, denn nicht! — Um Gottes willen!

Ins Wohnzimmer ab.

Anna:

Ihre Vorsicht ist übrigens vollkommen überflüssig.

Raspe:

Hm — ich muß mich erst in meinen Erinnerungen zurechtfinden.

Anna:

Dann bitte ich aber auch mich nicht vorzustellen.

Raspe:

Von Ihnen hat man mir aber auch nicht ein Wort erzählt.

Anna:

Von Ihnen erzählte man mir, daß Sie zwei Jahre in der tiefsten Einsamkeit gelebt hatten.

Raspe:

Darauf ließen Sie natürlich nicht durchblicken, daß Sie mich in meiner höchsten Glanzzeit gekannt haben.

Anna:

Wen hat man nicht alles gekannt!

Raspe:

Sie haben vollkommen recht. Mitleid ist Verbrechen. Ich war das Opfer des wahnsinnigen Vertrauens geworden, das mir alle Welt entgegenbrachte.

Anna:

Jetzt sind Sie aber wieder obenauf?

Raspe:

Jetzt kenne ich meine Veranlagung und verwerte sie zum Wohl meiner Mitmenschen. — Können Sie mir übrigens etwas näheres über diesen Genußmenschen sagen?

Anna:

Ich bedaure sehr, den hat man mir noch nicht vorgestellt.

Raspe:

Das wundert mich außerordentlich. Ein gewisser Herr Scholz, der sich hier in München zum Genußmenschen ausbilden will.

Anna:

Was wollte er denn dann bei Ihnen?

Raspe:

Das habe ich mich auch gefragt. — Ich führte ihn ins Hofbräuhaus. Das liegt hier ja gleich nebenan.

Molly öffnet die Entree-Thür und läßt den Konsul Casimir eintreten. Er ist ein Mann in der Mitte der Vierziger, etwas vierschrötig, in opulente Eleganz gekleidet; volles Gesicht mit üppigen, schwarzen Favorits, starkem Schnurrbart, buschigen Augenbrauen, das Haar sorgfältig in der Mitte gescheitelt.

Molly:

Mein Mann ist nicht zu Hause. —

Ab.

Casimir, geht, ohne jemanden zu grüßen, auf Hermann zu:

Da ist die Thüre! — — In dieser Räuberhöhle muß ich dich aufstöbern!

Hermann:

Du würdest mich hier auch nicht suchen, wenn Du nicht für Deine Geschäfte fürchtetest!

Casimir, dringt auf ihn ein:

Willst Du still sein! — Ich werde Dir Beine machen! —

Hermann, zieht einen Taschenrevolver:

Rühr mich nicht an, Papa! — Rühr mich nicht an! Ich erschieße mich, wenn Du mich anrührst!

Casimir:

— Das bezahlst Du mir, wenn Du zu Hause bist!

Raspe:

Wer läßt sich denn auch wie ein Stück Vieh behandeln!

Casimir:

Beschimpfen lassen soll ich mich noch . . .!

Anna, tritt ihm entgegen:

Bitte, mein Herr, das giebt ein Unglück. Werden Sie selbst erst ruhig.

Zu Hermann:

Seien Sie vernünftig; gehen Sie mit Ihrem Vater.

Hermann:

Ich habe zu Hause nichts zu suchen. Er merkt es nicht, wenn ich mich sinnlos betrinke, weil ich nicht weiß, wozu ich auf der Welt bin!

Anna:

Dann sagen Sie ruhig, was Sie beabsichtigen; aber drohen Sie nicht mit dem Revolver. Geben Sie mir das Ding.

Hermann:

Das könnte mir einfallen!

Anna:

Sie werden es nicht bereuen. Ich gebe ihn Ihnen zurück, wenn Sie ruhig sind. — Halten Sie mich für eine Lügnerin?

Hermann giebt ihr zögernd den Revolver.

Anna:

Jetzt bitten Sie Ihren Vater um Verzeihung. Wenn Sie einen Funken Ehre im Leibe haben, können Sie von Ihrem Vater nicht erwarten, daß er den ersten Schritt thut.

Hermann:

Ich will aber nicht zu Grunde gehen!

Anna:

Erst bitten Sie um Verzeihung. Seien Sie fest überzeugt, daß Ihr Vater dann auch mit sich reden läßt.

Hermann:

— Ich — ich — bitte Dich um ...

Er sinkt in die Knie und schluchzt.

Anna, sucht ihn aufzurichten:

Schämen Sie sich! Blicken Sie doch Ihrem Vater in die Augen!

Casimir:

Die Nerven seiner Mutter!

Anna:

Beweisen Sie ihm, daß er Vertrauen zu Ihnen haben kann. — Jetzt gehen Sie nach Hause, und wenn Sie ruhig geworden sind, dann setzen Sie Ihrem Vater Ihre Pläne und Wünsche auseinander. —

Sie geleitet ihn hinaus.

Casimir, zu Raspe:

Wer ist diese Dame?

Raspe:

Ich sehe sie heute seit zwei Jahren zum ersten Mal wieder. Damals war sie Verkäuferin in einem Geschäft in der Perusastraße und hieß Müller, wenn ich mich recht erinnere. Aber wenn Sie . . .

Casimir:

Ich danke Ihnen sehr. Empfehle mich.

Ab.

Molly kommt aus dem Wohnzimmer, um das Frühstücksgeschirr hinauszutragen.

Raspe:

Entschuldigen Sie, gnädige Frau; hatte der Herr Baron wirklich die Absicht, vor Tisch noch znrückzukommen?

Molly:

Ich bitte Sie um Gottes Barmherzigkeit willen, fragen Sie mich jetzt nicht nach solchen Lapalien!

Anna, kommt vom Vorplatz zurück, zu Molly:

Darf ich Ihnen nicht vielleicht etwas abnehmen?

Molly:

Sie fragen mich auch noch, ob Sie mir nicht vielleicht etwas ...

Den Präsentierteller wieder auf den Tisch setzend:

Räume den Tisch ab, wer will; ich habe nicht daran gegessen! —

Ins Wohnzimmer ab.

Raspe:

Das haben Sie einfach tadellos gemacht mit dem Jungen.

Anna:

Ich beneide ihn um die Equipage, in der ihn sein Alter nach Haus fährt.

Raspe:

Sagen Sie mir, was ist denn eigentlich aus diesem Grafen Werdenfels geworden, der damals ein Champagnergelage nach dem andern gab?

Anna:

Ich trage seinen Namen!

Raspe:

Das hätte ich mir doch denken können: — Wollen Sie dem Herrn Grafen bitte meinen herzlichsten Glückwunsch zu seiner Wahl aussprechen.

Anna:

Das ist mir nicht möglich.

Raspe:

Sie leben selbstverständlich getrennt?

Anna:

Selbstverständlich, ja.

Da Stimmen auf dem Korridor laut werden:

Ich erzähle Ihnen das ein anderes Mal.

v. Keith tritt ein mit den Herrn Ostermeier, Krenzl und Grandauer, alle drei mehr oder weniger schmerbäuchige, triefäugige Münchner Pfahlbürger. Ihnen folgt Sascha.

v. Keith:

Das trifft sich ausgezeichnet, daß ich Sie gleich mit einer unserer ersten Künstlerinnen bekannt machen kann. — Sascha, trag den Kram hinaus.

Sascha mit dem Frühstücksgeschirr ins Wohnzimmer ab.

v. Keith, vorstellend:

Herr Bierbrauereibesitzer Ostermeier, Herr Baumeister Krenzl, Herr Restaurateur Grandauer, die Karyathiden des Feenpalastes — Frau Gräfin Werdenfels. Aber Ihre Zeit ist gemessen, meine Herren; Sie wollen die Pläne sehen.

Nimmt die Pläne vom Schreibtisch und entrollt sie auf dem Mitteltisch.

Ostermeier:

Lassen's Ihnen Zeit, verehrter Freund. Auf fünf Minuten kommt es nicht an.

v. Keith, zu Grandauer:

Wollen Sie bitte halten. — Was Sie hier sehen, ist der große Konzertsaal mit entfernbarem Plafond und Oberlicht, so daß er im Sommer als Ausstellungspalast dienen kann. Daneben ein kleinerer Bühnensaal, den ich durch die allermodernste Kunstgattung populär machen werde, wissen Sie, was so halb Tanzboden und halb Totenkammer ist. Das allermodernste ist immer die billigste und wirksamste Reklame.

Ostermeier:

Hm — haben's auch auf die Toiletten nicht vergessen?

v. Keith:

Hier sehen Sie die Garderoben- und Toilettenverhältnisse in durchgreifendster Weise gelöst. — Hier, Herr Baumeister, der Front-Aufriß: Auffahrt, Giebelfeld und Karyathiden.

Krenzl:

I mecht denn aber fein nit mit von dena Karyathiden sein!

v. Keith:

Das ist doch Scherz, mein lieber Herr!

Krenzl:

Was sogti denn mei Alti, wenn i mi da oben wollt als Karyathiden aushauen lassen, noch derzu an eim Feenpalast!

Grandauer:

Wissens, mir is halt d' Hauptsach, daß i Platz hab.

v. Keith:

Für die Restaurationslokalitäten ist das ganze Erdgeschoß vorgesehen.

Grandauer:

Beim Essen und Trinken megen d' Leit halt nit so einpferchtsein als wie beim Kunstgenuß.

v. Keith:

Für den Nachmittagskaffee, lieber Herr Grandauer, haben Sie hier eine Terrasse im ersten Stock mit großartiger Aussicht auf die Isaranlagen.

Ostermeier:

I mecht Sie halt nur noch bitten, verehrter Freund, daß Sie uns Ihre Eröffnungsbilanz sehen lassen.

v. Keith, ein Schriftstück produzierend:

Zweitausend Anteilscheine à Fünfhundert. — Ich gehe von der Bedingung aus, meine Herren, daß jeder von uns zwanzig Vorzugsaktien zeichnet und schlankweg einzahlt. Die Rentabilitätsberechnung, sehen Sie, ist ganz außergewöhnlich niedrig gestellt.

Krenzl:

Es fragt sich jetzt halt nur noch, ob der Magistrat die Bedürfnisfrag bejaht.

v. Keith:

Deshalb wollen wir außer den Aktien eine Anzahl Genußscheine ausgeben und der Stadt einen Teil davon zu wohlthätigen Zwecken zur Verfügung stellen. — Für die

Vorstandsmitglieder sind zehn Prozent Tantiemen vom Reingewinn vor Abzug der Abschreibungen und Reserven vorgesehen.

Ostermeier:

Alles was recht ist. Mehr kann man nicht verlangen.

v. Keith:

Den Börsenmarkt muß man etwas bearbeiten. Ich fahre deshalb morgen nach Paris. Heute in vierzehn Tagen findet unsere Gründungsfeier in meiner Villa an der Briennerstraße statt.

Ostermeier:

Wenn's bis zu dera Gründungsfeier halt nur auch den Konsul Casimir dazu brächten, daß er mitmacht!

Krenzl:

Das wär halt g'scheidt. Wann wir den Casimir hätten, nachher sagti der Magistrat eh' zu allem ja.

v. Keith:

Ich hoffe, meine Herren, wir werden schon vor dem Fest eine Generalversammlung einberufen können. Da werden Sie sehen, ob ich Ihre Anregungen zu berücksichtigen weiß.

Ostermeier, schüttelt ihm die Hand:

Dann wünsche ich vergnügte Reise, verehrter Freund. Lassen Sie uns aus Paris etwas hören.

Sich gegen Anna verbeugend:

Habe die Ehre, mich zu empfehlen; mein Kompliment.

Grandauer:

Ich empfehle mich; habe die Ehre, guten Nachmittag zu wünschen.

Krenzl:

Servus.

v. Keith geleitet die Herren hinaus.

Anna, nachdem er zurückgekommen:

Was in aller Welt fällt Dir denn ein, Deine Gründungsfeier in meinem Haus zu veranstalten?!

v. Keith:

Ich werde Dir in Paris eine Konzerttoilette anfertigen lassen, in der Du zum Singen keine Stimme mehr nötig hast.

Zu Raspe:

Von Ihnen erwarte ich, daß Sie an dem Abend die Gattinnen der drei Karyathiden mit dem ganzen Liebreiz Ihrer Persönlichkeit bezaubern.

Raspe:

Sie sollen sich nicht zu beklagen haben.

v. Keith, ihm Geld gebend:

Hier haben Sie dreihundert Mark. Ein Feuerwerk bringe ich aus Paris mit, wie man es in München noch nicht gesehen hat.

Raspe:

Das kann ein gediegener Abend werden!

v. Keith, zu Anna:

Ich verwerte jeden Menschen seinen Talenten entsprechend und muß meinen näheren Bekannten Herrn Raspe gegenüber etwas Vorsicht empfehlen.

Raspe:

Wenn man wie vom Galgen geschnitten aussieht, ist es keine Kunst, ehrlich durchs Leben zu kommen. Ich wollte sehen, wo Sie mit meinem Gesicht heute steckten!

v. Keith:

Ich hätte mit Ihrem Gesicht eine Prinzessin geheiratet.

Anna:

Wenn mir recht ist, habe ich Sie doch seinerzeit unter einem französischen Namen kennen gelernt?

Raspe:

Den führe ich nicht mehr, seitdem ich ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden bin. — Ich empfehle mich Ihnen.

Ab.

Anna:

Ich bin aber doch mit meiner Bedienung nicht darauf eingerichtet, Soupers zu geben!

v. Keith, ruft:

Sascha!

Sascha, kommt aus dem Wartezimmer:

Herr Baron?

v. Keith:

Willst Du an dem Gartenfest bei meiner Freundin bedienen helfen?

Sascha:

Dös is mir a Freud, Herr Baron.

Ab.

v. Keith:

Darf ich Dir heute meinen ältesten Jugendfreund, den Grafen Trautenau vorstellen?

Anna:

Ich habe kein Glück mit Grafen, aber das macht nichts.

v. Keith:

Ich bitte Dich nur um Eines, ihm gegenüber mein Privatleben zu schonen. Er ist nämlich wirklich Moralist, von Natur und aus Ueberzeugung. Er hat mich meiner Häuslichkeit wegen heute schon ins Gebet genommen.

Anna:

Allmächtiger Gott, der will sich doch nicht etwa zum Genußmenschen ausbilden?!

v. Keith:

Das ist Selbstironie! Er lebt, seit ich ihn kenne, in nichts als Aufopferung, ohne zu merken, daß er zwei Seelen in seiner Brust hat.

Anna:

Er hätte doch zufrieden sein sollen; ich finde, man hat an einer schon zu viel. — Aber heißt der nicht Scholz?

v. Keith:

Seine eine Seele heißt Ernst Scholz und seine andere Graf Trautenau.

Anna:

Dann danke ich für die Bekanntschaft. Ich will nichts mit Menschen zu thun haben, die mit sich selbst nicht im Reinen sind.

v. Keith:

Er ist vollkommen mit sich im Reinen. Er steht auf der höchsten Stufe menschlicher Entwicklung. Die Welt kann ihm nichts mehr bieten und das Leben existiert nicht mehr für ihn, wenn er nicht wieder von unten anfängt.

Anna:

Er soll doch um Gottes willen lieber noch eine Stufe höher steigen.

v. Keith:

Was erregt Dich denn so?

Anna:

Daß Du mich mit einem so gefährlichen Menschen zusammenbringen willst.

v. Keith:

Er ist lammfromm.

Anna:

Ich danke schön; wer nichts zu verlieren hat, ist zu allem fähig. Ich werde doch nicht das personifizierte Unglück

bei mir empfangen! Solch ein Mensch richtet eine Frau für ihr ganzes Leben zu Grunde, ohne daß weder er noch sie, noch sonst jemand das geringste davon hat.

v. Keith.

Du verstehst mich wohl nicht recht. Ich kann sein Vertrauen nicht entbehren und will mich deshalb durch den Zwiespalt, in dem ich lebe, seiner moralischen Verurteilung nicht aussetzen. Wenn er Dich nicht kennen lernt, um so besser, dann habe ich keine Vorwürfe zu fürchten.

Anna:

Wer will bei Dir wissen, wo die Berechnung aufhört!

v. Keith:

Was dachtest Du Dir denn?

Anna:

Ich glaubte, Du wollest mich als Lockmittel für Deinen Freund verwenden.

v. Keith:

Das traust Du mir zu?!

Anna:

Was bewahrt mich davor! Du sagtest eben noch, daß Du jeden nach seinen Talenten verwendest.

v. Keith:

Das thue ich auch. Ich hätte sehr gewünscht, daß mein Freund in Dir eine Frau von unantastbarem Ruf kennen lernt.

Anna:

Wie kannst Du mir gegenüber einen Mann so in den Himmel erheben!

v. Keith:

Anna — ich fahre morgen nach Paris, nicht aus Gründen der Kunst oder Politik, geschweige denn wegen des Börsenmarktes oder Feuerwerks, sondern weil ich frische Luft atmen und mir die Arme ausrecken muß, wenn ich meine überlegene Haltung hier nicht verlieren will. Würde ich Dich bitten, mit nach Paris zu kommen, wenn Du mir nicht mein Alles wärst?! — — Weißt Du, Anna, daß keine Nacht vergeht, ohne daß ich Dich im Traum mit einem Diadem im Haar vor mir sehe. Wenn es darauf ankommt, für Dich einen Stern vom Firmament zu holen, ich schrecke nicht davor zurück und finde Mittel und Wege.

Anna:

Wenn Dir das Vertrauen Deines Freundes so teuer ist — mehr kannst Du ihm nicht opfern als die Frau, die Du von Grund aus kennst!

v. Keith:

Dabei habe ich keinen anderen Gedanken, als die Toilette, die ich Dir bei Saint-Hilaire machen lassen werde . . .

Sascha, kommt vom Vorplatz herein:

Ein Herr Sommersberg möcht' um die Ehr bitten.

v. Keith:

Laß ihn eintreten.

Zu Anna, die Toilette an sich selbst markierend:

Meerblaue Taille, so hell als möglich, carré decolletiert, mit tiefblauen Perlen bestreut, der Ausschnitt von handbreiter Goldborte umrahmt; der Rock aus rotem Sammet, mit Hermelin verbrämt, mit schlichtem meerblauem Einsatz.

Sommersberg ist eingetreten, Ende der Dreißiger, tiefgefurchtes Antlitz, Haar und Bart graumeliert und ungekämmt. Ein dicker Winterüberrock verdeckt seine ärmliche Kleidung, zerrissene Glacéhandschuhe.

Sommersberg:

Ich bin der Verfasser der „Lieder eines Glücklichen" Ich sehe nicht danach aus.

v. Keith:

So habe ich auch schon ausgesehen!

Sommersberg:

Ich hätte auch den Mut nicht gefunden, mich an Sie zu wenden, wenn ich nicht thatsächlich seit zwei Tagen beinah nichts gegessen hätte.

v. Keith:

Das ist mir hundert Mal passiert. Womit kann ich Ihnen helfen?

Sommersberg:

Mit einer Kleinigkeit — für ein Mittagbrod...

v. Keith:

Zu was Besserem tauge ich Ihnen nicht?

Sommersberg:

Ich bin Invalide.

v. Keith:

Sie haben das halbe Leben noch vor sich!

Sommersberg:

Ich habe mein Leben daran vergeudet, den hohen Erwartungen, die man in mich setzte, gerecht zu werden.

v. Keith:

Vielleicht finden Sie doch noch eine Strömung, die Sie aufs offene Meer hinausträgt. — Oder zittern Sie um Ihr Leben?

Sommersberg:

Ich kann nicht schwimmen; und hier in München erträgt sich die Resignation nicht schwer.

v. Keith:

Kommen Sie heute in vierzehn Tagen zu unserer Gründungsfeier. Da können sich Ihnen nützliche Beziehungen erschließen.

Giebt ihm Geld:

Hier haben Sie hundert Mark. Behalten Sie soviel übrig, daß Sie sich für den Abend einen Anzug leihen können.

Sommersberg, zögernd das Geld nehmend:

Ich habe das Gefühl, als betrüge ich Sie...

v. Keith:

Betrügen Sie sich selbst nicht! Dadurch thun Sie schon ein gutes Werk an dem nächsten armen Teufel, der sich blicken läßt.

Sommersberg:

Ich danke Ihnen, Herr Baron.

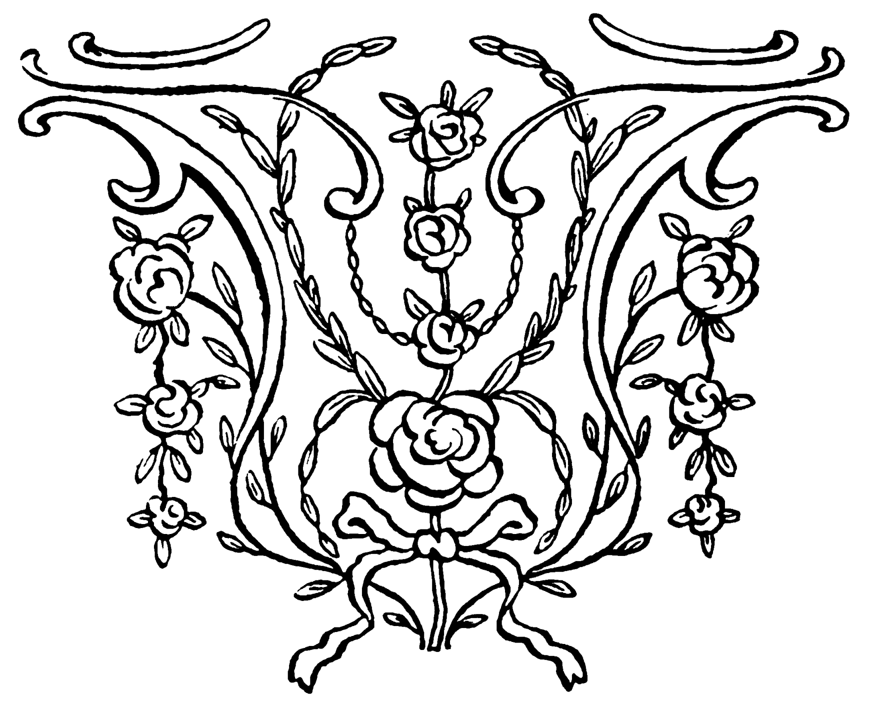
Ab.

v. Keith:

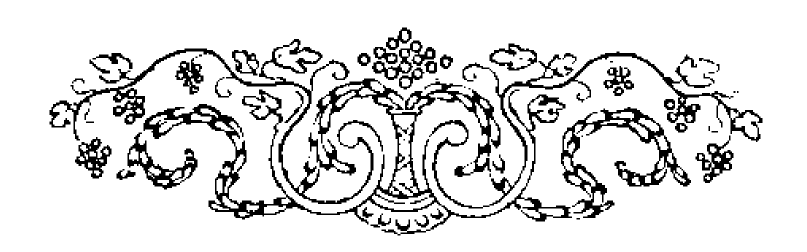
Bitte, war mir sehr angenehm.

Nachdem er die Thür hinter ihm geschlossen.

Und jetzt, meine Königin, fahren wir nach Paris!



Die dritte Scene folgt im achten Hefte.



Vier Lieder eines Genesenden.



1.

Heute will am holden Tage
Ich mich wohlgemut ergeh'n.
In den Sälen, in den Zimmern
Kannst du noch das goldne Flimmern,
Sonnenflimmern kannst du seh'n.

In den Gärten, auf den Wegen,
Auf den Beeten glänzt es schön.
Hat mich niemand doch getroffen,
Stehn die schönen Pforten offen,
Will ich frei ins Freie geh'n.

O wie lieblich auf den Hügeln,
Geht der Luft erquickter Hauch!
Will nun Sonne bald verglimmen,
Grüßen sie wohl tausend Stimmen,
Grüßen — und ich grüße auch!

Wenn sie nun die Abendflügel
In die Thäler niederlenkt,
Wird sie in den fernen Gründen
Eine liebe Seele finden,
Die beseligt mein gedenkt?



2.

O liebes Grün,
O Blumenduft, o Wege blank und rein,
O liebe Himmelsluft,
Ich war so lang allein!

Nun ist mein Herz
Von aller Flut des Glücks so übervoll,
Nun weiß ich kaum, wie ich
Die Fülle tragen soll.

O Nachtigall!
Auch du verschönst mir meinen Frühlingstag,
Mein Herz folgt deinem Lied
Mit neu belebtem Schlag.

Zwar sind mir nun
Auch wieder viele Kämpfe vorgestellt;
Doch bin ich heut ein Kind
Und fröhlich in der Welt.



3.

Warum sollt' ich nicht fröhlich sein?
Seh' ich doch den Sonnenschein
Wieder in den Fluten blitzen. —
Vieles will ich gern entbehren,
Darf ich ohn' Beschweren
Nur hier an meinem Fenster sitzen.

Da seh ich dann so gern hinaus,
Wie es nun doch Frühling draus.
Die Menschen gehn wohl hin und her;
Sonne und ein lieblich Düften
Ist in allen Lüften;
Da singen sie und freu'n sich sehr.

Da will auch ich zufrieden sein.
Ich saug' mein Teil so in mich ein.
Und von all dem Duft und Glanz
Und von den zukünft'gen Freuden
Und von toten Leiden
Flecht' ich mir einen schönen Kranz.

4.

Nun ist es wieder Frühling,
Da ich genesen bin;
Nun wird es wieder Sommer,
Und alle Rosen kommen.

Nun wird mit jedem Tag
Der lichte Wald begrünter,
Die süßen Himmelstage
Die sanften Nächte kommen.

Nun weiß ich eins: Ich bin
Mit jedem Tag gesegnet;
Bald, weiß ich, wird zu mir
Die Liebe wieder kommen.

Rudolf A. Schröder.



Die sonderbare Stadt.

Eine phantastische Geschichte von Paul Ernst.

Unmittelbar nach dem Kriege mit Japan hatte die Chinese Railroad Company von der chinesischen Regierung die Erlaubnis bekommen, zum Zweck eines vorläufigen Kostenanschlages und schätzungsweiser Rentabilitätsberechnungen oberflächliche Vermessungen für eine Eisenbahnlinie von Canton bis Ya-Tscheu-Fu zu veranstalten. Man wußte zwar, daß die Regierung einem wirklichen Eisenbahnbau doch noch Hindernisse in den Weg legen werde, hoffte die aber durch Bestechungen und dergleichen hinwegräumen zu können, falls sich, was die vorläufigen Erkundigungen erst feststellen sollten, der Bau überhaupt entsprechend lohnen würde. Nach den chinesischen Angaben hätte die Bahn weite Strecken unbewohnten und unbewohnbaren Gebietes zu durchkreuzen gehabt, das nie einen Verkehr liefern würde. Das mußte die Rentabilität natürlich stark herabdrücken.

Die Aufgabe der Expedition beschränkte sich demgemäß nicht auf rein technische Arbeiten, sondern die Gesellschaft wünschte auch eine Art wirtschaftlichen Gutachtens zu erhalten. Es waren daher den Ingenieuren noch eine Anzahl anderer Personen beigegeben, die man in diesen Dingen für kompetent hielt.

Bis zur Grenze des bewohnten Gebietes hatten sich die chinesischen Karten als leidlich zuverlässig erwiesen; auf äußerste Exaktheit kam es zunächst noch nicht an. Nach etwa sechswöchigem Marsch

war jedoch die Grenze erreicht, bis zu der die mitgebrachten Kartenwerke Angaben enthielten. Schon seit einigen Tagen hatte man am Horizont eine sich weithin dehnende Erhebung gesehen. Sie zog sich in ununterbrochener Linie hin, wie es schien von NNO sanft aufsteigend und in SW schroff, fast senkrecht abfallend. Beim Näherkommen entdeckte man, daß ein dichter Wald den Fuß des Gebirges von dem umgebenden Land schied. Die Bewohner der letzten Dörfer, auf welche man traf, und die einen seltsam altertümlichen Dialekt sprachen, erklärten, daß ein Weg nicht vorhanden sei; nur ein schmaler Steig von der Breite, daß ein mit Holz beladener Esel passieren konnte, führte in das Dickicht. Nach etwa halbtägigem Vorwärtsdringen verlor sich auch dieser, und es galt nun, durch die mitgebrachten Arbeiter einen Weg nach dem Kompaß bauen zu lassen.

Etwa fünf Tage lang rückte der Zug langsam durch den dichten Wald vor. Durch das Fernrohr hatte man von einem hohen Baum bereits gesehen, daß das Gebirge gänzlich vegetationslos war. Am Morgen des sechsten Tages kam man aus dem Wald heraus, der wie abgeschnitten vor der schroffen Erhebung aufhörte, die in einem Winkel von fast 45° vor ihm aufstieg.

Das Gestein war dem Anschein nach eine Art Obsidian. Es wies gewöhnlich mehrere Meter große, spiegelglatte Flächen auf, die meistens dunkelgrau bis dunkelbraun waren, zuweilen von helleren Flammen durchzogen: die Brüche, die offenbar bei der Erstarrung der einst feuerflüssigen Masse entstanden waren, zeigten messerscharfe Kanten, wie sie zersplittertes Glas hat; in diesen Brüchen stand die Masse einen bis zwei Finger breit auseinander. Von irgend einer Vegetation war, wie schon erwähnt, keine Spur. Die äußersten Bäume des Waldes hatten bis unten hin reichende Zweige, die

sich in geschwungenen Bogen niederneigten; zwischen ihren letzten Blättern stieg der blanke Glasberg auf. Es war klar, daß, wenn die Sonne erst den Kamm des Gebirges überschritten hatte und ihre Strahlen auf das Gestein fielen, kein Mensch den Anblick ertragen konnte. Und selbst wenn man die Augen schützte, so schien doch keine Möglichkeit, diese Höhe zu erreichen, da der glatte Stein bei der Steilheit des Anstieges jedes Haften des Fußes unmöglich machte. Man hätte vielleicht mit unendlicher Mühe Stufen bis oben hin schlagen lassen können: aber das Gestein löste sich bei dem Versuche der Bearbeitung in großen, muschelförmigen Halbkreisen los, und durch die entstandenen scharfen Splitter wurde der Weg nur noch gefährlicher.

Einer der herumsuchenden Arbeiter brachte die Scherben einer grünlichen Porzellankanne an, die er am Fuße des Berges frei liegend gefunden hatte. Der Drachenstempel bewies, daß es Porzellan der kaiserlichen Hofhaltung war, und nach der ganzen Arbeit mußten es die Ueberbleibsel eines uralten Stückes sein, vielleicht aus der Zeit der Tschudynastie, die vor fünftausend Jahren blühte. Trotzdem die Kanne sich aus den Scherben nicht völlig ergänzen ließ — es fehlte ein Stück von etwa Thalergröße am obern Rande — packte man den Fund doch sorgfältig ein, da Porzellane von derartigem Alter immer sehr wertvoll sind.

Der Leiter der Expedition hatte bald die Ueberzeugung von der Nutzlosigkeit jeder Bemühung an dieser Stelle gewonnen. Kurz entschlossen befahl er, nach rechts weiter einen Pfad durch das dichte Gehölz zu schlagen, parallel dem Bergzug, um hier einen leichteren Aufstieg zu gewinnen; denn auf dieser Seite hatte man ja das Gebirge von weiten abfallen sehen. Zwei Teilnehmer der Expedition, ein Ingenieur Richardson und ein Herr Garret, welche

die Meinung hatten, daß man zur Linken sehr bald einen bequemeren Aufstieg finden werde, trennten sich von den Uebrigen, die ja nicht zu verfehlen waren und schnell wieder eingeholt werden konnten, da sie sich den Weg immer mit Aexten und Messern bahnen mußten. Die Beiden hatten nämlich bemerkt, daß trotz des aus der Ferne bemerkten Ansteigens zur Linken, doch der Erhebungswinkel abfiel, und schlossen, daß die Erstarrung des vulkanischen Gesteins wahrscheinlich ungleichmäßig vor sich gegangen sei und daß sich dadurch steile Falten gebildet haben, auf deren eine sie unglücklicherweise gerade gestoßen sein würden, und zwischen denen dann natürlich flachere Stellen vorhanden sein müßten. Da sie keine Tiere mitführten, konnten sie sich einfach am Saum des Waldes entlang bewegen, ohne sich einen Weg durch das Dickicht bahnen zu müssen. Sie versahen sich jeder mit einer Flinte und Patronen, sowie mit einem großen und starken, im Griff mit Blei eingelegten Messer, das dazu dient, den Weg im Urwald frei zu machen und noch armdicke Lianen durchschlägt: dann bestimmten sie ein paar Leute, die einige Lebensmittel zu tragen hatten, und darauf machten sie sich auf den Weg.

Nach etwa halbstündigem Klettern zwischen den Zweigen und auf der schiefen Spiegelfläche hatte man in der That eine Senkung erreicht, von wo der Aufstieg wenigstens nicht geradezu unmöglich schien. Die beiden Europäer entledigten sich der Stiefel, um besser auf dem glatten Boden haften zu können, und stiegen vorsichtig, um die Splitter und Sprünge zu vermeiden, nach oben. — In kaum zwei Stunden hatten sie die Höhe erreicht. Die Sonne, die bis jetzt hinter dem Berge gestanden hatte, erweckte auf dem Plateau ein derartiges Leuchten und Flimmern, daß Alle sofort die Augen schließen mußten. Zum Glück trugen die Europäer Beide Pincenez. Sie schwärzten mit Hilfe angesteckter Streichhölzer die

Gläser mit Ruß und konnten nun Alles betrachten. Die Träger wurden zurückgeschickt; Richardson gab ihnen ein Billet an den Chef mit, der diesem das Gelingen ihres Versuches mitteilte.

Es fiel beiden auf, daß sowohl sie wie die Diener flüsternd sprachen infolge der lautlosen Stille um sie. Bis die übrige Expedition ankam, hatten sie genügend Zeit, sich umzusehen; mindestens fünf Stunden hatten sie vor sich. — Von ihrem Standpunkt aus konnten sie weit in das gänzlich ebene Land hinausblicken. Vor ihnen dehnte sich zunächst das einförmige Grün des Waldes aus, ununterbrochen, wie ein Moosteppich. Dann sahen sie das angebaute Land mit seinen geradlinigen Abteilungen; eine große Menge Dörfer mit grünem Gebüsch; ganz weit hinten am Horizont konnten sie noch einen Strom entdecken, den Pi-li, den sie vor zehn Tagen überschritten hatten; in der Luftlinie betrug die Entfernung höchstens vier Tagereisen. — Der Boden des Hochplateaus war von derselben glasartigen Masse gebildet wie der Abhang. Jedoch hatte die hier ein krystallisches Gefüge. Sie spaltete sich in rechteckige Platten von meistens etwa einem Meter Länge und ein halb Meter Breite, deren Dicke nie über fünf Centimeter betrug. Den beiden Ingenieuren war es sofort klar, daß man hier ein vortreffliches Material für alle möglichen Bauzwecke besaß. Falls die Bahn zu stande kam, konnte man die Platten bis zum Pi-li per Axe befördern und sie bei der billigen Wasserfracht selbst bis Canton mit Nutzen schicken. Auch hier zeigte sich ihnen wieder, welche ungeahnten Reichtümer die modernen Verkehrsmittel in den scheinbar aussichtslosesten Gegenden zu entwickeln vermögen.

Das Plateau dehnte sich offenbar viele Stunden weit aus und war überall mit den Platten bedeckt, die oft über einander geschoben und zerbrochen waren. Die Beiden orientierten

sich zunächst sorgfältig nach dem Kompaß und gingen dann, vorsichtig wegen der Glassplitter, eine Strecke gerade aus. Sie waren beide Leute von starken Nerven, die vor Allem immer an technische und geschäftliche Dinge dachten; trotzdem fühlten sie sich irritiert durch diesen gänzlichen Mangel an Leben und Bewegung und die lautlose Stille auf dem unabsehbaren Trümmerfeld. Sie sprachen nicht und traten leise auf. Als der voranschreitende Richardson einmal an einen der halbmondförmig gekrümmten, haarscharfen Splitter stieß und dieser einen dünnen, verzitternden Klang von sich gab, erschraken beide so, daß sie zitterten. Sie lachten natürlich über diese nervöse Stimmung, zu der ja auch wohl die brennende Hitze mit beitragen mochte.

Nach etwa halbstündigem Wandern hatten sie plötzlich einen Anblick, der sie überraschte, da sie die Augen immer ängstlich auf den Boden vor sich gerichtet gehabt hatten. Eine fast kreisrunde Vertiefung von vielleicht einer halben Meile Durchmesser war dicht vor ihren Füßen. Die Glasfelsen fielen zu allen Seiten glatt ab in eine Tiefe, die doch wohl an hundert Meter betragen mochte. Da die Sonne noch reichlich schräg stand, so lag etwa die Hälfte des Kessels im Schatten, die andere Hälfte im Sonnenglanz. Unten war offenbar das Gestein künstlich geordnet zu Häusern und Straßen. Ein Marktplatz war deutlich zu erkennen mit einem größeren Gebäude. Aber auch hier war Alles leblos und unbeweglich.

Garret versuchte zu lachen, allein es kam ein ganz sonderbarer Ton aus seiner Kehle. Richardson kehrte sich um, sah ihn mit durchdringendem Blick an, und ging dann vorauf zu der Mündung eines schmalen Fußsteiges von etwa drei Fuß Breite, der in Windungen in die Tiefe führte. — Sie stiegen schweigend abwärts. Die Häuser waren aus den Platten zusammengesetzt, wie es schien,

ohne Verwendung eines anderen Materials. Sie erhoben sich zu etwa doppelter Mannshöhe mit Dächern von einer derartigen Winkelstellung, daß sich die Platten durch ihre eigene Schwere hielten. Für die Fenster waren in unregelmäßigen Zwischenräumen handbreite Ritzen gelassen. Auch die Thüren waren aus den Platten hergestellt. Sie hatten oben und unten herausgeschlagene und geschliffene Zapfen, die sich in runden Löchern der obern und untern Schwelle bewegten. Es würde die beiden interessiert haben, zu wissen, welches Material verwendet war, diese Zapfen auszuschleifen, denn der Stein war ja härter wie Stahl.

Sie stießen die Thür des ersten Hauses auf. Sie bewegte sich leicht und geräuschlos. Der innere Raum war ziemlich hell und ganz leer; an der Erde lagen einige kleinere Bronzestücke, deren Bedeutung ihnen nicht klar wurde. — Genau so fanden sie es in den zwei oder drei nächsten Häusern, die sie öffneten. Sie gingen dann mit leisen Schritten, fast gleitend auf dem glatten Boden, in den engen, aber schnurgeraden Straßen vorwärts und traten erst wieder in ein Haus, das größer war als die bisherigen. Auch hier sahen sie wieder nur einen einzigen Raum innen. Am Boden lag ein großer Edelstein, zwei große goldene Ringe, wie sie in den Ohren getragen sein mochten, ein goldenes Halsband, drei Spangen für den linken Arm, ein Gürtelschloß, und zwei Beinspangen für jedes Bein; das alles in so deutlicher Ordnung, daß man sah, hier hatte ein mit diesem Schmuck bekleideter Mensch gelegen, der gänzlich aufgelöst war, mit seinem Fleisch, seinen Haaren, seinen Knochen und seinen Gewändern. Nur die unzerstörbaren Metallstücke und Steine waren übrig geblieben. Es fiel den beiden ein, daß die rätselhaften Bronzeteile in den andern Häusern von allerlei aufgelöstem Gerät herrühren mußten.

Daß dieser Mensch hier gestorben war, war vermutlich doch mindestens so lange her, wie die Scherben der Porzellankanne andeuteten. Es fiel Garrett ein, daß wahrscheinlich Ameisen dem natürlichen Auflösungsprozeß nachgeholfen hatten, und es war ihm, als ob er eine Art Rührung empfand bei dem Gedanken, daß nun auch diese Ameisen seit fünftausend Jahren gestorben waren, und daß seit dieser Zeit keine Ameise, auch keine Eidechse oder Maus hier gewesen sei. — Der Leib mußte in Kreuzesform gelegen haben, lang, die Beine geschlossen, und die Arme von sich gestreckt. Sie nahmen nichts von den wertvollen Schmucksachen an sich, nur auf den Zehenspitzen und vorn übergebeugt, standen sie und sahen, und dann gingen sie leise auf den Zehenspitzen hinaus. — Plötzlich kamen sie auf die Frage, wie hier hatten Menschen leben können. Die Stadt mußte viele Tausend Einwohner gezählt haben. Und hier wuchs kein Grashalm, war kein Tropfen Wasser!

Sie kamen auf den Markt. Richardson bückte sich und wies mit dem Finger auf eine große Menge Schmuckstücke hin, allerhand aus Bronze, auch gelegentlich edlem Metall, wie kleine Ringe, Ketten u. dergl., die hier überall zerstreut lagen. Ob hier vielleicht, auf diesen parkettartigen Steinfliesen, eine Menge von Toten gelegen hatte, von denen nur noch diese Metallteile zeugten? Sie gingen vorsichtig; es war ihnen, als müßten sie sich fürchten, auf irgend einen der umherliegenden Gegenstände zu treten. — Zum Schloß hinauf, das auf der Mitte des Marktplatzes stand, führte eine breite Freitreppe. Hier lagen noch mehr Metallstücke wie unten. Es war hier nicht zu vermeiden, ab und zu auf einen Ring oder etwas ähnliches zu treten, das dann auf dem Boden einen quietschenden Ton hervorrief, der bis in die Zähne hinein weh that. Hier mußten die Leichen hoch über einander geschichtet gelegen haben.

Ja, wie war denn das! Die Bronze hatte kein Patina. Sie hatte den Glanz, den sie bei beständigem Gebrauch und häufigem Putzen erlangt. Es war doch unmöglich, daß in der Nähe eines solchen Waldes die Luft so trocken sein konnte! Und dann, die Leichen hatten sich doch langsam zersetzt! Da mußte doch die Bronze grün anlaufen! — Am Eingang war ein Pfeiler, mit chinesischen Schriftzeichen bedeckt. Richardson, der des Chinesischen mächtig war, las. Dann sagte er zu Garret, der unterdessen von der obersten Stufe die tote Stadt betrachtet hatte, daß in dem Schloß ein Mädchen sitze, das sie sich hüten müßten, zu berühren.

Sie traten ein. In der Mitte war ein Thron mit Stufen. Darauf saß ein Mädchen mit europäischen Gesichtszügen und in einem Brokatgewand, das etwa altportugiesisch sein mochte. Sie hatte dunkle, starre Augen, und in der Mitte der Stirn, zwischen den Augen, eine feine Falte.

Die beiden Ingenieure bestiegen den Thron. Das Mädchen rührte sich nicht, und man mochte glauben, eine angekleidete Wachspuppe mit Glasaugen zu sehen. Garret streckte beide Arme nach ihr aus. Richardson wollte ihn halten, aber der Unglückliche riß sich los und stürzte auf die Figur zu, die er mit der linken Hand bei der Hand faßte. In dem Moment stieß er einen entsetzlichen Schrei aus und schrak zurück. Die Spitzen des Zeige- und Mittelfingers waren kohlschwarz. Richardson riß sofort sein Messer aus dem Gürtel, befahl ihm durch einen Wink, die Hand auf die Stufe zu legen und hackte das erste Fingerglied ab. Aber während die zuerst weißlichen Schnittflächen sich röteten und dann das Blut herausströmte, bildeten sich an den Fingerstümpfen Kreise, die, erst hell, immer dunkler werdend, sich schnell vergrößerten. Richardson hackte ein zweites Mal zu, während Garret die Zähne zusammenbiß; die Finger waren an der

Wurzel abgeschnitten. Garret versuchte zu lächeln. Aber mit einem Male zeigte sich mitten auf dem Handrücken ein ganz kleiner Fleck, groß wie ein Stecknadelkopf, der im Nu Pfefferkorngröße annahm. Richardson schrie laut auf und hackte von Neuem; diesmal fiel die ganze Hand vom Handgelenk ab. Das Blut strömte heftig; aber die beiden achteten nicht darauf. Garret hatte den Rock abgeworfen und den Hemdsärmel hochgestreift und besah forschend den Arm. Die Ansteckung schien nicht höher gekommen zu sein. Richardson reichte ihm ein Taschentuch und trennte mit dem Messer einen Streifen von dem Leinenrock ab, um zu verbinden. Plötzlich stöhnte Garret entsetzlich auf. Etwa zwei Finger breit oberhalb der Wunde befand sich bereits ein Fleck von Zehnpfenniggröße. Richardson zielte mit dem Messer und hieb den Stumpf im Ellenbogen ab. Jetzt war es das erste Mal, daß Garret sprach. „Sonderbar, es thut gar nicht weh." Aber dann zeigten sich auch oberhalb der neuen Wunde Flecke. Er ergriff selbst das Messer und schälte das Fleisch die Knochen hinunter ab. Dabei machte er ein grinsendes Gesicht. Richardson fürchtete, er werde vor Entsetzen die Stufen hinunterfallen. Garret fetzte mit wütender Eile in seinem Fleisch. Plötzlich ließ er das Messer fallen, schrie mit einer merkwürdigen Stimme, so daß es Richardson im Herzen weh that, stürzte in die Kniee, zuckte noch einmal zusammen und war tot.

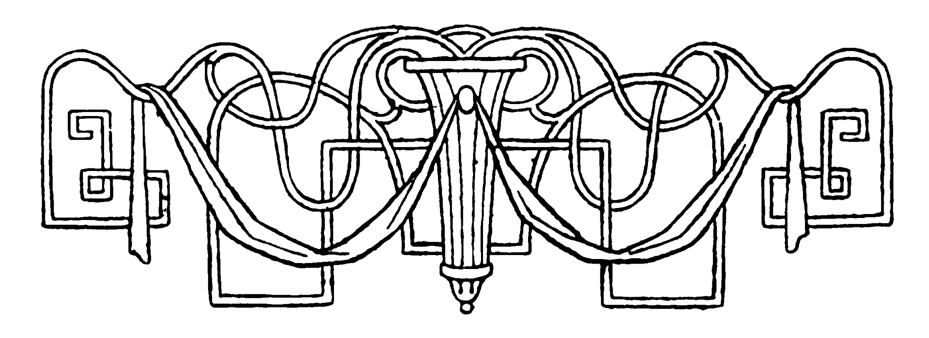
Die Figur auf dem Throne hatte sich nicht gerührt, auch nicht mit der Wimper gezuckt. Richardson riß seine Büchse von der Schulter, eine treffliche Winchesterbüchse, die in London 18 Pfund gekostet hatte, und legte an. Er zielte auf die Falte zwischen den Augen. Aber dabei kam ihm ihr Blick ins Auge. Und da huschte sein Leben vor seiner Seele vorbei wie eine Schwalbe. Er nahm das Gewehr ab, schlug die Versicherung vor und ging.

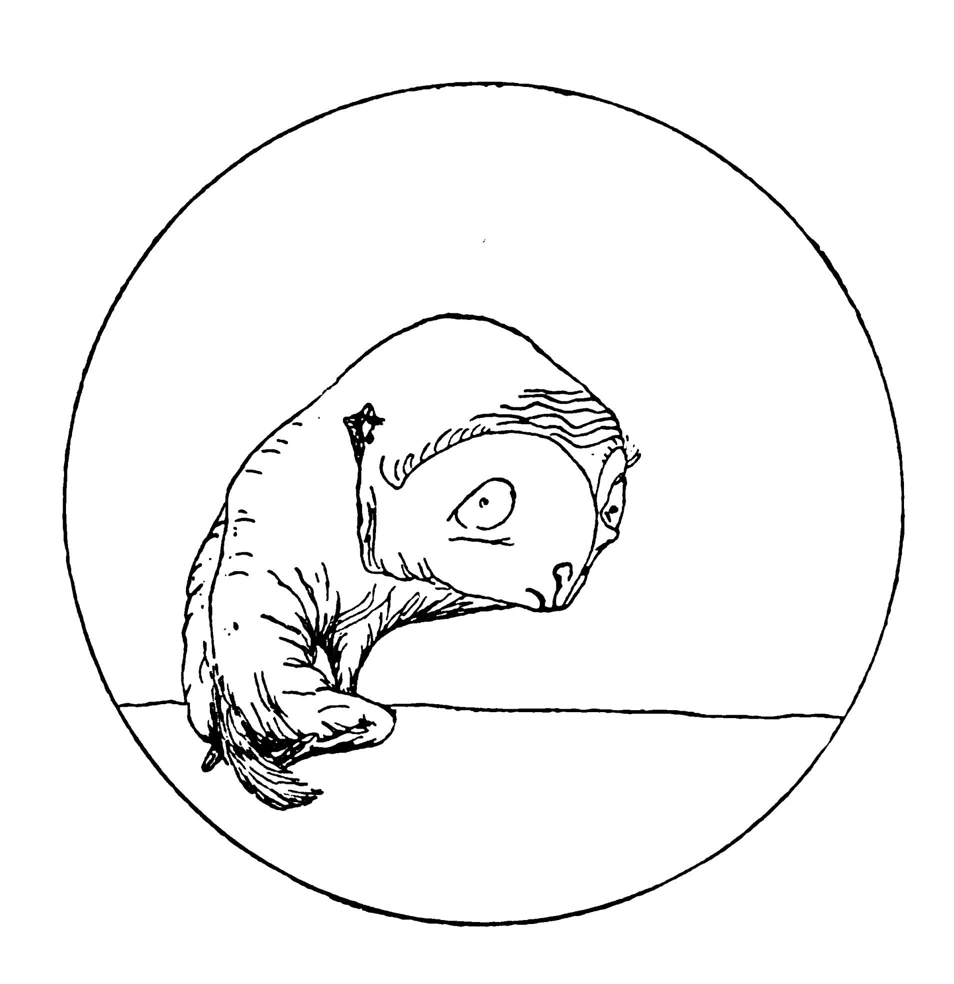
Er ging den Weg zurück, den er mit Garrett gekommen war und kam bis zu dem Ort, wo die Träger sie verlassen hatten. Da es ihm unheimlich wurde, allein zu bleiben, stieg er hinab und traf unten seine Genossen. Nach Garrett fragte ihn niemand. Er wunderte sich darüber, aber er selbst sagte auch nichts über das Erlebnis. Abends stieg die gesamte Expedition den Abhang hinauf. Das Plateau erwies sich als nicht so breit, wie es ihm vorher erschienen war; man hatte es bald durchquert und fand auf der anderen Seite wieder bebautes Land.

Nach einiger Zeit brachte Richardson, wie unbeabsichtigt, das Gespräch auf Garrett. Er hörte aus den Reden, daß sein Freund in Canton gestorben war, ehe die Expedition sich aufgemacht hatte. Er wunderte sich, daß er das hatte ganz vergessen können.

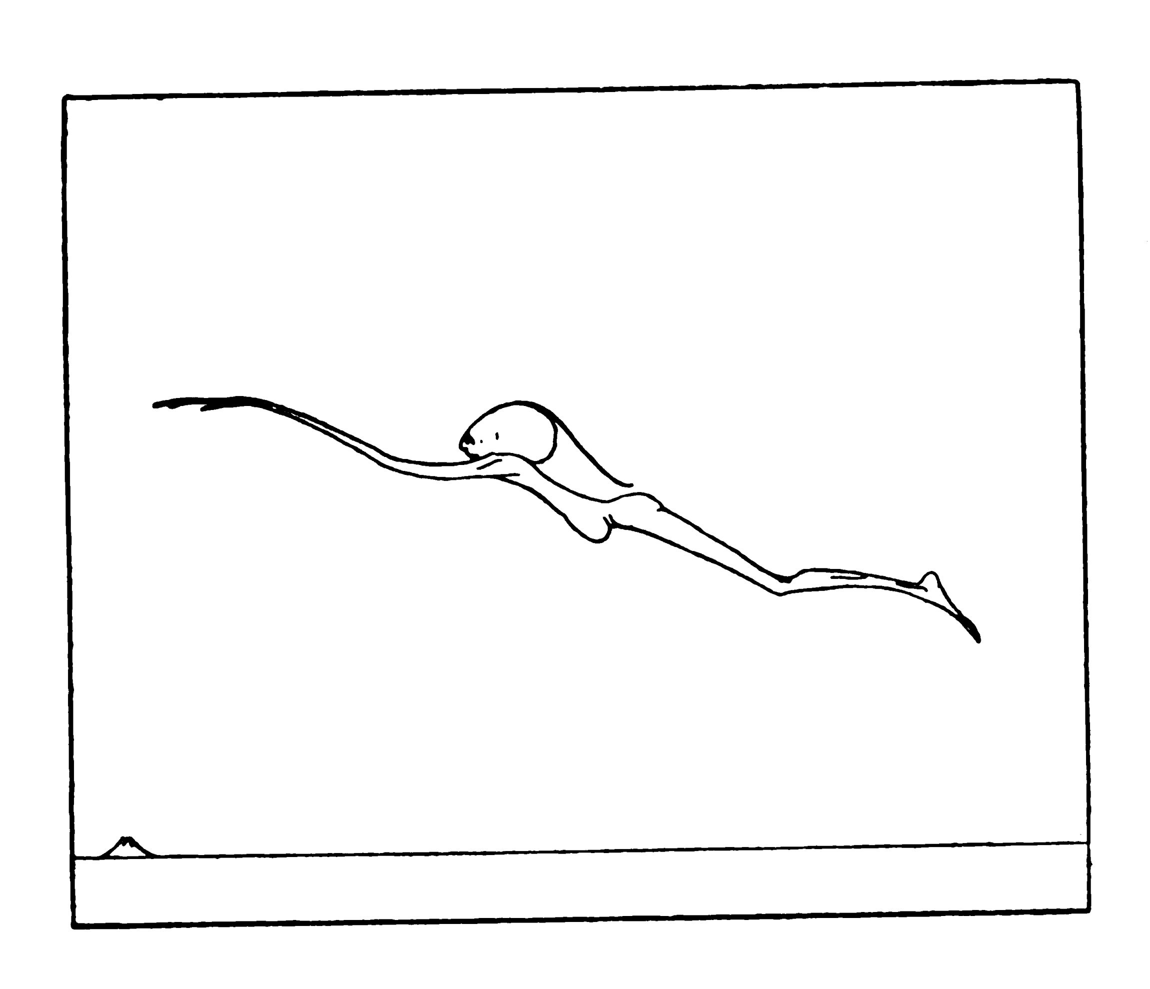
Aber hatte er denn geträumt seit der Abreise von Canton bis jetzt? Seine Erinnerungen stimmten doch mit denen der übrigen! Da, wo mit Garrett etwas geschehen war, wie beim Uebergang über den Pi-li, wo man ihm die Rettung eines Esels mit wichtigen Instrumenten verdankte, schienen die übrigen leicht verlegen zu werden. Und dann hatte doch die Braut Garretts beim Abschied so geweint und ihm eine weiße Rose gegeben!

Und er dachte sich, wie Garrett auf den Stufen des Thrones liege, wo die Mädchenfigur saß, welche vielleicht lebte, und daß sein Körper in den Jahrtausenden zu Staub zerfallen werde.

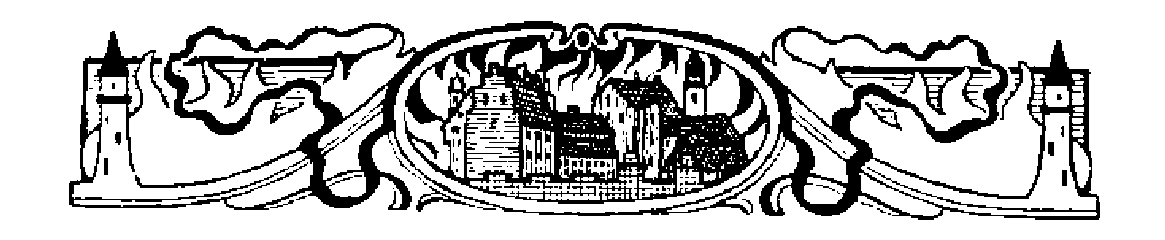








Drei Zeichnungen von Markus Behmer.



Der Brand von Altona.

(9. 10. 11. Januar 1713.)

Die Dänen haben Stade verbrannt,
Dafür soll Altona brennen!
Und wären die Bürger mir blutsverwandt,
Und mögen sie heulen und flennen
Und vor mir rutschen auf den Knien,
Ich werde keine Miene verziehn,
Und hör ohne jede Gnade
Ihre winselnde Jeremiade."

Das sprach Graf Stenbock vor Altonas Thor,
Und klopft heftig den Hals seinem Schecken,
Springt ab und steht breitbeinig davor,
Und steht wie Schroff und Schrecken.
Einen Cornet schickt er als Vortrab hinein,
Der soll der bündige Bote sein:
Es kommen die Nichtsverschoner,
Die schwedschen Mordbrennerdragoner.

Der Cornet vom Gaul: Rasch aufgepackt,
Was ihr bis zum Abend könnt retten,
Und besonders rat ich euch: Aufgesackt
Die allerwärmsten Betten.

Denn es friert steinhagel, ihr merkts wie ich,
Und der Schnee stößt herunter mit eisigem Stich.
Nun vorwärts! Und nicht gefackelt!
Und nicht wie die Hühner gegackelt!

Das unglückliche Volk stürzt zum Feldmarschall hin
Und rollt geldschwere Tonnen.
Viel blitzeblanke Thaler sind drin:
Wir haben den Grafen gewonnen.
Doch der will das Doppelte und mehr:
Und schafft ihrs nicht bis heut Abend her,
Bis heut Abend genau Glock sieben,
Wird beim Befehl geblieben.

Unmöglich, die Summe ist zu groß,
Unmöglich sie aufzubringen.
Und das Volk jachtert zurück mit Getos,
Schon wie mit flammenden Schwingen.
Bürgermeister, Seckelbewahrer und Rat
Verlieren den Kopf, und fliehn im Ornat
Nach Alt-Hamburgs Rechtsbannmeile
Mit weniger Würde als Eile.

Nur den geistlichen Herren sinkt nicht das Herz,
Sie stehn mit gläubigem Trutze,
Und stehn wie geschmiedete Klammern von Erz,
Freimütig, in Christi Schutze.
Und der älteste ruft bebend aus:
Einst wird dir dafür das Höllenhaus.

Der Graf lacht: Maul halten, Salbader,
Sonst laß ich euch jetzt schon zur Ader.

Da tritt das schönste Mädchen der Stadt
Vor den Kriegsgott und fällt ihm zu Füßen:
Nimm mich, ich bin noch ein Lilienblatt,
Und laß es die andern nicht büßen.
Mars beschielt hämisch den Venusstern:
Mein Fräulein, ich bin kein Holofern.
Weg! sag ich, in zwei Minuten!
Oder — Profoß und Knuten!

Der Tag verdunkelt sich mehr und mehr,
Patrouillen huschen und schleichen
Mit Pechkränzen, Fackeln, Werg und Theer,
Und geben sich heimliche Zeichen.
Da dröhnt es wie Urteilsdonner vom Turm
„Klock ülben" durch Flocken und Wintersturm.
Und in die nächtliche Scene
Flattern plötzlich die roten Hähne.

Zuerst ein dicker, balliger Rauch,
Aus dem Qualm bläken gelbe Zungen,
Wer helfen will mit Eimer und Schlauch
Wird zerritten und niedergerungen.
Betrunkne verbrennen, die Plündrung geht los,
Jetzt steht die Flamme schon riesengroß
Und läßt sich vom Wind entfächern,
Eine Krone, auf allen Dächern.

Und von Pinneberg hastet Stenbock heran
Und hält bei der Rolandsmühle;
Es kocht und dampft sein Sechsgespann,
Als wärs in der Sommerschwüle.
Vergraben in Zobel, gedrückt in den Sitz,
Starrt er stumm aus seinem Pelzkappenschlitz
Auf die tanzenden Funkenspiele,
Sein Blick hat die Wolken zum Ziele.

Im Abglanz des Feuers hebt sich grell
Die sonderbare Visite,
Die Hengste prusten und wiehern hell
In die ehrfurchtvoll schweigende Suite.
Verworrnes Geschrei und erstickend Gestöhn
Dringt her, als brächt es ein heiliger Föhn:
Einst rufen Gottes Trompeten,
Dann wird er dich zertreten.

Am entwölkten Zenith ist die Spiegelung
Im Kampf mit der Morgenröte,
Aus des Himmels tiefblauer Entriegelung
Spielt der Wind nur noch schüchtern die Flöte.
Und der Sonnengott, der Lebensherold,
Beblitzert den Schnee wie mit Silber und Gold.
Doch die Stadt schmort weiter und weiter
Und geht unter in Schutt und Scheiter.

Jan Klünder, der Schmidt, steht vor seinem Haus,
In der Faust den mächtigen Hammer,

Die Aermel gekrempelt zum wuchtigen Strauß
Für Familie, Werkstatt und Kammer.
Seine vier Gesellen stehn ebenso
Im Mordio, Wirrwarr, im Lichterloh:
Wir werden die Hundsfötter packen
Und sie auf dem Ambos zerhacken.

Und sie kommen mit Pallasch und Fackeln her,
Die entsetzlichen Nichtsverschoner,
Erst einzeln, dann häufen sich mehr und mehr
Die schwedschen Mordbrennerdragoner.
Und sie stutzen und keiner will recht vor,
Bis sich ein Goliath höhnisch eindrängt ins Thor,
Und da liegt schon die lange Latte,
Jan schlug ihn tot wie 'ne Ratte.

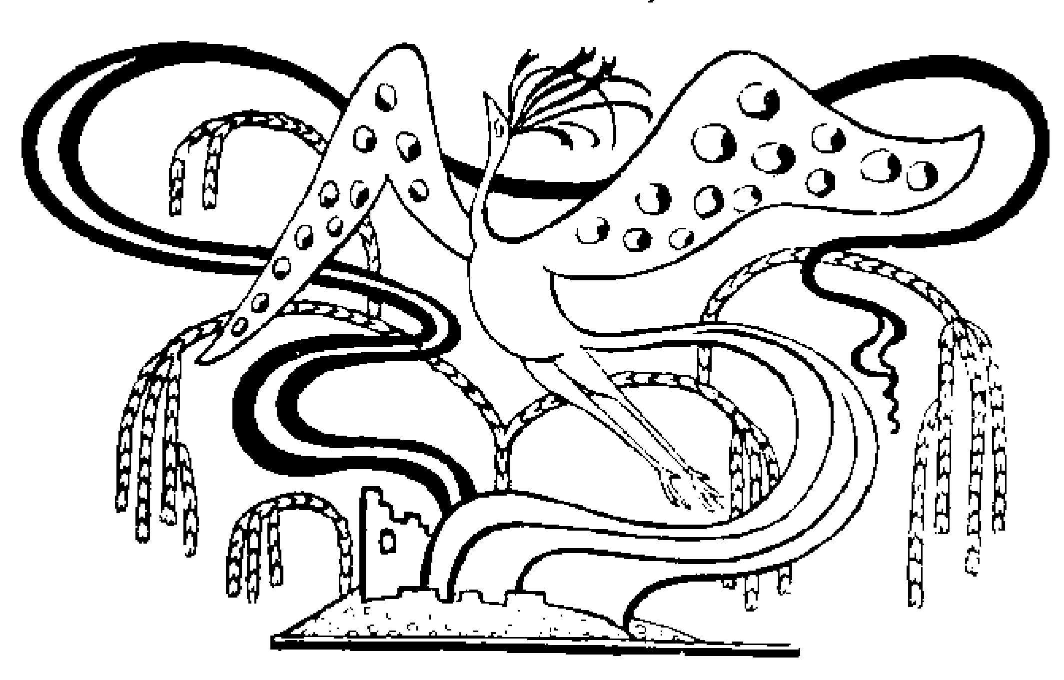
Nun giebts einen Kampf. Die Hämmer pinkpink,
Schlag ihn nieder, wuch, huch, in den Bregen!
Und der Ambos klingt blinksink, hinkflink,
Es ist wie ein stählerner Regen.
Und wer sich noch Zeit wünscht zur Lebensfrist,
Der flieht, als krallt ihn der Antichrist.
Jan Klünder und seine Gesellen
Maßen nicht mit der Ellen.

Wer von den Bürgern noch da ist, faßt Mut,
Und reiht sich an Jan Klündern,
Und gerät in Glut und Blut und Wut,
Und wehrt den Plempen das Plündern.

Jan Klünder, voran, ist der braveste Mann,
Er rettet, was er nur retten kann:
Kind, Greis, Braut und Matrone,
Ihm schrieb ich dies Liedel zum Lohne!

Der Brand fraß sich selbst, der Schwede zog ab,
Es rauchen die Trümmerhügel,
Aus der Asche, aus dem verkohlten Grab
Fliegt ein Phönix mit kräftigem Flügel.
Jan Klünder? Wo liegt seine Gruft, sein Stein?
Und wo hängt sein Kranz im Lorbeerhain?
Nur ein Hufeisen zeigt noch die Stelle,
Wo er vertrat seine Schwelle.

Detlev von Liliencron.





Loie Fuller.

Man wird die Loïe Fuller zu den genialen Frauen rechnen. Das dürfte sie fast kompromittieren. Die geniale Frau hat so etwas monströs Abstoßendes, verbrieft Häßliches, Unweibliches, Ungewaschenes — die geniale Frau in der alten Tradition, die geniale Idiotin, das gelehrte Rindvieh, die ewig zum Spott Verdammte, auch wenn die Bücher, die sie schreibt, noch so männlich sind, auch wenn die Bilder, die sie malt, eine noch so tiefe Auffassung verraten. Man stelle auf die eine Seite alle Rosa Bonheurs und weiß Gott welche Genies; man braucht nicht unbedingt Frau zu sein, um solche Ochsen zu malen. Ja und man kann noch G. Sand und die gute Staël und noch diverse andere dazu thun... Und auf der anderen Seite lasse man nur die eine tanzen mit dem merkwürdig geschickten Namen, der wie elektrisches Licht klingt, das durch Tiffanysche Gläser bricht.

Loïe Fuller! Das Genie daran ist die Wahl des Genres. Sie könnte eine Stümperin in ihrem Fach sein, aber schon die Schöpfung dieses Fachs, die Erkenntnis dieses neuen Berufs verdammt sie zur Genialität.

Genie im neuen Sinn, im einzig vernünftigen, weil nicht abstrakten, weil natürlichen, praktischen; hier im Sinne des Mannes, für den das Weib ein anderes Wesen ist als er selbst, mit eigenen Tugenden und Lastern, an die seine Borniertheit nie heranreicht; im Sinne der Schönheit, für den das Weibliche kein Moralbegriff, keine Tradition, sondern eine Sache für sich ist, ein Urstoff und der herrlichsten einer, aus

dem herausdringen zu wollen nicht Emancipation, sondern verruchte Albernheit bedeutet; im Sinne der Natur, für den die bewußte weibliche Genialität nicht belangreicher ist als die Prämie des feudalen Engländers, der dem Mann eine Million verspricht, der ein Kind zu gebären vermag.

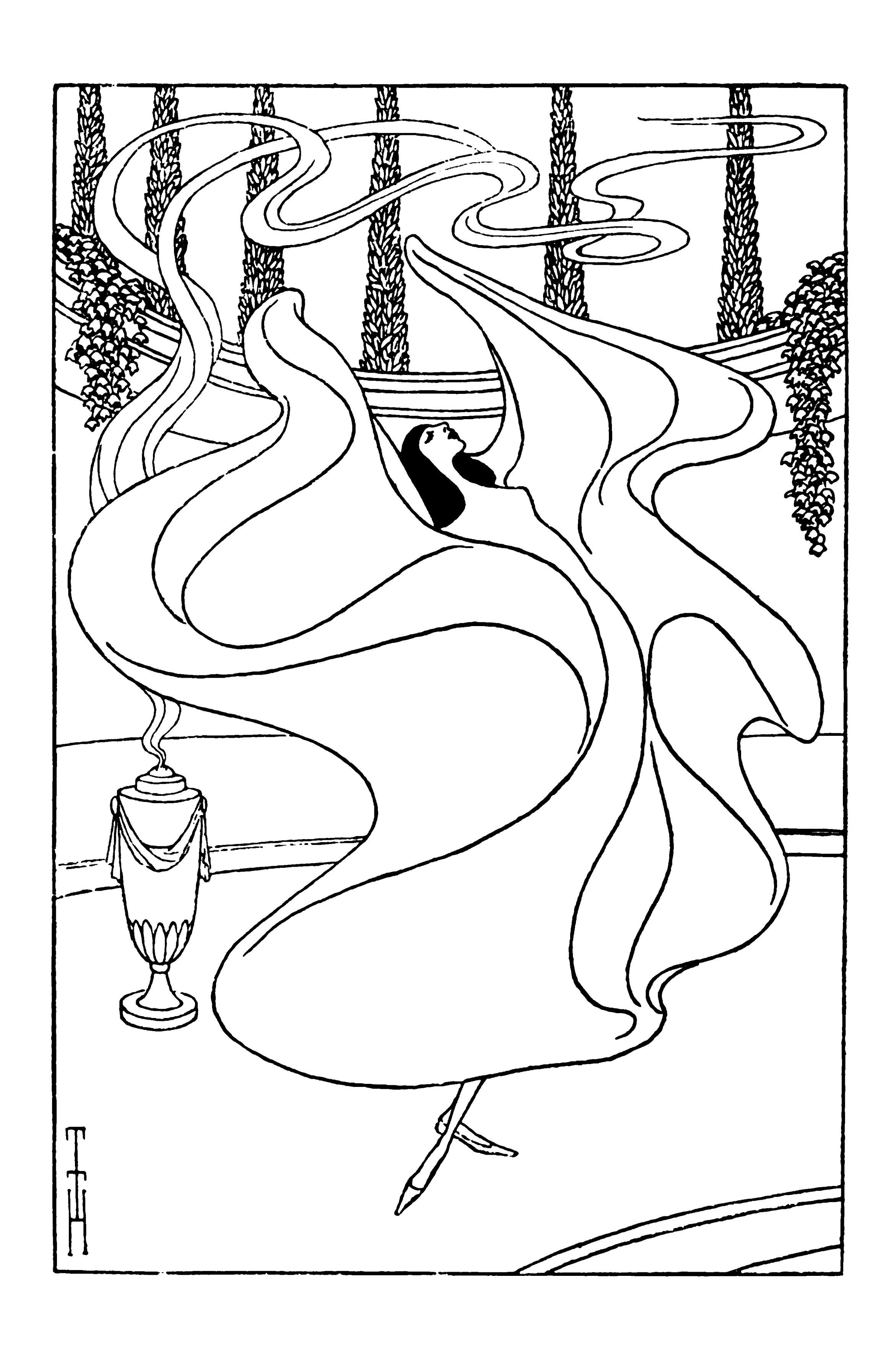
Bisher kamen die Frauen mit unserem Genie zur Genialität. Hier ist eine, die hat, was wir nie haben können. Eine Gauklerin, eine Tingeltangeldame, zwischen den dressierten Elephanten und dem bewegten Bariton, ein verrückter Einfall, ein Truc, eine Kostümfrage — kurz, ein Symbol.

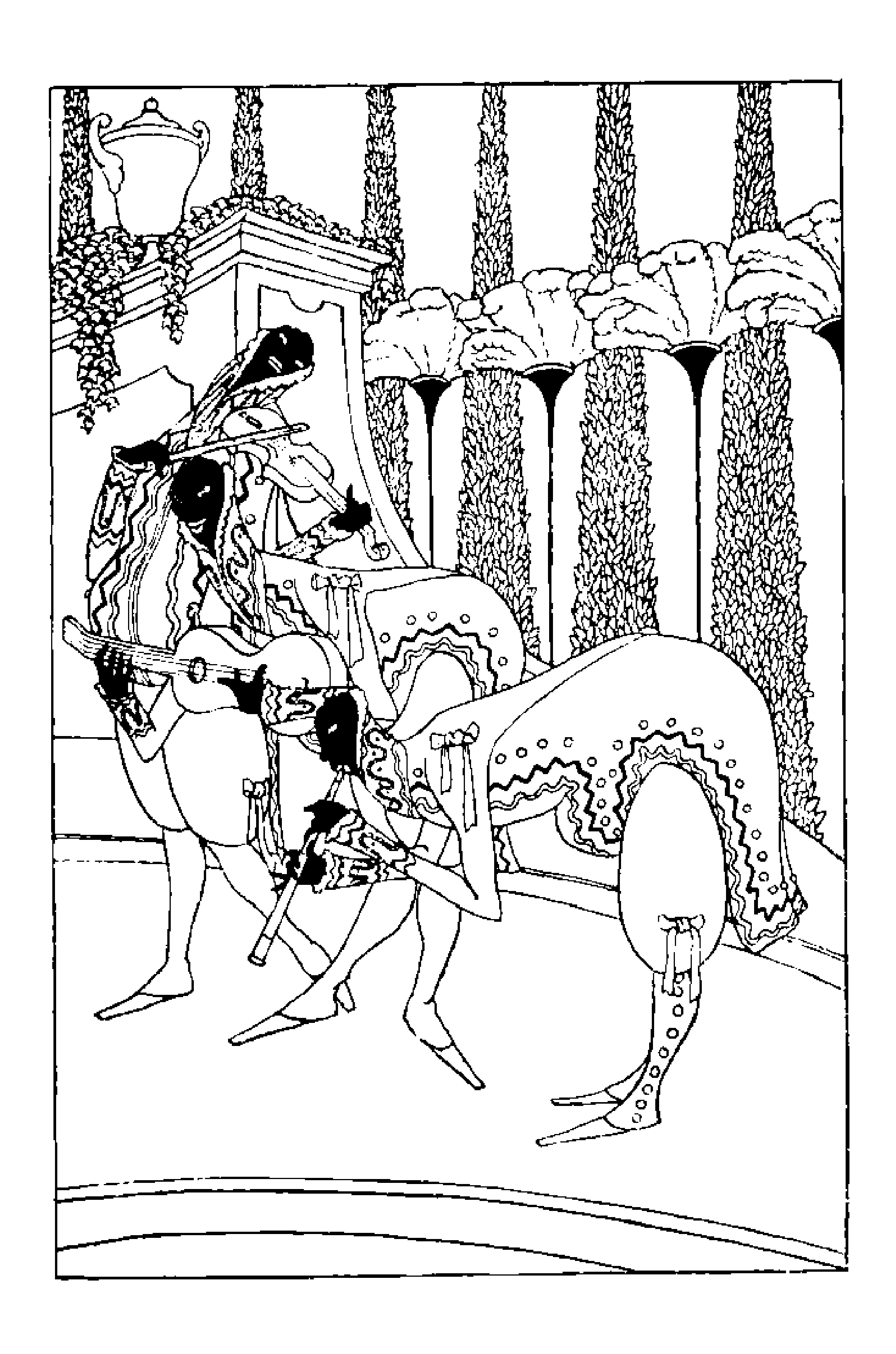
Schon, daß sie ihre Sache schweigend verrichtet, grenzt ans Uebermenschliche.

Das Mittel, das einzig und allein über all ihrer Logik steht, über allem, was sie Gutes und Böses thun und lassen können, ist: sich betrachten zu lassen. Blendende Schönheit, weil sie einsam ist, fern von unseren qualifizierbaren, ewig klebenden Beziehungen, auf dem Niveau, zu dem wir beten, weil wir's nicht herunter holen können — tierische Schönheit, die Grazie der Bestie.

Und nun das Uebergeniale, daß sie es tanzend vorbringt, wenn man das Tanz nennen will, dieses so gar nicht Sinnliche dieses Seidenschleierhafte, zu dem unsere Begierden wie dressierte Köter gläubig aufschauen. Die Sehnsucht, die nicht mit den Gliedern befriedigt werden kann.

Langsam, in tiefer Nacht, ein fahler Streif, dünn wie eine Hutschnur, von Wasser umgeben, unglaublicherweise, fließendes Wasser, oder vielmehr Schneeflocken, nein, Seidenfäden, Seide, so dünn wie Spinnengewebe, nein, Mondstrahlen, blendende Mondstrahlen, die durch Purpur scheinen, durch Meerestiefen, durch Smaragde, Rubinen, Opale. La danse des Perles.





Es giebt Oelgötzen, die behaupten, dies wäre alles eine epatante Verwendung von Spiegeleffekten und elektrischem Licht. Epatant! hört man auf allen Bänken.

Natürlich bleibt der Bann nicht ewig. Das wäre ja auch schade. Man konstatiert mit einer gewissen Befriedigung, daß sie Waden hat; gewisse Bewegungen der Gewänder, die die Beine zeigen, sind bedauerlich. Auch wenn sie die Waden einer Venus hätte, wäre man enttäuscht; alles, was man an ihr sieht, muß enttäuschen. Sie ist natürlich durchaus nicht dünn und hat das richtige, banale, englische Engelgesicht.

Und das macht es gerade; dieses Leibhafte, das man hinter alledem, trotzalledem ahnt, diese maßlose Ueberlegenheit jenseits der Intelligenz, die sich vielleicht gar nichts dabei denkt, vermutlich das letztgekaufte Dutzend seidener Strümpfe überzählt, dieses ungeheuerlich Banale, das vielleicht, höchstwahrscheinlich, dahintersteckt. Ein Symbol! —

Man sehnt sich danach, nicht daran erinnert zu werden, man verfolgt die Bewegungen mit der Angst der Mutter einer Debutantin. Man möchte nichts Menschliches mehr sehen, die Augen — gefälligst nur die Augen! — untertauchen in diesen Haufen Tüll, ohne feste Punkte zu finden, ohne die Waden und so weiter.

Höher gehen die Wogen. Unerhörte Farben strömen aus dem tanzenden Strudel, persische Blumen, Renoirs Pfirsiche, Degas' tiefe Pastelle, weiß der Kuckuck, wo sie's her hat. Wer von allen könnte es malen, meißeln, dichten! — Und plötzlich, man möchte aufschreien, brennt alles in einer steilen Flamme senkrecht zum Himmel, blendend weiß, es versengt schier die Augen.

La danse du Feu! Und wie die Flamme aus ist, entdeckt man an der Erde, wie einen Haufen Staub, die Ueberreste, das liebliche, banale Engelein, das dankend den Applaus quittiert!

Ein neuer Truc, der neueste, mit dem sie soeben ihre Pariser Saison eröffnet hat: Ein riesiger weißer Berg, schön rund und sachte abfallend, wie der Fuji, ein schneeweißer Kegel und ganz oben als Spitze wie ein Knopf das Engelköpfchen, diesmal tragisch sphynxisch.

Man erfährt sogleich von dem Nachbarn, daß sie auf einer Kiste steht; die Sache ist so einfach wie möglich. Auf einmal zuckts in dem Berg, er bewegt sich, es ist kaum zum glauben, löst sich ganz und gar, und nun verwandelt er sich in enorm große Flügel, die die ganze Höhe der Bühne füllen, haushoch. Und langsam, majestätisch beginnt ihr erhabenes Spiel, wie der heilige Hokuspokus hochwürdiger Priester. Ein langer Rhythmus, man müßte ägyptische Pyramidenchoräle dazu schreiben, monoton und tief. Langsam nähert sich die Bewegung einem gewissen, gehaltenen Höhepunkt, langsam nimmt sie ab, um wieder zum Berge zu werden, den man immer anschauen möchte, wie Hokusai seinen Fuji.

Aber das Frappanteste bleiben ihre Ornamente. In einem der tollen Tänze, wo man kaum noch den Farben und Linien zu folgen vermag und man wieder mit der Sehnsucht dahinterherhetzt, um einmal nichts mehr von ihr zu sehen, nur dieses Steigen und Fallen der Schleier, da verschwindet sie plötzlich, löscht aus. Es ist ganz dunkel, aber in dem Dunkel bewegt sichs, es sind glühende Punkte, die tanzen, es ist wie ein Tanz von Glühwürmchen, wie von Sternen. Sie ziehen weite, feurige Kreise, stellen sich in leuchtenden Bergen neben einander, durchschlängeln sich, nur Punkte; kein Atom von menschlichen Bewegungen, von etwas Körperlichem; Ornamente, von einer Kühnheit, einer Reinheit, einer Mystik . . . Da hält man wirklich den Atem an. La Danse Mystique! . . .

Meier-Graefe.



Herbstträume.

Die Obstbäume neigen
ihr volles Haupt;
sie waren bestaubt
und grau und blind.
Ein Gewitterwind
hat sie entlaubt.

Aber sie sind an Ernte schwer.
Ihre großen Früchte leuchten sehr.
Sie stehn in reifer Pracht
und erwarten die Nacht
mit leisem Beben . .
und träumen vom Leben.

Franz Evers.

Im Walde.

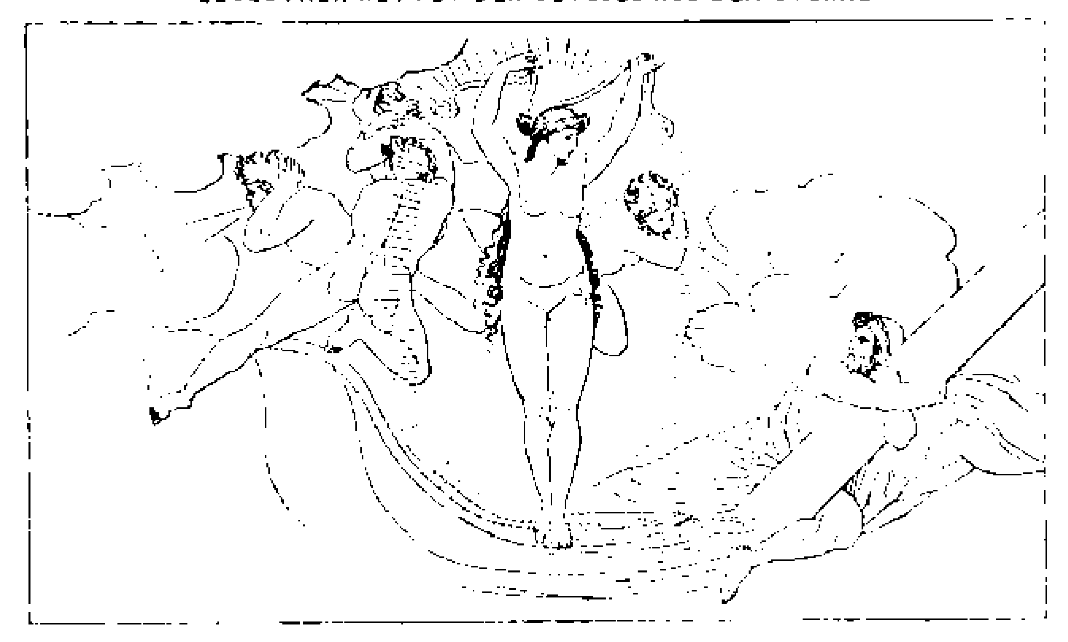
Wo der Bach mit leiser Wende
Sich im Blattgerank verirrt,
Niemand kennt die Nachtgelände,
Die er dort umrauschen wird.

Doch muß fern im Wipfeldunkeln,
Wie das Mondlicht silbern raucht,
Jener Schlösser schönstes funkeln,
Die der Morgenwind zerhaucht.

Leo Greiner.


Die Getrennten.
Lied zur Guitarre von Richard Dehmel.
Nach einer Melodie aus der Wertherzeit.
Nun aber bin ich allein, gleich bebt in mir deine Stimme
ach — wie ist dir ums Herz? — ach — wie ist dir ums Herz? —
Wie dem Schwanenpaar damals, das wir heimlich belauschten,
beide wie ein Herz bewegt! — beide wie ein Herz bewegt! —
Oh, jetzt bin ich allein, jetzt bebt in mir deine Stimme
Du — wo bist du, mein Herz?! — Du — wo bist du, mein Herz?! —

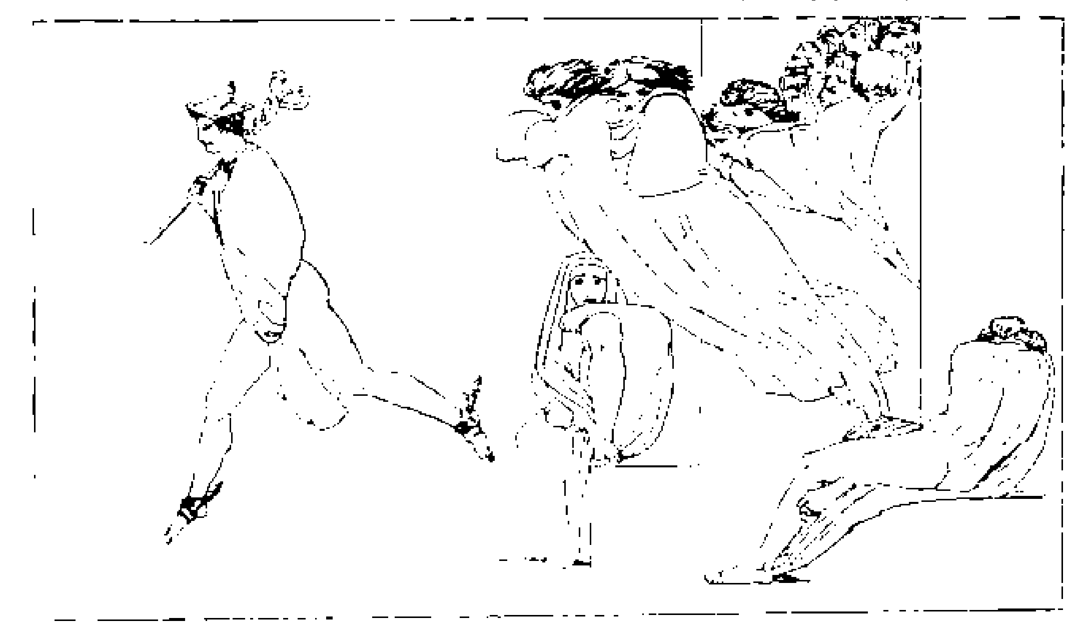
LEUCOTHEA RETTET DEN ULYSSES AUS DEM STURMB



SCILLA



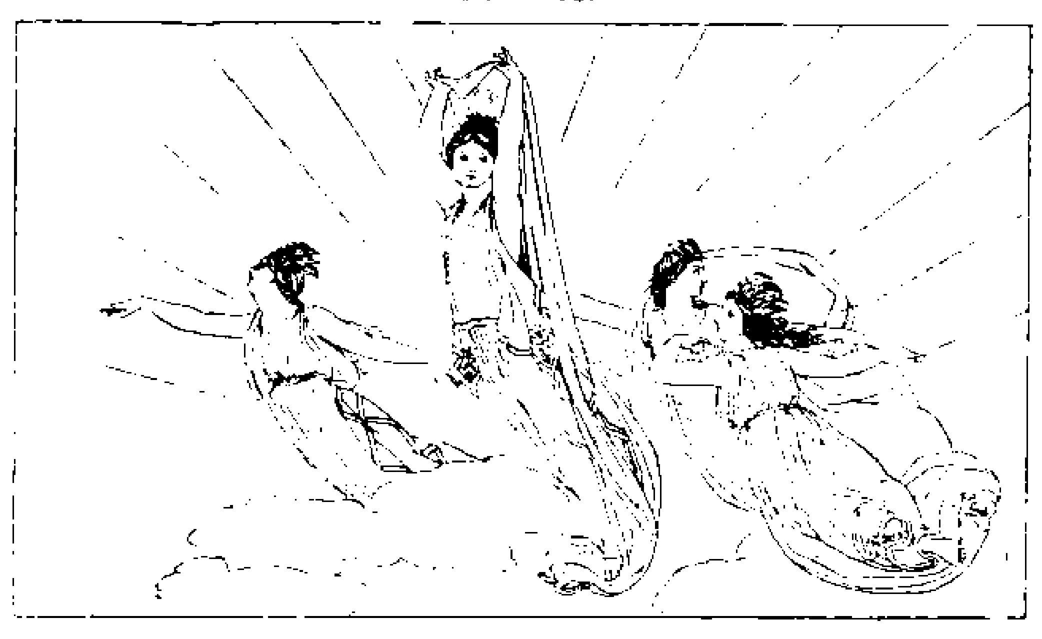
MERCUR GELEITET DIE SEELEN DER ERSCHLAGENEN FREIER IN DIE UNTERWELT



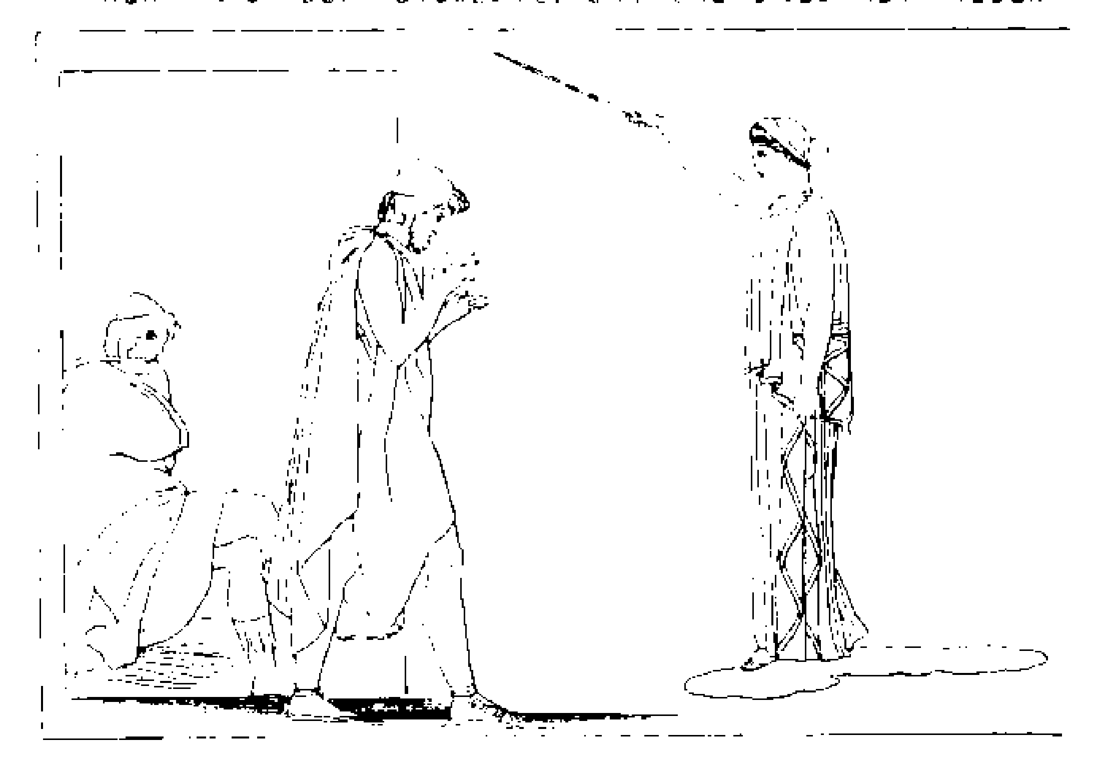
ULYSSES MACHT DEN POLYPHEM BETRUNKEN



DER MORGEN



MINERVA GIBT DEM ULYSSES SEINE FRÜHERE GESTALT WIEDER

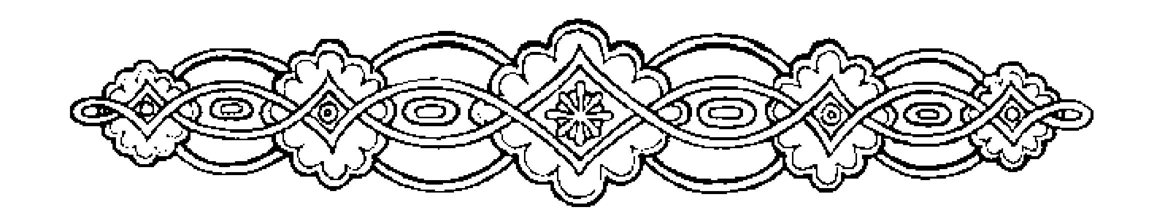


MINERVA STEIGT AUF DER INSEL ITHACA NIEDER



ULYSSES UND SEIN HUND





Anmerkungen.

Das Dehmelsche Gedicht in diesem Hefte ist zu der alten Melodie geschrieben, die ihm hier beigegeben wurde. Sie stammt von Ludwig Berger und gehörte ursprünglich zu einem Gedichte von Hermann Wilhelm Franz Ueltzen (geb. 1758, gest. 1808). Dieses Gedicht in dieser Melodie war Jean Pauls Lieblingslied, während Goethe die Melodie zwar hochschätzte, das Gedicht aber für das Muster einer schlechten Poesie erklärte. Es lautet:

Ihr.

Namen nennen dich nicht. Dich bilden
Griffel und Pinsel
Sterblicher Künstler nicht nach.

Lieder singen dich nicht. Sie alle
Reden wie Nachhall
Fernester Zeiten von dir.

Wie du lebest und bist, so trag ich
Einzig im Herzen,
Teuerstes Mädchen, dein Bild.

Wäre Herzensempfindung hörbar,
Jeder Gedanke
Würde dann Hymnus von dir.

Lieben kann ich dich nur. Die Lieder,
Wie ich dich liebe,
Spar ich der Ewigkeit auf.

Goethe hat sich zweimal gesprächsweise höchst abfällig über dieses Gedicht geäußert. Einmal in einem Gespräche mit v. Müller und Anderen am 16. Dezember 1812, wo er erklärte, daß dieser Text ihm „mit seinen ewigen Negationen und Verheimlichungen zu unlyrisch, ja verhaßt" sei. Ein andermal, am 6. Juni 1824, sprach er sich im Gespräch mit Friedrich von Müller und Riemer wiederum aufs Schärfste in dieser Richtung aus. Es verlohnt sich, dieses Gespräch, obwohl es das Uelzensche Gedicht nur streift, auszüglich hierher zu setzen. Es findet sich in „Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller". Dort heißt es: „Nur, wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat", sagte er, „kann humoristisch sein. Musaeus konnte es sein, der seine Schule schlecht genug versah und sich um nichts und niemand bekümmerte. Freilich humoristische Augenblicke hat wohl jeder, aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung ist, die durchs ganze Leben geht." „„Wahrscheinlich deswegen"", sagte ich, „„weil dem Humoristen mehr an seiner Stimmung, als an dem Gegenstande gelegen ist; weil er jene innerlich höher, als diese, anschlägt"". „Ganz recht kommentiert", erwiderte er, „und sogar ganz in meinem Sinne .... Wieland z. B. hatte Humor, weil er ein Skeptiker war, und Skeptikern ist es mit nichts ein großer Ernst. Wieland hielt sich niemandem responsabel, nicht seiner Familie, nicht seinem Fürsten, und handelte auch so. Wem es aber bitterer Ernst ist mit dem Leben, der kann kein Humorist sein. Wer untersteht sich denn Humor zu haben, wenn er die Unzahl von Verantwortlichkeiten

gegen sich selbst und andere erwägt, die auf ihm lasten? Wenn er mit Ernst gewisse bestimmte Ziele erreichen will? Unter den großen Staatsmännern hat bloß der Herzog von Ossuna Humor gehabt, aber aus Menschenverachtung. Doch damit will ich den Humoristen keine Vorwürfe machen. Muß man denn gerade ein Gewissen haben? Wer fordert es denn?"

Ich führte an, daß irgend ein Schriftsteller gesagt habe, der Humor sei nichts anders, als der Witz des Herzens.

Goethe ergrimmte aufs Heftigste über die Redensart „Nichts anders".

„So", schrie er, „sagte einst Cicero: „Die Freundschaft ist nichts anderes als u. s. w." O du Esel, du einfältiger Bursche, du heilloser Kerl, der nach Griechenland läuft, um Weisheit zu holen, und nichts klügeres als jene unsinnige Phrase herausbringt. ‚Nichts anderes!' Lauter Negation, lauter Herabsetzung! Ich werde gleich wütend, wenn ich dergleichen höre. Nie konnte ich vor Matthisson (es ist Ueltzen gemeint) Achtung haben, wegen des absurden Liedes: ‚Namen, ich nenne dich nicht'." (So, falsch zitiert, bei Müller.)

Goethe hat seiner Vorliebe für die Bergersche Weise dichterisch Ausdruck gegeben, indem er ihr das Gedicht „Gegenwart" unterlegte. Es ist dieses:

Alles kündigt dich an!
Erscheint die herrliche Sonne,
Folgst du, so hoff' ich es, bald.

Trittst du im Garten hervor,
So bist du die Rose der Rosen,
Lilie der Lilien zugleich.

Wenn du im Tanze dich regst,
So regen sich alle Gestirne
Mit dir und um dich umher.

Nacht! Und so wär' es denn Nacht!
Nun überscheinst du des Mondes
Lieblichen, ladenden Glanz.

Ladend und lieblich bist du,
Und Blumen, Mond und Gestirne
Huldigen, Sonne, nur dir.

Sonne! so sei du auch mir
Die Schöpferin herrlicher Tage;
Leben und Ewigkeit ists.

Die Liliencronsche Ballade „Der Brand von Altona", die unsre Leser in diesem Hefte finden, gehört der neuen Gedichtsammlung Liliencrons an, die binnen kurzem bei Schuster und Loeffler unter dem Titel „Nebel und Sonne" erscheinen wird. Diese Sammlung enthält alle bisher noch nicht in den Liliencronschen Vorbüchern enthaltenen Gedichte des Freiherrn.



Die Meier-Graefe'sche Aesthetik mußte wegen Raummangel dieses Mal zurückbehalten werden. Sie wird später fortgesetzt.

Steckbriefe, erlassen hinter dreißig litterarischen Uebelthätern gemeingefährlicher Natur von Martin Möbius, mit den getreuen Bildnissen der Dreißig von Bruno Paul. (Im Verlage von Schuster und Loeffler, Berlin und Leipzig.)

Es wird hier, wenn wir den, wie es scheint noch sehr jugendlichen Verfasser richtig verstehen, der Versuch gemacht, eine neue Gattung des satirischen Schrifttums zu begründen: die litterarische Karikatur. Dagegen ist vom künstlerischen Standpunkte aus nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß die Gattung selber künstlerische Qualitäten zeigt. Dies ist an sich möglich. Man kann sich litterarische Zerrbilder denken, die in zugleich witziger und künstlerischer Form das Wesen des Dargestellten dem Gelächter des kundigen Litteraturfreundes preisgeben und doch mehr enthalten als bloße amüsante Bosheit. Diese Art geschriebener Karikatur ist nicht zu verwechseln mit der Parodie, wie sie z. B. Fritz Mauthner in seinen Studien „Nach berühmten Mustern" geübt hat. Sie geht mehr aufs Psychologische als aufs Technische; sie ist umfassender und rücksichtsloser; sie kann direkt persönlich werden. Darin liegt die Gefahr dieser Gattung. Sie mag leicht ins Pamphletische geraten. Aber damit erhebt sie sich auch über die Linie des rein Spielerischen, auf der die Parodie im Grunde immer bleibt. Ihre Kritik (denn schließlich ist sie künstlerisch verkleidete Kritik) zielt aufs Ganze. Es ist ihr nicht bloß um die Manier des Dargestellten zu thun, sondern um seinen ganzen Gehalt. Daher wird die litterarische Karikatur impetuoser und für den Angegriffenen unangenehmer sein, als die Parodie. Für das Publikum eben darum aber wahrscheinlich pikanter — denn es wird ihr etwas Skandalhaftes anhaften, und wir wissen, daß das Publikum selbst seinen Lieblingen gegenüber dem nicht abgeneigt ist. Apollo vom Marsyas geschunden — ist immerhin eine neue Sensation.

So hat denn die Idee dieser Steckbriefe mancherlei für sich, und wir wollen keine Spielverderber sein. Dies umsoweniger, als jede Bereicherung der litterarischen Gattungen unser künstlerisches Interesse hat. Daher geht der Unterzeichnete, obwohl selber beträchtlich geschunden (ohne sich dabei als Apollo zu fühlen) völlig unvoreingenommen an die Kritik dieser Galerie von Zerrbildern heran.

Der Fehler des Buches im Ganzen liegt darin, daß die Aufsätze unter sich wesentlich ungleich sind. Es giebt unter ihnen wirkliche und gute Karikaturen, d. h. mit wenigen sicheren Strichen grotesk gezeichnete Charakteristiken, es sind aber auch Aufsätze darunter, die kaum etwas anderes vorstellen, als die schlechte Meinung, die der Verfasser von einzelnen modernen Dichtern hat. In diesen Fällen hat ihn seine Abneigung daran gehindert, Künstler zu sein; er ist Kritiker geblieben und dies in einer wenig angenehmen, wenn auch scharf witzigen Form. Statt das Urbild zu verzerren, zerreißt er es und wirft es dem Leser mit einem bösen Gelächter vor die Füße. Ein paar andere Fälle sind zu verzeichnen, wo er im Gegensatz dazu das Urbild zu sehr zu lieben scheint, als daß er es über sich brächte, es zu verzerren. Auch das hat natürlich einen Mangel der Karikatur zur Folge. Diese Fälle sind bei Möbius viel seltener, als bei Paul, dessen Zeichnungen zum Teil Karikaturen ersten Ranges, zum Teil aber geradezu Porträts sind, die eher nach der Seite der Schmeichelei neigen. Der litterarische Karikaturist ist durchgehends der rücksichtslosere, und Herr Möbius hat schon recht, wenn er in der Vorrede sagt, daß sich schwarz auf weiß hier manches recht „ruchlos" ausnimmt. In derselben Vorrede droht er mit noch schärferen Geschossen für später. Es wird wohl anders kommen. Je älter man wird, um so milder wird man. Reif sein ist alles.

O. J. B.

Parisiana, Deutsche Verse aus Paris von Oskar Panizza. Zürich, im Verlage Zürcher Diskussionen. 1899.

Wer dieses Buch tadelt, setzt sich der Gefahr aus, von Oskar Panizza für einen würdelosen Fürstenknecht und Streber erklärt zu werden, der auf den Geheimratstitel oder den roten Adlerorden aus ist. Aber weder diese Aussicht noch die Bewunderung, die ich für Panizzas Talent empfinde, kann mich davon abhalten, es rund auszusprechen: Dieses Buch ist in jeder Hinsicht schlecht. Ein wüstes Gebelfere und Gekeife auf Deutschland und die Monarchie, eine wilde Giftentladung sondergleichen, und man kann leider nicht einmal sagen, daß der unerquickliche, ja beleidigende Inhalt durch künstlerische Qualitäten der Form erträglicher gemacht würde. Stünde nicht der Name Panizza auf dem Umschlage, und wäre das Buch nicht in der grotesken Panizzaschen Orthographie gedruckt: es würde keiner, der den Dichter des Liebeskonzils als Meister der satirisch-burlesken Form schätzt, auf die beleidigende Mutmaßung kommen, es hier mit einem Buche dieses Poeten zu thun zu haben. Man würde an einen rabiaten Studenten oder Schullehrer denken, der nicht imstande ist, seine krankhaften Wutanfälle dichterisch zu meistern und nun mit geblähten Nüstern der Menschheit seine Verachtung ins Gesicht bläst, soweit sie sich erdreistet nicht auf seinem revoluzzerischen Standpunkte zu stehen.

Wir könnten dieses Buch auch dann nicht empfehlen, wenn es poetisch-künstlerischen Wert hätte, denn die Schmähsucht, die sich in ihm austobt, überschreitet alle Schranken der Gesittung; da es aber obendrein auch noch voll der übelsten Verse und in einer zum Teil geradezu empörend unschönen Sprache geschrieben ist, halten wir es für unsere Pflicht, die Leser der Insel davor zu warnen. Auch der Umstand, daß ein solcher Paroxysmus des Hasses auf vaterländische

Dinge nur in der Seele eines Mannes zum Ausbruch kommen konnte, der sein Vaterland vordem ebenso glühend, ja wütig geliebt hat, wie er es jetzt zu hassen scheint, vermag das Grauen, das man vor einem solchen Buche empfinden muß, nicht zu mildern. Rohe Maßlosigkeiten dieser Art müssen von jedem rücksichtslos zurückgewiesen werden, der die Kunst des Wortes als umfassendsten Kulturfaktor begreift. Für Panizza ist der Künstler der Paria mit geballter Faust, Geifer vor dem Munde, die Augen in unholdem Wahnsinn rollend; wir wollen ihn als den harmonischen Bildner, den klaren Versteher, den vornehmen Menschen, der nicht die Tiefen aufwühlt, sondern die Höhen verklärt. Eine Kunst, die absichtlich und ausschließlich die Tiefen sucht, Künstler, die die Welt aus der Gossenperspektive betrachten, sind Kulturschädlinge. Es wäre freilich die Aufgabe einer Kunstpolitik großen Stiles, alle künstlerischen Talente davor zu bewahren, daß sie in Pariastimmungen verfallen. O. J. B.



Die Insel. 1. Jahrgang. 3. Quartal. Nr. 7. April 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.

Die Insel. Nr. 8.
Mai. 1900.



Frühjahrsblumen.
Aus den Aufzeichnungen eines Großstädters.
Von
Johannes Schlaf.



I.

Peau d'Espagne.

Die Lüfte werden lau; die Tage beginnen zuzunehmen, und der Schnee schmilzt.

Ich will fort aus der Stadt; irgendwohin, wo man die ersten Frühjahrsblumen betrachten kann! — Die Dame muß ich vergessen; die kleine zierliche Dame mit dem schwarzen Haar und den dunklen Augen in dem italienischen Gesicht mit seinem so temperamentvollen Bronzeton; die königliche kleine Dame in ihrem gelben Seidenkleid, mit den geringelten schwarzen Schläfenlöckchen, die mich wirr machen; mit den feinen, kleinen, so geistreich lebendigen Händchen, die ich zu viel geküßt habe. — Den Klang ihrer Stimme will ich aus dem Ohr bekommen, ihrer so beweglichen Stimme, die mich immer an den matten, vornehm gedämpften Glanz kostbarer Seidenstoffe erinnert. Diese vornehme Stimme, unter der ein so heißes, erfahrenes und ach! so kapriziöses Herz pulst, das ein so glänzender Verstand beherrscht! — Der Kampf dieses Herzens und dieses Geistes! Der unsagbare, ach! so bestrickende und gefährliche Zauber dieses Zusammenspieles! — O, wie ich sie liebe! Die ich vergessen muß, vergessen — will! — Deren reiche, zärtliche Seele sich mir nie ganz enthüllen, mich nie ganz beseligen darf! . . .

Aber ich ertrage es nicht mehr! Ich will es nicht mehr länger ertragen! . . .

Alle die Causerieen dieser Winterstunden, ach! mit all ihren — Untergründen! . . . Immer entfachend, immer bis zu diesem Höhepunkte, bis zu dieser Grenze, die niemals, o niemals! überschritten

werden darf! Die Grenze, wo dieser Verkehr Hölle wird und frevelndes Spiel mit dem Heiligtum der Leidenschaft! ...

Das berauschende kleine Zimmer will ich vergessen mit seinem zierlichen Rokokokamin aus bunter Fayence; ihr warmes kleines Zimmer, dessen Luft ein feiner, süßer Duft nach Peau d'Espagne würzt. Das köstliche Zimmerchen mit seinem reizenden Bric-à-Brac, mit seinen japanischen Aquarellbildern nach Utamaro, Hokusai und Hiroshige; mit der schlanken, gelben Lilie neben dem Rokokotrumeau; mit seinen Orchideen und Chrysanthemen.

Die Pracht dieser Chrysanthemen, die ihre Lieblingsblumen sind! — Die weißen, zart wie frischgefallener Schneeflaum und leuchtend wie durchsichtiges Milchglas, mit einem lichten Grün nach der Mitte zu; die lichtgrünen, die chamoisgelben, von innen nach außen in eine unsagbare Nuance verhauchend; und die rötlichen, mattvioletten und lilafarbenen! Alle die feinen, vornehmen Blumen, die sie da um sich herum hatte! ...

Mir ist so schwül und weh von alledem; und in meiner tiefsten Seele ist so ein unmutiges Grollen. — Ich will alle diese Eindrücke loswerden und den unsäglichen Druck dieser Spannung, die sich doch nie erlösen darf, die mich weinen macht wie ein unmündiges Kind ...

Heute nacht sah ich in den brausenden Weststurm hinaus, hinauf in die Mondhöhen mit ihrem weißen, jagenden Gewölk, dessen Eilen wie ein Jauchzen war; und zum erstenmal hab ich aufgeatmet! — Mit ihnen will ich südwärts gehen ...



II.

Die Schneeglöckchen.

Auf dem Lande wohne ich, in einem kleinen Schloß, das seine Besitzer um diese Jahreszeit unbewohnt lassen. Niemand haust darin, als ein Gärtner mit seiner Familie, der in der Lage war, mir ein Erkerzimmerchen zu vermieten, das nach einem prächtigen, alten Park hinausliegt.

Es ist ein zweistöckiges, gelbgetünchtes Haus aus dem 18. Jahrhundert, mit einem hohen, braunen Ziegeldach; massiv und vornehm, obgleich es keinen anderen Schmuck aufweist als den natürlichen des dunklen Epheu, der an seiner Fassade in die Höhe wuchert, und ein Portal mit zwei Säulen.

Mein Aus- und Eingang ist durch eine kleine Thür, die auf einen alten, freundlichen Hof hinausführt. Ein übermooster Brunnen ragt in seiner Mitte mit einer altfränkischen Sandsteinfigur und zwischen dem vorsintflutlichen Pflaster grünt Moos und Gras. Niemand lebt auf ihm als die Spatzen und Tauben und des Gärtners Hühnervolk.

Zwei breite, steinerne Wendeltreppen steig ich hinauf, um durch ein paar breite und sehr lichte Korridore in mein Erkerstübchen zu gelangen, in dem mir mein Wirt ein Bett, einen Tisch, ein paar Stühle und eine Waschgelegenheit aufgestellt hat, und vor dessen Fenster mir seine Frau eine Halbgardine angebracht.

Ich laufe den ganzen Tag umher; denn wir haben außer einem Park und einem schönen Garten eine herrliche Umgebung.

Indessen, was auch wirklich sehr gut ist, nicht ohne Gesellschaft.

Und zwar ist es eine Begleiterin. Es ist Frieda, des Gärtners Tochter, ein fünfzehnjähriges Mädel. Eine so prächtige Jungfer,

wild und braun wie ein Junge, zäh und kräftig, und durch dick und dünn immer mit von der Partie.

Gleich wie ich sie sah, auf den ersten Blick, war ich mit allen Launen und Capricen des weiblichen Geschlechtes ausgesöhnt. Wie soll ich sagen? Sie wirkte wie ein frischer Heuduft. Ich wüßte nicht, was gegen Peau d'Espagne gesünder sein könnte! . . .

Ein Mädel, ein richtiges Mädel; eine Jungfer: das soll alles sagen. —

Ein hageres, aber kräftiges Mädel, von einem Wuchs über ihre Jahre und von einer Haltung, in der die köstlichste Würde der Gesundheit ist. Ein rundes, wetterbraunes Gesicht mit glattgescheitelten, flachsblonden Haaren, die in einer dicken Flechte um das allerliebste Haselnußrund des Kopfes herumgelegt sind; und in dieser braunen Wetterfarbe zwei eulenrunde Augen, tiefblau und mit einem festen, klugen und ernsten Blick; der Blick mit seiner ernsten Kraft und Stetigkeit, den alle gesunden Menschen haben, und Menschen, die den Tag über in der freien Natur leben. Ein schlanker, aufrechter Hals, auf den sich kleine, weißblonde Lockenringel herniederkräuseln. Allerliebst und rührend aber sind diese beiden winzigen Brüste, die sich bereits auf dem prächtigen, hohen Brustkasten durch die prallsitzende, getüpfelte Kattuntaille zeichnen, deren enge Aermel den kräftigen Armen mit ihren mädchenhaft eckigen Ellbogen zu kurz sind, daß die runden Handgelenke lang hervorgucken.

Sie ist immer im bloßen Kopf, hat ein schwarzes Schürzchen vorgebunden und unter dem kurzen Kleidsaum kommen lang ihre hageren Beine hervor, die in derben Rindslederschuhen stecken. Sie spricht wenig; meist nur mit ihren ruhigen, aber sehr gescheiten Augen, in denen Neugier, Ehrfurcht und Zutrauen ist, denn wir sind gleich

gut Freund geworden; mit den Augen und mit ihren gehalten-gelassenen Bewegungen.

Einen Gang hat sie, so unbewußt ruhig, fest und gelassen, und doch auch wieder so mädchenhaft drollig.

Und dies alles ist so ein prächtiges, frisches Ineinander von Possierlichkeit und Würde oder Altberdigkeit, wie man bei uns zu Hause sagt, daß meine Stimmung nicht besser sein kann. Ich preise mich denn auch wirklich für diesen guten Anfang glücklich ...

Ich sitze in meines Wirtes Wohnstube und verzehre mein Frühstück, das auf einer weißgedeckten Tischecke vor mir steht. Auf einem altväterlichen Präsentierteller, schwarzlackiert mit winzigen roten und weißen Nelken drauf, steht eine große weiße Kaffeekanne, ein Stück gelbe Landbutter, die Honigkruke, und duften die frischen, knusprigen Semmeln.

Der Meister ist draußen in seinen Gewächshäusern beschäftigt, die Meisterin hat in der Küche zu thun. Man hört in dem stillen Zimmer nur das Tacken der Uhr und von draußen herein das leise Gackern eines Huhnes.

Auf der braunen Klappbank unter den beiden Fenstern hockt Frieda, mäuschenstill, und sieht mir sehr ernsthaft und andächtig zu, wie ich frühstücke. Sie sitzt lässig, mit rundgebogenem Rücken, die eine Hand auf der gelben Katze, die sich auf ihrem Schooß zusammengekringelt hat, die andere hat sie um die Bankkante gelegt und die Füße über Kreuz geschlagen. Ihr blonder Kopf ist mitten in dem hellgrauen Licht, das der Vormittag hereinschickt und das auf ihr Haar und ihre Backe einen leisen, silbrigen Reflex legt. Und die blauen Blumen auf der weißen Wandtünche neben ihr! — Und wie im Ofen das Feuer bullert! Und wie schön warm es ist! ...

Ich sehe das Kind nicht an und fühle doch mit einem unaussprechlichen Wohlgefühl, wie ich in der unschuldigen, gesunden Frische seiner Gegenwart ruhe.

Draußen vorm Fenster plitscht der thauende Schnee von der Dachkante herab. Ab und zu schurrt wohl auch mit einem dumpfen Gepolter eine ganze Schneeschicht hernieder. Es ist so hübsch, wenn dann jedesmal, sobald die kleine Lawine am Fenster vorbei kommt, ein flüchtiger Schatten entsteht.

Nun bin ich mit meiner Mahlzeit fertig, stehe auf, recke mich, zünde mir eine Cigarre an und fasse nach dem Hut.

Friedas Augen sind größer geworden und verfolgen mit Spannung meine Bewegungen.

Ich weiß, dies ist die stumme Frage, ob sie mitkommen darf?

Ich lächle, wende mich zu ihr hin und frage sie. Sie nickt hurtig, streift die Mieze von ihrem Schooß, streicht schnell die Schürze glatt und mit ein paar eiligen Handbewegungen die Löckchen von der Stirn und trollt, die Hände unter der Schürze, hinter mir her; zutraulich und stillvergnügt wie ein Hündchen. Und wie sie so dicht in meiner Nähe ist, spüre ich den gesunden Duft ihres jungen, warmen Körpers. Vor Glück und Frieden muß ich tief aus mir herausatmen.

Wir schlendern durch das gleichmäßig graue Licht des Vormittags über den Hof; durch dieses Licht, in dem es doch wie eine ganz ferne Ahnung von Sonne ist. Am Himmel ziehen große, blaue Wolken; aber unter ihnen breitet sich eine graue Dunstschicht, die so viel Leuchtkraft hat, daß diese Ahnung eines milden, heimlichen Sonnenlichtes entsteht.

Ueberall ist durch die laue Luft die emsige Geschäftigkeit des Schneewassers zu hören, das von der weißen Schneelast des Daches

herabtropft, durch die Rinnen rauscht, in kleinen, trübfarbigen Rinnsalen und Bächlein mit behenden Windungen zwischen dem Pflaster hin den tieferen Stellen zueilt, wo es sich zu spiegelnden Lachen sammelt. Dazwischen breiten sich große Flecken von Schnee, mit kleinen Hügelchen und Pyramiden, über und über mit grauen Poren und feinen Schmutzrinden überzogen. Und zwischen all dem lustigen Lärm, der sich wie ein heimliches Flüstern und Kichern ausnimmt, sind die Spatzen lebendig in allen Registern.

Zwischen Ställen hin schreiten wir durch einen kleinen Gang, der bei einer eisernen Gitterthür endigt, die offen steht und durch die wir in den Garten gelangen . . .

Der große Garten ist scheckig wie ein Elsterngefieder. Aber überall herrscht schon das schöne, tiefe Schwarzbraun des vom Tauwasser durchdrängten Humus vor. Und aus all dem Braun und Weiß ragt rotbräunlich und schwarzgrün das Gewirr des Buschwerkes, ragen die grünen Stämme der alten Bäume hinauf in dies leuchtende Grau des Himmels mit seinen gigantischen, blaugrauen Wolkenballen.

Die Luft ist ganz still und lau. Kein Reislein regt sich. Nur die Spatzen schilpen und die Taufeuchte rinnt und sickert.

Wir schreiten über den gelben Kiesweg hin und ich habe meine Freude an dem dunklen Grün der Lebensbäume und der Buchsbaumeinfassungen, so vergilbt sie auch noch sind.

Aber Wonne! Da sind die ersten Blumen!

Auf langer, brauner Rabatte zu beiden Seiten des Weges Schneeglöckchen!

Wir machen Halt, sie zu betrachten.

Wie dies Grün lacht, dies frische Graugrün der schmalen,

feinen Blättchen! Wie unbeschreiblich dies Grün lacht! Wie sich das einem mitteilt! — Und dazwischen nun die zahllosen, schneeweißen Blütenglöckchen, mit dem gilblichen Grün in der Kelchmitte!

Mir wird mit einem Mal so wunderlich! Ich glaube, wär ich allein, ich würde weinen, die köstlichen Thränen, die Vergessen bringen . . .

Frieda steht ganz still neben mir, und ihre runden Augen gehen ernsthaft forschend von den Schneeglöckchen zu meinem Gesicht und von meinem Gesicht zu den Schneeglöckchen. Sie hat immer noch die Hände unter der Schürze, und die weißblonden Löckchen umflimmern ihre braune Stirn.

Ich lache sie an, und ihre Lider kneifen sich leise zu einem allerliebsten, kaum merklichen Lächeln.

Aber dann macht sie ganz plötzlich Anstalt, sich zu den Blumen zu beugen und davon zu pflücken. Mit so einer frischen und impulsiv-jähen, eckigen Bewegung, ganz wie ein Junge.

Aber ich nehme sie bei der Hand und wehre ihr. Sie sieht mich erstaunt und ein wenig betroffen an; aber dann gehen wir weiter den Weg hinab; immer zwischen dem hellen Gewimmel der weißen Blumenglöckchen hin in ihrem frischen, lichtbegierigen Grün.

„Nun wirds Frühling, was?“ fragt Frieda leise und sieht mir ins Gesicht, was ich dazu meine.

„Ja.“

Sie lacht und beginnt plötzlich zu rennen und den langen Weg vorauf zu der Gitterthür hinzustürmen, die uns in den Park läßt, sie zu öffnen.

Langsam schlendre ich hinter ihr her.

Es duftet nach feuchtem Holz und dem Laubwerk des vergangenen Herbstes, das unter dem tauenden Schnee hervorkommt,

und nach der tiefbraunen Erde. Ueberall ist die schöne, kräftige Würze dieses laufeuchten Duftes, in den die beiden langen, lichten Reihen der Schneeglöckchen hinein lachen.

Naturblumen und Naturduft! Ah, Freiluft! Freilicht! ...

Freiheit! Hoffnung auf Freiheit!

Dieser zarte, weißgrüne, still-schmeichelnde, zulächelnde, liebe Trost! Diese erste holde Verheißung! ...

Frieda steht neben der niedrigen Gatterthür und wartet auf mich. Ihr braunes Gesicht ist von ihrem Sturmlauf gerötet; sie wischt sich die Löckchen aus der Stirn, und ihre Augen haften fest und fröhlich an meinem Gesicht. Als wollte sie mich nach irgend etwas fragen, irgend etwas aus meinen Mienen herauslesen.

Ich denke mir so, wenn sie das wüßte, was sie sagen! — Und denke mir so, wie überaus köstlich das ist, daß sie davon so gar keine Ahnung hat. Von — all diesen winterlichen Reminiscenzen mit ihren — Finessen! ...

Ich werde ein wenig rot unter der lieben Unschuld ihres Blickes.

Ich könnte ihr Gesicht zwischen beide Hände nehmen, von Herzen lachen und sie auf ihren frischen Mund küssen. Aber ich lasse das lieber sein; ich nicke ihr nur zu, streichle ihr lind über ihren lichten Zopf, und wir treten durch die offne Thür in den Park hinaus.

Ich habe eine Anwandlung, mit ihr um die Wette zu rennen ...

Wir schreiten die Lindenallee entlang, die durch den Park zu dem Fluß hinabführt und zu den Anlagen, die seine Ufer beleben.

Der breite Weg liegt noch voll Schnee. Lichtbraune Flecken machen ihn scheckig, und an manchen Stellen lugt schon die braune Erde hervor. Graubraune Pfützen, Tümpel und Lachen blinken, wo er sich an beiden Seiten zu dem Parkboden und den Stämmen der

alten Linden hinabsenkt. Die spiegeln sich mit ihrem mächtigen Rund und ihrem Astwerk in den stillen Flächen und ragen ernst in die laufeuchten Lüfte mit ihren träg ziehenden Wolkengebilden. Unzählige Wasserrinnen flechten sich hin und her, plätschern, rieseln und sickern. Zwischen Bäumen und Gebüsch dunstet es von leisen Nebeln. Stämme und Aeste nehmen sich aus wie gewaschen, blinken in einem schwarzen und braunen Glanz, mit einem hellleuchtenden, aufgefrischten Grün dazwischen. Hin und wieder hallt ein dumpfes Krachen und Poltern durch die Parkräume von stürzenden Schneemassen. Große schwarze Krähen rauschen über die Wipfel, krächzen und knarren. Ueberall lebt es von dem Walten einer emsigen, geheimnisvollen Geschäftigkeit, die etwas unaussprechlich Munteres und Fröhliches hat.

Plötzlich dunkelt mit tiefsatter, sammtiger Farbe mitten im Grellweiß der tauenden Schneemassen das Grün einer Tannengruppe. An einigen Stellen, wo der Schnee weggeschmolzen ist, lugt mit aufgefrischter Tönung das Rotgelbe des Bodens hervor, bis zum Saffranfarbigen frisch und saftig. Dann kommen Birkenstämme mit dem weißen Mattglanz ihrer Rinde, tief rotbraune Flecken und Ringe dazwischen und hellsmaragdgrüne Furchen; und oben das feine und luftige Ineinander der schwanken, hängenden Zweige. So unsagbar luftig und zart, und gleichsam in einer unaussprechlichen Weise aufgemuntert, wie erwachend. Es liegt in einem violetten Farbenhauch, in den elastischeren Biegungen der hängenden Reiser, in den silberhell blinkenden Tropfen, die herab rinnen. — Aufgeschichtete Holzstöße liegen am Wege; Scheite, frisch gewaschen von dem herabgeschmolzenen Schnee, mit den frischen Farbentönungen der von Moosen und Flechten überwucherten Rinde, und mit einem hellen lachenden Gelb, das durch den grauen Dämmer des Weges leuchtet.

Mir ist, ich höre irgend eine stille Weise. Ein geheimnisvolles Wesen mit einem Körper aus leise, ganz leise ineinanderspielenden, blassen Irisfarben wandelt langsam durch das Gehölz und die Baumhallen des plätschernden Parkes, in denen es ab und zu hallt wie von dumpfen Schüssen, und summt dieses Liedchen vor sich hin; und es ist eine helle erwachende Nuance darin, ganz wie das Lichtgrün und das frische Weiß der Schneeglöckchen vorhin.

Es friedet, tröstet so und stillt; lullt ein, löst einen Seufzer aus und macht dann lächeln, als sei einem unversehens ein recht angenehmes Versprechen ins Ohr geflüstert. Und das Blut beginnt einem so warm-lebendig durch die Adern zu pulsen, und man spürt es im Kopfe und in den Nerven der sich hellenden Augen wie unsäglich wohlthuende, warme, magnetische Strömungen. Und noch einmal muß man seufzen, wie aus der Sehnsucht einer unbestimmten Ungeduld heraus.

Und alles lauscht rings um einen her so still in das laue Grau hinein, und in diesen herzhaften Moderduft des feuchten Gehölzes und Waldbodens; lauscht wie mit weiten Augen, oder in holden Träumen halbgeschlossenen, ahnenden, erwartenden Augen und lächelt . . .

Aber nun wird dieses liebe, ahnungsvolle Idyll mit seinen Heimlichkeiten weit und feierlich wie eine ossianische Landschaft, und das Flüsterliedchen weitet sich zu der Gewalt eines Hymnus; eines feierlichen Hymnus in einem majestätischen Grau.

Wir treten aus dem Park auf eine Fläche heraus, die sich leise zum Flusse hinabsenkt.

Wir sehen eine endlose Ebene, schauen über ein weitweites Gelände mit Gruppen von Buschwerk und riesigen, alten Bäumen,

die, wie sie hie und da vereinzelt aus dem blinkenden Flachen gegen das abenteuerliche Gewölk der grauen, dunstigen Höhen ragen, um so gigantischer wirken.

Der Fluß, dessen eilige Wirbel die letzten Eisschollen treiben, ist aus seinen Ufern getreten und hat weit und breit das Gelände überschwemmt. Nun sieht man in durcheinandergeschobenen riesigen Streifen weite, weiße Schneemassen und -Flächen, mit breiten Flecken und Tupfen einer hellen Sepiatönung dazwischen, breite und langgezogen schmale Wasserflächen und -Streifen, mit Inseln dazwischen, Inseln mit struppigem Buschwerk, riesigen Eichen, mächtigen italienischen Pappeln, Buchen, Birken und Tannen. Darunter schlanke Stämmchen mit unendlich zartem Geästel, mittelgroße Bäume und die alten Riesen mit ihren breiten Kronen; edle, plumpe, schlanke, gewaltige, zierliche und bizarre Formen bis zum Wild-Grottesken.

Wir schreiten näher gegen die Gewässer hinab, gegen diese gewaltigen graugrünen und braunen Spiegel, die da und dort in einem mattsilbrigen Grau blinken, und je mehr, je weiter sie sich in die Ferne der weiten Ebene verlieren. Sie breiten sich so majestätisch still; einige noch starr von einer dünnen, grauen Eisschicht. Ernst und feierlich, erhaben, in starrer Ruhe spiegeln sich diese heroischen Wolkenmassen in all dem Wasser und braun oder schwarzgrün die alten Baumriesen und das junge Gehölz mit den Phantomen ihrer Stämme und der abenteuerlichen Mannigfaltigkeit ihres Astwerkes.

Zwischendurch geht in einem feierlichen, großen Tempo die Bewegung des Flusses, der zum Strom geschwollen ist, und durch die Stille dröhnt aus der Ferne her ein Wasserfall wie ein gewaltiger Choral; und dazwischen mit hundert begleitenden Stimmen das

unaufhörliche Geplätscher der hundert eiligen Bäche und Rinnsale, die ihm mit freudiger Geschäftigkeit zueilen.

Hin und wieder hat der Schnee auf Strecken schon den Boden freigegeben, der sich mit einem gelblich fahlen und grauen Grün in all das Weiß, Sepia, Braun und Blaugrau hineintönt.

In der äußersten Ferne schließt die blaugraue Waldung den Horizont ab, verschleiert von den Dünsten all des Wassers, das die weite Landschaft erfüllt.

Oben aber, an einer Stelle, teilt sich nun das Gewölk; das Grau darunter wird hell bis zum Silberglanz, als wolle sich dort der stille, zähe Kampf der Sonne mit all den Dünsten bereits entscheiden. Und dieser grelle Silberschein beginnt weite Reflexe in Flecken und langen, schmalen Streifen über das Gelände hin zu strecken.

Es ist wie ein aufjauchzendes Hallelujah ...

Und dies feierliche Starren und Lauschen der riesigen, braunen Baummassen! ...

Ich habe einen unabweislichen Eindruck. Ich sehe irgend ein riesiges Wesen hocken, in sich versunken, in einer halben, starren Ohnmacht vor sich hinbrütend, im Grauen, Feuchten. Und etwas Lichtes, das aufblitzt, ihm zu nahen, sich zu ihm hinzuringen trachtend, ein Männliches, kräftig, seines Sieges zuversichtlich und der allmächtigen Kraft seines Willens. Seine Stimme jauchzt und dröhnt, wild, im männlichen Kampfjubel, mit dem Pathos eines unermeßlichen Reichtums an Licht, Freude und Leben, ein unaufhaltsam, Hieb für Hieb nahender Sieger. Und wieder schickt er leise, zärtliche Flüsterworte zu ihr herüber, in denen doch schon lachender Triumph ist. Und es erwacht aus dem Bann dieser grauen Ohnmacht, belebt sich, will auffahren, jubeln; es stöhnt, flüstert, raunt und murmelt

von erwachendem Leben, blickt mit belebteren suchenden Augen nach dem unsichtbar nahenden Helden, hofft und faßt Zuversicht, und sucht und reckt sich und erwacht. Und dann wird das Dröhnen des Stromfalles plötzlich zu einem jauchzenden Lachen, und aus den Forsttiefen krachen wuchtigere Schläge, hallt es wieder von dem jubelnden Siegerzorn dieses Lachens ...

Dieser unsagbar fröhliche, heimliche Kampf im Grauen! ...

Frieda steht mit ihrer langen, kräftigen Gestalt ein wenig abseits von mir und starrt, eine braune Gerte in der Hand, mit ihren großen, ernsten Augen auf das Gelände hinaus. Ihr Blick und ihr braunes Gesicht mit den flachsblonden Löckchen hat so etwas wundersam Freiluft-Wildes. Sie spricht nicht. Sie ist ganz stumm, in so einem klugen, intelligenten Ernst, der so köstlich kindlich und unbewußt ist und so unschuldig; ja dies vor allem: so köstlich gesundunschuldig! ...

Die prächtige kleine, wilde, gesunde Jungfer! ...

Ich weiß nicht, weshalb mich ihr Wesen in diesem Augenblick geradezu befangen macht.

Sie ist der Natur so unendlich näher als ich, so wunderbar näher! ...

Doch leise, leise, ganz leise klingt und kichert es immer, überall so hell und silberweiß: Schneeglöckchen! Schneeglöckchen! — Und es will anschwellen und will hell, ganz ganz hell werden wie Sonnenglanz, wie ein Goldglanz, der plötzlich, mit einem Male alle Nähen und Weiten überfluten mußte ...



III.

Crocus.

Nun ist wieder eine Reihe von Tagen hin.

Es ist wieder ein Vormittag; ich habe mein Frühstück beendet, sitze mit meiner Cigarre, die gelbe Katze neben mir, die ich leise streichle, auf der Fensterbank, mitten in einem freundlichen Sonnenblick, ganz allein im Zimmer, höre dem Kanarienvogel zu, träume, und es möchte mich ja wohl ganz und gar wieder eine Erinnerung an Peau d'Espagne angehen.

Da kommt ganz strahlend und glückselig Frieda in das Zimmer gestürzt und verkündet, daß die Crocus 'raus sind.

Was tausend, die Crocus!

Aber es ist weniger dieses fröhliche, kleine Evangelium, das mich so elektrisiert, und mit einem Male so närrisch jung und naiv macht, daß ich hell auflachen muß, als vielmehr ihr frisches Ungestüm, das sich mir mitteilt.

Mieze, die von meinem Schooße geschürrt ist, kneift die Augen zusammen und stelzt mit einem ungeheuren Buckel langsam zum warmen Ofen hinüber; ich aber springe auf und mache mich mit Frieda über den hellen Hof, der nun ganz trocken ist und auf den aus dem frischesten Blau die herrlichsten, silberweißen Frühlingswolken herniederschauen, hinter in den Garten.

Die Welt sieht wieder mal anders aus als vor Tagen. Frische Winde sind bei Tag und Nacht über das Gelände gebraust und haben all die viele Feuchtigkeit aufgetrocknet. Die Kraft der Sonne hat das graue Gewölk gebrochen und die letzte Spur von Weiß getilgt. Hinten im Obstgarten schaukeln die Starkasten über den Kronen der alten Obstbäume auf ihren Stangen und aus den braunen

Reisern weht im fröhlichen Winde das Lied der schlanken, schwarzen Vögel herüber, die beim Nestbau sind. Zwischen der dunklen Erde der umgegrabenen Beete huschen die Drosseln hin und her, die schwarzen Männchen und die bräunlich helleren Weibchen mit ihren gelben Schnäbeln, pfeifen und picken nach Würmern und Käferlarven. Und wenn man über das Gebüsch und die jungen Bäume hinblickt, so spürt man eine leise, ganz leise, kaum merkliche Veränderung, die aber viel fröhlicher stimmt, als stünden sie schon im grünentfalteten Schmuck ihres Blattwerkes. Es ist so ein neuer, saftiger Schimmer in den Reisern, an den jungen Zweigen und der Rinde der Stämme; und etwas lustig Gespreiztes und sich Reckendes; und so ein gewisser rötlicher und violetter Hauch, mit vielen kleinen Knötchen dazwischen, daß es nur so flimmert und flirrt in der frischen Luft mit ihrer linden Sonne. Wenn man hinzutritt und genau hinschaut, so haben diese Knötchen etwas Klebriges, das glänzt wie frischer Lack und duftet mit einem herbsüßen Duft, sobald man die Finger daran bringt. Und dann gewahrt man auch all die jungen Reiser und Triebe mit ihren satten grünlichbraunen, rötlichen und hellgrünen Tönungen, die in den letzten Nächten hervorgeschossen sind. Hier und da bricht wohl auch schon ein feines gilbliches Grün aus den braunen Hüllen und da, wo besonders viel Sonne hinkommt, ist dies Grün schon aufgesprungen und spreizt sich krißlig wie Kresse.

Am Himmel gehen schnelle, blitzeweiße, große und kleine Wolken, einzeln und in Scharen durch das lachende Blau; flinke, lustige, junge Frühlingswolken. Und es ist so unsagbar reizvoll, das Spiel dieser gleitenden Sonnenlichter zu betrachten, die jetzt mit ihrem hellsten, ausgelassensten Schimmer lachen, um dann einem stillen, nachdenklichen Grau zu weichen, wenn eine besonders große Wolke an der Sonne vorbeizieht. Es ist wie spielende Kinder, die jetzt in

Ausgelassenheit lachen, jubeln und umhertollen, plötzlich in stiller Versonnenheit stehen bleiben und stumm vor sich hinsehen, um dann mit einem plötzlichen Uebergang sich wieder der Ekstase ihres Spieles hinzugeben.

Der Buchsbaum am Wege hat hundert und aberhundert hellgrüne Blättchen bekommen, die sich ganz wunderlich in das dunkle Blaugrün der alten hinein flecken und in die gilblichen und braunen der verwelkten, die nun von der jungtreibenden Kraft der Säfte abgestoßen werden.

Sich in den Rausch dieses jungen Treibens und Drängens zu verlieren! In diese Stimmung der erwachenden Natur! In diese Seligkeit junger Hoffnungen! Was mag es in aller Welt sein, wonach sie immer wieder und mit immer erneuten Trieben sich strecken? Das Ziel irgend eines einzigen, großen, unaussprechlichen Weltglückes? Tausendmal verfehlt, doch vielleicht einmal gewonnen und gekostet, verloren und wieder und immer wieder erstrebt? . . .

Plötzlich hör' ich Frieda lachen und in die Hände klatschen. Sie ist mir voraufgelaufen durch die junge, huschende Sonne den langen Weg hin.

Ich sehe sie in einiger Entfernung dastehen und mich erwarten. Der Wind spielt mit ihren flachsblonden Stirnlocken, und ihre blauen, klaren Eulenaugen lachen mir aus der Rundung des wetterbraunen Gesichtes entgegen.

Sie übt wieder diese Wirkung auf mich, die Wirkung einer seltsamen Ueberlegenheit. Denn sie ist mir so ganz die junge, unschuldige, gesunde und wildkräftige Seele dieser erwachenden Natur. Als verstände sie mit einem feinen, unbewußten Sinne, was mich bedrückt und was mir heilsam. Und es ist so wunderlich, wie sie

stets mit ihrem gescheiten, forschenden Blick und ihrem frischen Wesen mich beobachtet und wie sie meine Stimmungen reflektiert, immer doch mit ihrem jungen, unbekümmerten Sinn dagegen aufkommend und wie mit bewußter Absicht in all die Wunder dieses neuen Werdens ringsum mich hineinführend; und für die Sympathie, die sie mir erweckt, dankend mit diesen plötzlichen Aufwallungen ihrer Ausgelassenheit, mit einem so köstlichen Lachen über nichts, das wie ein wundersamer Balsam ist.

Kinder sind so klug, können so ein tiefes und feines Taktgefühl haben. Wir Erwachsenen sind in dieser Beziehung nur zu oft die reinen Barbaren gegen sie; so verkrüppelt und von der Natur ab.

Ich werde den Eindruck nicht los; immer ist mir, als ob sie um die dunklen Geheimnisse meines Schmerzes wisse, mich bei der Hand habe und mich mit einer bittenden Teilnahme von ihnen wegzuführen trachte. Und dies beglückt mich so! ... Immer mehr bin ich ganz, ganz dieser erwachende Frühling mit seinen hundert sonnigen Eindrücken. All dies komplizierte und verzwickte Seelenleben mit seinen geistreichen, bis zur verwickeltsten Sophistik geistreichen Empfindungen und raffinierten Emotionen, die mir dies vielseitige und espritreiche Weib erweckt, wird so wundersam simpel und schlicht im frischen Walten des großen ewigen Werdegesetzes um mich her.

Ich glaube, ich werde rot und habe es wohl ganz und gar wieder mal mit so etwas wie Befangenheit, wie ich zu der dummen, kleinen Jungfer hintrete.

Sie steht vor ihren Crocus.

Ja wirklich: sie sind die Seele und das junglichte, holdstammelnde Wort dieser Tage! Wie das Lallen des Säuglings an der Brust seiner jungen Mutter; dies Lallen wonnesamer Befriedigung und Sättigung, das der stammelnde Ueberschwang, die

Blüte der treibenden, sich dehnenden Zellen seines sich entfaltenden kleinen Körpers; die Seele, das Wort seiner gesunden, weichen, Fülle, des frischen Glanzes seiner schimmernden Haut, all dieser intimen Werdevorgänge in diesem keimenden Organismus. Dies dunkle Stammeln, wo der Urlaut der Empfindung bereits sich zu differenzieren beginnt, wo er zum artikulierten Wort zu werden im Begriff. Es ist ein so außerordentlich interessanter Uebergang, der seine Mystik hat. Man hat dann wohl Augenblicke, wo man sich mit so einer Art begieriger Ehrfurcht vor der Unwillkürlichkeit der Natur zu so einem kleinen Wesen hinbeugt und seinem Gestammel lauscht, als wolle die Natur ein ungehörtes Wort und eine Weisheit, eine letzte Offenbarung mitteilen, nach der alles Forschen der Weisesten, vergeblich sich reckt; eine Offenbarung aus den Tiefen der ewigen Walterin, die mit einem Male so viele ihrer Rätsel lösen mußte.

Ja, die Crocus!

Wahrhaftig, man möchte vor Wonne laut aus sich herauslachen! ...

Es sind drei Rundteile: ein großes in der Mitte und zwei kleine an der Seite.

Jedes ist eingerahmt von einem Kranze schimmernder Schneeglöckchen; und aus dem tiefen, satten Kaffeebraun des umgegrabenen Mutterbodens schießen all diese lieben kleinen Blumen hervor, krill und munter wie hundert lichte Flämmchen, daß es nur so leuchtet, einem so recht bis in die innerste Seele hinein.

Gerade steht eine große Wolke vor der Sonne. Sie ist in der Mitte grau von einem bernsteinbräunlichen Grau, mit ganz blitzesilberweißen Rändern, die in das tiefe, so wonnig aufgefrischte Blau des Himmels hineinvergleißen.

Ein gleichmäßiger Schatten ist über die junge Herrlichkeit

des Gartens gebreitet, daß alle seine Farben wie in einem eigenen Lichte leuchten; und alle diese kleinen munteren Blumen: die lila-blauen, und die gelben: wie kleine elektrische Flämmchen!

Eine Gartenbank steht am Wege unter einem jungen Apfelbaum. Ich lasse mich mit Frieda nieder, und wir sitzen still nebeneinander und betrachten nur immer diese zahllosen, fröhlichen kleinen Blitzeflämmchen. Und die Stare singen und die Drosseln pfeifen, und man spürt nur so die linde Wärme der Sonne.

Ja, wenn ich nun einen albernen Witz machen wollte, dann könnte ich wohl von einer platonischen Liebschaft reden, in der ich mit der Jungfer Frieda stände. Das wäre recht im Städterstil. Es werden in so einer großen Stadt so unglaublich viel alberne Witze über die Liebe gemacht.

Aber nichts ist mir ferner, als die — Liebe.

Ueberhaupt: die Liebe! —

Wer, der jemals im Leben mit ihr zu thun gehabt, sehnt sich nicht nach einem Lande der Unschuld, nach einem Gottesreich in aller Welt, wo man, nach Christi tiefem Wort, weder freit noch sich freien läßt; nach jenem seligen Kinderland, das der Christus das Himmelreich nannte?

Was das für ein unsägliches Gefühl der Erlösung für mich ist, in der frischen Nähe dieser kleinen Jungfer all diese heimlichen, so überaus peinigenden Wunden vernarben zu fühlen! ...

Die Liebe! Ach ja, die Liebe!

In aller Welt wußte ich nicht, was himmlischer und reiner wäre, also eine kleine Jungfer! Außer etwa das gerechtfertigte junge Weib, das geboren hat, in ihrer Mutterfreude! Die Mutter, die junge Mutter! ...

Man lebt die Welt eigentlich immer nur durch das Medium eines nahestehenden, einem durch das Schicksal verbundenen Menschen. Nie, nie möchte ich sie in Zukunft anders leben, schauen, empfinden als durch das Medium dieses Kindes in diesem Alter seiner beginnenden Reife! ... Diese klare, reine Frühlingswelt jenseits der Leidenschaften und allem Raffinement der erwachten, sich bewußt gewordenen Triebe; allem, ach! wie espritvollem Raffinement auch immer!

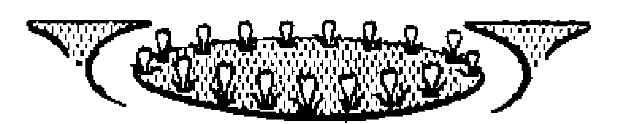
Die Tönungen dieser jungen Reiser, dies lichte Himmelsblau mit seinen leuchtenden Silberwolken, die Blumenlichter ringsum, all die frisch erwachten Laute, Farben und Düfte sind dumme, tote Rätsel; bewahre mich Gott, über die schauerliche Mystik ihrer nächtigen Tiefen zu grübeln! —

Aber mein Blick haftet an der unbewußten Unschuld dieser braunen Wangenlinie, an der jungfräulich herben Biegung dieses Nackens, an der Fülle dieses weißblonden Haares, an dem sanften, gesunden Rot dieser Wangen; ich sehe die frische Farbe des gesunden Mundes, mit dem lauschenden, naiven Spiel und Schwung seiner Linien, die noch keine in das tiefe Heiligtum der Seele fressende Begier der Leidenschaft gestört; ich sehe die runden Handgelenke, die geschmeidige herbe Kraft des jungen Leibes, dies lustige Stumpfnäschen, die kleine platte Stirn mit dem leisen Hauch von Kraft und kindlichen Trotz über der Nasenwurzel; ich sehe das blaue Rund der klaren Augen, die noch ganz staunendes, jauchzendes, hingegebenes Erraffen und kindlich ernstes Sammeln der Eindrücke sind, ich sehe die köstliche Rundung der kleinen Brüste, noch weit fern von der quellenden Reife, die den süßen Hauch jener gefährlichen, sinnenden Sehnsucht auf das Gesicht legt, das bereits die dunkle Seligkeit der nahenden Liebe ahnt, die so Verhängnis wie Wonne; diese possier-

lichen kleinen Brüste auf dem kräftigen warm atmenden Brustkasten, deren Bewegungsrhythmus noch ganz nur holdnaiver Reflexwechsel einer süßen Fülle erster, andringender Eindrücke: und all dies Unaussprechliche, das mich so tief und befreit aufatmen läßt, das meine Gedanken so wunderbar stillt und einigt: das ist die Seele und das wahre Leben dieses Frühlings um uns her, dies erst ist Frühling.

So sitzen wir beieinander und plaudern: von ihrer Puppe, von Vaters Blumen, und hundert einfachen, alltäglichen Dingen.

Das sind die Crocus, die Crocus! — Wir sind nun wieder ein Stück weiter in den Frühling hinein.



IV.

Hyacinthen.

Bekam ich da heute früh ein zierliches Briefchen. Also meine angebetete Thea lebt in Mutterhoffnungen.

Na, gottlob und dank! so wird sie keine Zeit mehr haben zu coquettieren. —

Was hab' ich da geschrieben? Nun, ich konnte nichts Vernünftigeres zu Papier bringen.

So klar bin ich und frei! — Frei! ...

Den ganzen Tag über war ich bei prächtigster Laune. Vor lauter Freude habe ich meiner wilden kleinen Jungfer ein Extravergnügen gemacht, alle Launen ihres Uebermutes entbunden und mit ihr auf dem Hofe Haschen gespielt. Der prächtige Rhythmus ihres Lachens ist mir den ganzen Tag durch die Seele vibriert.

Nun aber sitz' ich in der schönsten, lindesten Nacht ganz hinten

am äußersten Ende des Gartens auf der Mauer in Hyacinthendüften und einem Meer von einsamer Seligkeit. Ich habe vorhin sogar auf der Mundharmonika geblasen. Vor ein paar Tagen bin ich nämlich in der nächsten Stadt gewesen und habe Frieda und mir zwei Mundharmonikas mitgebracht ...

Ueber dem raunenden Park draußen steht im lichtesten Himmelblau der goldne Mond.

Die nächtigen Finsternisse der Forsttiefen sind lebendig von weißen Nebeldünsten und seinem webenden Glast, der sich an die dicken Stämme legt, auf Gebüsch und die weit ausgreifenden, mächtigen Aeste und der das Gewirr des jungen Reislein versilbert. Sein lichter Dunst webt sich weit durch die Forstwege, bis hinter in die Ferne des Flusses und das nächtliche Wiesengelände erhellend; und hinauf zu den Tiefen des klaren Aethers. Und er flutet herein, über den großen Garten hin, über Bäume, Beete und Wege und weckt all die unzähligen, kleinen, grünen Flimmerlichtchen der brechenden Knospen an Gebüsch und Zweigen.

Unter mir aber blühen lang an der Mauer hin zahllose Hyacinthen. Ganz bin ich eingehüllt in den kräftigen Atem ihrer Düfte. Sie glimmen wie tausend sanfte Lichtkerzen durch die nächtliche Monddämmerung, mit all ihren frischen Farben: die dunkeln- und lichtblauen, tiefrote und mattrote bis zur zartesten Fleischfarbe, weiße und violette, lilafarbene; mit kleinen Blütenglocken, die dicht beieinander in der schönen Dolde sitzen, oder mit länglichen, mit dem schönen, edel gestreckten Schwung ihrer reinen Linie, in Abständen an dem Blaugrün des Blütenstengels. Aus dem bläulichen Grün des breit- langzettlichen Blattwerkes, das wie mit einem leisen Mehlstaub gepudert ist, schimmern all die herrlichen Dolden zu mir herauf.

Vor mir hinträumend flüstre ich halb unbewußt den Wohl-

klang des schönen Blumennamens, der wie das flötende Zikuth der Nachtigall ist.

Dies weckt ähnliche Eindrücke, die sich reihen und mit einer wonnigen Fülle auseinanderspinnen: antike Vokalmusik, reine tönende Dreiklangmelodien, hellenische Tempel mit der schlanken Pracht ihrer Säulen, in träumender Märchenschönheit einer italischen, sommerlichen Mondnacht, der melodiöse Klang lydischer Flöten mit einem lichten Triangelgeklingel dazwischen und Lieder von hellen Knabenstimmen gesungen, die schöne linde Biegung von Mädchen- und Knabenlocken.

Und überall im Garten singen die Stare, berauscht vom taghellen Glanz des vollen Frühlingsmondes; singen ihr munteres Frühlingslied mit der drolligen Mannigfaltigkeit seines Gefüges; jetzt mit einem metallischen Zwitschern, das es sich fast ausnimmt, wie artikulierte Worte, jetzt wie ein Kichern, jetzt wie ein helles, wonniges Auflachen, und jetzt wieder wie ein süßes Flöten, das an Nachtigallengesang erinnert; jetzt so sonderbar intelligente Melodieenfetzen, daß es ist, als wären sie etwa auf ein Volkslied abgerichtet: Melodienfetzen, musikalische Themen, die sich in ein krauses, kapriziöses und sehr kompliziertes Arabeskengewirr auseinanderspinnen, oder in dies wunderlich ausgelassene, possierliche Lachen verlieren. — Von allen Ecken und Enden hallt es durch die lauschende Mondstille, durch die ein leises Raunen und Flüstern geht, mit Pausen, wie eine heimliche Unterhaltung, in der vertraulich die süßesten Geheimnisse ausgetauscht werden.

Aus geheimen Tiefen der Seele haben sich hold beschworen wundersame Ideenfolgen von Schönheit und Harmonie, belebt sich die innere Mathematik harmonischen Gleichmaßes, mitspinnt, variiert sich mit einem beglückenden Reichtum innerer Erfahrungen,

die sich mit hallucinatorischer Gewalt aller Sinne bemächtigen und sie in den milden, großen Rausch, in den Rhythmus selig harmonischer Gebilde hüllen; ein Rausch, in dem musikalische Eindrücke, in dem das Lied der Stare, das Raunen und Flüstern der nächtlichen Zweige Duft wird und Farbe, und Farben und Düfte Melodie und alle Eindrücke der einen quillenden Brunnen der einigen unteilbaren Schönheit. Und so jung, so jung! So frühlingsjung!...

Du trittst in das glückselige Reich der Illusionen ein; unendlich getröstet spürst du ihre Notwendigkeit und mit ihr die ganze Fülle ihrer ewig unzerstörbaren, immer wieder neu sich erzeugenden Realität; und du bebst in dem überschwänglichen Glück dieser Offenbarung sorglos beseligt wie ein Frühlingsvogel auf seinem schwanken Zweig ...

Spiele! Spiele! Spiele! ...

Webe über aller Schwere in den mondlichten Aetherrevieren; tauche in die mütterlichen Schauer der Forstnächte und gewahre mit dummen, staunenden Kinderaugen selbst alles Grausen der Welt, alle Greuel mit denen Satan die Welt verwüstet, wie schöne, rote, geheimnisvolle Märchenblumen, geeint auch sie in die eine und gleiche Harmonie! — Sorglos und siegreich verliere dich in die verschlungenen Labyrinthe des Paradoxen und erkenne, daß das alte böse Chaos eine einzige Harmonie! Gieb dich diesem lachenden Frühlingsevangelium hin: — Verliere, verliere dich, gieb dich preis! ...

Engel und Dämonen in denselben Reigentanz verschlungen, erlöst in Schönheit!

Höre dies glückselige Thema dieser Hyacinthen-Melodie:

Hyacinthe! —

Unendlich weitet sich mir jetzt dies Wort, der Wohllaut dieser Vokalfolge; wird ein urtief schöpferisch Geheimnis und ist mit einem Male alle Endlosigkeit des Mondäthers über den raunenden Kronen, über Wiesen, Gewässern und allen Breiten.

Hyacinthe!

Ich sitze, das Gesicht den Höhen zugewandt, und sehe die gigantischen Wunder des ewigen Werdens, sich entfaltend aus der Mystik dieses Blumennamens; all ihre Dissonanzen gehalten und geeint in diesem Augenblicke durch sie.

Die wenigen goldigen Flinkerpünktchen da oben im Silberglast des Aethers erschaue und wage alle Dunkelheiten ihres Werdens und Wandelns zu ahnen. — So grausig oder wonnig sie sein mögen in ihren elementarischen Empörungen, oder in den seelischen Schicksalen der Lebewesen, die sie bevölkern: Dies alles, elementarisch oder seelisch, ist doch nichts als diese eine, ruhig und endlos gewölbte Lichttiefe mit dem stillen Goldrund des großen Gestirnes da oben und mit dem Flinkern dieser wenigen Lichtpünktchen.

Wie erhaben diese Ruhe ist! — Nur das helle Starlied, trunken vom Mondglast, und diese flötende Waldquelle aus den Tiefen!

Ich vernehme Flötengetön und Triangelgekicher; wehende Düfte umhauchen mich.

Die ganze Welt ist Hyacinthenduft. —

So sieh, in diesem lächelnden Rausche sieh grundklare Meertiefen des Aethers mit Milliarden dunklen und lichten, gewordenen und werdenden und noch schlummernden Gebilden; ruhende, sanft gleitende, im Urtraum schaukelnde Ideen des Einen! — Im violetten Urlicht sieh die Phantome von Mammuthtieren der Urzeiten, zwischen

gigantischen Farrengewächsen; sieh die Farbenglut wabernder Weltbrände und die im bleich erwachenden Traumlicht blinkenden Massen der Urmeere; sieh ihr ungeheures Lieben und Hoffen, den Titanenkampf ihrer Brünste, geeint doch durch das heilige Urgesetz des Rhythmus! ...

O, ich werde müd' und taumlig! — Nur die Quelle will ich noch hören, die flötende Stimme der Nähe! ...

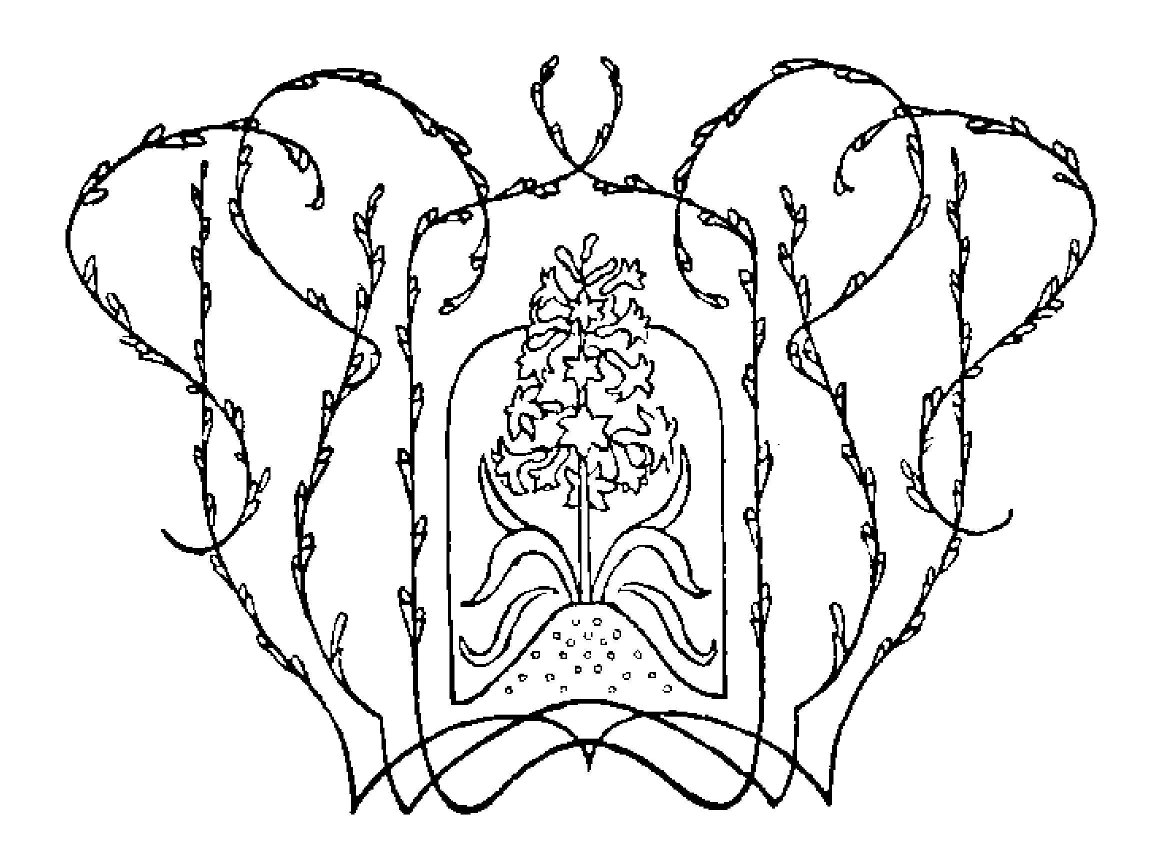
❦

Jetzt aber will ich nichts als den jungen Baum dort sehen; mit eindringlichster Liebe sollen ihn alle meine Sinne umfassen. Schlank hebt sich sein Stamm aus einem Fleck, dicht aufgeschossenen, jungen Frühlingsgrases. Seine Rinde ist glatt und tönt mit einem seidigen Grau, magisch schimmernd im Glanz des Mondes.

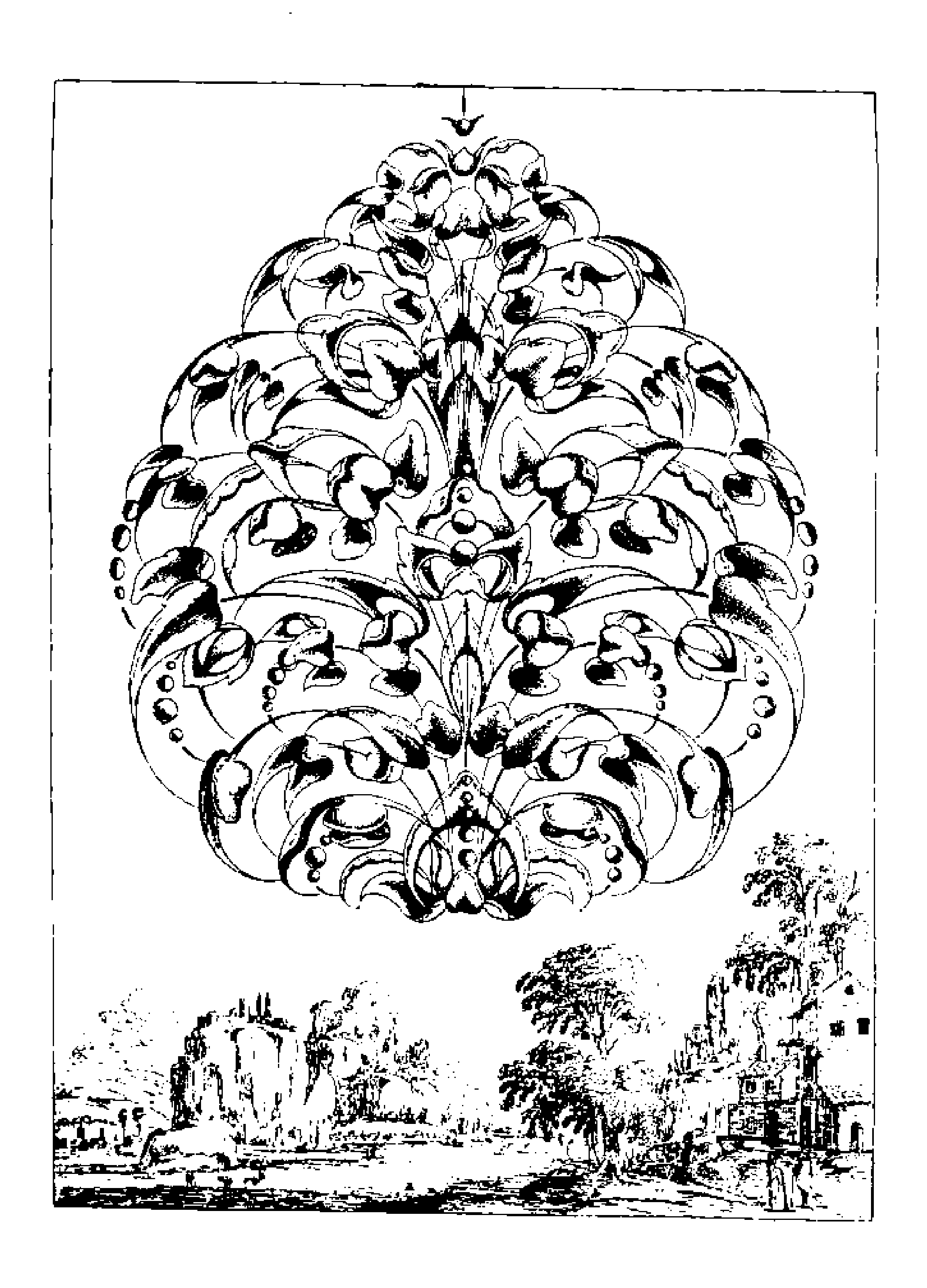
Rotbraune Flecken und Streifen sind dazwischen gelegt, von dem prächtigen, satten Rotbraun duftiger Weichselrinde; frisch und strotzend diese glatte Rinde von dem gährenden Fluß der Säfte. — Schlank und munter steigt der Stamm bis zur Krone, schon frei, der Stütze entbunden, die seinem jungen Wachstum Richtung gegeben. Und nun zweigt er sich, munter erlöst, gierig und ungestüm und dennoch mit einem unbewußten Prüfen seiner dunkel dämmernden Seele nach den Seiten, hinauf. Art hat diese Seele, Charakter und Persönlichkeit, Sinn und Eigensinn, wie Notwendigkeit und Schönheit, Hunger, Selbstsucht und Widerstand und immanent suchende Sehnsucht heimlich leiten und bestimmen ... Die Aeste treiben Zweige, die Zweige Reiser und Reislein! Gier und Neugier in trotziger Kraft sich reckend, Uebergenüge des Daseins maßlos sich erzwingend, gehemmt dann von dunklem Widerstand, der erdrücken möchte, doch nichts vermag als zu bändigen, zu verfeinern und zu veredeln; und schließlich — sieh! sieh nur den Sinn dieser

seinen feinsten und Reislein! — Friede und frommes Anerkennen und doch schlummernder unersättlicher Urtrieb, der an letzten notwendigen Grenzen lauert: aber doch Grenze und Gleichgewicht, Versöhnungskuß widerstreitender Kräfte. Sieh nur wie hold und lind diese Zweige und Reislein in den Strom der Mondlüfte verhauchen! Wie ein Kuß, wie ein Flüstern der Liebe, wie trauliche Zwiesprache. — Und sieh dieses aufglimmende, vorlugende Grün der schon gespellten Knospen! Sieh diesen köstlichen lichtgrünen Flimmer, hinein in den webenden Silberduft der Nachtlüfte! . . .

Das sind die Hyacinthenmelodien der Lenzmondnacht . . .



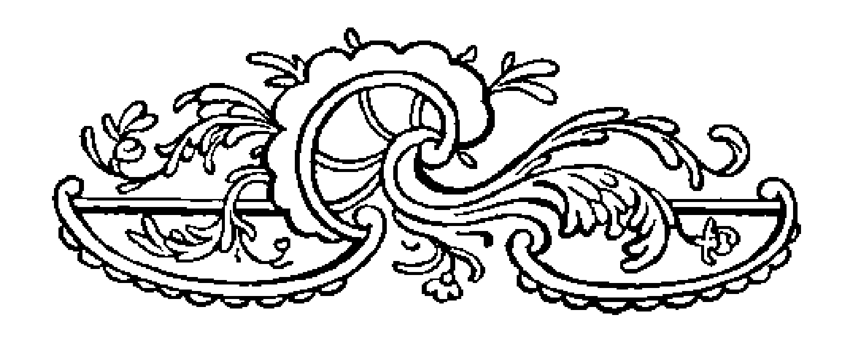
Schluß folgt nächste Nummer.







Ranoncule 1 Simple 1 Annemone 2
Julienne 3 Gladiole 4 c.p.r. 12



Einsiedler, Schmetterling und Tempelherr.

Du weißt, Poet — begann der Tempelherr
und lächelte durch seinen weißen Bart —
ich las sie auf vom Weg, die jetzt mein Weib ist.
Und daß sie, wider Sitte und Gesetz
des Ordens, mitging nach Jerusalem:
ich selber hieß sie mitgehn: das ging so zu.

Wir trugen schon das Abschiedswort im Sinn,
es war an einem heißen Frühlingstag,
schier blendend flimmerte das junge Gras,
und die Gefallne ließ es still geschehen,
daß ich mit ihr den Pfad vom Schloß zum Ufer,
wo andern Tags das Schiff anlegen sollte,
gleichsam zur Herzensübung niederstieg.
Der Pfad bog sehr abschüssig hin und her;
ich brauchte sie, die stets wie ich gewillt war,
ihr Herzschlag geht dem meinen völlig gleich,
kaum mit der Hand zu stützen, so gefaßt
vermied sie jeden lockern Stein im Gras,
als sie auf einmal fest um meinen Arm griff.
Dicht vor uns sonnte sich, beinah berührt
von meinem Schuh, auf einem Blütenkelch

des gelben Löwenzahns, ein saugender
ganz trunkner Schmetterling, ein Trauermantel.
Nun flog er taumelnd weg, zum nächsten Kelch,
dicht vor uns her, wir sahn ihn weitersaugen,
kaum atmend beide, wenn die blaugesäumten
tiefschwarzen Flügel vor Entzücken zuckten,
und immer weiter so, von Kelch zu Kelch,
dicht immer vor uns her den Pfad hinab,
fast bis zum Fluß; da krigte ihn der Wind
und trug ihn fort; wir blieben stehn im Wind.

Und plötzlich steht, durch diesen Schmetterling
mir vorgerückt, vor meinem innern Blick
ein jahrelang vergeßner Tag: ein Herbsttag.
Ich bin bei einem Freund, Einsiedler ist er;
er wars — man wußte nicht warum — geworden;
an Jahren konnt er gut mein Vater sein.
Wir sind verloren in Gedanken; draußen
zerzaust der Bergwind seinen Blumengarten.
Er macht sein Bett, ein seltsam ungeschlachtes,
nach Bauernart bemaltes Ehebett;
da klopft es an die Thür. Er geht und öffnet;
und vor der Klause steht, bei seinen Blumen,
zerzaust wie sie, in schlechter schwarzer Tracht,
ein altes Weiblein, elend, scheu, verkommen,
das blickt ihn bettelnd an. Ich seh ihn noch:
auf seine große Stirne treten Flecken
wie von Faustschlägen, seine Finger beben,
die guten blauen Augen glänzen grausig,

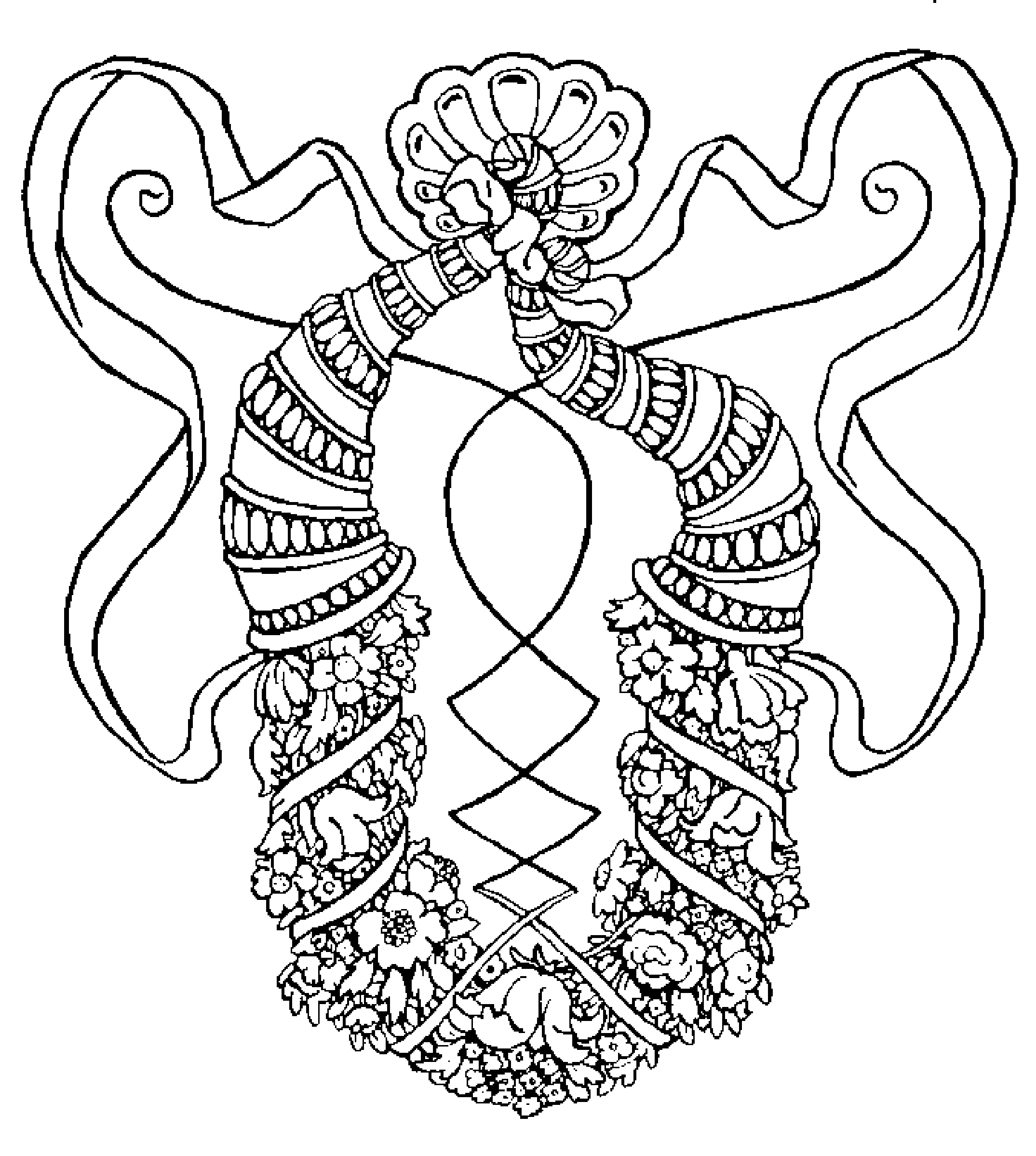
er sagt: geh weg! ich kenne dich nicht mehr.
Er will die Thür zudrücken, sie versperrt sie:
Ich hab nur dich geliebet! bettelt sie.
Er tritt zurück, die rote Stirn wird blaß,
die Augen kalt, er sagt: geh weg, du lügst.
Sie schleppt sich nach: Verzeih mir! bettelt sie.
Er sagt noch kälter: ich verzeih dir, geh.
Da faßt sie seine Hand, und wieder fliegt
der grauenhafte Glanz durch seine Augen —
Du hast mich nit verstanden, Meiner! fleht sie:
ich war — doch eh sie enden kann, erbebt
der ganze breite Mann: Verstanden? schreit er
und hebt die Faust, ich will zuspringen, da:
laut schluchzend, Blut ausschluchzend vor ihn hin
knickt sie zusammen, schluchzt sie auf zu ihm:
ich war ein armer Schmetterling im Wind! —
Da hat er sich mit mir gebückt zu ihr
und nahm das alte Weiblein an sein Herz
und trug sie weinend in ihr altes Bett,
drin ist sie lächelnd andern Tags verstorben.

Nun weißt du — endete der Tempelherr
und lächelte durch seinen weißen Bart —
warum, Poet, trotz Sitte und Gesetz
des Ordens, sie, die jetzt mein Weib ist, nicht
den Weg zurückging, den sie zu mir kam.
Ich sagte ihr am Morgen meiner Abfahrt,
was mir in jenem stillen Augenblick,
als wir am Fluß im Wind beisammenstanden,



sie hatte mich mit keinem Hauch gestört,
ihr Atem geht dem meinen völlig gleich,
vor meinem innern Blick gestanden hatte,
und hieß sie mitgehn nach Jerusalem.

R. Dehmel.





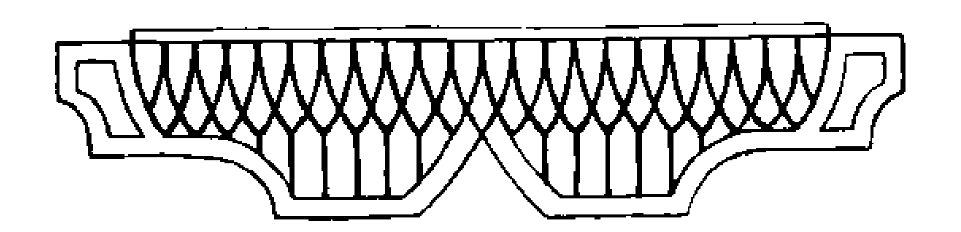
Amen.

So sieh mich betteln, Herr, um deinen Segen
und um den tiefen, schweren Schlaf der Knechte.
Ich warte, Herr — ja, du wirst deine Rechte
auf meine Stirn wie weiße Rosen legen.

Ich warte, bis dein Hauch umziehen wird
mein Herz, das vor Verrath nun sicher ruht,
das wie ein wunder Fleck in heißer Flut,
das wie ein Lamm war, das im Sumpf verirrt.

Ich warte, Herr, auf Nächte ohne Ende,
auf eine tiefe grenzenlose Schwäche
und auf dein Bild auf schwüler Wasserfläche,
und streck nach Deinem Schatten meine Hände.

Ich warte auf die Nacht, um nur zu sehn,
daß sich das Antlitz meiner Sehnsucht kühle,
und meine Träume in der Abendstille
im kalten Eis der Nacht vergehn . . vergehn.



Erwachender Wille.

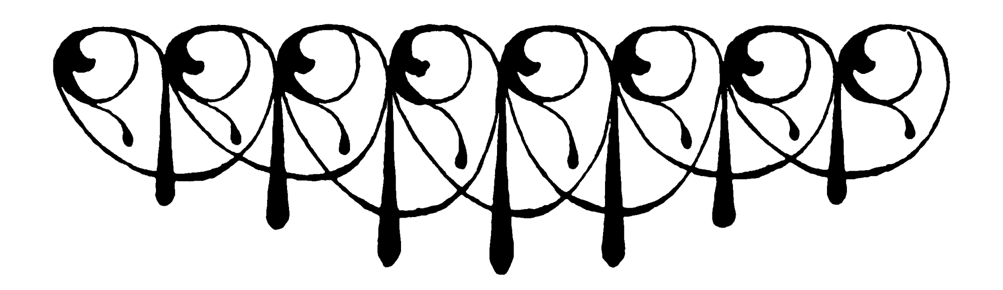
Hab Mitleid, Herr, mit den verdrossnen Augen,
in denen neu die Hoffnung auferwacht,
hab Mitleid, Herr, mit den geschlossnen Augen
und ihren Qualen in der langen Nacht.

O Seele, du mit deinen leisen Wellen
und stillbewegten Lilien auf der Flut,
auf der sich nie die Dunkelheiten hellen . .
Und was in meinen Augen Edles ruht!

Gott, um den Hals der Wasserrosen legen
sich Blüten, seltsam fremd und unbekannt;
und meiner Blicke tiefsten Grund bewegen,
Herr, deiner Engel unsichtbare Hand.

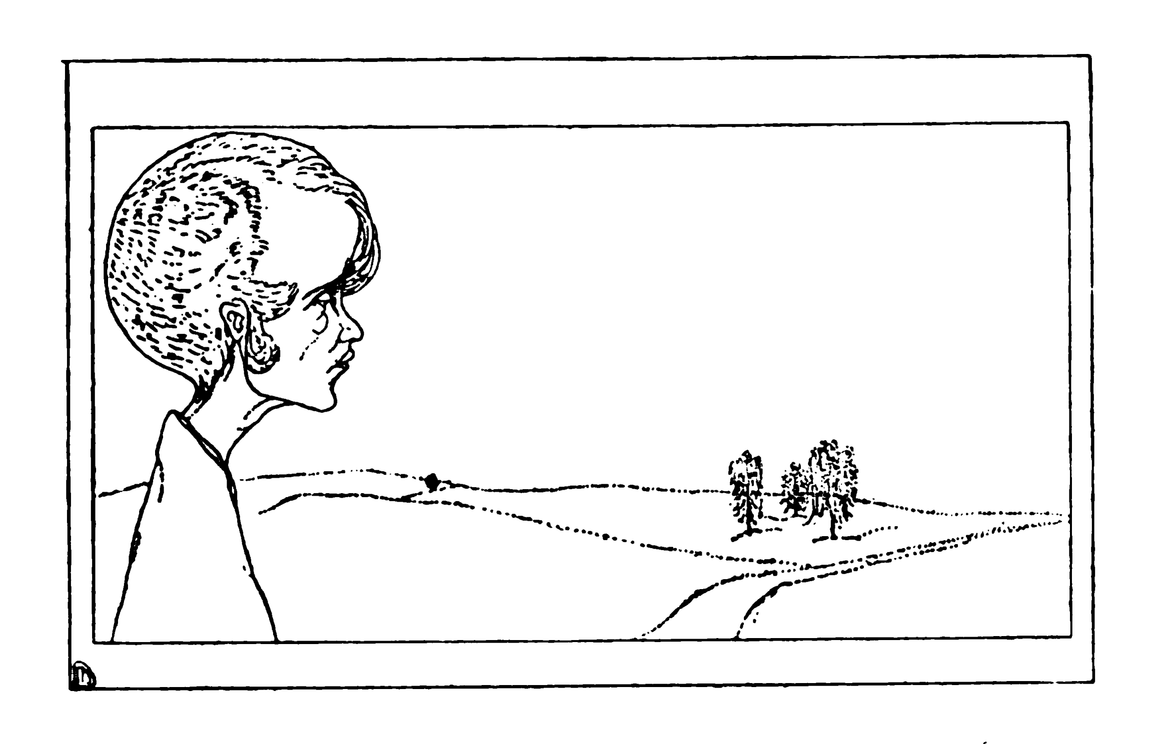
Und jene fremden fernen Zeichen bringen
die Blüten auf der blauen Flut zum blühn;
und meine Seele spannt die weißen Schwingen
zum Flug, um mit den Schwänen fortzuziehn . . . .

Maurice Maeterlinck.
Uebersetzt von Karl Klammer.









Drei Zeichnungen von Markus Behmer.



Münchner Scenen.

Nach dem Leben aufgezeichnet von Frank Wedekind.

III.

Gründungsfeier der Münchner Feenpalastgesellschaft. — Man sieht einen mit elektrischen Lampen erleuchteten Gartensaal, von dem aus eine breite Glasthür in der rechten Seitenwand in den Garten hinausführt. Die Mittelthür in der Hinterwand führt ins Speisezimmer, in dem getafelt wird. Beim Oeffnen der Thür erblickt man das obere Ende der Tafel. In der linken Seitenwand eine Thür mit Portiere zum Spielzimmer, durch das man ebenfalls in den Speisesaal gelangt. Neben derselben ein Pianino. Links vorn eine Causeuse, Sessel, Tischchen u. a. Rechts ein Damenschreibtisch. In der Ecke rechts hinten führt eine Thür zum Vorplatz.

Im Speisezimmer wird ein Toast ausgebracht. Während die Gläser erklingen kommen Sommersberg, in dürftiger Eleganz, und v. Keith, im Gesellschaftsanzug, durch die Mitte in den Salon.

v. Keith, die Thür hinter sich schließend:

Sie haben das Telegramm aufgesetzt?

Sommersberg, ein Papier in der Hand, liest:

„Die Gründung der Münchner Feenpalast-Gesellschaft versammelte gestern die Notabilitäten der fröhlichen Isarstadt zu einer äußerst animierten Gartenfeier. Bis nach Mitternacht entzückte ein großartiges Feuerwerk die Be-

wohner der anliegenden Straßen. Wünschen wir dem unter so günstigen Auspizien begonnenen Unternehmen ..."

v. Keith:

Ausgezeichnet! — Wen schicke ich denn aufs Telegraphenamt ...?

Sommersberg:

Lassen Sie mich das besorgen. Es thut mir gut, etwas frische Luft zu schöpfen.

Sommersberg nach dem Vorplatz ab; im gleichen Moment kommt Ernst Scholz herein; er ist in Gesellschaftstoilette und Paletot.

v. Keith:

Du läßt lange auf Dich warten!

Scholz:

Ich komme nur, um Dir zu sagen, daß ich nicht hier bleibe.

v. Keith:

Dann macht man sich über mich lustig! Der alte Casimir läßt mich schon im Stich; aber der schickt wenigstens ein Glückwunschtelegramm.

Scholz:

Ich gehöre nicht unter Menschen! Du beklagst Dich, Du stehest außerhalb der Gesellschaft; ich stehe außerhalb der Menschheit!

v. Keith:

Genießt Du jetzt nicht, was sich ein Mensch nur erträumen kann?!

Scholz:

Was genieße ich denn! Der Freudentaumel, in dem ich schwelge, läßt mich zwischen mir und einem Barbiergesellen keinen Unterschied mehr erkennen. Allerdings habe ich für Rubens und Richard Wagner schwärmen gelernt. Das Unglück, das früher mein Mitleid erregte, erweckt mir schon beinahe Abscheu durch seine Häßlichkeit. Um so andächtiger bewundere ich die Leistungen von Tänzerinnen und Akrobatinnen. — Wäre ich bei alledem nur um einen Schritt weiter! Meines Geldes wegen läßt man mich allenfalls für einen Menschen gelten. Sobald ich es sein möchte, stoße ich mit der Stirn an unsichtbare Mauern.

v. Keith:

Wenn Du die Glückspilze beneidest, die aufwachsen, wo Platz ist, und weggeblasen werden, wenn sich der Wind dreht, dann suche kein Mitleid bei mir. Die Welt ist eine verdammt schlaue Bestie und es ist nicht leicht, sie unterzukriegen. Ist Dir das aber gelungen, dann bist Du gegen jedes Unglück gefeit.

Scholz:

Wenn Dir solche Phrasen zur Genugthuung gereichen, dann habe ich auch in der That nichts bei Dir zu suchen.

v. Keith:

Das sind keine Phrasen. Mir kann heute kein Unglück mehr etwas anhaben. Dazu kennen wir uns zu gut, die Welt und ich. Ein Unglück ist für mich eine günstige Gelegenheit wie jede andere. Unglück kann jeder Esel haben; die Kunst ist die, daß man es richtig auszubeuten versteht!

Scholz:

Du hängst an der Welt wie ein Frauenzimmer an ihrem Geliebten. Dir ist es unfaßbar, daß man wie ein Aas sich zum Ekel wird, wenn man nur um seiner selbst willen lebt.

v. Keith:

Dann zeig Dich Deiner Berufung würdig! Hast Du dieses Fegefeuer irdischer Freuden hinter Dir, dann blickst Du auf mich armseligen Sklaven der Begierde wie ein Halbgott herab.

Scholz:

Wäre ich nur erst im Besitz meiner angeborenen Menschenrechte! Lieber mich wie ein wildes Tier in die Einöde verkriechen als Schritt für Schritt meiner Existenz wegen um Verzeihung bitten müssen! — — Ich kann nicht hierbleiben. — Ich begegnete gestern der Gräfin Werdenfels. — Wodurch ich sie gekränkt habe, das kann ich höchstens erraten; vermutlich verfiel ich unwillkürlich in einen Ton, wie ich ihn mir im Verkehr mit der Kleinen angewöhnt habe.

v. Keith:

Ich habe mehr Ohrfeigen von Frauen erhalten, als ich Haare auf dem Kopf habe; deshalb hat sich meinetwegen noch keine ins Fäustchen gelacht.

Scholz:

Ich bin ein Mensch ohne Erziehung! — und das gegen-

über einer Frau, der ich die größte Ehrerbietung entgegenbringe!

v. Keith:

Wem wie Dir jeder Schritt von Jugend auf zum seelischen Konflikt auswächst, der regiert, wenn sich die andern zu Ruhe gesetzt haben, die Welt.

Scholz:

Und dann die Kleine, die heute abend als Aufwärterin figuriert! — Solch einer Situation wäre der gewandteste Weltmann nicht gewachsen!

v. Keith:

Das Mädchen kennt Dich nicht.

Scholz:

Ich fürchte nicht, daß sie mir zu nahe tritt; ich fürchte sie zu kränken, wenn ich sie ohne die geringste Veranlassung ignoriere.

v. Keith:

Wie sollte sie das kränken! Die versteht sich besser als Du auf Standesunterschiede.

Scholz:

Darauf verstehe ich mich nachgerade auch. Das sind Fesseln, in denen sich der Mensch am vollkommensten seiner menschlichen Ohnmacht bewußt wird.

v. Keith:

In der Ohnmacht sind wir Leidensgenossen. Ob mein Benehmen korrekt ist wie der Lauf der Planeten, ob ich

mich in die allergewählteste Eleganz kleide, das ändert diese Plebejerhand so wenig, wie es aus einem Dummkopf eine Kapacität macht. Ohne diese Hände hätte ich mich bei meinen Geistesgaben auch eines besseren Rufes in der Welt zu erfreuen. — Komm, leg Deinen Paletot lieber im Spielzimmer ab.

Scholz:

Erlaß es mir! Ich kann kein ruhiges Wort mit der Dame sprechen.

v. Keith:

Dann halte Dich an die beiden geschiedenen Frauen; die laborieren an ähnlichen Konflikten wie Du.

Scholz:

Wer ist denn das?

v. Keith:

Keine über fünfundzwanzig, vollendete Schönheiten, uralter nordischer Adel, und so modern in ihrer Lebensführung, daß ich mir als altes Radschloßgewehr erscheine.

Scholz:

Ich glaube, mir fehlt auch nicht mehr viel zu einem modernen Menschen.

Scholz geht ins Spielzimmer ab; v. Keith will ihm folgen, doch kommt im selben Moment Saranieff vom Vorplatz herein.

Saranieff:

Sagen Sie, kriegt man noch was zu essen?

v. Keith:

Lassen Sie Ihren Havelock draußen! — Ich habe noch den ganzen Tag nichts gegessen.

Saranieff:

Hier nimmt man's doch nicht so genau. Ich muß Sie nur vorher etwas Wichtiges fragen.

Saranieff hängt Hut und Havelock im Vorplatz auf; derweil kommt Sascha in Frack und Atlas-Kniehosen mit einem gefüllten Champagnerkühler aus dem Spielzimmer und will in den Speisesaal.

v. Keith:

Wenn Du das Feuerwerk abbrennst, Sascha, dann nimm Dich vor dem großen Mörser in acht!

Sascha:

I hab koa Angst net, Herr Baron!

In den Speisesaal ab, die Thür hinter sich schließend.

Saranieff, kommt vom Vorplatz zurück:

Haben Sie Geld?

v. Keith:

Sie haben doch eben ein Bild verkauft! Wozu schicke ich Ihnen denn meinen Freund!

Saranieff:

Was soll ich mit der ausgepreßten Citrone! Er muß drei Tage warten, bis er mir einen Pfennig bezahlen kann.

v. Keith, giebt ihm einen Schein:

Da haben Sie tausend Mark.

Simba, ein echtes Münchner Mädel, mit frischen Farben, leichtem Schritt, üppigem roten Haar, in geschmackvollem schwarzen Kleid mit weißer Latzschürze, kommt mit einem Tablett voll halbleerer Weingläser aus dem Speisesaal.

Simba:

Der Herr Kommerzienrat möcht noch an Spruch auf den Herrn Baron ausbringen.

v. Keith nimmt ihr eines der Gläser ab und tritt inmitten der offnen Thür an die Tafel. Simba ins Spielzimmer ab. Dreimaliges Hoch; man stößt mit den Gläsern an.

v. Keith:

Meine Damen und Herren! Die Feier des heutigen Abends bedeutet für München den Beginn einer alles Vergangene überstrahlenden Aera. Wir schaffen eine Kunststätte, in der alle Kunstgattungen der Welt ihr gastliches Heim finden sollen. Wenn unser Unternehmen allgemeine Ueberraschung hervorgerufen, so seien Sie der Thatsache eingedenk, daß stets nur das wahrhaft Ueberraschende von großen Erfolgen gekrönt war. Ich leere mein Glas zu Ehren des Lebenselementes, das München zur Kunststadt weiht, zu Ehren des Münchner Bürgertums und seiner schönen Frauen.

Während noch die Gläser erklingen kommt Sascha aus dem Speisesaal, schließt die Thür hinter sich und geht ins Spielzimmer ab. — Simba kommt mit einer Käseglocke aus dem Spielzimmer und will in den Speisesaal.

Saranieff, sie aufhaltend:

Simba, was ist mit Dir! Wie kannst Du Dir den Genußmenschen aus dem Garn gehen lassen!

Simba:

Was bleibst denn Du heraußen? — Geh her, setz Dich mit an Tisch!

Saranieff:

Ich werde mich unter die Karyathiden setzen!

Simba:

Mach, laß mi aus! I muaß servieren.

Saranieff, führt sie nach vorn:

Die brauchen keinen Käse mehr! Die sollen sich endlich den Mund wischen!

Setzt die Käseglocke auf den Tisch

Du verdienst ja das Glück nicht, Simba, das sich Dir in seiner Person unter die Füße wirft!

Simba:

Mir wars gnua! I dank schön. Es hat mi fein noch koa Mensch auf dera Welt aso sekiert as wie der mit seim Mitg'fühl.

Saranieff:

Und deshalb giebst du mich, deinen Freund, wieder der Launenhaftigkeit dieses nichtswürdigen Piraten preis!

Simba:

Ich hab' ihm gesagt: Schau, sag i, ich bin fein koa Mär-

tyrerin der Civilisation! Sag Du das dena feinen Damen in der G'sellschaft, hab ich ihm g'sagt. Die freuts, wanns heißt, sie san Märtyrerinnen der Civilisation. — Wann ich Schampus trink' und mich amüsier', nachher bin ich a Märtyrerin!

Saranieff:

Daß mich auch der Teufel mußte als Mann zur Welt kommen lassen!

Simba:

Akurat a solche Sprüch macht er a! Warum as er a Mann is, fragt er mi. Als gäb's nit schon G'spenster gnua auf dera Welt! — Frag i denn a Menschen danach, warum as ich a Mädel bin?

Saranieff:

Du frägst auch nichts danach, Deiner Genußsucht wegen fünfzehn Millionen zum Fenster hinaus zu werfen!

Simba:

Mei, die traurigen Millionen! Ein einzigs Mal, seit ich ihn kenn, hab ich ihn lachen g'sehn.

Saranieff:

Du hättest ja unmittelbare Reichsgräfin werden können!

Simba:

Socialdemokratin hätt i können werden! Weltverbesserung und Menschheitsbeglückung, das san seine Liebhabereien.

Saranieff:

Du solltest nur mal zwei Jahre verheiratet sein, du würdest Dich an Liebhabereien gewöhnen lernen!

Simba:

Noa, woaßt, i bin fein net für die Socialdemokraten. Die san a so moralisch; wann die z'regieren anfangen, nachher is aus mit die Champagnersoupers. — Sag, Du, hast mein Schatz net g'sehn?

Saranieff:

Ob ich was nicht gesehen habe?

Simba:

Mei Schatz!

Saranieff:

Der bin doch ich?!

Simba:

Da könnt a Jeder kommen. — Woaßt, i muß fein Obacht geben, daß er kein Schwips kriagt, sonst engagiert ihn der Marquis net als Sekretär für den Feenpalast.

Saranieff:

Daß ich alter Graukopf auch noch an meinem Glauben an Weibertreue zu schanden werden muß!

Simba:

Geh, hör zu! — I hab ihm doch g'sagt, dem Genußmenschen, daß er muaß Radfahren lernen. Nachher

hat er's gelernt. Mir also radeln nach Schleißheim; und wie mir im Wald san, bricht a G'witter los, as i mein', d' Welt geht unter. Da zum ersten Mal, seit ich ihn kenn, fangt er z'lachen an. Je mehr als 's blitzt und donnert, je narrischer lacht er.

Saranieff:

Da überlief Dich eine echte Gänsehaut!

Simba:

I fürcht' koa Menschen und koa G'witter net, woaßt; aber i bin net für Specialitäten. — Geh, stell Di net unter den Baum, sag i, da derschlagt di der Blitz! — Mi derschlagt koan Blitz net, sagt er, und lacht ...

Sommersberg kommt vom Vorplatz herein.

Simba:

Da is er ja! — Wo steckst denn Du die ganze Ewigkeit?

Sommersberg:

Ich habe ein Telegramm besorgt.

Saranieff:

Die Gräber thun sich auf! Genieren Sie sich nicht, Sommersberg, von den Toten aufzuerstehen, um Sekretär des Feenpalastes zu werden?!

Sommersberg:

Dieser Engel hat mich der Welt zurückgegeben.

Simba:

Geh, sei stad, Schatzerl! — Kommt er und fragt mi, wo

mer a Geld kriagt. — Geh halt zum Marquis, sag i; wann der koans hat, nachher findst in der ganzen Stadt Müncha koan Pfenning net.

Criminalkommissär Raspe, in eleganteſter Geſellſchaftstoilette, eine kleine Kette mit Orden auf der Bruſt, kommt aus dem Spielzimmer.

Raspe:

Simba, das ist einfach skandalös, daß Du die ganze Gesellschaft auf Käse warten läßt!

Simba, ergreift die Käseglocke:

Jesus Maria — i komm schon!

Saranieff:

Bleiben Sie doch bei ihren alten Weibern, für die Sie engagiert sind!

Simba, Raspes Arm nehmend.

Laß mir Du das Buberl in Ruh! — Ihr Beid wärt's froh, wanns mitsamt a so hübsch wärt as wie der!

Saranieff:

Simba — Du bist eine geborene Dirne!

Simba:

Was bin i?

Sommersberg:

Lassen Sie sie laufen, um Gottes Willen!

Saranieff:

Du bist eine geborene Dirne!

Simba:

Sagst das noch amal?

Saranieff:

Du bist eine geborene Dirne!!

Simba:

Nein, ich bin keine geborene Dirne. Ich bin eine geborene Wolkenhuber.

Mit Raspe ins Spielzimmer ab.

Sommersberg:

Ich diktiere ihr ja selbst ihre verschiedenen Briefe.

Saranieff:

Dann habe ich mich also bei Ihnen für meine zertrümmerten Hoffnungen zu bedanken!

Sascha kommt mit einer brennenden Laterne aus dem Spielzimmer.

Saranieff:

Donnerwetter, bist Du geschniegelt! Du willst hier wohl auch Dein Glück machen?

Sascha:

I geh', das Feuerwerk abbrennen. Wann i den großen Mörser anzünd', na werdens fein schaun! Der Herr Marquis sagt, der is mit der ganzen Höll g'laden.

Ab in den Garten.

Saranieff:

Sein Herr fürchtet, er könnte in die Luft fliegen, wenn er es selbst thut! — Das Glück weiß sehr wohl, warum es

den nicht aufsitzen läßt! Sobald er im Sattel sitzt, hetzt er das Tier zu Schanden, daß ihm keine Faser mehr auf den Rippen bleibt!

Da sich die Mittelthür öffnet und die Gäste den Speisesaal verlassen:

Jetzt kommen Sie, Sommersberg! Jetzt lassen wir uns von unserer Simba was auftischen!

Die Gäste strömen in den Salon; voran Raspe zwischen Frau Kommerzienrat Ostermeier und Frau Krenzl; dann v. Keith mit Ostermeier, Krenzl und Grandauer; dann Zamrjaki mit Freifrau v. Rosenkron und Freifrau v. Totleben, zuletzt Scholz und Anna. — Saranieff und Sommersberg nehmen an der Tafel im Speisesaal Platz.

Raspe:

Darf ich die Damen zu einer Tasse köstlichen Mokkas geleiten.

Frau Ostermeier:

Nein, a so an liebenswürdigen Kavalier wie Ihnen findt man in ganz München net!

Frau Krenzl:

An Ihnen könnten sich fein unsere jungen Herrn a Muster nehmen!

Raspe:

Aber das ist ja der seligste Moment meines Lebens! —

Mit den beiden Damen ins Spielzimmer ab.

Ostermeier, zu v. Keith.

'S ist immerhin schön, wissens, daß er a Telegramm g'schickt hat. Aber schaun's, verehrter Freund, der alte Casimir, das is halt an vorsichtiger Mann!

v. Keith:

Macht nichts! Bei der ersten Generalversammlung haben wir ihn unter uns. — Wollen die Herren eine Tasse Kaffee trinken?

Ostermeier, Krenzl und Grandauer ins Spielzimmer ab.

Freifrau v. Rosenkron, zu v. Keith, der den Herren folgen will.

Versprechen Sie mir, Marquis, daß Sie mich für den Feenpalast zur Tänzerin ausbilden lassen!

Freifrau v. Totleben:

Und mich zur Kunstreiterin!

v. Keith:

Seien Sie versichert, meine Damen, daß wir des allerbestimmtesten auf Ihre Mitwirkung rechnen. — Was ist denn mit Ihnen, Zamrjaki? Sie sind totenbleich . . .

Zamrjaki, ein schmächtiger kleiner Konservatorist mit gescheitelten langen schwarzen Locken; spricht mit polnischem Accent.

Arbeite ich Tag und Nacht an Symphonie.

v. Keith bei Seite nehmend.

Erlauben, Herr Marquis, daß ich bitte, möchten geben Vorschuß zwanzig Mark auf Kapellmeistergage.

v. Keith:

Mit dem allergrößten Vergnügen.

Giebt ihm Geld.

Können Sie aus der Symphonie nächster Tage etwas in einem Konzert spielen?

Zamrjaki:

Werde ich spielen Scherzo. Scherzo wird haben großen Erfolg.

Freifrau v. Rosenkron, an der Glasthür zum Garten.

Nein, dieses Lichtmeer! Martha, sieh nur! — Kommen Sie, Zamrjaki, begleiten Sie uns in den Garten!

Zamrjaki:

Komm ich schon, Damen ...

Mit Frfr. v. Rosenkron und Frfr. v. Totleben in den Garten ab.

v. Keith, ihnen folgend.

Den Teufel, Kinder, bleibt von dem Feuerwerk weg!

In den Garten ab. Simba schließt vom Speisesaal aus die Mittelthür.

Anna:

Ich wüßte gar nicht, was ich Ihnen hätte übel nehmen wollen; aber Sie sind von einer mimosenhaften Empfindlichkeit.

Scholz:

Ich bin glücklich wie ein Mensch, der von Kindheit auf im Kerker gelegen und zum ersten Mal freie Luft atmet;

ich mißtraue mir noch auf Schritt und Tritt, so zittre ich um mein Glück. Bedenken Sie, ich tappte zehn Jahre lang mit geschlossenen Augen im Sonnenschein und zermarterte mich mit Gewissensbissen, weil mir nichts in der Welt glücken wollte!

Anna:

Daß Ihnen dieser Kerker aber nicht unerträglich langweilig wurde! — Ich begreife, wie jemand mit geschlossenen Augen lebt, aber dann weiß er nichts von Gewissensbissen.

Scholz:

Diese Art Glück ist mir nicht beschieden. Mir wird hier in München immer klarer, daß ich ein Leben ohne höheren Sinn und Zweck nicht ertrage. Seit mir die Augen über mich selbst aufgegangen, zweifle ich auch nicht mehr daran, daß ich meine Ziele erreichen werde. Wenn es mir gelingt, mein Leben für eine Idee einzusetzen, werde ich meinem Schöpfer nicht genug dafür danken können.

Anna:

Giebt es denn auf Gottes Welt irgend etwas ohne höhern Sinn und Zweck?! — Ein hübsches Mädchen findet entweder einen tüchtigeren, einen liebenswürdigeren oder einen reicheren Mann. Auf alle Fälle sind ihre Kinder doch besser daran, als wenn die Mutter häßlich gewesen wäre!

Scholz:

Mir war der schlichte Arbeiter, der seine Pflicht thut, von jeher ein leuchtendes Vorbild. Aber mir hilft in Gottes Namen eine Bethätigung, die nur dem Tagesbedürfnis gerecht wird, nicht über die Last des Daseins hinweg.

Anna:

Du barmherziger Himmel — wird denn ein Mann, der seine Familie ernährt und seine Kinder zu rechtschaffenen Menschen erzieht, nur dem Tagesbedürfnis gerecht?!

Scholz:

Ich habe das Menschenmöglichste versucht, um meine Natur mit der Lebensauffassung des einfachen redlichen Mannes in Einklang zu bringen. Ich hatte keinen Erfolg damit. Ich stand mit meiner Person dafür ein, daß der Adel der Geburt eitel Hirngespinnst sei. Jetzt baue ich darauf, daß sich sein Wesen, wenn es in Wirklichkeit besteht, notwendig darin dokumentieren muß, daß man, wie zur Eroberung eines gelobten Landes, sein Leben für das einsetzt, was man als gut und erkämpfenswert erkannt hat. Darauf gründet sich mein Glück für die Zukunft, und aus dieser Erkenntnis erwächst mir auch die größte Zuversicht.

Anna:

Ich finde nur, daß auch die erhabensten Bestrebungen vor allem dem Leben zum Nutzen gereichen müssen.

Scholz:

Es giebt noch genug zu kämpfen in der Welt! Ich finde schon meinen Platz. Es giebt noch Bedrückte, Mißhandelte genug, deren Leiden nach Erlösung schreit. Je dichter es Schläge regnet, um so teurer wird mir meine Haut sein, die mir bis jetzt so unsagbar lästig war. Eins ist sicher: Wenn es mir gelingt, mich um meine Mitmenschen verdient zu machen, ich werde mich dessen nicht rühmen! Führe der Weg mich aufwärts oder abwärts, ich gehorche nur dem krassen Selbsterhaltungstrieb.

Anna:

Wer weiß, vielleicht ging es allen bedeutenden Menschen so, daß sie nur deshalb bedeutend wurden, weil ihnen der Umgang mit uns gewöhnlichen Sterblichen auf die Nerven fiel!

Scholz:

Sie mißverstehen mich noch immer, gnädige Frau. — Sobald ich meinen Wirkungskreis gefunden, werde ich der bescheidenste, umgänglichste und dankbarste Gesellschafter sein. Ich habe hier in München schon damit angefangen, Rad zu fahren. Mir war zu Mut, als hätte ich die Welt seit meinen frühesten Kindertagen nicht mehr gesehen. Jeder Baum, jedes Wasser, die Berge, der Himmel, alles wie eine große Offenbarung, die ich in einem andern Leben einmal vorausgeahnt.

Anna:

Das geht wohl einem Jeden so, wenn er damit anfängt.

Scholz:

Ihnen mag meine Begeisterung kindisch genug erscheinen.

Anna:

Im Gegenteil! Sie überrascht mich nur nach dem Bilde, das ich mir von Ihnen zurecht gemacht hatte.

Scholz:

Darf ich Sie einmal zu einer Partie abholen?

Anna:

Mir bleibt zum Radeln jetzt wenig Zeit übrig.

Scholz:

Sie könnten mir keinen schöneren Beweis dafür geben, daß Sie mir in der That nicht böse sind:

Anna:

Paßt es Ihnen morgen früh um sieben Uhr; oder sind Sie kein Freund vom frühen Aufstehn?

Scholz:

Es ist wirklich höchste Zeit, daß ich Ihnen zu einem richtigeren Urteil über mich verhelfe. Morgen früh um sieben . . .

Anna:

Daß Sie mich aber nicht umsonst warten lassen!

Scholz, küßt ihr die Hand.

Wie können Sie das fürchten!

Zamrjaki, Frfr. v. Rosenkron und Frfr. v. Totleben kommen aus dem Garten zurück. — Simba kommt aus dem Spielzimmer und serviert Kaffee.

Frfr. v. Rosenkron:

Hu, ist das kalt! — Martha, wir müssen nachher unsere Tücher mitnehmen. — Spielen Sie uns einen Cancan Zamrjaki! —

Zu Scholz:

Tanzen Sie Cancan?

Scholz:

Ich bedaure, gnädige Frau.

Frfr. v. Rosenkron, zu Frfr. v. Totleben:

Dann tanzen wir zusammen!

Zamrjaki hat sich ans Piano gesetzt und intoniert einen Walzer.

Frfr. v. Rosenkron:

Nennen Sie das Cancan, Herr Kapellmeister?!

Anna, zu Simba:

Aber Sie tanzen doch Walzer?

Simba:

Wann's die gnädige Frau befehlen . . .

Anna:

Kommen Sie!

Frfr. v. Rosenkron, Frfr. v. Totleben, Anna und Simba tanzen Walzer.

Frfr. v. Rosenkron:

Mehr Tempo, bitte!

v. Keith kommt aus dem Garten zurück und dreht die elektrischen Lampen bis auf einige aus, so daß der Salon nur mäßig erhellt bleibt.

Zamrjaki, das Spiel ärgerlich abbrechend:

Komm ich bei jedem Takt in Symphonie meinige!

Frfr. v. Totleben:

Warum wird es denn auf einmal so dunkel?

v. Keith:

Damit meine Raketen mehr Eindruck machen!

Oeffnet die Thür zum Spielzimmer.

Darf ich bitten, meine Damen und Herren ...

Raspe, Herr und Frau Ostermeier und Herr und Frau Krenzl kommen in den Salon. — Simba ab.

v. Keith:

Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß noch im Lauf der nächsten Woche das erste unserer Feenpalast-Konzerte stattfinden wird, die schon jetzt im Münchner Publikum für unsere Sache Propaganda machen sollen. Frau Gräfin Werdenfels wird uns darin mit einigen Liedern allermodernsten Genres bekannt machen, während Herr Kapellmeister Zamrjaki einige Bruchstücke aus seiner symphonischen Dichtung, „die Weisheit des Bramanen" persönlich dirigieren wird.

Allgemeine Beifallsäußerungen. Im Garten steigt zischend eine Rakete auf und wirft einen rötlichen Schimmer in den Salon.

v. Keith dreht das Licht völlig aus und öffnet die Glasthür.

v. Keith:

In den Garten, meine Damen und Herren! In den Garten, wenn Sie etwas sehen wollen!

Eine zweite Rakete steigt auf, während die Gäste den Salon verlassen. — v. Keith, der ihnen folgen will, wird von Anna zurückgehalten. — Die Scene bleibt dunkel.

Anna:

Wie kommst Du denn dazu, meine Mitwirkung bei dem Konzert anzukündigen?!

v. Keith:

Wenn Du darauf warten willst, daß Dich deine Lehrerin für die Oeffentlichkeit reif erklärt, dann wird Dir nicht mehr viel Material zum Singen übrig bleiben.

Anna:

Du hättest doch vorher wenigstens ein Wort mit mir sprechen können!

v. Keith:

Mach Dir deshalb keine Sorgen! —

Wirft sich in einen Sessel.

Endlich habe ich festen Boden unter den Füßen! Endlich hat das halsbrecherische Seiltanzen ein Ende! Zehn Jahre mußte ich meine Kräfte vergeuden, um nur das Gleichgewicht nicht zu verlieren. — Von heute ab geht es aufwärts!

Anna:

Woher soll ich denn die Unverfrorenheit nehmen, mit meiner Singerei vor das Münchner Publikum zu treten?!

v. Keith:

Du wolltest doch in zwei Jahren die erste Wagnersängerin Deutschlands sein!

Anna:

Das sagte ich im Scherz.

v. Keith:

Das kann ich doch nicht wissen.

Anna:

Andere Konzerte werden Monate vorher vorbereitet!

v. Keith:

Ich habe in meinem Leben nicht tausend Entbehrungen auf mich genommen, um mich nach andern Menschen zu richten. Wem Deine Singerei nicht gefällt, der berauscht sich an Deiner brillanten Pariser Toilette.

Anna:

Wenn mich andere Menschen nur auch mit Deinen Augen betrachteten!

v. Keith:

Ich setze dem Publikum schon die richtige Brille auf!

Anna:

Du verfällst in Größenwahn, sobald Du mich vor Dir hast. Du siehst und hörst Phantasiegebilde. Du überschätzst meine Erscheinung gerade so wie meine Kunst!

v. Keith:

Ich stand noch nie im Verdacht, Frauen zu überschätzen; aber Dich erkannte ich allerdings auf den ersten Blick. Das ist kein Wunder, da ich zehn Jahre lang in zwei verschiedenen Weltteilen nach Dir gesucht hatte. Du warst mir auch mehrere Male begegnet; aber dann

befandest Du Dich entweder im Besitz eines Banditen wie ich, oder ich war so reduziert, daß es keinen Zweck gehabt hätte, in Deinen Lichtkreis zu treten.

Anna:

Wenn Du aus Liebe zu mir den Verstand verlierst, ist das für mich ein Grund, Schimpf und Schande auf mich zu laden?

v. Keith:

Andere Frauen haben noch ganz andere Dinge um meinetwillen auf sich geladen!

Anna:

Ich bin aber nicht in Dich vernarrt!

v. Keith:

Das sagt jede. Ergieb Dich in Dein unabwendbares Glück. Die nötige Unbefangenheit für Dein Debüt werde ich Dir schon einflößen — und wenn ich Dich mit dem geladenen Revolver vor mir hertreiben muß.

Anna:

Es ist sehr bald alles zwischen uns zu Ende, wenn Du anfängst, mich als Deine Leibeigene zu behandeln.

v. Keith:

Setz Dein Vertrauen ruhig in die Thatsache, daß ich ein Mensch bin, der das Leben verteufelt ernst nimmt. Wenn ich mich gern in Champagner bade, so kann ich dafür auch wie kein anderer auf jeden Lebensgenuß verzichten. Mir ist mein Leben aber keine drei Tage erträg-

lich, wenn ich derweil nicht meinen Zielen um einen Schritt näher komme.

Anna:

Wenn ich mich Deiner Willkür füge, findest Du morgen eine Frau, nach der Du zwanzig Jahre lang in zwei Weltteilen gesucht hast.

v. Keith:

Glaubst Du denn, ich veranstaltete das Konzert, wenn ich nicht die unverbrüchliche Gewißheit hätte, daß es Dir den glänzendsten Triumph einträgt?! — Laß Dir noch eines sagen: Ich bin ein gläubiger Mensch ...

Im Garten steigt zischend eine Rakete empor.

v. Keith:

... ich glaube wie an meine eigene Existenz daran, daß sich unsere Mühen und Aufopferungen in dieser Welt belohnen!

Anna:

Das muß man wohl, um sich abzuhetzen wie Du.

v. Keith:

Wenn nicht an uns, dann an unseren Kindern.

Anna:

Du hast ja keine.

v. Keith:

Die schenkst Du mir, Anna; Kinder mit meinem Verstand, mit strotzend gesundem Körper und aristokratischen

Händen. Dafür baue ich Dir ein königliches Heim, wie es einer Frau Deines Schlages zukommt;

Zärtlich:

und ich gebe Dir einen Gatten zur Seite, der die Allmacht hat, Dir jeden Wunsch, der aus Deinen großen schwarzen Augen spricht, zu erfüllen.

Er küßt sie inbrünstig. Im Garten wird ein knatterndes Feuerwerk abgebrannt, das das Paar für einen Moment mit dunkelroter Glut übergießt.

v. Keith:

— — Geh in den Garten. Die Karyathiden möchten um alles gern vor dem Götterbilde die Knie beugen.

Anna:

Kommst Du nicht auch?

v. Keith, dreht zwei der elektrischen Lampen auf, so daß der Salon matt erhellt ist.

Ich schreibe nur rasch noch eine Notiz für das Konzert, die morgen in der Zeitung stehen muß. Ich gratuliere Dir heute schon zu Deinem Erfolg.

Anna, in den Garten ab. v. Keith setzt sich an den Tisch und notiert einige Worte. — Molly Griesinger, einen bunten Shawl um den Kopf, eilt aufgeregt und verhetzt vom Vorplatz herein.

Molly:

Ich muß Dich nur eine Minute sprechen.

v. Keith:

Solang Du willst; Du störst mich nicht. Ich sagte Dir, Du werdest es zu Hause nicht aushalten.

Molly:

Ich flehe zum Himmel, daß ein furchtbares Unglück über uns hereinbricht. Das ist das einzige, was uns noch retten kann.

v. Keith:

Aber warum begleitest Du mich denn nicht, wenn ich Dich darum bitte.

Molly:

In Deine Gesellschaft?!

v. Keith:

Die Gesellschaft hier ist mein Geschäft. Aber Du erträgst nicht, daß ich mit meinen Gedanken dabei bin.

Molly:

Das wundert Dich? — Sieh, wenn Du unter diesen Leuten bist, dann bist Du ein ganz anderer Mensch; dann bist Du jemand, den ich nie gekannt habe, den ich nie geliebt habe, dem ich nie in meinem Leben einen Schritt nachgegangen wäre, geschweige denn, daß ich ihm mein Glück und mein Alles geopfert hätte. — Du bist so gut, so groß, so lieb! — Aber unter diesen Menschen — da bist Du für mich — schlimmer als tot!

v. Keith:

Geh nach Haus und mach ein wenig Toilette; Sascha begleitet Dich. Du kannst und darfst nicht allein sein.

Molly:

Mir ist es gerade danach zu Mut, um mich aufzudonnern. Dein Treiben ängstigt mich, als müßte morgen die Welt

untergehen; als müßte ich etwas thun, sei es was es sei, um es zu verhindern.

v. Keith:

Ich beziehe seit gestern einen Jahresgehalt von zwanzigtausend Mark. Du hast nicht den geringsten Grund mehr, zu fürchten, daß wir Hungers sterben müssen.

Molly:

Spotte nicht so; Du versündigst Dich an mir. Ich bringe es ja gar nicht über die Lippen, was ich fürchte!

v. Keith:

Sag mir, was ich thun kann, um Dich zu beruhigen. Es geschieht, sofort.

Molly:

Komm mit mir! Komm mit aus dieser Mördergrube, wo es Alle nur darauf abgesehen haben, Dich zu Grunde zu richten. Ich habe den Leuten gegenüber auf Dich geschimpft, es ist wahr; ich that es, weil ich Deine kindische Verblendung nicht mit ansehen konnte. Du bist ja so dumm, so dumm wie die Nacht! Ja, das bist Du! Von den gemeinsten niedrigsten Gaunern läßt Du Dich betrügen und Dir geduldig den Hals abschneiden!

v. Keith:

Es ist besser, mein Kind, Unrecht leiden als Unrecht thun.

Molly:

Ja, wenn Du es wenigstens wüßtest! — Aber die hüten sich wohl, Dir die Augen zu öffnen. Die Menschen

schmeicheln Dir, Du seist Wunder wie pfiffig und diplomatisch, weil Deine Eitelkeit auf nichts höheres ausgeht. Und dabei legen sie Dir kaltblütig den Strick um den Hals.

v. Keith:

Was fürchtest Du denn so schreckliches?

Molly:

Ich kann es nicht sagen! Ich kann es nicht aussprechen!

v. Keith:

Sprich es bitte aus; dann lachst Du darüber!

Molly:

Ich fürchte ... ich fürchte ...

Ein dumpfer Knall tönt vom Garten herein; Molly schreit auf und droht in die Knie zu brechen.

v. Keith:

Das war der große Mörser. — — Du mußt Dich beruhigen! — Komm, trink ein paar Gläser Champagner; dann sehen wir zusammen das Feuerwerk an ...

Molly:

Ich habe Feuerwerk genug in meinem Kopfe drin! — Du warst in Paris! — Mit wem warst Du in Paris! — Ich schwöre Dir hoch und heilig, ich will nie um Dich gezittert haben, ich will nie etwas gelitten haben, wenn Du jetzt mit mir kommst!

v. Keith, küßt sie:

Armes Kind.

Molly:

— Ein Almosen. — Ja ja, ich gehe schon . . .

v. Keith:

Kein Gedanke; Du bleibst hier! — Trockne Deine Thränen; es kommt jemand aus dem Garten herauf . . .

Molly fällt ihm leidenschaftlich um den Hals und küßt ihn ab.

— Du Lieber! — Du Großer! — Du Guter! —

Sie macht sich los, lächelnd:

Ich wollte Dich nur gerade heute einmal in Deiner Gesellschaft sehen. Du weißt ja, ich bin zuweilen so ein wenig . . .

Sie dreht die Hand vor der Stirn.

v. Keith will sie zurückhalten:

Du bleibst hier, Mädchen . . .!

Molly durch die Vorplatzthür ab. Scholz kommt hinkend, sich das Knie haltend, durch die Glasthür aus dem Garten herein.

Scholz:

Erschrick bitte nicht! — Lösch das Licht aus, damit man mich von draußen nicht sieht. Es hat niemand aus Deiner Gesellschaft etwas gemerkt.

Er schleppt sich zu einem Sessel.

v. Keith:

Was ist denn mit Dir?

Scholz:

Lösch nur erst das Licht aus. — Es hat gar nichts auf sich. Ein Raketenstock aus dem großen Mörser hat mich an die Kniescheibe getroffen. — Die Schmerzen beginnen schon nachzulassen.

v. Keith, hat die Lampen ausgedreht; die Scene ist dunkel.

Das kann nur Dir passieren!

Scholz:

Glaub mir, ich bin das glücklichste Geschöpf unter Gottes Sonne! Zu der Radpartie mit der Gräfin Werdenfels werde ich mich morgen früh um sieben Uhr allerdings schwerlich einfinden können. Aber was macht das! Ich habe die bösen Geister in mir niedergekämpft; ich gehöre dem Leben! Vom heutigen Tage an bin ich ein anderer Mensch . . .

Eine Rakete steigt im Garten empor und übergießt Scholzens Gesichtszüge mit düsterroter Glut.

v. Keith:

— Ich hätte Dich eben auch thatsächlich kaum wiedererkannt!

Scholz:

Zehn Jahre lang hielt ich mich lächerlicher Weise für einen Enterbten und Ausgestoßenen. — Zu denken, daß das alles Einbildung war! — Nichts als Einbildung!





Die vierte und fünfte Scene folgen im neunten Hefte.



Beiträge zu einer modernen Aesthetik.

Von J. Meier-Gräfe.

Der Einfluß Millets.

Es giebt ebensoviel Arten von Beeinflussungen, wie es Arten von Kunstgenüssen giebt. Die einen halten sich an das Aeußerliche, an das, was der ewig gestrigen Kunst der Genremaler ihr Eintagsdasein schenkt. Für sie ist Millet der Bauernmaler, ihre Kunst ist Finte, ihre Gewalt ist Mode. Die andere wesentlichere Art geht auf die geheimnisvolle Kraft, die nicht aus Stoff, sondern aus Impuls besteht. Sie macht Millet zu einem künstlerischen Element.

Selten tritt bei Lebzeiten des Originals, oder solange seine persönliche Existenz noch in persönlicher Erinnerung ist, die künstlerische Beeinflussung allein auf. Diese erhält ihre Kraft über Jahrhunderte, Jahrtausende hinaus, ja sie scheint mit der Zeit zu wachsen, zum mindesten sich zu läutern. Sie ist vielleicht das einzige Medium, das eine Verbindung zwischen den Instinkten der Menschen jeder Vergangenheit und den heutigen lebendig zu erhalten vermag.

Eine spätere Zeit erst wird Millet erschöpfen, nachdem die Schlacke der Gefühlsduselei seiner Bewunderer, alles was Sozialismus, wenn nicht Mitleid in ihn hinein sieht, gefallen ist. Aber schon die heutige Bedeutung Millets ist einzig, nicht weil er auf einzelne Künstler einzelne Einflüsse ausübt, sondern weil er für viele, für ganze Gruppen ein Losungswort, der Schlüssel für eine relativ

moderne Malerei, ja in einzelnen Ländern sogar für eine Malerei überhaupt, wurde.

Nur auf die Franzosen selbst versagte dieser Einfluß. Fast immer verweigert das Land des Propheten die Frucht; ein anderes vollbringt sie, und erst aus der Fremde, mit fremdem Geist umhüllt, dringt dann in der Regel das ursprünglich Eigene in die Stätte des Keims zurück.

Holland war in diesem Fall das Medium, und Israels taufte den Fund und gab ihm die leichtere Zugänglichkeit. Er taufte ihn mit brauner Sauce, und die Zahl der Gäste, die sich an dem Feste beteiligten, nahm kein Ende. Es hat in der Zeit kaum ein Holländer den Pinsel in die Hand genommen, ohne einmal à la Millet zu arbeiten; selbst die modernen Exotiker, die Toorop, Thorn Prikker, Dijselhof haben dort angefangen. Israels blieb zum mindesten der Biederste; er malte Millet wie er ihn verstand, und daß starke und schwache Genrebilder daraus wurden, daß nur in ganz wenigen glücklichen Einfällen nicht nur die äußere, sondern etwas der inneren Größe Millets erhalten blieb, kann wenigstens nicht mangelnder Ueberzeugung angerechnet werden. Was Millet zurückließ, war nicht weniger gefährlich für die Nachkommen wie das Erbe Michelangelos. Hier wie dort drohte Ueberschwänglichkeit, bei Millets Zeitgenossen eine Ueberschwänglichkeit, die so zu sagen ins Negative ging. Der Ernst wurde düster, man zeterte gegen die Leute, die die Kunst zu profanen Lustbarkeiten mißbraucht hatten und machte an ihrer Stelle Traurigkeiten. Es wurde das traurige Genre im Gegensatz zu dem vergnügten der Knaus u. s. w. und es hatte vor diesem eine ernstere Mache voraus, die nicht lediglich illustrierte, weniger banal und wesentlich natürlicher war.

Auf diesem Wege drang Millet nach Deutschland, und für

hier war er, wohlverstanden in dieser holländischen Imprägnierung, das, was man brauchte. Hier entfachte er, was man Naturalismus genannt hat. Nicht den Berliner Israelsschüler Liebermann darf man dafür verantwortlich machen; er veredelte seinen Lehrer. Er trug gerade das dazu, was man zuerst in Holland, noch viel mehr in Deutschland und in anderen malerisch primitiven Ländern — Skandinavien — mit wahrer und zugleich praktischer Begeisterung hintenansetzte: Geschmack. Liebermann raffinierte und differenzierte Israels; während der Holländer Millet abschwächte, hat der Deutsche etwas anderes daraus gemacht. Er zielte nicht auf Größe, mehr auf Lebendigkeit, auf Nerven, er ist moderner. Wo Millet eine Linie sieht und mit größter Vereinfachung den unendlich starken Eindruck erzielt, sieht Liebermann Punkte und Flecken, vibrierende Schwingung. Der frühe Liebermann, der das wunderbare Bild „Die Konfituremacherinnen" (Leipziger Museum) der „die Flachsspinnerinnen" und „Das Altmännerhaus" machte, war ein eminenter Maler, was Millet nie zu sein vermochte. Man hat in Courbet den Erben Millets gesehen, der ihn malerisch gemacht haben soll, unbegreiflicherweise. Mit mehr Recht könnte man das von dem frühen Liebermann sagen. Courbet wäre eine Potenz fünften Ranges, wenn es nur das von ihm gäbe, was er unter dem Einfluß Millets gemacht hat. Er ist ein großer Maler gewesen, nur der Maler wird von ihm bleiben, und das Malerische suchte er auf ganz anderem Wege als dem, der von Millet ausgeht. Er gehört, auch er, der alten vlamischen Epoche an. Liebermann und unser großer Leibl haben ihn benutzt, Liebermann in der Milletschen Richtung, Leibl in der Richtung der alten Meister der Malerei. Der spätere Liebermann hat sich immer mehr von Millet befreit, ohne malerischer zu werden. Er hat anderen Ersatz gefunden; seine Bilder

sind mehr Handschrift, weniger Gemälde geworden. Es scheint fast, als habe er die braune Sauce Israels für seine frühen malerischen Bilder gebraucht. Er ist heute nicht mehr saucig, er hat lebendigere Farben, aber das Malerische daran hat er mehr dem Stift als dem Pinsel zu danken, er ist Zeichner geworden und bestätigt die deutsche Regel.

Trotz der realistischen Allüren ist die holländisch-deutsche Schule, die mehr oder weniger Millet gefolgt ist, Romantik. Eine Romantik hinten herum, scheinbar ganz etwas anderes, furchtbar wilde Naturanbetung, in Wirklichkeit sitzt ihnen allen die Lust am Fabulieren im Herzen. Sie fabulieren auf ihre Art, man soll es nicht merken; aber merkte man es wirklich nicht, was bliebe bei so vielen übrig!

Man nehme Kühl, Skarbina, Dora Hitz. Sie haben alle in Paris gelernt, sie waren als reine Maler Franzosen. Je länger sie in Deutschland sind, destomehr überwiegt der Wunsch zu erzählen die Lust am rein sinnlichen Reiz. Sie müssen sich Zwang anthun, um dem Wunsch zu widerstehen, Kühl widersteht ihm manchmal gar nicht und bringt die rührendsten Sentimentalitäten vor, Skarbina wird trivial, Dora Hitz findet ihre besten Töne als Frau, Kalckreuth kann sich nur mit Mühe seine Gutmütigkeit verkneifen. Man möchte sie alle nicht missen, sie sind nun mal so und nicht anders, aber findet man in ihnen irgend einen festen Steg zur Bildung einer deutschen künstlerischen Tradition, geben sie auch dem, der nun mal keine Lust am Fabulieren, sondern mehr Anlage zum Sehen hat?

Selbst Liebermann ist keine Ausnahme. Er ist sicher der bedeutendste von allen und überhaupt bedeutend, aber das Feinste an ihm ist nicht die berühmte Handschrift, sondern der Geist, mit dem er plaudert. Sein Geschmack ist weniger Farben- oder Linien-

geschmack, als ein eminent litterarischer Takt, die Gabe, geistvoll zu sein, ohne zu unterstreichen.

Rein malerisch, rein künstlerisch steht Leibl höher als sie alle, der Leibl, der so gar nicht modern ist, der sich mit Banalitäten Defregger'scher Gebirgsnovellen begnügt und bei dem man so gar nicht an die Novelle denkt und nur an das Malen.

Nicht diese Schule konnte das Grandiose in Millet weiterbauen. Fruchtbare Wirkung konnte dieses Primitive nur auf primitive Kräfte ausüben, die nach spontaner Erkenntnis mit dem unabänderlichen Fatalismus großer Ergebenheit einen Weg einschlagen und keinen anderen. Bauern haben ihn begriffen, Bauern d. h. zähe Naturmenschen, Leute die nicht nach Wissen und Buchstaben fragen, für ihr Thun und Lassen nur die Natur als Leiterin erkennen, nur sich selbst gehören, ihren Instinkten, und wenn sie einmal anderem als sich selbst gehorchen, auch nur von ihrem Instinkt dazu angehalten werden.

Segantini ist einer von denen. Seine Bedeutung ist für uns mehr die einer Andeutung, wohin man von Millet aus gelangen kann, durchaus nicht die eines Ideals. Er schwankt zwischen abstrusen Ideen und wundervollem Handwerk, aber er thuts wie ein Bauer, man kann kaum darüber diskutieren, es sind Inkonsequenzen, die man nur bei sonst konsequenten Naturen findet.

Auch Segantini hat Millet romantisiert und schlimmer als alle anderen, aber gerade weil er es so unverhohlen gethan hat, stört es weniger; man braucht es nicht zu argwöhnen. Er besitzt nicht das Genie, seine Empfindungen, das bewußte Hohelied, aus dem Betrachter zu locken, er steckt sie in das Bild; er hat nicht die kühle Selbstverständlichkeit der ganz Großen und noch weniger den Geschmack, der den Mangel bei anderen ersetzt. Er taucht seine

Gedanken in die Natur und überzieht sie mit dem Lokalkolorit seines Engadiner Alpenlebens; das Gedankliche bleibt im Vordergrund.

Nur, alles das geschieht unbewußt, alles das thut nichts zur Sache, denn neben alledem findet man eine fabelhaft persönliche Linie, eine eigene Farbe und ein persönliches Können. Die Linie ists, die mit fortreißt; sie ist schlanker geworden; nicht so männlich wie bei Millet trotz der Rauheit, aber auch nicht schwächlich. Es ist etwas Neues darin, was man bei Millet nicht findet, vielleicht, weil man es nicht sucht, — Rhythmus. — Natürlich, wenn man darunter das Allgemeine versteht, ein persönliches Liniengesetz, eine besondere Verteilung der Massen, so hat mans bei Millet in überreicher, unerreichter Größe. Wir meinen etwas, das Millet vielleicht verschmähte, aber das uns heute gefällt, diese wunderbare Lyrik, man möchte sagen, den Gesang der Linie, der aus Segantinis Zeichnungen spricht. Es scheint, als habe er der Milletschen Linie Schwingen gegeben. Millet brauchte das nicht, er ragte wie er war in den Himmel, Segantini hat, immer ganz unbewußt, dekorative Werte daraus abgeleitet, das Neue, Gewaltige lieblicher, fast nützlicher gemacht.

Nicht wenig half ihm sein unbändiger Farbensinn dabei; auch der bestärkt die Art seiner Erscheinung. Man findet in diesem Naturkind Konventionen, die durchaus nicht in der Natur sind, aber seine Liniengefüge prachtvoll ergänzen. Seine malerische Flächenverteilung ist zuweilen fast schematisch, seine starken Kontraste, dieses Gelb, dieses Weiß sind nicht Naturstudien, sondern gehören dem Dekorateur. Es strahlt von Licht in seinen Bildern, aber Kenner werden die Luft vermissen. Daß er damit trotzdem Natur erzielt, das ist seine Kunst.

Denn dieser Segantini hat uns nichtsdestoweniger die Alpen-

landschaft wiedergegeben, vor der man sich so lange gefürchtet. Wie man aus Angst vor den Engländern die Schweiz vermeidet, so ist das Alpine heute den besten Landschaftern ein Greuel aus Abneigung gegen die Mätzchen, die unbedeutende Maler damit getrieben haben. Man spricht von einer Pose der Natur und wirft dem Modell die Taktlosigkeiten seiner Kopisten vor. Ganz im Hintergrund schlummert auch vielleicht eine gewisse Aengstlichkeit. Deutsche Landschafter reisen mit Vorliebe nach Hollands flachsten Gegenden, um sich immer wieder die nötige Widerstandskraft gegen das im versteckteste Winkel ihrer Seele immer noch lauernde letzte romantische Hügelchen zu holen. Und sie haben recht, wer noch die leiseste Phrase im Sinn hat, hat nicht das Recht, pathetisch zu sein. Erst wenn der letzte Rest Sentimentalität vertilgt ist, darf man sich erlauben, Gemüt zu haben.

Daß uns die sehr gemütvolle Phantasie Segantinis nicht stört, kommt lediglich daher, daß sie nicht reflexiv, sondern naiv ist d. h. so erscheint. Er hat uns zum ersten Mal gezeigt, wie es oben auf den Bergen aussieht, wenn man sie von oben, nicht, wie Kameke, von unten betrachtet. Das ist so merkwürdig, daß das rein Phantastische daran gar nichts Besonderes hat. Er schafft ein Milieu, und wenn man erst daran glaubt, nimmt man das, was darin vorgeht, gläubig an. Es ist das Geheimnis aller Künste. Und dann bewegt sich die Phantasie dieses ehemaligen Schweinehirten auch ideell in einer gewissen vorteilhaften Höhe. Sie pendelt nicht lediglich zwischen Weinen und Lachen wie die Kunst seiner Landsleute, selbst seiner größten. Sie hat die urdramatische Ruhe, die wohlthut und die Auge und Sinn vom Wandschmuck verlangen, sie ist unwesentlich, und nur das Malerische giebt ihr Sinn. Daß diese Kunst an Schwächen reich ist, versteht sich fast von selbst. Oft verbirgt sie

unter dem robusten Mittel den Mangel an Sicherheit, sie ist grob, um nicht Schwäche zu zeigen; sie ist nicht nur naiv, sondern unkultiviert. Nicht immer verrät sie den schöpferischen Reichtum des Naturkindes; die Sonne dieser Bilder blendet zuweilen wohlthätig über Leerheiten hinweg.

Trotzdem wird Segantini zählen, zum mindesten für unsere Zeit, zum mindesten als Pionier auf einem neuen und in seiner Umgebung von ihm allein beschrittenen Wege.

Tiefer ist ein anderer vorgedrungen, ein Kind desselben Hollands, in dem Millet so viel berühmte Eroberungen gemacht hat; keine von dieser noch ungerühmten Bedeutung: Vincent van Gogh.

Vollard machte vor 6 Jahren etwa mal eine Ausstellung von van Gogh. Sie ging für das Publikum spurlos vorüber; die jungen Maler gingen hin, auch ein paar ältere, Degas zum Beispiel. Die Ausstellung hatte etwas Ungeheuerliches. Die Rue Laffitte ist an alles Mögliche gewöhnt und bei Vollard weiß man vorher, was man nicht findet. Aber gegen diese schreienden Leinwandflächen, die mit dem Spachtel gemacht schienen, sah doch alles Impressionistische sanft und artig aus. Sie schreien, diese aus Farbe gehauenen Farbenflächen, es ist kaum anders zu nennen. Und man möchte zuweilen mitthun, wie einem bei dem Gewitter die Lust kommt, in den Donner zu brüllen. Es ist der Schrei des Animalmenschen, dem die rätselhafte Beziehung des Einzelnen zum Kosmos das Blut erregt, der in die Natur, in seine Umgebung hinein will, tiefer als es vergönnt ist, und sie oder sich zerstört, wenn es ihm nicht gelingt; eine Reaktion, die nichts mit dem Verstand zu thun hat, rein physisch gewaltsam, unwiderstehlich.

Van Goghs Malerei ist Animalkunst. Aber man denke ja dabei nicht an kulturelle Begriffe. Sie ist animal, weil sie lediglich

Kraft ist, und Kraft ist immer Schönheit; weil sie gar keine menschlichen Schliche noch Winkel kennt; keinen Ehrgeiz, keinen Hochmut; weil sie so nie gelernt, nie, und sei es wie immer, errungen werden kann; weil sie Genie ist. Man kann kaum von dem Persönlichen dieser Kunst reden, sie ist etwas anderes als alles andere, eine neue Gattung, in der der Persönlichkeitskult nicht mehr allein herrscht. Man mag einmal Elemente finden, die van Gogh ähnlich sind, nie ist er mit irgend einem seiner Vorgänger zu vergleichen. Und doch ist dieser Künstler nicht nur der Anfang eines Neuen, sondern, der konsequente Abschluß einer unendlich organischen Entwicklung. Die stärkste Koloristik verbindet sich in ihm mit dem stärksten linearen Ausdruck; er krönt den Impressionismus der Manet und Monet und seines Meisters Cézanne und potenziert gleichzeitig Millet; er ist der letzte Maler dieser großen Kunst; man kann nach ihm neue Nuancen finden, keine neuen Ziele. Die Entwickelung, die über ihn hinaus geht, muß notwendig einen anderen Rahmen als den unserer Malerei suchen.

Alles das sagt unendlich wenig von diesem Menschen. Die ganze Erbärmlichkeit litterarischer Betrachtungen von Kunst und die Unnahbarkeit der Malerei, wenn sie nichts als Kunst ist, wird offenbar vor diesem gewaltigen Beispiel. Schneidend scharf umrissen steht es vor uns, ein Wunder von Kraft; ihn zu analysieren ist leicht, ihn zu kritisieren noch leichter, aber etwas von ihm geben unmöglich. Man kann ihm alles mögliche Gute und Schlechte nachweisen, daß er nicht so wissend wie Cézanne und mutiger als Monet war, daß er Millet karikierte und unerhörte Brutalitäten beging; alles das bringt den, der sich mit ihm auseinandersetzen will, nicht einen Schritt weiter. Es bleibt etwas indiskutabel Elementares, das eben van Gogh ist. Und diese Auseinandersetzung ist nötig, so

nötig, wie im Moralischen die Auseinandersetzung mit Nietzsche, ja noch sehr viel nötiger. Einer Zeit wird einst Nietzsche wie die formulierte Banalität erscheinen; van Gogh ist elementar wie Millet. Wie für die materielle Wohlfahrt eines Volkes in letzter Instanz, nachdem Handel und Industrie internationale, schlechterdings mechanisch arbeitende Funktionen geworden sein werden, lediglich der primitive Reichtum seines Bodens entscheiden wird, so wird für die künstlerische Bedeutung eines Landes oder einer Epoche zuletzt nicht die kulturelle Förderarbeit, die allgemein zu werden bestimmt ist, sondern lediglich der primitive Reichtum an künstlerischen Elementen entscheiden. Diese bleiben, die Formulierer wechseln mit den Generationen. Daher ist es von größter Wichtigkeit, diese Elemente zu erkennen. In irgend einer Form werden sie ihre fortlebende Kraft bewahren und den Gang der Kultur bestimmen.

Von Millet unterscheidet van Gogh bereits sein Temperament. Millet genoß die Natur, wenn er sie malte, er war ihr Freund, ihr natürlicher Genosse; es verstand sich für ihn von selbst, daß er sie darstellte, da er in ihren Armen aufgewachsen war. Er war aus demselben Stoff. Der Ernst, der in seinen Bildern spricht, ist der des Landmanns, der die saure Arbeit kennt, aber fest auf ihre Früchte vertraut. Van Gogh ist grelle Tragik. Er gehört zu einem anderen Geschlecht, er war aus anderem Stoff als die Natur, und diese Differenz machte sein Schicksal und seine Kunst. Er hatte alles von unserer Zeit, all die unbegrenzte, unmögliche Sehnsucht, all die unsinnige Feinheit unserer Nerven und die düstere Belastung unserer Reflexionen. Er ging nicht zu der Natur; sie riß ihn zu sich; er klammerte sich an sie wie an ein Weib, das man ausschöpfen will und dem man nie näher kommt, das man nicht lassen kann, wiewohl

es vernichtet, und zu dessen mitleidlosen Füßen man zu Grunde geht, weil es aus anderem Stoffe ist.

All seine Bilder sind Kampf. In rasender Eile malt er sie hin, er stößt sie aus wie vor Anstrengung kochenden Atem. 1882 fängt er an zu malen, 1890 ist er zu Ende. In acht Jahren malt er etwa fünfhundert Bilder. Er hat an den einzelnen nicht lange gesessen, sie sind in Minuten gemacht. Aber es sind Minuten, wie sie im Leben des gewöhnlichen Sterblichen nur selten vorkommen, die der Behäbige mit Recht vermeidet; es sind an die Oberfläche dringende Affekte, deren zerrüttend lange Vorbereitung verborgen bleibt; die kurzen Momente, wo der rasende Geist sich mit übermenschlichem Willen konzentriert.

Wenn bei irgend einem, so hätte man hier den Wahnsinn voraussagen können. Die Katastrophe war unvermeidlich.

In dem kleinen holländischen Nest Bussum bei Amsterdam, wohin sich die Witwe des Bruders Vincents, der sich kurze Zeit nach dem traurigen Ende des Künstlers ebenfalls das Leben nahm, zurückgezogen hat, ist noch heute ein großer Teil der Werke van Goghs aufgespeichert. Sie stehen kunterbunt auf dem sonnigen Speicher der kleinen Villa, und wieder denkt man an die grauenhafte Ironie, daß ein Genie sich zu Tode hetzen mußte, damit nachher seine Bilder in einem unbekannten Dorf auf einem Speicher verdorren und verderben, zwei, dreimal in langen Jahren von merkwürdigen Fremden durcheinandergerüttelt werden und dann wieder weiterdorren. Hier findet man die guten und die schlechten van Goghs, sein ganzes Leben. Es ist sehr schwer, Qualitäten bei ihm zu unterscheiden. Wo ist das Maß? — Man denkt nicht an „Kunstbetrachtung" wenn man ihn sieht. Nur bei ganz starken Gedichten hat man zuweilen eine ähnliche Empfindung, wenn es einmal der

Seele gelingt, jede Erinnerung an den Reimprozeß des Gedichtes, an das Blatt Papier, auf dem der Vers gedruckt ist, an die Sprache des Vortragenden, an all das Aeußerliche, Grobe zu vertilgen. Noch mehr bei der Musik, bei Tönen Beethovens, wenn man das Glück hat, allein zu sein und sich ganz in sich kauert, seine Seele auszieht, um Seele zu spüren.

Das Herrliche an ganz persönlichen Werken — das Unpersönliche! — Wer weiß, ob es nicht dieser höchste Drang nach Unpersönlichem war, der diesen Menschen in den Tod trieb.

Er wollte keine Kunst machen, wenn er malte. Man kann aus seiner Korrespondenz mit seinem Freunde Emile Bernard, die der Mercure de France 1893 veröffentlichte, seine Begeisterung für Delacroix, Manet, Gauguin und andere herauslesen und künstlerische Theorien, wenn man will; aber es ist nicht schwer, zu bemerken, daß das mehr Betrachtungen post festum sind, nicht gerade Phrase, aber Füllsel, und seine Schwärmerei für Ziem, den er in demselben Atem mit großen Leuten nennt, zeigt zur Genüge, wie wenig nahe ihm im Grunde alle miteinander waren. — Er wollte keine Kunst machen; seine Kunst gehörte zu ihm, wie materielle Funktionen zum Leibe gehören; sie war nichts außer ihm, sie war so wie er, eine Eigentümlichkeit, mit der er auf die Welt kam, ein angeborenes Leiden, an dem er sterben mußte.

Man muß daher von vorne herein gewisse logische Reserven machen, wenn man von seinen Lehrern sprechen will. Was in ihm zu beeinflussen war, soweit es auf das Malerische ankommt, stammt von Cézanne, der gleichzeitig auf ihn wie auf Gauguin wirkte; auch Gauguin und van Gogh mögen sich untereinander gegeben haben, als sie sich zusammen in der Bretagne ihren ersten malerischen Eindrücken hingaben. Neben van Gogh erscheint Cézanne als stiller

friedlicher Betrachter, er ist unendlich raffinierter, weit kühler, sehr viel reifer, ein Künstler, der mit gelassener Ruhe seine Wirkungen berechnet. Van Gogh ist immer in fast pathologischer Art an seinen Bildern beteiligt; er malt sich selbst in diesen lodernden Wolken, in diesen entsetzt zum Himmel aufschreienden Bäumen, in der schrecklichen Weite seiner Ebenen Er hat sich an das Stilleben gewagt, in dem Cézanne sein Höchstes geschaffen, er stellt mit Vorliebe den Obstkorb diagonal in das Bild und füllte ihn mit Aepfeln, gerade wie es Cézanne macht. Bei Cézanne bleibt es ein Stilleben, die, möchte man sagen, aktuellste Auffassung des holländischen Stillebens, ganz und gar persönlich in einer zu Recht bestehenden Tradition. Bei van Gogh ist die Bezeichnung Stilleben für dieses unerhört Vitale in den Früchten fast eine Ironie. Sie glühen, sie scheinen zu bersten, es ist, als hätte sich alles, was ihre Art an Besonderem hat, in ihnen aufgespeichert, es ist ein Stück tollstes Leben, was zufällig auf diesen Korb gelegt ist. Ein fabelhafter Geschmack hat den Korb so und nicht anders und die Früchte so und nicht anders gelegt; aber dieser Geschmack steht nicht in Verbindung mit irgend einer Tradition, kein Holländer hat je so etwas geträumt. Es ist ein neuer Kosmos im Gegensatz zu dem alten, durch den alle anderen trotz aller Individualitätsunterschiede verbunden sind.

Nicht das Mittel des Koloristen allein vermag dieses Alleinstehende zu geben. Man kann genau genommen überhaupt kaum von den Farben van Goghs reden. Denn diese sind nur, wie sie sind, weil sie der van Goghsche Pinsel aufgestrichen hat. Nicht allein die kühnste Lösung der Kontrastfrage, sondern vor allem die Art, wie er mit ihnen schreibt, giebt ihnen das Eigene. Er kann nehmen, welche Farbe er will, es wird Bild. Es liegt an der ihm ganz eigenen Behandlung der Fläche. Wer Augen hat — und

Medium ist — wird in einem van Goghschen Bild deren viele entdecken. Es ist schließlich nichts anderes als eine Entwicklung des Korns, das die Qualität jedes modernen Malgrundes ausmacht, eine Struktur des Pinselstrichs, also die Entwicklung dessen, das die Venezianer begonnen haben und das Charakteristikum der modernen Malerei im Gegensatz zur alten der Primitiven, darstellt; was wir an Tizian, an Rubens, an Delacroix und an Manet lieben, aber es ist hier in einer Großartigkeit erweitert, die allein steht. Denn in dieser Eigenschaft zeigt die van Goghsche Malerei eine neue Verwendung, — die „Dekoration", um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen; und dies, weil sie mehr als irgend eine andere zur Fernwirkung geeignet ist. Schon die Impressionisten haben die Notwendigkeit dieser Richtung besser begriffen als ihre Vorgänger auf gleichem Wege, aber sie verfügten nicht über die notwendigen linearen Elemente. Vor lauter Fläche sieht man bei Monet schließlich gar nichts mehr, man empfängt wohl aus der Entfernung — nur der Entfernung — die ungemein intensive Licht- und Farbenwirkung, aber es bleibt in letzter Instanz formlöser Fleck. Van Gogh operiert mit beiden Elementen. Darin liegt seine Bedeutung.

Diese Bedeutung wird bei dem Eingehen, das ihr in dieser Arbeit gewährt wird, überschätzt erscheinen. Wir müssen uns das gefallen lassen, wir behandeln hier van Gogh nicht lediglich kritisch, sondern befassen uns mit dem Weg, den er mit einem Erfolg beschritten hat, über den schließlich erst die Nachkommenden endgültig entscheiden werden. Ueberblickt man die ganze Malerei, wie wir sie in flüchtigen Strichen als Entwicklung darzustellen versucht haben, so wird man van Gogh an dem äußersten Kontrastpunkt entdecken, der uns gehört. Die Malerei entfernte sich von der architekturalen, dekorativen Grundlage der Primitiven und büßte dabei notwendig ihre

wesentlichste Eigenschaft, die des Raumschmucks ein. Sie wurde zu einem Mittel des Persönlichkeitsnachweises, das gar nicht in ihrem ursprünglichen Wesen begriffen war, förderte alle möglichen Eigenschaften zu Tage, deren Gesamtheit sie immer mehr in das rein Abstrakte trieben. Eine Gegenbewegung wurde, vollkommen unbewußt, gerade von den Künstlern vorbereitet, die uns heute als stärkste malerische Persönlichkeiten erscheinen; diese vermochten zum mindesten die technische Seite der Malerei so zu gestalten, daß sie wieder als glänzender Raumschmuck großen Umfangs denkbar, unter gewissen Bedingungen möglich werden konnte. Daß diese Entwicklung nur auf dem einmal beschrittenen Wege erreicht werden mußte, um zeitgemäß, um unser Eigentum zu bleiben, versteht sich von selbst. Man weiß, daß die Sehnsucht nach dekorativen Wirkungen große Strömungen aller Länder in den Archaismus trieb; nicht auf diesem Weg konnte uns geholfen werden; zum mindesten brauchte er neue Gehilfen. Van Gogh ist nicht zurück, sondern vorwärts gegangen; er hat uns auf diese Weise, die ihm allein gehört, den neuen Zielen näher gebracht.

Denn in diesen ornamentalen Gemälden ist nichts künstlich Stilisiertes; es ist natürlich auch nicht die Natur, die das Spiel dieser gewaltigen, scheinbar taumelnden Linien bestimmt. Er ist es, immer wieder sein Wille, seine Handschrift, die die merkwürdige Gabe hat, zwei uns thörichterweise feindlich erscheinende Elemente zu vereinen, seine Ueberzeugung, der Mangel jeder unschlüssigen Halbheit, kurz seine Persönlichkeit, die uns das für so wahr wie Natur nehmen läßt, was weit über die Natur hinausgeht.

Uns . . .

Man hat sich den Plural majestatis als anständige Form bei Kunstaufsätzen angewöhnt. Es versteckt sich recht viel Illusion unter

dieser vagen Mehrzahl. Wer sind die „Wir", die in van Gogh — o durchaus keinen Gott, nicht mal ein Genie — sagen wir bescheiden, das Samenkorn einer neuen Kunst erblicken? . . .

Man kann sich in diesem Fall ehrlicherweise nicht einmal die bewußte optimistische Wendung, daß einst eine Zeit kommen wird, u. s. w. erlauben. Die Zeit für van Gogh wird schwerlich je kommen. Etwas steckt in dieser Malerei, das auch den Bourgeois des 21. Jahrhunderts, der sich zu so viel Dingen bekennen und bequemen wird, abhalten muß, hier mitzuthun. Er wird vielleicht lernen, seine Erbauung in anarchistischen Schriften zu suchen; er duldet ja schon heute so viel Dinge mit freundlichem Interesse, die seine werte Vernichtung bezwecken. Aber van Gogh kaufen, heißt schlechterdings selbst Anarchist werden, und das geht zu weit; van Gogh im Hause des friedlichen Bürgers ist die Bombe in der Tasche des Polizeipräsidenten.

Van Gogh ist Anarchist, er ist es, weil seine Bilder anarchistisch sind. Es ist eine andere Art als die der Morris, van de Velde u. s. w., deren sozialistische Reden an den gefährlichsten Anarchismus streifen und deren Werke so weit sind von ihren Theorien, ja zuerst fallen müßten, wenn sie recht behielten. Wir werden später Gelegenheit haben, nachzuweisen, daß diese Leute trotzdem ehrlich sind, daß sie ein Recht haben, sich zum mindesten für relative Anarchisten zu halten. Zwischen ihnen und van Gogh gährt nichts destoweniger eine soziale Kluft.

Der Anarchismus ist kein Theorem, das sachlich verfochten werden kann, es muß geglaubt werden, wie die Religion, er ist ein Instinktbedürfnis wie diese. Er kann auch nur durch Suggestion, nicht durch Belehrung mitgeteilt werden.

Eine solche Suggestion geht von van Gogh aus.

Van Gogh ist der stärkste Gegensatz jener staaterhaltenden Kunst, die das Haus des friedlichen Bürgers zu schmücken vermag. Er zerstört es. Hier mag er als der brutale Barbar erscheinen, der jede Rücksicht auf das Gesetz der Wohnung ablehnt. Man findet eine ähnliche Feindseligkeit bei Munch, dem ebenso ehrlichen Anarchisten. Aber was dem Bourgeois in van Gogh als Barbarei erscheint, ist es bei Munch in der That. Dieser steht auf einer niederen Kulturstufe als Künstler, seine Werke sind größtenteils Gedanken; er geht weiter als van Gogh in einem Sinne, seine Bilder sind nichts wie Verneinung, und er ist im anderen Sinne dem van Goghschen Niveau überhaupt fremd, denn viele seiner Bilder entziehen sich rein ästhetischer Betrachtung. Uns ist van Gogh, gerade weil er sich nicht des subjektiv Psychologischen bedient, sondern nur Maler ist, ein Temperament, das sich nur in dieser Kunst äußern konnte und zu äußern suchte, der Ueberzeugendere. Man darf sich nicht verhehlen, daß nie ein Milieu möglich ist oder auch nur gewünscht werden kann, in dem typische Gemälde von Munch am Platz wären, und dieser Umstand reduziert von vorneherein seine Bedeutung auf das äußerst Abstrakte.

Van Gogh dagegen verneint nur das gegenwärtige Milieu. Nur in diesem wirken seine Bilder wie Keulenschläge. Ein Milieu, in das er hineinpaßt, das er zu schmücken vermag, ist nicht nur denkbar, sondern bereits im Entstehen. Vermutlich wird die Zeit, in der sich seine Bilder bürgerlicher Anerkennung erfreuen, nie eintreten; es ist eher denkbar, daß es überhaupt einmal keine Bilder mehr giebt, als daß van Goghs Bilder weitverbreitet werden. Aber die Teilnahme an dem wesentlichsten Punkt der Entwicklung des modernen Milieus ist ihm schon heute gesichert, sie ist mittelbar, aber deshalb nur um so tiefer gehend; seine Linien und Farben sind

Elemente, die in mannigfaltigster Form nützen und nützen werden. Das giebt ihm die konkrete Bedeutung. Viele bauen schon heute auf ihm weiter. In der rein „dekorativen" Malerei mancher jungen Pariser, Ranson, Serusier, in gewissen Bildern von Bonnard und einer ganzen Reihe anderer findet man ihn wieder. Van de Velde verdankt ihm wertvolle Anregungen; es ist verblüffend, in den frühen Ornamenten van de Velde's den Pinselstrich vanGoghs zu entdecken. Da erkennt man, wie immer, wo in einer Originalität der Keim einer vorhergegangenen aufblüht, den enormen Wert dieser Befruchtung. Er ist hier deshalb so bedeutend, weil er gerade die Tendenzen begünstigt, die unserer Zeit am teuersten sind.

Das ist der Weg in die Zukunft. Verfolgt man ihn an den Werken van Goghs zurück, so gelangt man auf Millet. Und dann erscheint der Meister von Barbizon in einem ganz neuen Licht. Man hält den Nerv, der ihn für uns unverlierbar macht; die Erkenntnis, daß Millet auch jener neuen Kunst, die nichts als Schmuck und Nutzen sein wird, gegeben hat. Auf dem Speicher in Bussum stehen eine Menge Bilder, die van Gogh unmittelbar nach Millet gemacht hat. Er kopierte die Zeichnungen und schrieb den Namen Millet darunter, aber er that es wie Delacroix Rubens und Cézanne Delacroix kopierte, wie ein Künstler ein Stück Natur wiedergiebt. Indem er sich ganz ihm ergab mit der berühmten Treue des „Realisten", fand er sich selbst.

Van Gogh hat Millet erkannt. Die Israels und Konsorten haben ihn trivialisiert und zerstückelt. Van Gogh hat das aus ihm gewonnen, was auch einer Zukunft, die in die Gefahr kommen kann, Millet zu unterschätzen, wertvoll sein wird.



Wie es immer nur die Linie sein kann, die von Millet zurückbleibt, die Linie, nach der heute alle unsere Sehnsucht ruft, so war Millet von vorne herein bestimmt, der Plastik förderlich zu werden, die bis zu seiner Zeit nur in ganz seltenen Momenten sich von dem Sturz seit Michelangelo zu erholen vermochte und immer um die vagste reale Beziehung zur Moderne verlegen blieb. Es war natürlich, daß man die Bauernmalerei in Gips und Bronze übertrug, ohne mehr als eine Veränderung des ewig gleichen Gegenständlichen der Bildhauerei damit zu erreichen. Ein einziger kam dem Wesen Millets nahe: Constantin Meunier.

Belgien war in den Siebziger Jahren ein wahrer Herd für den Millet-Kult. Während der letzte Enkel der großen vlaamischen Koloristen Henri de Brackeleer in wunderbaren Interieurs, deren Farbennoblesse ihn zu dem Whistler Belgiens macht, die alte niederländische Tradition zu Ende führte, bildete sich in und um Brüssel eine sehr viel demokratischere stramme realistische Gemeinde, die teils von Millet, teils von Courbet ausging. Nur aus der Milletschen Richtung ist etwas geworden. Ihr gehörte Rops an, dessen erste Bilder, sowohl Gemälde wie Radierungen, ganz Milletsches Gepräge tragen und der der Linie Millet vielleicht das einzige solide Element verdankt, das die tausend Nuancen, aus denen er sich zusammensetzt, gebunden hält. Ein sehr viel soliderer Kollege war ihm damals Meunier.

Es ist Meunier nicht leicht geworden. Er hat mehrmals umgesattelt, wenn es mit dem Kneten nicht ging zum Pinsel gegriffen und umgekehrt. Es ging sehr lange nicht. Er ist wie so viele seiner Generation und wie fast alle seiner Schule ein alter Mann geworden, bevor er Anerkennung gefunden hat.

Nur durch seine Bildhauerei konnte er zu sich gelangen. Seine

sogenannten Gemälde, schlecht und recht kolorierte Zeichnungen, sind schlichte Erzählungen, wie das meiste, was die Nachfolgerschaft Millets entstehen ließ. Er hat Dinge zu sagen, die interessant sind, weil sie bisher nicht bekannt waren, aber sie werden nicht mit dem Können vorgetragen, das jenseits des Neuigkeitsreizes bleibt. Anders der Bildhauer. Diesem Menschen mit dem weichen Kinderherzen, der seine Bergleute nicht als der von der Stadt zugereiste Künstler mit aufgekrempelten Hosen betrachtet, wie etwas, das man sehr naturgetreu darstellen, aber nicht anfassen kann; der Mensch, dem diese Menschen nicht interessant, sondern teuer waren, diese vorsintflutliche Gutmütigkeit brauchte eine Kunst, die sie zwang, sich möglichst kurz zu fassen. Er begnügte sich, von seinen Leuten ausdrucksvolle Büsten zu machen.

Meunier stammt nicht wie der Dichter der Weber von der Art derer, deren Geschichte er schreibt. Er versteht nichts von sozialen Geschichten und noch weniger von Pathologie. Er empfindet nur, weich wie der Thon, den er knetet. Und alles, was er empfindet, wenn er die Leute morgens zur Arbeit ziehen oder abends halbgebrochen zurückkehren sieht, soll nun hinein in die paar Formen, die er sich erlaubt, in die strenge Konvenienz, die er sich gestellt hat, soll mit klassischen Formen verwachsen.

So kommt er dazu, seinen Typus zu schaffen. Wie die Alten den ihren für die Schönheit, für die Kraft hatten, so macht er einen Idealtypus der Arbeit. Und nur so konnte er die Menschen, die er liebte, ehren, so nahm er teil an der Aufklärung unserer Zeit, so that er vielleicht mehr für den letzten Stand als alle Arbeiterpolemik. Er gab ihnen etwas Edleres als das Mitleid, daß dem Unglücklichen, der sich an der Straßenecke prostituiert, die Münze in den Hut wirft, er gab ihnen Würde. Er verfuhr mit ihnen wie die

Alten mit ihrem Zeus, ihrem Hektor, ihrem David und den anderen Helden.

Eins half ihm dabei; der Respekt vor den Alten. Natürlich, der Respekt einer Intelligenz, das, was jeder vernünftige Bildhauer, in Ermangelung einer Gegenwart, aus der Vergangenheit schöpfen muß, was jedem selbstverständlich ist, der je in Italien war. Notabene war Meunier nie dort, er kennt Michelangelo aus Photographien . . .

Ich erlaubte mir mal eines Tages, als ich ihn an seiner Pieta beschäftigt fand, an den Schöpfer jener anderen Pieta erinnert zu werden, die sich in San Peter befindet. Er schüttelte sich vor Ehrfurcht.

Es war so, als wenn man einem deutschen Rekruten erzählt hätte, er habe Beziehungen zu seinem Oberst.

Dieser gläubige Respekt hat dem Realisten Meunier das, was den meisten Bildhauern gerade das Mark aus den Knochen zieht, die klassische Konvenienz gegeben. Bei ihm wird offenbar, daß der Vergleich Millets und Michelangelos keine Phrase ist. Er hat vielleicht nichts anderes gethan, als durch seine Skulptur die Verbindung zwischen den beiden nachzuweisen.

Diese freiwillige Fessel, die Meunier abhält, seine Gestalten untereinander stark zu individualisieren, die ihn nötigt, den bekannten Typ, den er zuerst vor vielen Jahren in dem kleinen reizenden Relief eines Arbeiterkopfs fand, immer wieder zu verwenden, bewahrt ihn vor realistischen Spielereien, zu denen gerade sein Stoffgebiet ihn verleiten könnte. Man denke, was unser Maison, der sich das wachsechte, aufgespießte Negerköpfchen leistete, aus halbgebratenen Puddelarbeiter machen könnte.

Er zeigt nicht den Schweiß ihrer Arbeit, sondern ihren Adel,

nicht einen Menschen in seiner Schicksalskleinheit, sondern die Rasse, das Geschlecht der Arbeit, keine Episode, sondern die Essenz dieser höchst ernsten Geschichte.

Es ist die Art wie Millet verfuhr; das Beste, was er geben konnte, opferte er einem einzigen starken Ausdruck.

Und für seine Leute ist es die einzige Art. Sie sind keine Individualitäten; die wüste Arbeit, die ihnen die Knochen nach einer Richtung biegt, macht sie einander ähnlich; die Anstrengung schwitzt das überflüssige Fett weg und läßt nur Haut, Muskeln und Knochen; das gemeinsame Leben unter demselben Zwang tötet sogar den Unterschied des Geschlechtes.

Hier haben wir die wahre Psychologie, die Kunst ist, nicht Litteratur. Das ist das Wunderbare an Millet, das Moderne, dieses Jenseits des Psychologischen, das nichtsdestoweniger der Seele zum stärksten Pfadfinder wird. Das hat den Erfolg Meuniers gemacht, dieser tendenzlose Ernst, der keine Geschichten, sondern Würde verbreitet.

Meunier steht zu Millet etwa in dem Verhältnis, in dem sich die Maler des Quattrocento zu Donatello befanden. Damals war es der Bildhauer, der den Maler befruchtete; heute giebt der Maler dem Bildhauer.

Die Situation entspricht der Entwicklung unserer Kunstgeschichte und sie macht fast überflüssig, auf das Malerische hinzuweisen, das im guten und im schlimmen Sinne Meunier mit allen modernen Skulpturen teilt. Verzichten wir hier darauf, die Kehrseite dieser Modifikation der Eigentümlichkeiten einer Kunst anzudeuten, die einer anderen zu nahe kommt, um nichts von ihrem ursprünglichen Wesen zu verlieren, und freuen wir uns der in Millet gesteigerten Kraft der anderen, die reich genug wurde, um abgeben zu können.

Gerade was sie reich machte, die Stärkung des linearen Elementes, giebt ihr die heutige Bedeutung. In der schlechterdings ungeheuren Evolution des Malerischen wurde Millet schätzbar, und er genießt mit Recht dank seiner neuen Gabe, dank seiner ganz originellen Erfindung, größere Bedeutung als Ingres, dessen Kostbarkeit neben ihm wie gekünstelt erscheint. Es öffnet sich eine andere Perspektive von der Milletschen Linie als von jener der Klassizisten. Sie hat schon, weil sie natürlicher ist, das vor der älteren voraus, daß sich natürliche Maler mit ihr auseinander setzen können. Und auf dem Wege wurde sie auch den reinen Koloristen nutzbar. Von ihnen hat am meisten Renoir dem Barbizoner Meister zu danken. Er ist vielleicht der einzige Franzose, der wenigstens bis zum gewissen Grade dem Propheten des eigenen Landes treu blieb.

Von vornherein drängt sich diese Verwandtschaft kaum auf. Die Farbe ist bei Renoir so wesentlich, daß man nicht an die Analyse der Zeichnung denkt. Und doch ist sie's gerade, die Renoir auf den höchst gewagten Pfaden seiner Kunst vor dem Straucheln schützt. Aehnlich wie Fantin Latour steht Renoir immer mit einem Fuß im achtzehnten Jahrhundert. Er ist, so einfach er erscheint und so ungeschminkt natürlich er in Wirklichkeit ist, eine der kompliziertesten Erscheinungen der Pariser Kunst; äußerst zusammengesetzt wie alle Pariser Koloristen, mit einer rücksichtslosen Liebe zur Farbe, die nur auf malerischen Reiz zielt, ist er, den man zu den großen Kämpfern moderner Koloristik zu rechnen hat, in der steten Gefahr, zum Epigonen der Bouchers und Fragonards zu werden, deren innerstem Wesen er zu fremd ist, um es zu übertreffen. Ganz gelungene Renoirs gehören zu den edelsten Werken der Malerei, aber sie sind selten. Die Sehnsucht nach der Grazie des 18. Jahrhunderts, die ihm durchaus nicht liegt, läßt ihn plump oder süßlich werden; es

giebt eine Unmenge Bilder von ihm, die sich nicht über die laxe Banalität eines Baudry erheben. Seine flaumartigen, pfirsichroten und seidenblauen Töne nähern sich sehr oft jener Weichheit, die weichlich wird. Groß ist Renoir immer nur da, wo er unfertig ist, wo das Gerippe seiner Bilder noch nicht mit dem gar zu verführerischen Fleisch seiner Malerei bedeckt ist, wo die Zeichnung noch hervorschaut.

Renoirs Zeichnungen sind ganz zarte Gedichte eines urkräftigen Mannes, seine Gemälde sind weibisch und plump. Er steht so hoch, daß ihn gerechte Vorwürfe nicht schmälern; was er trotz alledem mit seinen Gemälden gegeben, wird erst die Geschichte lehren, die in ihm so sehr einen Neuerer erblicken wird, wie in Manet. Eine große Individualität mit enormen Schwächen.

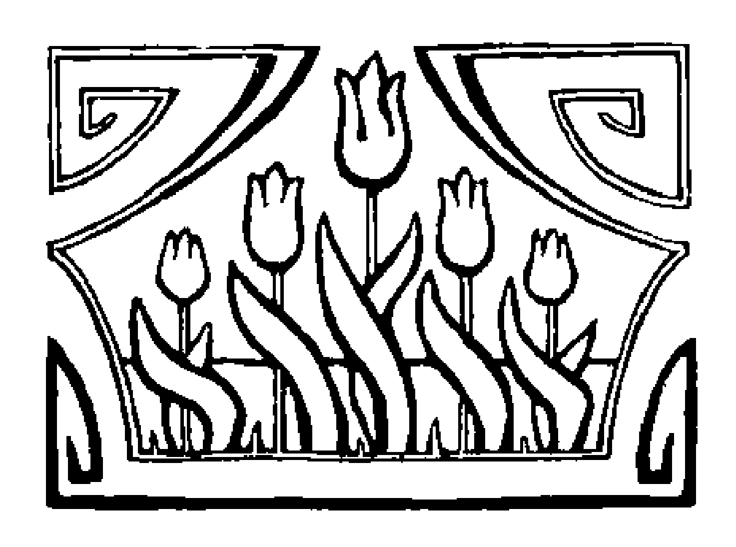
Das Mark in Renoir, das unendlich Junge, Sprossende in seinen Rötelzeichnungen ist Millet; wir nennen es so, wie wir es bei van Gogh nennen, wie immer nur bei einem echten, rechten Künstler die Befruchtung gemeint sein kann. In jedem Strich sitzt gleichzeitig die weiche, fast flüsternde Hand Renoirs, die geschmeidig über die grellen Umrisse gleitet, in denen Millet seine Gestalten schuf.

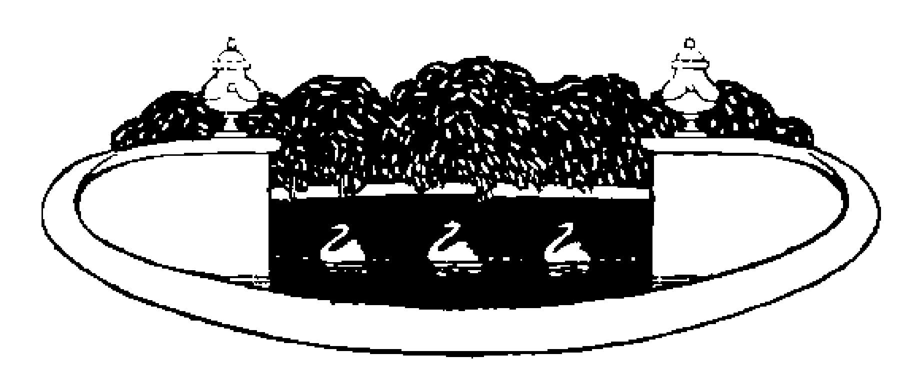
Aus der Zeichnung wird das Pastell. Es ist Renoirs glücklichste Stufe, wie bei Degas. Noch steht die Kontur deutlich; sie prangt in den schier unverlöschlichen Farben seiner kühnsten Erfindung, ein Rosa, wie man es nie gesehen, ein Blau so stark wie in kurzen Momenten der Himmel bei Neapel, ein Orange wie leuchtendes Goldquarz. Eine Wucht steckt in diesen Pastells, eine Lebensmacht, etwas so eindringlich, pochend Lebendiges, daß man mitjubeln möchte, wie in einen schönen Sonntag hinein.

Und wenn dann aus dem Pastell, das der Meister nur als Studie betrachtet, das Gemälde geworden, ist meistens das Beste,

die Frische — verschwunden. Es ist fast eine hübsche bourgeoise Malerei daraus geworden, gefällige Mädchen, leidlich nackt mit roten Bäckchen und stattlichen Brüsten; etwas verschwommenes liegt in der Atmosphäre, das die strotzenden Farben unnatürlich, die schwellenden Formen seiner Gestalten der Skrophulose verdächtig macht. Haarsträubende Verzeichnungen des Pinsels beleidigen Auge und Geschmack. Und mit alledem ist jede Erinnerung an Millet verschwunden. Es ist nur Renoir geblieben. Freilich, wer dem Bann verfallen, wird auch hier noch nicht zögern, dem Reiz der Persönlichkeit zu unterliegen, trotzdem oder gerade weil sie die letzte Befriedigung versagt.

Wir haben an wenigen Beispielen aus aller Herren Länder Millets Einfluß skizziert. Diesen erschöpfen zu wollen, würde weit führen. Er ist eins der großen Leitmotive, die unserer Kunst allein gehören und ganz sicher nicht verloren sind. Im rein Linearen ist wenig, das gleich ursprünglich ist, in dem Jahrhundert zu finden. Schon mit Renoir sind wir in der Sphäre, in der die bei weitem größte Mehrzahl neuer Empfindungen erschlossen wurde: die Farbe.





Schwäne.

In dieser Sonnenzeit
Ziehen Schwäne
Ueber den stillen Teich.
Schweigsam und prächtig,
Ihre Flügel leuchten,
Wie sie mit schön gebogenem Hals,
Einsam, gesellig,
Sanft, stolz, kühn
Vorübergleiten;
Und hinter ihnen glitzert die erregte Flut.

Nun klingt es so wundervoll herüber!
Ach, es ist die kleine Nachtigall,
Wo am Ufer dieses glatten Wassers
Die Rosenbüsche blühn.
In ihren Düften schwelgt
Die lichttrunkene Luft;
Die Sonne will bald untergehn.
Da weint und flötet und klagt die Nachtigall,
Weil die Nacht kommt,
Und weil es kühl wird.

Ihr aber, ihr!
Schönhalsige
Ruderer durch die abendlichen Wellen!
Wo seid ihr?
Seid ihr schon ferne?
Oder seid ihr am Ufer hin
Unter den Hängeweiden eingeschlafen,
Daß ich eure Stimme nicht vernehme?

Still!
Sie sind stumm,
Sie dürfen nicht singen.
Du würdest traurig, wenn Du ihr Rufen hörtest.

Ein Abend doch:
Der letzte.
Da breitet der Sonnenvogel
Die schweren Fittiche,
Schwebt
Ueber Spiegelteichen und Bäumen
Ueber Rosenbüschen und grünen Feldern,
Wo Wolken Purpurkleider tragen,
Und die Königin sich zum Sterben schmückt.

Wie der See sich regt!
Die Bäume rauschen.
Aus dieser weißen Kehle

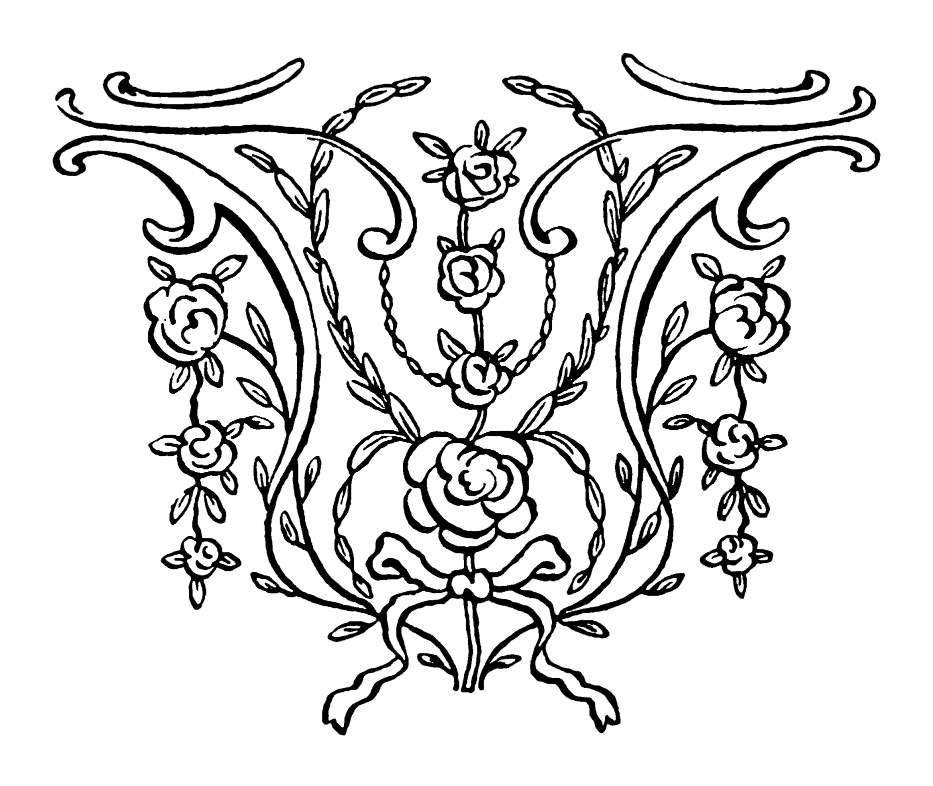
Kam ein Ton.
Er fließt durch die Luft.
Winde flüstern wohl,
Stürme rufen,
Du über Felsen hin
Plätscherst zart melodisch,
Wellenhaft leicht, anmutige Plauderin;
Flüsse rauschen durchs Thal.
Auch hörte ich sonst wohl
Den wollüstigen Klagelaut
Und das schluchzende Lachen der holden Flöte,
Der Trompeten scharf, hell
Mutprangendes Jauchzen.
Aber sie müssen alle schweigen,
Dies Wunder kommt aus tiefern Quellen.

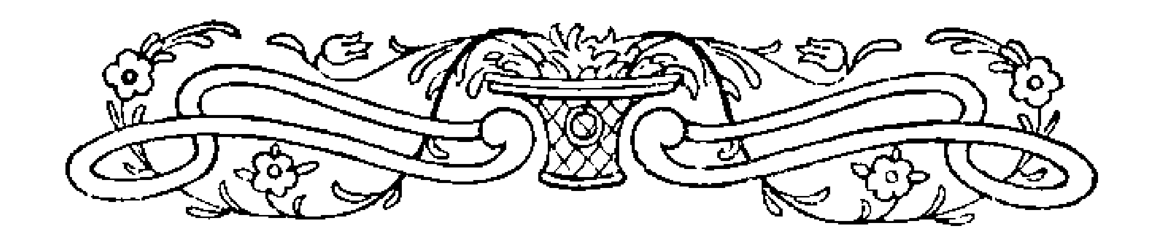
Sonnenregen träuft herab.
Die hellen Wolken lachen,
Felder taumeln.
O, goldne Fülle,
Die Luft zittert, Dich zu tragen!
Denn diese reine Seele
Ist aufgewacht und möchte sich befreien!

Nun wird der Wind kühler.
Wo bist Du?
Ich sehe Dich nicht! —
Aber noch fluten
Ströme bezauberter Melodien.

Nun wird die Luft still.
Die Sonne geht unter.
Du hast so oft gelächelt, wenn ich traurig war.
Aber glaube mir:
Es ist keins unter meinen Liedern,
Für das ich nicht schon einmal
Gestorben wäre.

R. A. Schröder.





Gebet zwischen blühenden Kastanien.

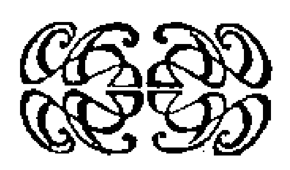
Frühling, oh du süßer Junge!
Deine Beine sind so zärtlich
Schlank und Deine schmalen Lippen
Feucht.

Wie du schreitest! Wie die Locken fliegen
Und das blaue Band im blonden Haare!
Wie es duftet, wo Dein Mantel wehte!

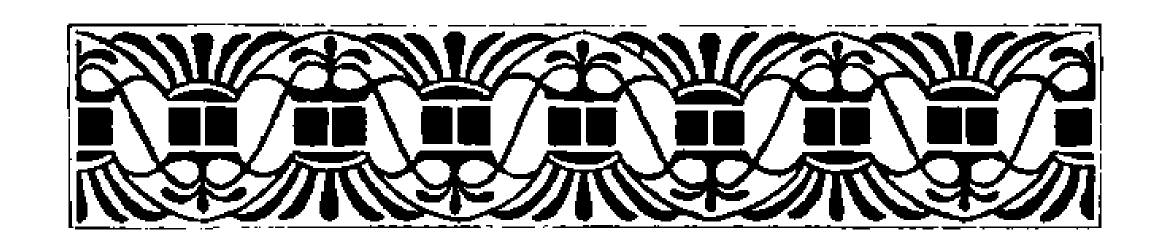
Frühling, süßer, saftgebenedeiter
Sieger-Knabe mit den Mädchenbrüsten,
Hauch mich an mit Deinem Blumenatem,
Der ich Dich jetzt tiefer kenn und liebe,
Deiner Brünste voller bin als ehmals.

Neig Dich mir, oh süßer Knabe, süßres
Mädchen! Ich vergehe sonst vor Sehnsucht,
Dich zu fühlen.

Wien im Prater, Mai 1900. Otto Julius Bierbaum.







Vorspiel zur Antigone des Sophokles.

Von

Hugo von Hofmannsthal.

Aufgeführt zu Berlin den 26. März 1900.

Auf dem Theater. Die Hauptdekoration (Palast des Kreon) ist aufgestellt. Mitwirkende sind im Abgehen. Theaterarbeiter löschen die Lichter aus.

Erster und zweiter Student sind vorne. Der zweite schon im Ueberrock, den Hut auf dem Kopf. Der erste barhaupt, einen großen dunkeln Mantel über den Arm geschlagen.

Zweiter Student:

Die Prob' ist aus. Man geht. Was kommst Du nicht?

Erster Student, sieht in die Couliſſe, welche die Thür des Palastes darstellt.

Wart, ich will sehn was dort im Dunkeln steht.

Zweiter Student:

Wo denn?

Erster Student:

Dort in der Thür.

Zweiter Student:

Ich sehe niemand.

Erster Student:

Niemand? Du siehst das nicht? Sie ist sehr biegsam
und klimmt in einem Schattenstreif empor.
Doch ihr Gewand — du siehst nicht, wie sichs regt?

Zweiter Student:

Ja doch, ich seh. Die Zugluft weht es an.

Erster Student:

Wen?

Zweiter Student:

Das Gewand, das dort im Dunkeln hängt.

Erster Student:

Du siehst nur ein Gewand? Ich sehe mehr.

Zweiter Student, schon rückwärts, indeß auch alle übrigen abgegangen sind und nur die rückwärtige Bühne mehr von einem dürftigen Lichtschein erhellt wird.

Wilhelm, so komm!

Erster Student:

Ich komme.

Er zögert wiederum.

Zweiter Student:

Man will schließen!

Verschwindet, schlägt eine schwere, eisenbeschlagene Thür hinter sich zu; es ist völlig finster.

Erster Student:

Ich bin schon da.

Will gehen.

Der Genius tritt aus der Thür des Palastes und steigt langsam die Stufen herab. Er trägt ein flutendes Gewand und eine tragische Maske vor dem Gesicht. Ein milchiger schimmernder Schein umgiebt ihn.

Erster Student, außer sich:

Heinrich, es tritt hervor!
Heinrich, es schaut auf mich!

Dann halblaut, sich selber mit Lächeln beruhigend:

Schauspielerin!

Genius, bleibt vor ihm stehen; er trägt schöne Reifen um die nackten Arme; in der Rechten hat er einen hohen Stab wie die Herolde.

Student:

Mein Fräulein, ich war ziemlich lächerlich,
vor Ihnen zu erschrecken. Zwar, es wird
nicht mehr probiert, und so ganz unvermutet...

Stockt, lächelt verlegen, wechselt den Ton;

Ich bin ein Neuling auch in dieser Welt,
wo Tag auf Nacht, und Höhle auf Palast,
ein künstliches Geschöpf dem andern folgt —

Stockt wiederum unter dem geheimnisvoll auf ihn gehefteten Blick, tritt einen Schritt zurück, spricht mit gezwungener Lebhaftigkeit:

Es regt die Phantasie gewaltig auf:
das Nichtigste ist nicht geheimnislos,
Man trägt sogar ein Etwas mit hinaus —

Muß wieder innehalten, findet gewaltsam den Uebergang:

Die Griechen, sie sind doch recht fern — doch Sie,
Sie tragen dies Gewand als wärs das Ihre —
Ja, Sie sind hier im Täuschenden zu Haus,
und das geheimnisvolle Element
umgiebt und nährt Sie; wie beneidenswert!

Nach einer Totenstille Pause; mit gewaltsamer Leichtfertigkeit auf die Gestalt zutretend:

Sehr schöne Maske, Deine Augen leuchten!
Sprich nicht, noch nicht, der Augenblick ist köstlich!
Geheimnis ist der Schönheit schönstes Kleid:
Ihr solltet immer nur in Larven gehn
und Eu'r Gesicht sollt was verborgnes sein
und sich dem Blick nur geben, der schon liebt.
Doch Deine Hand, die laß mir; Hände sprechen!

Indem er die Hand berührt, fährt er blaß und zitternd zurück;

Ah! Du bist keine Frau! Du bist kein Mensch!
Du bist die fürchterliche Gegenwart
von etwas, das mein Fleisch sich kräuseln macht
wie Zunder. Warum muß mir das geschehn!

Sehr stark:

Wie, oder bin ich hier und das ist drüben?

Flüsternd:

Ich träume nur. Hier rechts von meinem Bett
ist meine Uhr, und dort das Fenster, wo nur?
Ein weißes Linnen regt sich von der Wand,
da nahm ich es für eine Nachtgestalt,
die hier vor mich hertrat. Wo ist mein Bett?

So fest liegt es auf mir, ich meine, ich höre
wie fingernd ihre Hand den Stab berührt.
Ich hab den Mut nicht, nur ein Aug zu drehn.
Phantom, geträumtes, Du, Phantom, was willst Du?

Genius:

Mit welchem Namen da benennst Du mich?

Student:

Von irgendwo Emporgestiegenes,
deß' Gegenwart mich kalt besessen macht!
Wandrer, an dessen Sohlen Staub nicht haftet!
Ich weiß, ich werd' erwachen, werde liegen
hart neben meinem Bette an der Erde,
allein! und werde sprechen: Dies war nichts!
Doch gieb mir eine Nachricht, gieb ein Etwas!
Mich überkommt das Süße an dem Wahnsinn!

Genius:

Die ewig leben, senden mich an Dich
mit einer schönen Botschaft.

Student:

Deine Stimme
— ich red mit ihm! — ist schön. Jedwede Botschaft
muß schön sein, die Du bringst.
Denn Deine Stimme ist mit Glück geschwellt
wie Segel eines Fahrzeugs fern am Himmel,
drin Liebende der ganzen Welt vergessen,
und Deiner Stimme Schwebung ist gesegnet
so, wie ein goldner Tag im Herbst, den Greise

auf Mauern wandelnd zwischen Rebenlauben
mit kühler Hand und reinem Auge segnen.
Dies alles hab ich schon einmal geträumt.
Doch war es nie so schön. —

Genius, den Stock auf den Boden stoßend:

Du träumest nicht:
Das eben ist die Botschaft, die ich bringe:
Mich mußt Du glauben, daß Du sie verstehst.

Student:

Dich glauben? wer bist Du?

Genius:

Und wer bist Du?

Student:

Ich? ich? ich steh doch hier, ganz Wirklichkeit.
Dies ist die Bühne, eh probierten wir
ein griechisch Trauerspiel; die draußen gehn
und Thüren schließen, die sind meinesgleichen;
und draußen ist die Stadt mit vielen Straßen:
Auf Viadukten dröhnen Züge hin
durch schwefelfarbne Luft hinaus ins Land:
Dort stehen Wälder, und die suchen wir
zuweilen — doch umgiebt uns hier wie dort
Geschick und schlummerlose Wirklichkeit,
und nichts ist leer —, wie fandest Du den Raum,
aus Deinem Drüben hier hereinzugleiten?
Wer grub Dir mit den Händen diese Höhlung
in die lebendige Luft? was willst Du hier?

Genius:

Die ewig leben, senden mich an Dich
mit ihrer Botschaft.

Student:

Du bist ein Phantom,
die Stätte hier hat Dich gebrütet, dies
unsichre Licht, die trügerischen Wände,
die Legionen Träume, die hier nisten.
Schönes Gespenst, Du bist die Ausgeburt
von einem sonderbaren Haus: hier geben
erbärmliche und sehr erhabne Träume
einander Stell-dich-ein. —

Genius:

Und kehrst doch selber gern hierher zurück,
und rühreſt ungeheuern Geschicken
wieder und wieder an den Saum des Mantels
und nahmest in der Seele dumpfen Spiegel
des Königs Oedipus furchtbares Auge,
das rollende, voll Abgrund der Verblendung,
und später blutige, gebrochene.
Und kommest wiederum und drängest Dich
der schwesterlichsten Seele Schattenbild
zu sehen: hier heraus wird sie Dir treten,
Antigone, und wie sie reden wird
und ihren Leib dem Tod entgegentragen
mit heiligem, gebundenem Schritt, da wird
die Kraft der Seele Dir von ihren Lippen

entgegenschwirren und wird ihre Fesseln
um Deine Seele legen, daß sie nackt
sowie die Sklavin einem Siegeswagen
mitfolgt und spricht: „Dies mußte so geschehen."
„So will ich thun, und will so sterben müssen."
„Denn hier ist Wirklichkeit und alles andre"
„ist Gleichnis und ein Spiel in einem Spiegel."

Student:

Mir ist, dies könnte möglich sein, doch seh ichs
wie zwischen Dämpfen, und es hält nicht Stand!

Genius:

Erfaß es nur. Dir bietet sich kein Festes.
So wie die Möve auf dem Kamm der Wogen,
so muß Dein Geist ausruhn auf Fliehendem.
Durchsichtig ist sein Thron und rollt dahin.
Erfaß es! sei nicht dumpf! laß Dich erschüttern!
Von Gipfeln, die im Lichte ewig blühn,
warfs mich herab zu Dir mit einer Botschaft:
Antigones erhabnem Schattenbild
schreit ich in der erneuten Todesstunde
voran und streue Ehrfurcht rings umher.
Mit starken Händen greif ich in die Luft
und banne sie, daß sie gewaltig sich,
ein unsichtbarer Schoß des Schicksals, lagert,
ausstoßend des Gemeinen dumpfen Dunst.
Ob tausende sich drängen, Einsamkeit
der Wüste gieße ich um jedes Herz,
die Unruh hemm ich, heiß die Zeit still stehn.

Er stößt dröhnend seinen Stab auf den Boden.

Was hier geschieht, ist ihr nicht unterthan.

❦ Hier hebt eine leise Musik an, die Rede zu begleiten.

Student:

Du atmest kühn und stark. Doch eine Maske
verhüllt mir Dein Gesicht. Wie glaub ich Dir?
Zweideutig ist ein so verhüllter Anblick:
die Maske, die Du trägst ist wundervoll —
allein Dein Wesen scheint mir mehr, viel mehr!

❦ Hingerissen:

Begriff ichs ganz, wie würd ich wesentlich!

❦ Müde, entmutigt zurücktretend:

Dein Anblick wieder nährt nur Träumereien.

Genius:

Ich sprach zu Dir, Du ahntest, ahntest recht:
Zuck nicht umher nach neuer Offenbarung!
Ergreif ich Dich, was kümmerts Dich, wodurch?
Ich rief Dich auf, ich rührte Dich, ich bin!
Die Maske aber darf Dich nicht verstören:
es tragen die Geliebtesten der Menschen
vor Dir ein maskenhaft Gesicht:
Ein menschlich Aug erträgt nichts Wirkliches.
Verlarvt, der Herold eines Schattens, steh ich
vor Dir — glaubst Du an mich?

Student:

Ich möchte glauben.

❦ Hier schwillt die Musik an.

Genius:

So hauch ich Deine beiden Augen an.

Der Student neigt sich der Gestalt, die ihn anhaucht. Dann läuft ein starker Schauder durch seinen Leib. Der Genius tritt von ihm weg und steigt langsam die Stufen zum Palast empor, zweimal umblickend. Der Student richtet sich auf. Er ist blaß. Er wirft einen völlig veränderten Blick um sich.

Hier bricht die Musik plötzlich ab.

Student:

Die Stufen dort sind fürchterlich! Dort saß
Oedipus, und von seinen Lippen troff
der Fluch und Blut von seinen beiden Augen!

Er richtet den Blick nach aufwärts.

Die Last des Daches, unter dem sie lebten!
der alte Laios schon! Die Sonne drüber —
der Himmel hart und funkelnd wie Metall. —

Ich möchte meinen Leib von hier wegschleppen!
Die grelle Sonne liegt wie festgenagelt
vor dieser Thür, und nichts bleibt mir verborgen!
Innen und außen muß ich sehn und wissen.

Ein schwerer schwacher Lufthauch weht mich an,
darin ist Staubgeruch und böser Dunst
von etwas, das verwest. Das kommt von dort

Scheu umsehend.

dort drüben, wo auf offnem Feld ein Leichnam liegt.
Wenn nur ein starker Wind herkäme und
der Staub ihn ganz zudeckte, dort den Toten.
Er liegt. Wenn man von Etwas trinken könnte
und ganz vergessen, daß das alles ist!
Ich höre drin im Haus welche umhergehn.
Du! kannst Du denn nichts helfen? nichts abwenden?

Genius, winkt verneinend und verschwindet in der Thür des Palastes.

Student, ihm wild nachrufend:

Zu welchem Amte hast Du mich geweiht!
Wie hast Du mir die Poren aufgethan?
Was für ein sehendes Geschöpf gemacht
aus mir? Warum muß ich Teilnehmer sein
an etwas Furchtbarem, das nun geschehn wird?
Mein Blick schwankt durch die schweren Mauern da,
so wie durch Wasser und ich seh die Jungfrau
Antigone, das funkelnde Gefäß
des Schicksals,

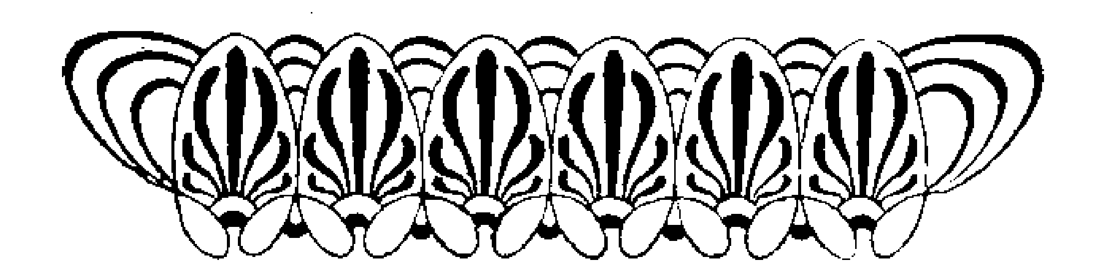
Hier fängt die Musik wieder an und wird nun immer mächtiger.

sehe ihre schlanken Schultern,
das schlichte Haar, entgegen mir bewegt sich
ihr Fuß und ihr Gewand, auf ihrer Stirn
sind sieben Zeichen des ganz nahen Todes!
Sie geht durch eine Ebbe. Links und rechts
tritt in durchsichtigen erstarrten Wogen
das Leben ehrfürchtig vor ihr zurück!

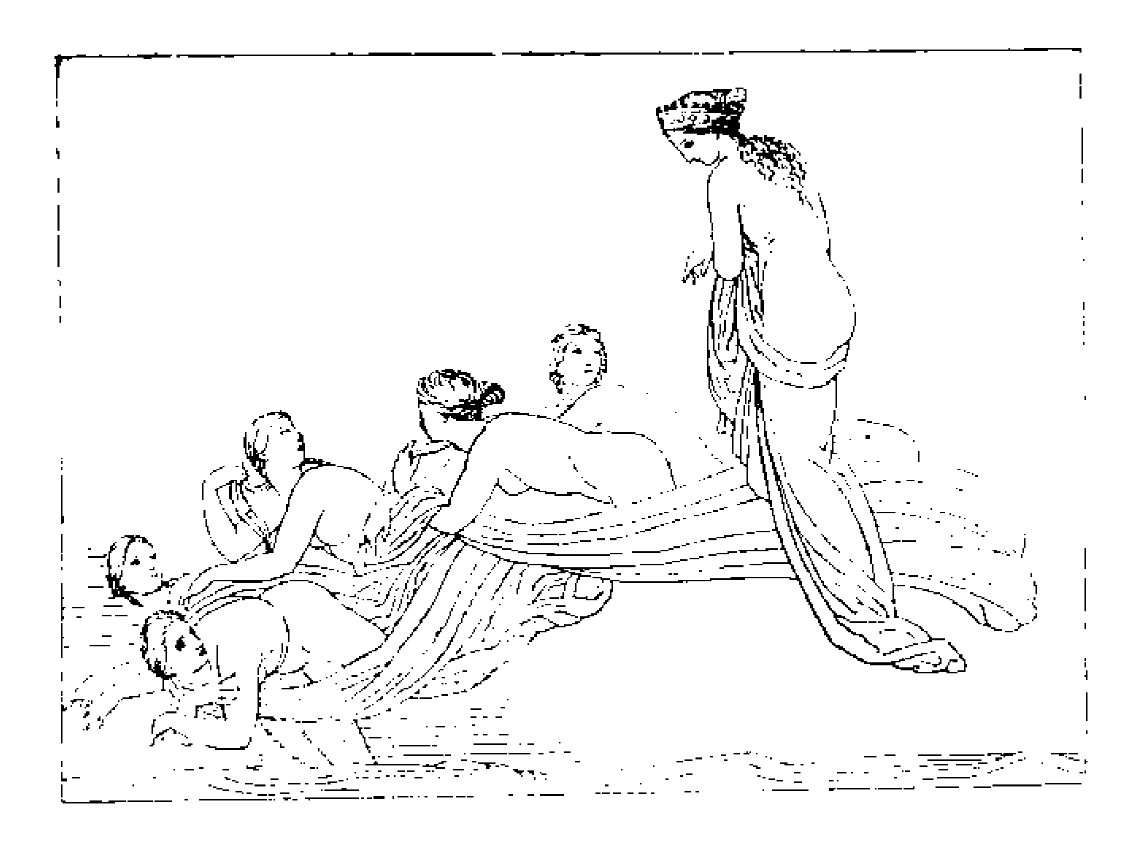
❦ Ihm scheint die Erscheinung wirklich aus dem Dunkel des Palastes entgegenzukommen. Der dunkle Mantel flattert um seinen bewegten Leib wie eine Wolke. Die Musik hat die Kraft des vollen Orchesters und ist hier schon in die eigentliche Ouverture übergegangen.

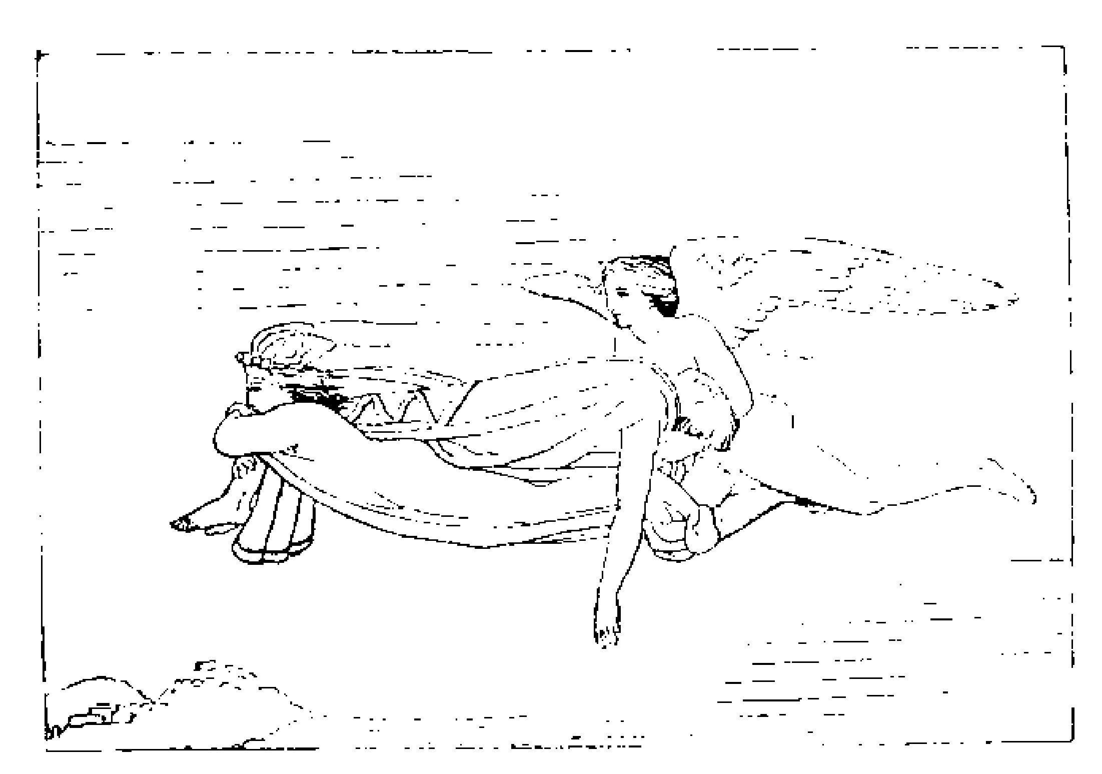
Dies strahlende Geschöpf ist keines Tages!
Sie hat einmal gesiegt und sieget fort.
Da ich sie sehe kräuselt sich mein Fleisch
wie Zunder unter einem Feuerwind:
mein Unvergängliches rührt sich in mir:
aus den Geschöpfen tritt ihr tiefstes Wesen
heraus und kreiset funkelnd um mich her:
ich bin der schwesterlichen Seele nah,
ganz nah, die Zeit versank, von den Abgründen
des Lebens sind die Schleier weggezogen:
einwühlen muß ich mich in meinen Mantel,
eh mich die übermäßigen Gesichte
erdrücken! Denn dem Hauch des Göttlichen
hält unser Leib nicht Stand, und unser Denken
schmilzt hin und wird Musik!

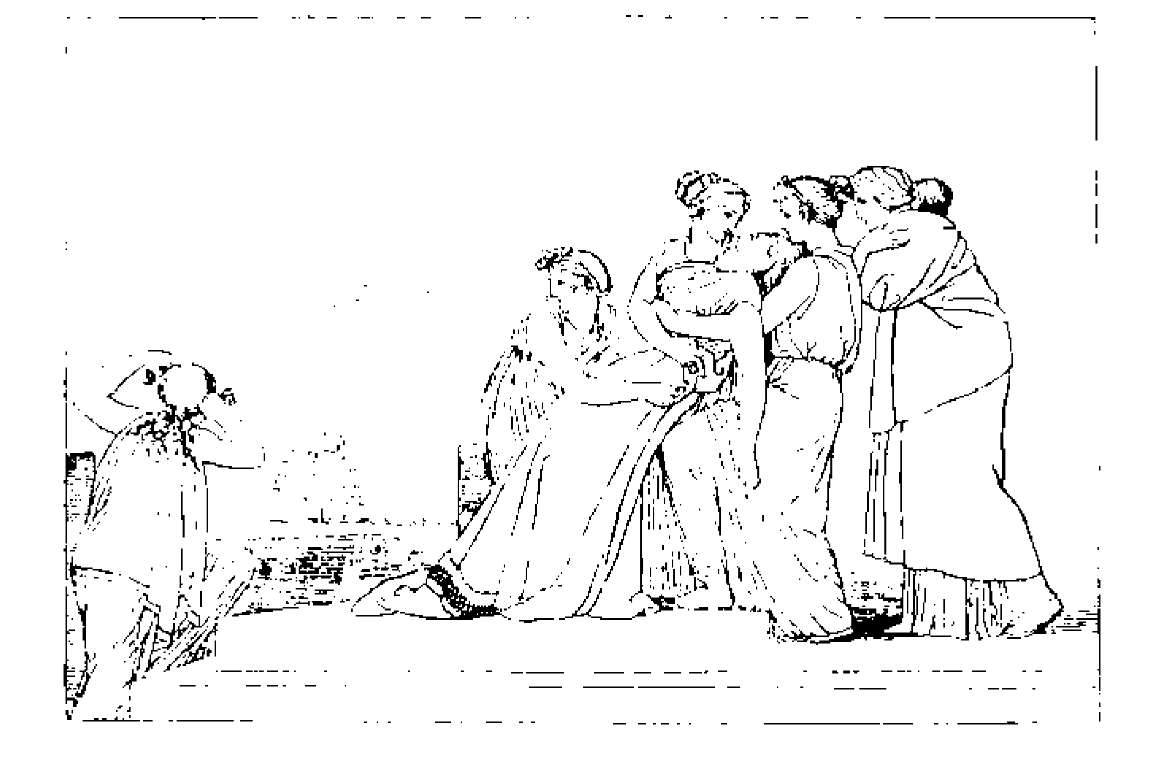
❦ Er läßt sich, das Gesicht in seinem Mantel verborgen, auf die Stufen des Palastes hin. Der Vorhang fällt und bleibt unten, bis die Ouverture zu Ende gespielt ist.

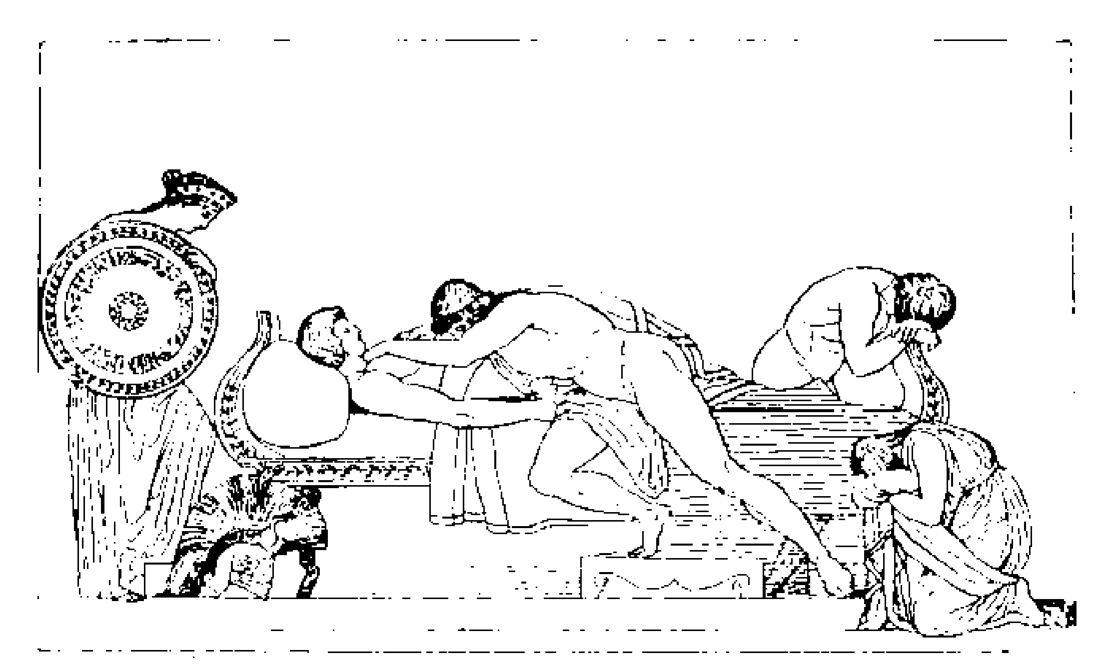




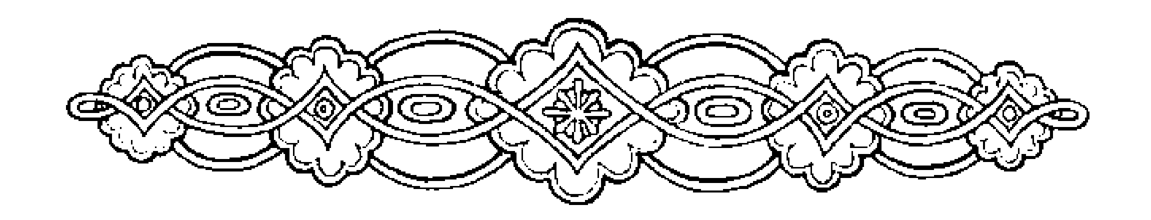








Fünf Reproduktionen nach den Flaxmanschen Umrissen zur Ilias.



Anmerkungen.

Unsre Leser finden in dieser wie in der vorigen Nummer Reproduktionen nach John Flaxmans Umrissen zu Homers Ilias und Odyssee; in der nächsten Nummer werden wir solche nach seinen Umrissen aus Dante bringen.

John Flaxman wurde 1755 in York geboren. Sein Vater war Bildhauer und beschäftigte sich mit dem Verkaufe von Gipsabgüssen nach Antiken. Der Anblick dieser Gegenstände war zweifellos von bestimmendem Einfluß auf den jungen Flaxman, der mit 15 Jahren in die Akademie eintrat, wo er sich vornehmlich mit Modellieren in Wachs und Thon beschäftigte. 1787 ging Flaxman nach Rom, wo er seine vielbewunderten Zeichnungen zum Homer für einen gewissen Hare Naylor schuf. Diese Blätter, wie auch die zu Dante und Aeschylus, wurden zuerst von Thomas Piroli gestochen. Zuerst erschienen die zum Homer in Rom 1793. 1805 wurden sie nochmals für die Buchhandlung von Longmann & Co in London gestochen. Auch in Deutschland entstanden mehrere Nachstiche, so die in Karlsruhe, nach der wir die Blätter im Aprilheft reproduzierten, und die von Riepenhausen in Göttingen (1817), nach der wir die Blätter in diesem Hefte herstellen ließen.

Das ornamentale Blumenstück mit Landschaft auf Seite 153 ist einer Folge derartiger Blätter von Baltasar le Mersier entnommen (B. l. M. inventor. Baltasar Moncornet fecit et excud. à Paris A° 1626). — Der Blumenkorb auf Seite 154 ist

nach einem kleinen Stich von Vauquer reproduziert. – Der Blumenstrauß auf Seite 155 ist gleichfalls die Wiedergabe eines Vauquerschen Stiches.

Anfang Mai ist die zweite Insel-Mappe erschienen. Sie enthält: Eine farbige Radierung von Eugen Delatre (Paris); eine farbige Lithographie von Brangwyn (London); eine Lithographie von Zuloaga (Paris); eine farbige Lithographie von M. A. Stremel (Gandegg-Tirol); eine farbige Lithographie von Bonnard (Paris); einen Holzschnitt von E. R. Weiß (Karlsruhe); ein Faksimile nach einem Kupfer von Ghisi („Die Sklaverei"); ein Faksimile nach einer Handzeichnung von Delacroix (aus dem Besitze von La Maison Moderne, Paris); ein Faksimile nach einer Handzeichnung von Pisanello (im Louvre); ein Faksimile nach einem farbigen Holzschnitt von Kunisada II (aus der Sammlung A. W. Heymel).

Von unserer Ausgabe des Hofmannsthalschen dramatischen Gedichtes „Der Thor und der Tod" ist soeben die zweite Auflage ausgegeben worden.

Die blaue Blume. Eine Anthologie romantischer Lyrik von F. von Oppeln-Bronikowski und L. Jakobowsky. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig.

Die Verlagshandlung hat sich mit dieser Veröffentlichung ein entschiedenes Verdienst erworben. Wenn wir persönlich auch eine etwas intimere Auswahl und eine größere Berücksichtigung der eigentlichen Romantiker — vor allen Dingen Brentanos — ge-

wünscht hätten, zu Ungunsten der geschichtlichen Vollständigkeit, deren die Herausgeber sich bis zu einem gewissen Grade beflissen zeigen, so ist doch jeder Versuch mit Freuden zu begrüßen, der einem weiteren Leserkreis die bedeutenden dichterischen Schätze zuzuführen sucht, die gerade in der Lyrik der Romantiker niedergelegt sind. Befremdet hat uns allerdings die Ausdehnung der Sammlung bis auf unsere Zeit und das Heranziehen von neueren Dichtungen, die mit der eigentlichen Romantik doch nicht mehr als den alleräußerlichsten Apparat gemeinsam haben, abgesehen von ihrem meist sehr zweifelhaften Kunstwert. Auch die Hinübernahme einiger allenfalls als romantisch auszulegender Gedichte Goethes ist uns nicht sympathisch, ebenso, wie uns das hinzugezogene Gedicht Nietzsches so unromantisch scheint wie irgend etwas, das Nietzsche geschrieben hat. Zum Schluß möchten wir auf eine Behauptung zurückkommen, die gleich im Beginn der recht langen und oberflächlichen Einleitung aufgestellt wird: Wir meinen die Bemerkung, daß unsere Litteratur vor einer Periode der „Neu-Romantik" stehe. Man hört dies letzte Wort heute von vielen Lippen und liest es auf vielen Blättern; wir halten es für gefährlich, derartige Schlagworte zu schaffen oder zu gebrauchen. Die Romantik als solche war eine Schule, deren theoretische und praktische Irrtümer längst erkannt und abgethan sind. Wer möchte von einer Litteratur, die in so starker Bewegung begriffen ist, wie die unsrige, behaupten, daß sie sich auf irgend einen früher schon erreichten Punkt zurückbewege? Und nun gar in Irrtümer und Verfehlungen hinein, die aus einer gewissen Beschränktheit heraus entstanden, der wir in der That entronnen sind? Allerdings, wenn wir unsere Kunstleistungen mit denen der wirklich klassischen Zeiten vergleichen, müssen wir wohl unsere Litteratur in einem allgemeinen Sinne als romantisch bezeichnen, und es ist auch wohl vorläufig keine

Aussicht, daß wir aus Irrtümern, Mängeln und Mißlichkeiten aller Art sobald zu einer großen Kunstzeit hindurchdringen werden. Betrachten wir aber die Sache von diesem Standpunkt aus, so wäre es doch wohl erst recht unangebracht von einer Neuen Romantik zu sprechen. Die Drucklegung des ziemlich umfangreichen Bandes in klein 8° ist zum Teil mit viel Geschmack vorgenommen worden. Type und Papier gehen sehr gut zusammen, und die Vignetten von Runge, dem Künstler, dem seinerzeit Brentano die Ausschmückung seiner Romanzen vom Rosenkranz übertragen wollte — ein Vorhaben, das nur an dem frühzeitigen Tod Runges scheiterte — außerordentlich reizvoll und den Intentionen des Buches entsprechend. Bedauerlicherweise hat die Verlagshandlung Veranlassung genommen, dem Buch eine Anzahl Porträts in Zink-Druck beizugeben, die, abgesehen davon, daß man sie in jeder billigen Litteraturgeschichte ebensogut, wenn nicht besser, findet, durch ihre Darstellungsart und den Druck auf weißem Glanzpapier das angenehme Aeußere des Buchs in empfindlichster Weise beeinträchtigen. S.

Weltausstellung in Paris 1900. Amtlicher Katalog der Ausstellung des Deutschen Reiches (Kommissionsverlag von J. A. Stargardt in Berlin).

J. K. A. Musaeus, die Bücher der Chronika der drei Schwestern, Illustriert von H. Leffler und J. Urban (Berlin im Verlag von J. A. Stargardt; gedruckt in der Reichsdruckerei).

Wir brauchen wohl kaum vorauszuschicken, daß wir hier nur über die Drucklegung der beiden Werke, deren Inhalt sich teils unsrer Beurteilung entzieht, teils für uns ohne unmittelbares Interesse ist, einige Bemerkungeu machen wollen.

Es ist sehr anerkennenswert, daß die Reichsdruckerei sich entschlossen hat, bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung in zwei Druckwerken eine typographische Anordnung und Ausgestaltung zu versuchen, die sich nicht lediglich an mehr oder minder mißverstandene Muster hält. Allerdings hätte unsrer Meinung nach der Versuch bessere Resultate haben können, als die, welche die beiden vorliegenden Werke aufweisen. Doch möchten wir auch so wenigstens den wohlgemeinten Absichten der Herausgeber unseren Beifall nicht versagen.

Für beide Bücher ist eine eigene Type geschnitten worden. Wer die großen Schwierigkeiten und Kosten kennt, die mit der Herstellung einer Type verbunden sind, wird bedauern, daß mit den beiden für die Ausstellungswerke geschaffenen kein eigentlicher künstlerischer Erfolg erzielt worden ist. Die Type für das große Werk ist so archaistisch, daß sie für irgend welche modernen Interessen gar nicht in Frage kommt. Die Type für den Ausstellungskatalog weist ein theoretisch ganz annehmbares Bestreben auf, die Formen der deutschen Fraktur mit denen der Antiqua zu vereinigen, doch hat die praktische Ausgestaltung dieses Prinzips augenscheinlich dahin geführt, die Type fast vollkommen unleserlich zu machen — ein Resultat, das man besonders, wo es sich um einen Katalog handelt, nicht als ganz glücklich bezeichnen kann.

Die Drucklegung beider Werke ist — soweit es sich um das rein technische handelt — so tadellos, wie man es bei Ausstellungswerken verlangen darf. Das Papier hätten wir bei beiden Werken etwas besser gewünscht. Doch haben wir keinen Einblick in die Verhältnisse, unter denen über derartige Fragen bei der Herstellung entschieden wurde und möchten uns daher in dieser Beziehung kein Urteil erlauben. Wenig angenehm jedoch ist der gelblich graue Ton des imitierten Büttenpapiers, das man beim Katalog angewendet hat.

Für die künstlerische Ausstattung des Katalogs hat man den Münchner Pankok gewählt, der sich schon vorher durch allerlei Arbeiten dekorativer Art — unsrer Meinung nach sehr mit Unrecht — einen gewissen Ruf erworben hatte. Wir möchten Herrn Pankok keineswegs ein gewisses Maß von Begabung absprechen, sind aber der bestimmten Meinung, daß ihm sowohl die technischen als die Geschmacks-Qualitäten abgehen, die für die Bewältigung der Aufgaben ausreichend wären, die er sich stellt, oder vor die er sich wenigstens stellen läßt. So ist ihm denn auch in der Ausschmückung des Kataloges auch das rein Dekorative nur stellenweise gut gelungen. Das Figürliche der recht abgeschmackten symbolischen Darstellungen über den einzelnen Abschnitten ist geradezu unglaublich schlecht gezeichnet.

Auch scheint uns die Wahl der Farben für die Ornamente, sowie die ganze Idee des farbigen Druckes nicht recht glücklich.

Erfreulicher sind die Leistungen von Leffler, der gegenwärtig in Wien thätig ist und „Die Bücher der Chronika der drei Schwestern“ geschmückt hat. Hier haben wir es wenigstens mit einem — wenn auch recht oberflächlichen — Können zu thun. Leffler ist in keiner Weise originell. Man findet bei ihm Anklänge, ja direkte Entlehnungen der verschiedensten Art, und seine Art zu zeichnen ist äußerst allgemein und hat alle Schwächen der jetzigen Wiener „Schule“. Aber er ist wenigstens geschickt, hat ein gewisses Kompositionstalent, liebenswürdige Einfälle und einen Geschmack, der, wenn er auch nirgends bedeutende und tiefe Wirkungen anstrebt, doch innerhalb seiner Grenzen ziemlich sicher ist. Auch sollte man hier bedenken, daß es in Deutschland augenblicklich wohl kaum einen wirklich bedeutenden Künstler giebt, der die Fähigkeit zu buchgemäßer Illustration größeren Umfanges mit einem entsprechenden Können verbände, und daß unter den mittleren Künstlern derart die Auswahl auch eine äußerst geringe ist.

Die Zeichnungen von Leffler streben schon durch die Art, in der sie größtenteils koloriert sind, keine streng typographische Wirkung an, doch erzielen sie mit der Type zusammen fast überall ein ganz erfreuliches Satzbild.

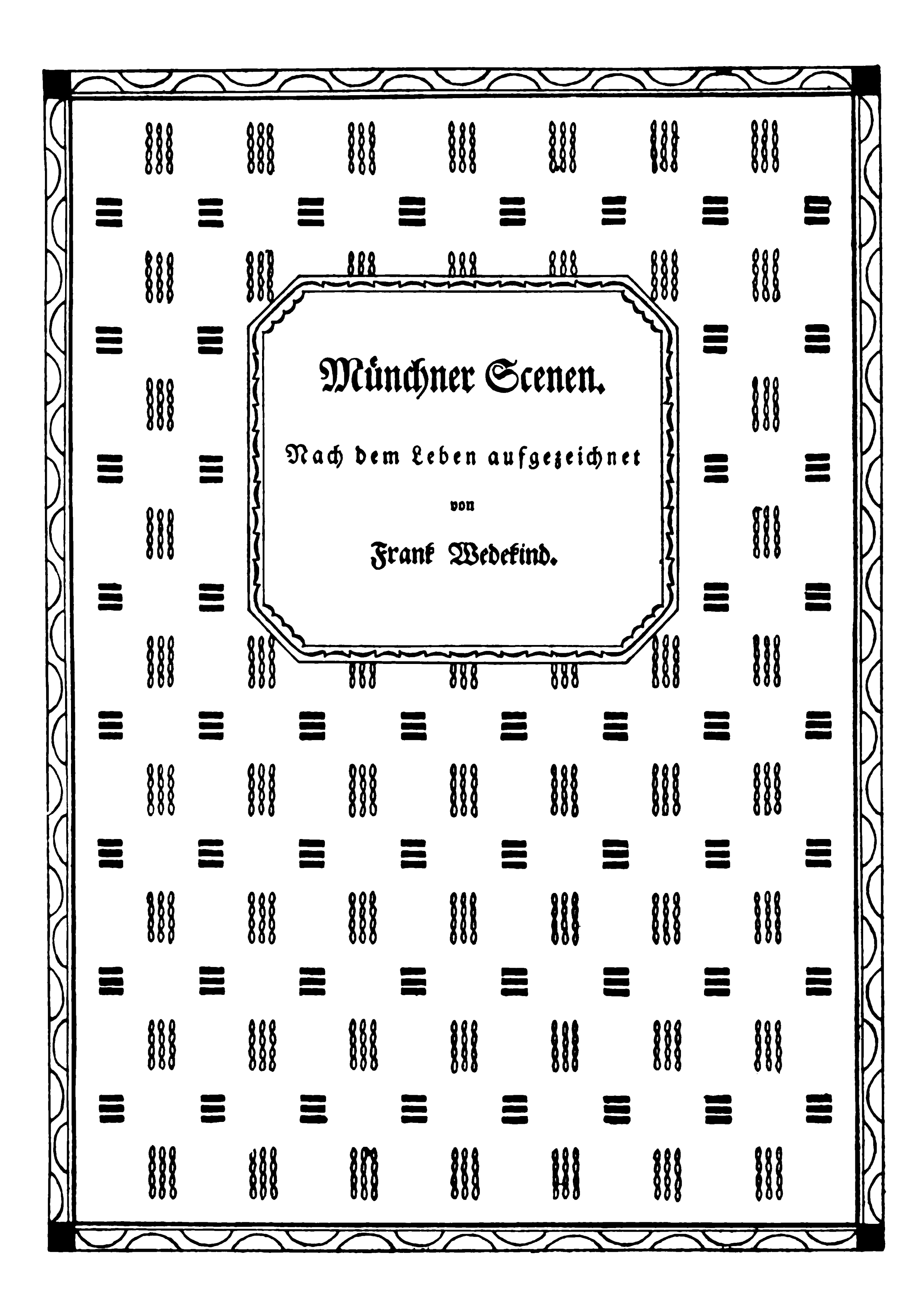
Die beiden Werke sind in Leinenbände gewöhnlicher Technik gebunden, deren Aufdruck — obwohl von den betreffenden Künstlern entworfen — wohl kaum einen Anspruch auf künstlerische Bedeutung machen kann.

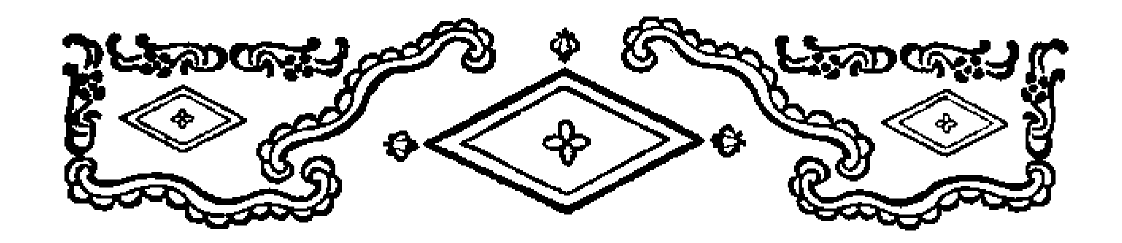
Wenn wir so im allgemeinen nicht gerade das Beste über die mit den vorliegenden beiden Werken erreichten Resultate sagen konnten, so möchten wir doch zum Schluß unsrer Bemerkungen noch einmal auf das zu Anfang gesagte zurückkommen und hier wiederholen, wie erfreulich es uns scheint, daß von offizieller Seite aus mit den Ausstellungswerken überhaupt ein Versuch in der Richtung einer mehr modernen Buchausstattung gemacht worden ist. Daß der Erfolg nicht gerade ein glänzender genannt werden kann, liegt vielleicht zum Teil an der nicht ganz glücklichen künstlerischen Leitung des Unternehmens, zum großen Teil aber sicherlich daran, daß wir in Deutschland mit unsren Bestrebungen auf dem Gebiete einer neueren Buch-Kunst noch nicht über die Kinderkrankheiten hinaus sind. Bis wir einmal weiter sind, sollten wir jeden halbwegs ernsten Versuch, der in dieser Richtung gemacht wird, kräftigst unterstützen, ohne jedoch dabei von einer ernsthaften Beurteilung und Verurteilung offenbarer Fehler und Mißgriffe zurückzuschrecken.

Die Type des Katalogs ist in der Reichsdruckerei nach Entwürfen des kaiserlichen Graveurs Georg Schiller hergestellt. Die Type der Chronika der drei Schwestern stammt von Paul Voigt, Vorsteher der Graveurabteilung der Reichsdruckerei. S.

Die Insel. 1. Jahrgang. 3. Quartal. Nr. 8. Mai 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.

Die Insel. Nr. 9.
Juni. 1900.


Münchner Scenen.
Nach dem Leben aufgezeichnet
von
Frank Wedekind.



IV.

Im Gartensaal der Gräfin Werdenfels liegen mehrere riesige Lorbeerkränze auf den Lehnsesseln; ein pompöser Blumenstrauß steht in einer Vase auf dem Tisch. Anna Gräfin Werdenfels in schmucker Morgentoilette befindet sich im Gespräch mit Polizeikommissär Raspe und Hermann Casimir. Es ist Vormittag.

Anna, ein Blatt farbiges Briefpapier in der Hand, zu Hermann:

Ihnen, mein junger Freund, danke ich für die schönen Verse, die Sie auf mich gedichtet haben, und für Ihre herrlichen Blumen.

Zu Raspe:

Von Ihnen finde ich es aber sehr eigentümlich, daß Sie mir gerade am heutigen Morgen diese Gerüchte über Ihren Wohlthäter hinterbringen.

Raspe:

Vor zwei Jahren bat ich ihn, in meinem Prozeß als Entlastungszeuge zu erscheinen. Er hätte mir sechs Monate ersparen können. Statt dessen brennt er mit einem Backfisch nach Amerika durch.

Simba, in geschmackvollem Dienstbotenkleid, kommt vom Vorplatz herein und überreicht Anna eine Karte:

Der Herr möcht' um die Ehr' bitten.

Anna, zu Hermann:

Um Gottes willen, Ihr Vater!

Hermann:

Wie kann mein Vater wissen, daß ich hier bei Ihnen bin!

Anna hebt die Portiere zum Spielzimmer:

Gehen Sie dahinein. Ich werde ihn schon weiterschicken.

Hermann ins Spielzimmer ab.

Raspe:

Dann ist es wohl am besten, wenn ich mich gleichfalls empfehle.

Ab.

Anna, zu Simba:

Bitten Sie den Herrn, einzutreten.

Simba geleitet den Konsul Casimir herein, der einem ihm folgenden Lakaien einen Blumenstrauß abgenommen hat; Simba ab.

Konsul Casimir, seine Blumen überreichend:

Gestatten Sie mir, meine Gnädigste, Ihnen zu Ihrem gestrigen Triumph aufrichtig zu gratulieren. Ihr erstmaliges Auftreten hat Ihnen ganz München im Sturm erobert; Sie könnnen aber auf keinen Ihrer Zuhörer einen intensiveren Eindruck gemacht haben als auf mich.

Anna:

Wäre es auch der Fall, so müßte es mich doch ungemein überraschen, daß Sie es mir mitteilen.

Casimir:

Haben Sie eine Sekunde Zeit? — Es handelt sich um eine rein praktische Frage.

Anna, lädt ihn zum Sitzen ein:

Sie befinden sich doch wohl auf falscher Fährte.

Casimir, nachdem Beide Platz genommen:

Das werden wir gleich sehen. — Ich wollte Sie fragen, ob Sie meine Frau werden wollen.

Anna:

Wie soll ich das verstehen?

Casimir:

Deswegen bin ich hier, damit wir uns darüber verständigen. Erlauben Sie mir, Ihnen von vornherein zu erklären, daß Sie auf die verlockende künstlerische Zukunft, die sich Ihnen gestern erschlossen, natürlich verzichten müßten.

Anna:

Sie haben sich Ihren Schritt doch wohl nicht recht überlegt.

Casimir:

In meinen Jahren, meine Gnädigste, thut man keinen unüberlegten Schritt. Früher ja — oder später. Wollen Sie mich wissen lassen, was sich bei Ihnen sonst noch für Bedenken geltend machen.

Anna:

Sie wissen doch wohl, daß ich Ihnen gar nicht darauf antworten kann?

Casimir:

Gewiß weiß ich das. Ich spreche aber für den Fall, daß Sie in vollkommenster Freiheit über sich und ihre Zukunft entscheiden dürfen.

Anna:

Ich kann mir die Möglichkeit gar nicht vorstellen, daß ein solcher Fall eintritt.

Casimir:

Ich bin heute der angesehenste Mann Münchens, sehen Sie, und kann morgen hinter Schloß und Riegel sitzen. Ich verdenke es meinem besten Freunde nicht, wenn er sich gelegentlich fragt, wie er sich in solchem Falle zu mir stellen soll.

Anna:

Würden Sie es auch Ihrer Frau nicht verdenken, wenn sie sich mit der Frage beschäftigt?

Casimir:

Meiner Frau gewiß; meiner Geliebten niemals.

Anna:

Erschiene Ihnen die Person denn nicht als das verabscheuungswürdigste Geschöpf, die Ihnen auf solche Möglichkeiten hin eine Antwort giebt?

Casimir:

Aber selbstverständlich! Thun Sie das bitte nicht. Ich will jetzt keine Antwort von Ihnen. Ich spreche für den

Fall, daß Sie im Stich gelassen werden oder sich Thatsachen ergeben, die jede Verbindlichkeit lösen; kurz, daß Sie nicht wissen wo aus noch ein.

Anna:

Dann wollten Sie mich zu Ihrer Frau machen?

Casimir:

Das muß Ihnen allerdings beinahe verrückt erscheinen; aber darüber ist man nur sich selbst Rechenschaft schuldig. Ich habe, wie Sie vielleicht wissen, noch zwei kleine Kinder zu Hause, Mädchen im Alter von drei und sechs Jahren. Dann kommen, wie Sie sich denken können, andere Gründe hinzu... Was Sie betrifft, daß Sie mich in meinen Anforderungen nicht enttäuschen werden, dafür übernehme ich jede Garantie — auch Ihnen gegenüber.

Anna:

Ich bewundere Ihr Selbstvertrauen.

Casimir:

Sie können sich auf mich verlassen.

Anna:

Aber nach einem Erfolg wie gestern Abend! Es schien, als wäre ein ganz neuer Geist über die Münchner gekommen.

Casimir:

Glauben Sie mir, daß ich den Begründer des Unternehmens um seinen feinen Spürsinn beneide. Uebrigens muß ich Ihnen mein Kompliment noch ganz speziell zur Wahl Ihrer gestrigen Toilette aussprechen. Sie entfalten

eine so vornehme Sicherheit darin, Ihre Figur wirkungsvoll zur Geltung zu bringen, daß es mir — ich gestehe es — kaum möglich wurde, Ihrem Gesangsvortrag mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu folgen.

Anna:

Glauben Sie bitte nicht, daß ich den Applaus, den meine künstlerischen Leistungen ernteten, überschätze.

Casimir:

Ihre Lehrerin sagt mir, daß ein Erfolg wie der Ihrige schon viele Menschen ins Unglück gestürzt hat. Dann vergessen Sie eines nicht: Was wäre die gefeiertste Sängerin, wenn es der reiche Mann nicht für seine moralische Pflicht hielte, sie sich à fond perdu anzusehen. Mag die Gage in einzelnen Fällen noch so hoch sein, in Wirklichkeit bleiben es doch immer Almosen, von denen diese Leute leben.

Anna:

Ich war starr über die günstige Aufnahme, die unser Programm beim Publikum fand.

Casimir, sich erhebend:

Bis auf die unglückliche Symphonie dieses Herrn Zamrjaki.

Anna:

Sonst erntete aber jede Nummer den stürmischsten Beifall.

Casimir:

Ich zweifle gar nicht, daß wir mit der Zeit auch dazu kommen, den Lärm, den dieser Herr Zamrjaki verursacht, als göttliche Kunstoffenbarung zu verehren. Lassen wir

also der Welt ihren Lauf, hoffen wir das beste und seien wir auf das schlimmste gefaßt. — Gestatten gnädige Frau, daß ich mich empfehle.

Ab.

Anna faßt sich mit beiden Händen an die Schläfen, geht zum Spielzimmer, lüftet die Portiere und tritt zurück.

Anna:

Nicht einmal die Thüre geschlossen!

Hermann Casimir tritt aus dem Spielzimmer.

Hermann:

Hätte ich mir jemals träumen lassen, daß man so etwas erleben kann.

Anna:

Gehen Sie jetzt, damit Ihr Vater Sie zu Hause findet.

Hermann, bemerkt das zweite Bouquet:

Die Blumen sind von ihm? — Ich scheine das also geerbt zu haben. — Nur läßt er es sich nicht so viel kosten wie ich.

Anna:

Woher nehmen Sie auch das Geld zu so wahnsinnigen Ausgaben!

Hermann:

Vom Marquis von Keith.

Anna:

Ich bitte Sie, gehen Sie. Sie sind übernächtig. Sie haben gestern wohl noch lange gekneipt?

Hermann:

Ich habe geholfen, Zamrjaki das Leben zu retten.

Anna:

Halten Sie das für eine Ihrer würdige Beschäftigung? — Es ist gewiß schön von Ihnen, wenn Sie ein Herz für unglückliche Menschen haben; aber Sie dürfen sich nicht mit ihnen an den gleichen Tisch setzen. Das Unglück steckt an.

Hermann:

Dasselbe sagt mir der Marquis von Keith.

Anna:

Gehen Sie, ich bitte Sie darum.

Simba kommt vom Vorplatz herein und überbringt eine Karte.

Simba:

Der Herr möcht' um die Ehr' bitten.

Anna, die Karte lesend:

„Vertreter der süddeutschen Konzertagentur". — Er soll in vierzehn Tagen wiederkommen.

Simba ab.

Hermann:

Was werden Sie meinem Vater antworten?

Anna:

Jetzt ist es aber höchste Zeit; Sie werden ungezogen.

Hermann:

Ich gehe nach London und wenn ich mir das Geld dazu stehlen muß. Mein Vater wird sich nicht mehr über mich zu beklagen haben.

Anna:

Das wird Ihnen selbst am meisten nützen.

Hermann, beklommen:

Das bin ich meinen beiden kleinen Geschwistern schuldig.

Ab.

Anna besinnt sich einen Moment, dann ruft sie:

Kathi!

Simba kommt aus dem Speisesaal.

Simba:

Gnädige Frau?

Anna:

Ich will mich anziehn.

Es läutet auf dem Korridor.

Simba:

Sofort, gnädige Frau.

Geht um zu öffnen.

Anna geht in's Spielzimmer ab. — Gleich darauf läßt Simba Ernst Scholz eintreten; er geht auf einen eleganten Krückstock gestützt, kaum merklich hinkend, und trägt einen großen Blumenstrauß.

Ernst Scholz:

Ich fand noch gar keine Gelegenheit, mein liebes Kind, Dir für Dein feines taktvolles Benehmen neulich Abend an dem Gartenfest zu danken.

Simba:

Wünschen der Herr Baron, daß ich Sie der gnädigen Frau melde?

v. Keith kommt in hellem Paletot, einen Pack Zeitungen in der Hand, vom Vorplatz herein.

v. Keith, seinen Paletot ablegend:

Das ist eine Fügung des Himmels, daß ich Dich treffe!

Zu Simba:

Was thust Du denn noch hier?

Simba:

Die gnädige Frau haben mich als Hausmädchen in Dienst genommen.

v. Keith:

Siehst Du, ich habe Dein Glück gemacht. — Melde uns.

Simba:

Sehr wohl, Herr Baron.

Ins Spielzimmer ab.

v. Keith:

Die Morgenblätter bringen schon die begeistertsten Besprechungen über unser Konzert.

Scholz:

Hast Du denn jetzt endlich Nachricht, wo sich Deine Frau aufhält?

v. Keith:

Sie ist bei ihren Eltern in Bückeburg. Du warst während des Bankets gestern Abend plötzlich verschwunden?

Scholz:

Ich hatte das lebhafteste Bedürfnis, allein zu sein. Wie geht es denn Deiner Frau?

v. Keith:

Danke; ihr Vater steht vor dem Bankrott.

Scholz:

Soviel wirst Du doch übrig haben, um sie vor dem Aeußersten zu schützen!

v. Keith:

Weißt Du, was mich das Konzert gestern gekostet hat?

Scholz:

Ich finde, Du nimmst diese Dinge zu leicht.

v. Keith:

Du wünschtest wohl, daß ich Dir dabei helfe, die Eier der Ewigkeit auszubrüten.

Scholz:

Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Dir von meinem Ueberschuß an Pflichtgefühl etwas abtreten könnte.

v. Keith:

Gott bewahre mich! Ich habe jetzt die erdenklichste Elastizität nötig, um die Erfolge in ihrer ganzen Tragweite auszubeuten.

Scholz:

Ich danke es Dir, daß ich dem Leben heute mit ruhigem praktischen Blick gegenüberstehe. Ich halte es daher für meine Pflicht, ebenso offen zu Dir zu sprechen, wie Du vor vierzehn Tagen zu mir gesprochen hast.

v. Keith:

Der Unterschied ist nur der, daß ich Dich nicht um Deinen Rat gebeten habe.

Scholz:

Das ist für mich nur ein Grund mehr zu rückhaltloser Aufrichtigkeit. Ich habe durch meinen übertriebenen Pflichteifer den Tod von fünf Menschen verschuldet; aber Du benimmst Dich, als habe man seinen Mitmenschen gegenüber überhaupt keine Pflichten. Du gefällst Dir geradezu darin, mit dem Leben Anderer zu spielen.

v. Keith:

Bei mir ist noch Jeder mit einem blauen Auge davongekommen.

Scholz:

Das ist Dein unfaßbares Glück! Dir fehlt das Bewußtsein, daß Andere ganz die nämlichen Ansprüche auf den Genuß ihres Lebens haben wie Du. Das worin die Menschheit ihre höchsten Errungenschaften schätzt, was man mit Fug und Recht als Sittlichkeit bezeichnet, dafür hast Du nicht das geringste Verständnis.

v. Keith:

Du bleibst Dir treu. — Du kommst nach München mit der ausgesprochenen Absicht, Dich zum Genußmenschen auszubilden und bildest Dich aus Versehen zum Sittenprediger aus.

Scholz:

Ich bin durch das buntscheckige Treiben Münchens zu einer bescheidenen aber jedenfalls um so zuverlässigeren Selbstabschätzung gelangt. Ich habe in diesen vierzehn Tagen so gewaltige innere Wandlungen durchgemacht,

daß ich, wenn es Dir darum zu thun ist, auch als Sitten-prediger reden kann.

v. Keith:

Dir treibt mein Glück die Galle ins Blut!

Scholz:

Ich glaube nicht an Dein Glück! Ich bin so namenlos glücklich, daß ich die ganze Welt umarmen möchte, und wünsche Dir aufrichtig und herzlich dasselbe. Dazu gelangst Du aber nie, solang Du noch über die höchsten Werte des Lebens in so knabenhafter Weise spottest. Ich wußte, bis ich nach München kam, die Beziehungen zwischen Mann und Weib überhaupt nur ihrer seelischen Bedeutung nach zu würdigen, während mir die Freude am Sinnlichen als etwas Gemeines erschien. Das war gewiß verkehrt. Aber Du hast in Deinem ganzen Leben an einem Weibe nie etwas anderes geschätzt als das rein Materielle. Du beurteilst eine Frau nach Gesichtspunkten, die mir beim Pferdehandel maßgebend sind. Solange Du nicht von Deinem Standpunkt aus der sittlichen Weltordnung Deine Zugeständnisse machst, wie ich es von meinem Standpunkt aus that, wird all Dein Glück immer auf thönernen Füßen stehn.

v. Keith:

Die Dinge liegen ganz anders. Ich verdanke den letzten vierzehn Tagen meine materielle Freiheit und gelange infolgedessen endlich zum Genuß meines Lebens. Und Du verdankst den letzten vierzehn Tagen Deine geistige

Freiheit und bist deshalb endlich zum Genuß Deines Lebens gelangt.

Scholz:

Nur mit dem Unterschied, daß es mir dabei darum zu thun ist, ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden.

v. Keith:

Warum soll man denn durchaus ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden?!

Scholz:

Weil man als etwas anderes keine Existenzberechtigung hat!

v. Keith:

Ich brauche keine Existenzberechtigung! Ich habe niemanden um meine Existenz gebeten und entnehme daraus die Berechtigung, sie nach meinem Kopfe zu existieren.

Scholz:

Dabei giebst Du Deine Frau, die drei Jahre alle Entbehrungen mit Dir getragen hat, mit der größten Seelenruhe dem Elend preis!

v. Keith:

Was soll ich thun! Meine Ausgaben sind so horrend, daß ich für meinen eigenen Gebrauch keinen Pfennig übrig habe. Mit der ersten Rate meines Gehaltes habe ich meinen Anteil am Gründungskapital eingezahlt. Ich dachte einen Augenblick daran, das Geld anzugreifen, das mir zur Bestreitung der Vorarbeiten zur Verfügung steht. Aber das kann ich nicht. — Oder wolltest Du mir dazu raten?

Scholz:

Ich kann Dir eventuell schon noch 'zehn- oder zwanzigtausend Mark verschaffen, wenn Du Dir nicht anders helfen kannst. Ich bekam gerade heute zufällig einen Wechsel von meinem Verwalter über zehntausend Mark.

Entnimmt seinem Portefeuille einen Wechsel und giebt ihn v. Keith.

v. Keith, das Papier einsteckend:

Komm mir dann aber bitte nicht gleich morgen wieder damit, Du wollest das Geld zurückhaben.

Scholz:

Ich brauche es jetzt nicht. Die übrigen zehntausend Mark muß ich mir aber erst durch meinen Banquier in Breslau schicken lassen.

Anna kommt in eleganter Straßentoilette aus dem Spielzimmer.

Anna:

Entschuldigen Sie, meine Herren, daß ich warten ließ.

Scholz überreicht seine Blumen:

Ich konnte mir die Freude nicht versagen, gnädige Frau, Sie am ersten Morgen Ihrer vielversprechenden künstlerischen Laufbahn von ganzem Herzen zu beglückwünschen.

Anna, stellt die Blumen in eine Vase:

Ich danke Ihnen. Ich hatte seit unserer Gründungsfeier nicht mehr das Vergnügen, Sie hier zu sehen. Gestern Abend vergaß ich in meiner Aufregung vollkommen, Sie danach zu fragen, wie es Ihnen mit Ihren Verletzungen ergangen ist.

Scholz:

Die sind weiß Gott auch nicht der Rede wert. Der Arzt sagt, ich könne in acht Tagen, wenn ich Lust dazu habe, auf die Zugspitze klettern. Eine Qual war mir gestern Abend übrigens das schallende Hohngelächter, das der Herr Zamrjaki mit seiner Symphonie hervorrief.

v. Keith:

Ich kann nicht mehr thun, als den Menschen Gelegenheit geben, ihr Können zu zeigen. Wer seinen Mann nicht stellt, bleibt am Wege. Ich finde in München Kapellmeister genug.

Scholz:

Sagtest Du denn nicht selbst von ihm, er sei das größte musikalische Genie, das seit Richard Wagner lebt?

v. Keith:

Ich werde doch meinen eigenen Gaul nicht Schindmähre nennen! Ich muß in jeder Sekunde für die Richtigkeit meiner Berechnungen einstehen. Ich war eben mit den Karyathiden beim Magistrat. Es handelte sich um die Frage, ob der Bau des Feenpalastes für München ein Bedürfnis ist. Die Frage wurde einstimmig bejaht. Eine Stadt wie München läßt es sich ja gar nicht träumen, welche Bedürfnisse sie hat!

Scholz, zu Anna:

Gnädige Frau haben jetzt vermutlich mit Ihrem glücklichen Impresario weltumfassende geschäftliche Pläne zu erörtern.

Anna:

Nein bitte, wir haben nichts mit einander zu besprechen. Wollen Sie uns schon verlassen?

Scholz:

Sie erlauben mir vielleicht, daß ich mir in den nächsten Tagen wieder einmal das Vergnügen mache.

Anna:

Ich bitte Sie herzlich darum, Sie sind jederzeit willkommen.

Scholz hat v. Keith die Hand gedrückt. Ab.

v. Keith:

Die Morgenblätter bringen die glänzendsten Kritiken über Dein Auftreten...

Anna:

Hast Du denn jetzt endlich Nachricht, wo sich Molly befindet.

v. Keith:

Sie ist bei ihren Eltern in Bückeburg. Sie schwelgt in einem Ocean kleinbürgerlicher Sentimentalität.

Anna:

Zum zweiten Mal wird man sich nicht so von ihr in Schrecken jagen lassen. Uebrigens hatte sie wirklich nötig, Dir zu beweisen, wie entbehrlich sie ist!

v. Keith:

Dir ist die große Liebesleidenschaft Gott sei Dank ein Buch mit sieben Siegeln. Ist das nicht befähigt zu beglücken, dann will es Einem wenigstens das Haus über dem Kopf in Brand stecken!

Anna:

Du dürftest Einem trotzdem etwas mehr Ursache geben, daß man sich ohne beständiges Zittern und Bangen Deinen geschäftlichen Unternehmungen anvertrauen könnte.

v. Keith:

Wie komme ich denn gerade heute dazu, mir von allen Seiten Vorlesungen halten lassen zu müssen!

Anna:

Weil Dein Treiben den Anschein hat, als müßtest Du Dich ununterbrochen betäuben. Du kennst keine Ruhe. Ich finde, sobald man im Zweifel ist, ob man dieses oder jenes thun soll, dann thut man am besten nichts. Dadurch allein, daß man etwas thut, setzt man sich immer schon den erdenklichsten Unannehmlichkeiten aus. Ich thue so wenig als irgendwie möglich und hatte meiner Lebtag Glück. Du kannst es niemandem verdenken, daß er Dir mißtraut, wenn Du Tag und Nacht wie ein ausgehungerter Wolf hinter Deinem Glücke herjagst.

v. Keith:

Ich kann nicht für meine Unersättlichkeit.

Anna:

Es sitzen aber manchmal Leute mit geladenen Flinten im Schlitten. Dann geht es piff-paff.

v. Keith:

Ich bin kugelfest. Ich habe noch zwei spanische Kugeln von Cuba her in den Gliedern. Außerdem besitze ich die unverbrüchlichste Garantie für mein Glück.

Anna:

Das ist schon die richtige Höhe!

v. Keith:

Allerdings zu hoch für den menschlichen Herdenverstand! — Zwanzig Jahre mögen es sein, da standen der junge Trautenau und ich in kurzen Schoßröckchen in der getünchten Dorfkirche am Altar. Mein Vater spielte die Orgel dazu. Da drückte der Dorfpfarrer jedem von uns einen Bilderbogen mit einem Bibelspruch darauf in die Hände. Ich habe kaum eine Kirche mehr von innen gesehen, aber der Spruch hat sich an mir bewahrheitet, daß ich oftmals des Staunens keine Grenzen fand. Und stellt sich mir heute je eine Widerwärtigkeit in den Weg, dann kommt mich immer gleich ein verächtliches Lächeln an im Hinblick auf den Spruch: — Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen.

Anna, ganz verwundert:

Kümmerst denn Du Dich um Religion?!

v. Keith:

Auf die Frage hin, ob ich Gott liebe, habe ich alle bestehenden Religionen geprüft und fand nirgends einen Unterschied zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu sich selbst. Die Liebe zu Gott ist überall immer nur eine umfassende symbolische Ausdrucksweise für die Liebe zur eigenen Person.

Simba tritt vom Vorplatz ein.

Simba:

Der Herr Marquis möchten einen Moment herauskommen. Der Sascha ist da.

v. Keith:

Warum kommt er denn nicht herein?

Sascha kommt mit einem Telegramm.

Sascha:

I hab' net g'wußt, darf i oder net, weil der Herr Baron sagen, i soll in G'sellschaft koan Telegramm bringen.

v. Keith, erbricht das Telegramm, ballt es zusammen und wirft es weg:

Verdammt noch mal! — Meinen Paletot!

Anna:

Von Molly?

v. Keith:

Nein! — Wenn nur um Gotteswillen keine Seele etwas davon erfährt!

Anna:

Ist sie nicht bei ihren Eltern in Bückeburg?

v. Keith, während ihm Sascha in den Paletot hilft:

Eben setzt man den Fuß auf den grünen Zweig, da hat man den Hals in der Schlinge!

v. Keith und Sascha ab.

Simba hebt das Telegramm auf und giebt es Anna:

Der Herr Marquis haben das Telegramm vergessen.

Anna:

Woher stammt der Sascha?

Simba:

Der Sascha stammt von Schwabing her. Sei Mutter is Hausmeisterin.

Anna:

Dann heißt er doch aber nicht Sascha?

Simba:

Ursprünglich heißt er Sepperl, aber der Herr Marquis haben ihn Sascha getauft.

Anna:

Bringen Sie mir meinen Hut.

Es läutet auf dem Korridor.

Simba:

Sofort, gnädige Frau.

Ab.

Anna liest das Telegramm:

„... Molly nicht bei uns. Bitte umgehend Nachricht, ob Lebenszeichen."

Simba kommt zurück.

Simba:

Der Herr Baron haben seine Handschuh vergessen.

Anna:

Welcher Baron?

Simba:

I moan halt den Genußmenschen.

Anna, hastig suchend:

Allmächtiger, wo sind die Handschuhe . . . !

Ernst Scholz tritt ein.

Scholz:

Erlauben Sie mir noch zwei Worte, gnädige Frau.

Anna:

Ich bin eben im Begriff, auszugehen.

Zu Simba:

Meinen Hut.

Simba ab.

Scholz:

Die Gegenwart meines Freundes hinderte mich zu sagen, was ich auf dem Herzen habe.

Anna:

Sagen Sie es, wenn es nicht zu viel ist.

Scholz:

Sie erschweren es mir, den entsprechenden Ton zu finden.

Anna:

Dann warten wir vielleicht doch besser eine andere Gelegenheit ab.

Scholz:

Ich hoffte noch einige Tage auf Ihren Bescheid warten zu können. Meine Empfindungen thun mir Gewalt an. Damit Sie nicht im Zweifel darüber sind, daß ich mit meinen Anerbietungen nur Ihr Glück erstrebe, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Sie in — unaussprechlicher Weise liebe.

Anna:

Na — und?

Scholz:

Wenn ich mit meinen Voraussetzungen Ihre Wünsche verfehlt habe, dann dürfen Sie nur meine Beklommenheit oder mein Ungeschick dafür verantwortlich machen.

Anna:

Was wären Ihre Anerbietungen?

Scholz:

Bis Sie als Künstlerin die Früchte einer unbestrittenen Anerkennung ernten, wird sich Ihnen noch manches Hindernis in den Weg stellen. Erlauben Sie mir, Ihnen mit allem was ich besitze die Erreichung Ihrer Ziele zu erleichtern.

Anna:

Ich danke Ihnen. Ich singe voraussichtlich nicht mehr.

Scholz:

Sie werden Ihrem Beruf nicht entsagen wollen?!

Anna:

Doch; mir graut förmlich davor.

Scholz:

Wie mancher unglückliche Künstler gäbe sein halbes Leben hin, um Ihre Stimme damit zu erkaufen.

Anna:

Sonst haben Sie mir nichts zu sagen?

Scholz:

Sie sind gekränkt. Sie hatten erwartet, ich werde Ihnen meine Hand antragen . . .

Anna:

Wollten Sie denn das nicht?

Scholz:

Ich fragte mich, während ich zu Hause krank lag, wohl hundert Mal, ob Sie bei Ihrem selbstherrlichen Naturel noch einmal Willens wären, sich in gesetzliche Fesseln zu fügen.

Anna:

Was haben Sie sich denn sonst von mir gedacht?

Scholz:

Sie spannen mich auf die Folter. Mich quält nur ein Wunsch, zu thun was Sie glücklich macht.

Anna:

Aber heiraten wollten Sie mich nicht?

Scholz:

Ich wollte Sie fragen, ob Sie meine Geliebte werden wollen. — Ich kann Sie als Gattin nicht höher verehren als ich meine Geliebte in Ihnen ehren würde. Sei es der Gattin, sei es der Geliebten, ich biete Ihnen mein Leben; ich biete Ihnen, was ich besitze. Sie wissen, daß ich mich nur mit der größten Ueberwindung in die Anschauungen fand, die hier in München maßgebend sind. Sie werden die Kränkung vergessen, wenn Sie bedenken, durch welche Kämpfe ich mich aus dem Banne gesellschaftlicher Voreingenommenheit befreit habe. Wenn mein Glück an dem Siege zerschellen sollte, den ich nur über mich errungen, um am Glück meiner Mitmenschen teilnehmen zu können, das wäre ein himmelschreiendes Narrenspiel.

Anna:

Hatten Sie nicht einen Lebensberuf ins Auge gefaßt, von dem Sie sich die höchste Befriedigung versprachen?

Scholz:

Ich träumte von Weltbeglückung wie der Gefangene hinter dem Gitter von Gletscherfirnen träumt. Mit der Beseligung, um derentwillen die Kreatur ihr Dasein liebt, kamen Friede und Gleichmut über mich. Ich zermartere, ich überhebe mich nicht mehr. Ich erhoffe nur Eines noch, daß ich die Frau, die ich liebe, so glücklich machen kann, daß sie ihre Wahl nie bereut.

Anna:

Ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, daß ich nichts für Sie empfinde.

Scholz:

Sie schämen sich, Ihre Empfindung einzugestehen.

Anna:

Ich wüßte nicht, was mich dazu veranlassen könnte.

Scholz:

Ich erhielt noch von keiner Frau mehr Beweise von Zuneigung als von Ihnen.

Anna:

Das ist nicht meine Schuld. Ihr Freund hatte Sie mir als einen Philosophen geschildert, der sich mit der Wirklichkeit gar nicht abgiebt.

Scholz:

Mir hat nur die Wirklichkeit meine Philosophie abgerungen. Ich bin keiner von denen, die ihr Leben lang über

irdische Nichtigkeit plappern, und die der Tod, wenn sie taub und blind sind, noch mit Fußtritten vor sich herjagen muß.

Anna:

Sollte Ihnen denn die Religion den Frieden nicht bieten können, den Sie im Getriebe der Welt vergeblich suchen?

Scholz:

Ohne den Glauben an eine Vorsehung wäre mir meine Existenz keine Minute erträglich. Das hindert nicht, daß ich ohne Sie nicht leben kann.

Anna:

Der Marquis tröstet sich über jedes Mißgeschick durch seinen Konfirmationsspruch, in dem er eine unverbrüchliche Gewähr für sein Emporkommen erblickt.

Scholz:

Eines Menschen Leben ist kein Zufallsspiel. Ich erniedrige mich nicht so tief, um an Vorbedeutungen zu glauben. Hätte er recht, dann erhielt ich an jenem Tage eine ebenso unzweideutige Gewähr für mein Unglück. Mir gab unser Pastor den Spruch: Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählt. — Hätte ich auch die untrüglichsten Beweise dafür, daß ich nicht zu den Auserwählten gehöre, das könnte mich immer nur im Kampf gegen mein Geschick bestärken. Ich verzichte lieber auf meine Vernunft, als daß ich mir einrede, daß gewisse Menschen von Anfang an vom Glück ausgeschlossen sind. Aber je karger die Gaben des Glückes, desto gewaltiger wächst die Kraft der Seele; je länger die harte Schule des Unglückes währt, desto gestählter wird die geistige Widerstands-

fähigkeit. Solche Menschen gehen einen beneidenswerten Tausch ein. Meine Seele ist unverwüstlich. Je weniger Sie für mich empfinden, desto größer und mächtiger wird in mir meine Liebe zu Ihnen, desto gewisser bin ich mir meines Sieges, desto näher sehe ich den Augenblick wo Sie sagen: Ich kämpfte gegen Dich mit allem was mir zu Gebote stand, aber ich liebe Dich!

Anna:

Bewahre mich der Himmel davor!

Scholz:

Davor bewahrt Sie der Himmel nicht! Wenn ein Mensch von meiner Willenskraft, die sich durch kein Mißgeschick hat brechen lassen, sein Sinnen und Trachten auf einen Vorsatz konzentriert, dann giebt es nur zwei Möglichkeiten: Er erreicht sein Ziel oder er verliert den Verstand.

Anna:

Darin scheinen Sie recht zu haben.

Scholz:

Darauf lasse ich es ankommen. Der Preis ist des Einsatzes Wert. Alles hängt davon ab, was ausdauernder, was widerstandsfähiger ist, Ihre Gefühllosigkeit oder mein Verstand. Ich rechne mit dem schlimmsten Ausgang und wende, eh ich am Ziel bin, den Blick nicht zurück; denn kann ich mir aus der Seligkeit, die mich jetzt erfüllt, kein glückliches Leben gestalten, dann ist keine Hoffnung mehr. Die Gelegenheit bietet sich nicht wieder.

Anna:

Gott sei Dank, daß Sie mich daran erinnern!

Sie setzt sich an den Schreibtisch.

Scholz:

Es ist das letzte Mal, daß die Welt in ihrer Herrlichkeit vor mir liegt!

Anna, ein Billet schreibend:

Ich danke Ihnen.

Ruft:

Kathi!

Für sich:

Mir bietet sich die Gelegenheit auch nicht wieder.

Scholz, plötzlich zu sich kommend:

Was argwöhnen Sie, gnädige Frau?! — Sie täuschen sich! — Sie hegen einen entsetzlichen Verdacht . . .

Anna:

Sehen Sie denn aber nicht, daß Sie mich aufhalten?

Ruft:

Kathi!

Scholz:

Ich kann Sie so nicht verlassen! Geben Sie mir die Versicherung, daß Sie nicht an meiner geistigen Klarheit zweifeln!

Simba tritt mit Annas Hut ein.

Anna:

Wo bleiben Sie denn so lang?

Simba:

I hab mi net hereingetraut.

Scholz:

Simba, Du weißt, daß ich meiner Sinne mächtig bin!

Simba:

Gehens, redens net so dumm!

Anna:

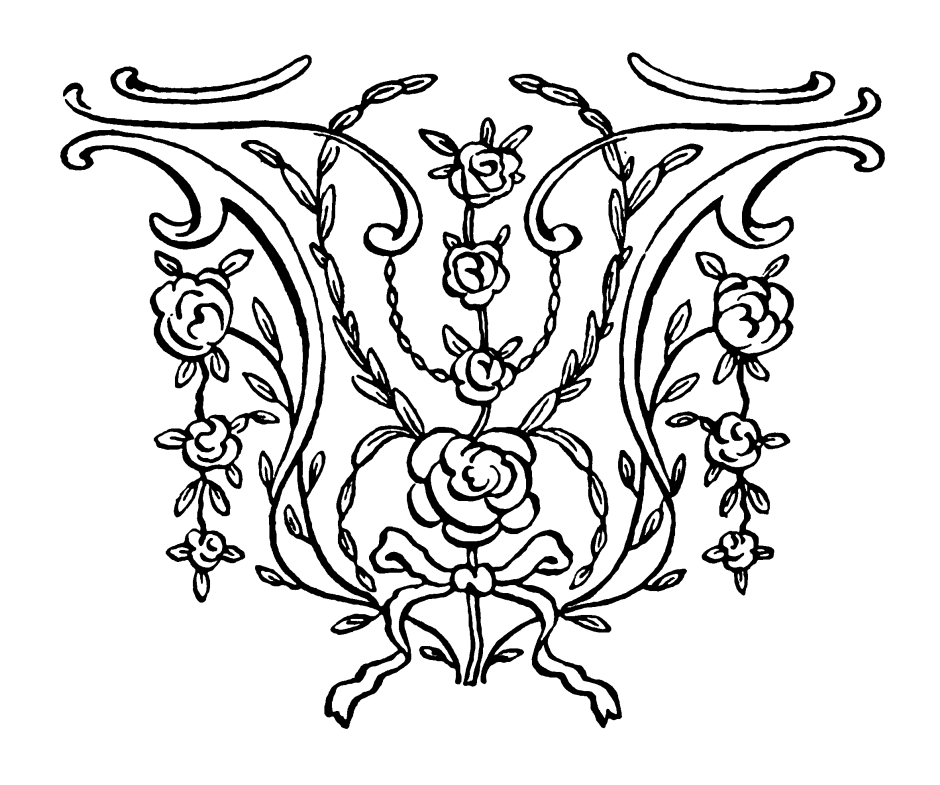
Lassen Sie doch mein Mädchen in Ruhe.

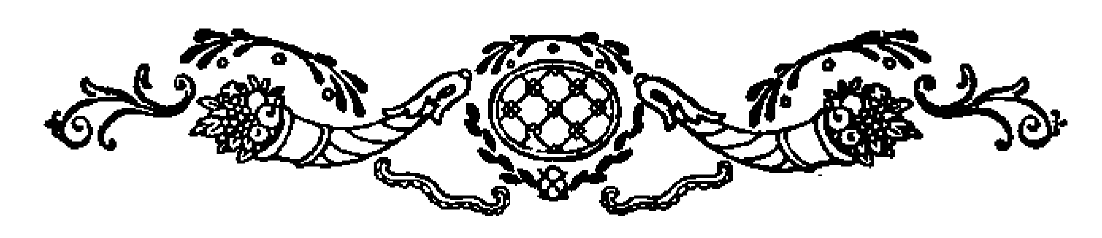
Zu Simba:

Wissen Sie die Adresse des Konsul Casimir?

Scholz:

— — Ich trage das Kainszeichen auf der Stirn...





V.

Im Arbeitszimmer des Marquis von Keith stehen sämtliche Thüren angelweit offen. Während sich Hermann Casimir an den Mitteltisch lehnt, ruft von Keith ins Wohnzimmer hinein.

v. Keith:

Sascha!

Da er keine Antwort erhält, geht er nach dem Wartezimmer; zu Hermann:

Entschuldigen Sie.

Ruft ins Wartezimmer:

Sascha! —

Kommt nach vorn; zu Hermann:

Also Sie gehen mit Einwilligung Ihres Vaters nach London. Ich kann Ihnen nach London die besten Empfehlungen geben.

Wirft sich in einen Sessel.

In erster Linie empfehle ich Ihnen, Ihre deutsche Sentimentalität zu Hause zu lassen. Mit Sozialdemokratie und Anarchismus macht man in London keinen Effekt mehr. Lassen Sie sich noch Eines sagen: Das einzig richtige Mittel, seine Mitmenschen auszunützen, besteht darin, daß man sie bei ihren guten Seiten nimmt. Darin liegt die Kunst, geliebt zu werden, die Kunst, recht zu be-

halten. Je ergiebiger Sie Ihre Mitmenschen übervorteilen, um so gewissenhafter müssen Sie darauf achten daß Sie das Recht auf Ihrer Seite haben. Suchen Sie Ihren Nutzen nie im Nachteil eines tüchtigen Menschen, sondern immer nur in dem von Schurken und Dummköpfen. Und nun übermittle ich Ihnen den Stein der Weisen: Das glänzendste Geschäft in dieser Welt ist die Moral. Ich bin noch nicht so weit, das Geschäft zu machen, aber ich müßte nicht der Marquis von Keith sein, wenn ich es mir entgehen lasse.

Es läutet auf dem Korridor.

v. Keith, ruft:

Sascha! —

Sich erhebend:

Der Bengel kriegt Ohrfeigen.

Er geht auf den Vorplatz und kommt mit dem Kommerzienrat Ostermeier zurück.

v. Keith:

Sie könnten unmöglich gelegener kommen, mein bester Herr Ostermeier ...

Ostermeier:

Meine Kollegen im Aufsichtsrat, verehrter Freund, beauftragen mich ...

v. Keith:

Ich habe einen Plan mit Ihnen zu besprechen, der unsere Einnahmen verdreifacht.

Ostermeier:

Wünschen Sie eine Erklärung in der Generalversammlung, daß es mir heute wieder nicht gelungen ist, Ihre Geschäftsbücher zur Einsichtnahme zu erhalten?

v. Keith:

Sie phantasieren! — Wollen Sie mir nicht ruhig und sachlich auseinandersetzen, um was es sich handelt?

Ostermeier:

Um Ihre Geschäftsbücher, verehrter Freund.

v. Keith, aufbrausend:

Ich racke mich für die Dickköpfe ab . . .

Ostermeier:

Hat er also doch recht!

Sich zum Gehen wendend:

Gehorsamer Diener!

v. Keith, reißt die Schreibtisch-Schubladen auf:

Hier, schwelgen Sie in Geschäftsbüchern!

Sich nach Ostermeier umwendend:

Wer hat also doch recht?

Ostermeier:

Ein Herr Raspe, der gestern Abend in der „Americain Bar" fünf Flaschen Pommery gewettet hat, daß Sie keine Geschäftsbücher führen!

v. Keith:

Ich führe auch keine Geschäftsbücher.

Ostermeier:

Dann zeigen Sie mir Ihr Kopierbuch.

v. Keith:

Wo hätte ich seit der Gründung der Gesellschaft Zeit hernehmen sollen, um ein Bureau einzurichten!

Ostermeier:

Dann zeigen Sie mir Ihr Kopierbuch.

v. Keith:

Ich habe kein Kopierbuch.

Ostermeier:

Dann zeigen Sie den Depositenschein, den die Bank ausgestellt hat.

v. Keith:

Habe ich Ihre Einzahlungen erhalten, um sie auf Zinsen zu legen?!

Ostermeier:

Regen Sie sich nicht auf, verehrter Freund. Wenn Sie keine Bücher besitzen, dann notieren Sie Ihre Ausgaben doch irgendwo. Das thut jeder Laufbursche.

v. Keith, wirft sein Notizbuch auf den Tisch:

Da haben Sie mein Notizbuch.

Ostermeier, liest:

„Meerblaue Taille — Goldborte — Sammtrock —“ Das ist der ganze Mensch!

v. Keith:

Wenn Sie mir jetzt, nachdem ich Erfolg auf Erfolg erzielt habe, Knüppel in den Weg werfen, dann können Sie darauf rechnen, daß Sie von Ihrem Gelde weder in dieser noch in jener Welt etwas wiedersehen.

Ostermeier:

So schlecht stehen die Feenpalastaktien nicht, verehrter Freund. Wir sehen unser Geld schon wieder. — Gehorsamer Diener!

Will gehen.

v. Keith, ihn aufhaltend:

Sie untergraben das Unternehmen durch Ihre Wühlereien. Verzeihen Sie, verehrter Herr; ich rege mich auf, weil ich mit dem Feenpalast empfinde wie ein Vater mit seinem Kind.

Ostermeier:

Dann machen Sie sich Ihres Kindes wegen nur gar keine Sorgen mehr. Der Feenpalast ist gesichert und wird gebaut.

v. Keith:

Ohne mich?

Ostermeier:

Wanns sein muß, ohne Sie, verehrter Freund!

v. Keith:

Das können Sie nicht!

Ostermeier:

Sie sind jedenfalls der Letzte, der uns daran hindert.

v. Keith:

Das wäre ein infamer Schurkenstreich!

Ostermeier:

Das wär' noch schöner! Weil wir uns nimmer von Ihnen betrügen lassen wollen, schimpfen Sie uns womöglich Betrüger!

v. Keith:

Wenn Sie sich betrogen glauben, dann verklagen Sie mich auf Auszahlung Ihres Geldes!

Ostermeier:

Sehr schön, wenn wir nicht dem Aufsichtsrat angehörten!

v. Keith:

Was Sie sich einbilden! Sie sitzen im Aufsichtsrat, um mich bei der Arbeit zu unterstützen!

Ostermeier:

Dafür komme ich zu Ihnen; aber bei Ihnen giebts eben nichts zu arbeiten.

v. Keith:

Mein lieber Herr Ostermeier, Sie können mir als Mann von Ehre nicht zumuten, eine solche Niederträchtigkeit über mich ergehen zu lassen. Uebernehmen Sie den geschäftlichen Teil; lassen Sie mich artistischer Leiter des Unternehmens sein. Ich gebe Inkorrektheiten in meiner Geschäftsführung zu, die ich mir aber nur in dem Bewußt-

sein verzieh, daß es zum letztenmal geschieht; daß ich mir nach Konsolidierung meiner Verhältnisse nichts mehr zu schulden kommen lassen würde.

Ostermeier:

Darüber hätten wir gestern, als ich mit den Herren hier war, ein Wort reden können; aber da haben Sie uns ein Loch in den Bauch geschwatzt. Ich würde Ihnen auch heut noch sagen: Versuchen wirs noch einmal — wenn Sie sich uns wenigstens als aufrichtiger Mensch gezeigt hätten. Hört man aber immer und immer wieder nur Unwahrheiten, dann ...

v. Keith:

Dann sagen Sie den Herren: Ich baue den Feenpalast, so gewiß aus meinem Hirn die Idee entsprungen ist. Bauen Sie ihn aber — sagen Sie ihnen das! — dann sprenge ich den Feenpalast samt Aufsichtsrat und Aktionärversammlung in die Luft.

Ostermeier:

Werde ich pünktlich ausrichten, Herr Nachbar! Wissen Sie, ich möcht' bei Leibe niemanden vor den Kopf stoßen, geschweige denn vor den .... Gehorsamer Diener!

Ab.

v. Keith, ihm nachstarrend:

... Hintern! Ich spüre so was. — —

Zu Hermann:

Lassen Sie mich jetzt nicht allein, sonst schrumpfe ich so zusammen, daß mich die Angst anpackt, es könnte nichts

mehr übrig bleiben. — — — Sollte das möglich sein? — — Nach so viel Feuerwerk! — — Ich soll wieder wie ein Geächteter von Land zu Land gepeitscht werden?! — — — Ich darf mich nicht an die Wand drücken lassen! — Es ist das letzte Mal in diesem Leben, daß sich mir Gelegenheit bietet, festen Fuß zu fassen. — Nein! — Ich wackle nicht nur noch nicht; ich werde München durch meinen Sprung in Erstaunen setzen: Er schüttelt noch, da fall ich schon, unter Pauken und Trompeten, ihm direkt auf den Kopf, daß alles rings auseinanderstiebt, und schlage alles kurz und klein. Dann wird sichs zeigen, wer zuerst wieder auf die Beine kommt!

Die Gräfin Werdenfels tritt ein.

v. Keith, ihr entgegeneilend:

Meine Königin . . .

Anna, zu Hermann:

Würden Sie uns einen Moment allein lassen.

v. Keith läßt Hermann ins Wohnzimmer eintreten.

v. Keith, die Thür hinter ihm schließend:

Du siehst so unternehmend aus?

Anna:

Das ist schon möglich. Ich erhalte seit dem Konzert Tag für Tag ein halbes Dutzend Heiratsanträge.

v. Keith:

Das ist mir verdammt gleichgültig.

Anna:

Aber mir nicht.

v. Keith:

Hast Du Dich in ihn verliebt?

Anna:

Von wem sprichst Du denn?

v. Keith:

Von dem Genußmenschen.

Anna:

Du machst Dich über mich lustig.

v. Keith:

Von wem sprichst Du denn?

Anna, nach dem Wohnzimmer deutend:

Von seinem Vater.

v. Keith:

Und darüber willst Du Dich mit mir unterhalten?

Anna:

Nein, ich wollte Dich nur fragen, ob Du jetzt endlich ein Lebenszeichen von Molly hast.

v. Keith:

Nein, aber was ist mit Casimir?

Anna:

Was ist mit Molly? — — Du hältst ihr Verschwinden geheim?

v. Keith:

Ich fürchte, offen gesagt, weniger, daß ihr ein Unglück zugestoßen ist, als daß mir ihr Verschwinden den Boden unter den Füßen wegzieht. Wenn das nicht von Menschlichkeit zeugt, dann sitze ich dafür seit drei Tagen Nacht für Nacht auf dem Telegraphenamt. — Mein Ver-

schulden an ihr besteht darin, daß sie, seit wir uns kennen, nie ein böses Wort von mir gehört hat. Sie verzehrt sich vor Sehnsucht nach ihrer kleinbürgerlichen Welt, in der man, Stirn gegen Stirn geschmiedet, sich duckt und schuftet und sich liebt; kein freier Blick, kein freier Atemzug; nichts als Liebe, möglichst viel und von der gewöhnlichsten Sorte.

Anna:

Wenn man sie nun nicht findet, was dann?

v. Keith:

Ich kann getrost darauf bauen, daß sie, wenn mir das Haus über dem Kopf zusammengekracht ist, reumütig lächelnd ankommt und sagt: Ich will es nicht wieder thun. — Ihr Zweck ist erreicht; ich kann mein Bündel schnüren.

Anna:

Was wird dann aus mir?

v. Keith:

Du hast bei unserem Unternehmen am meisten gewonnen und wirst hoffentlich noch mehr gewinnen. Verlieren kannst Du nichts, weil Du mit keinem Einsatz dabei beteiligt bist.

Anna:

Wenn das sicher ist!

v. Keith:

— — Ach so ...!

Anna:

Ja, ja!

v. Keith:

— Was hast Du ihm denn geantwortet?

Anna:

Ich schrieb ihm, ich könne ihm noch keine bestimmte Antwort geben.

v. Keith:

Das hast Du ihm geschrieben?!

Anna:

Ich wollte erst mit Dir darüber sprechen.

v. Keith:

Wenn es nicht anders bei Dir steht, als daß Du mit mir darüber sprechen mußt, dann heirate ihn!!

Anna:

Wer von Gefühlen so verächtlich denkt wie Du, müßte doch über rein praktische Fragen mit sich reden lassen!

v. Keith:

Laß meine Gefühle aus dem Spiel! Mich empört, daß Du nicht mehr Rassestolz in Dir hast, um Deine Erstgeburt für ein Linsengericht zu verkaufen!

Anna:

Was nicht Du bist, ist Dir Linsengericht!

v. Keith:

Ich kenne meine Schwächen; aber das sind Haustiere! Dem einen fehlt es im Hirn und dem andern im Rückenmark. Willst Du Wechselbälge zur Welt bringen, die vor dem achten Tage nicht sehen können?! — Ich gebe Dir mit Freuden, wenn es mit mir vorbei sein soll, was ich von meiner Seelenglut in Dich hineingelebt, auf Deine

Carriere mit. Aber wenn Du Dich vor Deinem Künstlerlos hinter einem Geldsack verschanzt, dann bist Du heute schon nicht mehr wert, als das Gras, das dereinst aus Deinem Grabe wächst!

Anna:

Hättest Du wenigstens eine Spur von Nachricht über Mollys Verbleiben!

v. Keith:

Beschimpf mich nicht noch! —

Ruft:

Sascha!

Anna:

Wenn Du denn durchaus darauf bestehst, daß wir uns trennen sollen . . .

v. Keith:

Ich bestehe darauf.

Anna:

Dann gieb mir meine Briefe zurück.

v. Keith:

Willst Du Deine Memoiren schreiben?

Anna:

Nein, aber sie könnten in falsche Hände geraten.

v. Keith, aufspringend:

Sascha!!

Anna:

Was willst Du von ihm? — Ich habe ihm einen Auftrag gegeben.

v. Keith:

Wie kommst Du dazu?!

Anna:

Weil er zu mir kam. Ich habe das doch öfter gethan. Im schlimmsten Fall weiß der Junge, wo er etwas verdienen kann.

v. Keith, sinkt in den Sessel am Schreibtisch:

Mein Sascha! — — Daß Du auch ihn nicht vergessen hast! — — Wenn Du jetzt das Zimmer verläßt, Anna, dann breche ich zusammen wie ein Ochse im Schlachthaus. — Gieb mir noch eine Galgenfrist!

Anna:

Ich habe keine Zeit zu verlieren.

v. Keith:

Bis ich mich Deiner entwöhnt habe! — Ich bedarf meiner geistigen Klarheit jetzt mehr denn je . . .

Anna:

Giebst Du mir dann die Briefe?

v. Keith:

Du bist grauenhaft; aber das ist ja das helle Mitleid. Ich soll Dich wenigstens verfluchen dürfen, wenn Du nicht mehr mein bist.

Anna:

Du lernst Deiner Lebtag keine Frau richtig beurteilen.

v. Keith:

Ich widerrufe meinen Glauben nicht auf der Folter. Du gehst mit dem Glück; das ist menschlich. Was Du mir warst, bleibst Du darum doch.

Anna:

Dann gieb mir die Briefe.

v. Keith:

Nein, mein Kind, sonst fürchte ich auf meinem Sterbebett, Du seist ein Hirngespinst gewesen. —

Ihr die Hand küssend:

Viel Glück!

Anna:

Adieu!

Ab.

v. Keith, sich unter Herzkrämpfen windend:

— Ah! — Ah! — Das ist der Tod! —

Er stürzt zum Schreibtisch, entnimmt einem Schubfach eine Handvoll Briefe, und eilt zur Thür:

Anna! Anna!

In der offnen Thür tritt ihm Ernst Scholz entgegen. Scholz geht unbehindert, ohne daß man ihm noch eine Spur von seiner Verletzung anmerkt.

v. Keith:

... Ich wollte eben zu Dir ins Hotel fahren.

Scholz:

Das hat keinen Zweck mehr. Ich reise ab.

v. Keith:

Dann gieb mir aber noch die zwanzigtausend Mark, die Du mir versprochen hast!

Scholz:

Ich gebe Dir kein Geld mehr.

v. Keith:

Die Karyathiden zerschmettern mich! Man will mir den Direktionsposten nehmen!

Scholz:

Das bestärkt meinen Entschluß.

v. Keith:

Es gilt nur, eine momentane Krisis zu überwinden!

Scholz:

Mein Vermögen ist mehr wert als Du. Mein Vermögen sichert den Angehörigen meiner Familie noch auf unendliche Zeiten eine hohe, freie Machtstellung, während Du nie dahin gelangst, einem Menschen etwas zu nützen.

v. Keith:

Wo nimmst Du Parasit die Stirne her, mir Nutzlosigkeit vorzuwerfen?!

Scholz:

Lassen wir den Wettstreit. — Ich leiste den großen Verzicht, zu dem sich so Mancher einmal im Leben verstehen muß.

v. Keith:

Was heißt das?

Scholz:

Ich habe mich von meinen Illusionen losgerissen.

v. Keith:

Schwelgst Du wieder in der Seele eines Mädchens aus niedrigstem Stande?

Scholz:

Nein. — Ich gehe in eine Privatheilanstalt.

v. Keith:

Du kannst keine nichtswürdigere Schandthat begehen, als den Verrat an Deiner eignen Person!

Scholz:

Dein Schrecken ist mir erklärlich. — Ich habe in den letzten drei Tagen den grauenvollsten Kampf durchgekämpft, der einem Menschen beschieden sein kann.

v. Keith:

Um Dich feige zu verkriechen?! — Um als Sieger auf Deine Menschenwürde zu verzichten?!

Scholz, erregt:

Ich verzichte nicht auf meine Menschenwürde. Du hast weder Ursache, mich zu beschimpfen noch meiner zu spotten! — Wenn jemand die Beschränkung, in die ich mich finde, gegen seinen Willen über sich verhängen lassen muß, dann mag er der Menschenwürde verlustig gehen. Dafür bleibt er relativ glücklich; er wahrt seine Illusionen. Wer kalten Blickes wie ich mit der Wirklichkeit abrechnet, der kann dadurch weder die Achtung noch die Teilnahme seiner Mitmenschen verscherzen.

v. Keith:

Ich würde mir den Schritt doch noch ein wenig überlegen.

Scholz:

Das habe ich gethan. Es ist die letzte Pflicht, die mein Geschick mir zu erfüllen übrig läßt.

v. Keith:

Wer einmal drin ist, kommt so leicht nicht wieder heraus.

Scholz:

Hätte ich noch die geringste Hoffnung, jemals herauszukommen, dann ginge ich nicht hinein. Was ich mir an Entsagung aufbürden, was ich meiner Seele an Selbstüberwindung und Hoffnungsfreudigkeit entringen konnte, habe ich aufgewandt, um mein Los zu ändern. Mir bleibt, Gott seis geklagt, keinerlei Zweifel mehr daran, daß ich anders geartet als andere Menschen bin.

v. Keith:

Gott sei Dank habe ich nie daran gezweifelt, daß ich anders als Andere bin!

Scholz:

Sei es Gott geklagt oder ihm gedankt — Dich hielt ich bis jetzt für den abgefeimtesten Spitzbuben; ich habe auch diese Illusion aufgegeben. Der Spitzbube hat Glück, sowahr wie dem ehrlichen Menschen auch im unabänderlichen Mißgeschick sein gutes Gewissen bleibt. Du hast nicht mehr Glück als ich, und Du weißt es nicht. Darin liegt die entsetzliche Gefahr, die über Dir schwebt.

v. Keith:

Ueber mir schwebt keine andere Gefahr, als daß ich morgen kein Geld habe!

Scholz:

Du wirst Zeit Deines Lebens morgen kein Geld haben! Ich wüßte Dich vor den heillosen Folgen Deiner Verblendung gerne in Sicherheit. Deswegen komme ich noch einmal her. Ich habe die heilige Ueberzeugung, daß es für Dich das beste ist, wenn Du mich begleitest.

v. Keith:

Wohin?

Scholz:

In die Anstalt.

v. Keith:

Gieb mir die dreißigtausend Mark, dann komme ich mit.

Scholz:

Wenn Du mich begleitest, brauchst Du kein Geld mehr. Du findest ein behaglicheres Leben, als Du es vielleicht jemals gekannt hast. Wir halten uns Wagen und Pferde, wir spielen Billard ...

v. Keith:

Gieb mir die dreißigtausend Mark!! Willst Du, daß ich vor Dir einen Fußfall thue? Ich kann hier vom Platz weg verhaftet werden!

Scholz:

Dann bist Du schon soweit?! — Ich gebe solche Summen keinem Wahnsinnigen!

v. Keith:

Du bist der Wahnsinnige!

Scholz:

Ich bin zu Verstand gekommen.

v. Keith:

— Wenn Du Dich in die Anstalt aufnehmen lassen willst, weil Du zu Verstand gekommen bist, dann geh hinein.

Scholz:

Du gehörst zu denen, die man mit Gewalt hineinbringen muß!

v. Keith:

— Dann wirst Du in der Anstalt wohl auch Deinen Adelstitel wieder aufnehmen?

Scholz:

Hast Du nicht in zwei Weltteilen jeden erdenklichen Bankrott gemacht, der im bürgerlichen Leben möglich ist?!

v. Keith:

Wenn Du es für Deine moralische Pflicht hältst, die Welt von Deiner überflüssigen Existenz zu befreien, dann findest Du radikalere Mittel als Spazierenfahren und Billardspielen!

Scholz:

Das habe ich längst versucht.

v. Keith:

Was thust Du denn dann noch hier?!

Scholz:

Es ist mir mißlungen wie alles Andere.

v. Keith:

Du hast natürlich aus Versehen jemand anders umgebracht.

Scholz:

Man hat mir damals die Kugel neben dem Rückgrat herausgeschnitten. — Es ist heute wohl das letzte Mal in Deinem Leben, daß sich Dir eine rettende Hand bietet. Welche Art von Erlebnissen noch vor Dir liegt, weißt Du.

v. Keith, ihn flehentlich umklammernd:

Gieb mir die vierzigtausend Mark, dann bin ich gerettet!

Scholz:

Die retten Dich nicht vor dem Zuchthaus!

v. Keith:

Schweig!

Scholz:

Komm mit mir, dann bist Du geborgen. Wir sind zusammen aufgewachsen; ich sehe nicht ein, warum wir nicht auch das Ende gemeinsam erwarten sollen. Die menschliche Gesellschaft urteilt Dich als Verbrecher ab und unterwirft Dich den scheußlichsten Martern . . .

v. Keith, leidenschaftlich:

Wenn Du mir nicht helfen willst, dann geh, ich bitte Dich darum!

Scholz:

Wende Deiner einzigen Zuflucht nicht den Rücken! Ich weiß doch, daß Du Dir Dein jammervolles Los ebensowenig gewählt hast, wie ich mir das meinige.

v. Keith:

Geh! Geh!

Scholz:

Komm, komm. — Du hast einen lammfrommen Gesellschafter an mir. Es wäre ein matter Lichtschimmer in meiner Lebensnacht, wenn ich meinen Jugendgespielen seinem grauenvollen Verhängnis entrissen wüßte.

v. Keith:

Geh! Ich bitte Dich!

Scholz:

— — Vertrau Dich von heute ab meiner Führung an, wie ich mich Dir anvertrauen wollte . . .

v. Keith, schreit verzweifelt:

Sascha! Sascha!

Scholz:

— — — Dann vergiß nicht, wo Du einen Freund hast, dem Du jederzeit willkommen bist.

Ab.

v. Keith, blickt suchend umher:

— — Molly! — — Molly! — — Das erste Mal in meinem Leben, daß ich vor einem Weib auf den Knien wimmere! — —

Plötzlich nach dem Wohnzimmer aufhorchend:

Da . . . !

Nachdem er die Wohnzimmerthür geöffnet:

. . . Das sind Sie?

Hermann Casimir tritt aus dem Wohnzimmer.

v. Keith:

Ich kann Sie nicht bitten, länger hierzubleiben. Mir ist — nicht ganz wohl. Ich muß erst — eine Nacht — darüber schlafen, um der Situation wieder Herr zu sein. Reisen Sie mit . . .

Schwere Schritte und viele Stimmen tönen vom Treppenhaus herauf.

v. Keith:

Hören Sie . . . Der Lärm! — Das bedeutet nichts Gutes . . .

Hermann:

Verschließen Sie die Thür.

v. Keith:

Ich kann es nicht! — Ich kann es nicht! — Das ist sie . . !

Eine Anzahl Hofbräuhausgäste schleppen Mollys entseelten Körper herein. Sie trieft von Wasser, die Kleider hängen in Fetzen. Das aufgelöste Haar bedeckt ihr Gesicht.

Ein Metzgerknecht:

Da hammer den Strizi!

Zurücksprechend:

Sammers? — Eini!

Zu v. Keith:

Schau her, was mer g'fischt hamm! Schau her, was mer der bringen! Schau her, wann'd a Schneid hast!

Ein Packträger:

Aus'm Stadtbach hammers zogen! Unter die eisernen Gitterstangen vor! An die acht Täg' mag's drin g'legen sein im Wasser!

Ein Bäckerweib:

Und da derweil treibt sich der Lump, der dreckichte, mit seine ausg'schamte Menscher umanand! Sechs Wuchen lang hat er's Brot net zahlt! Das arme Weib laßt er bei alle Krämersleut betteln gehn, as was z'essen kriagt. A Stoan hat's derbarmt, as wie die auf d'Letzt ausg'schaut hat!

v. Keith, retiriert sich, während ihn die Menge mit der Leiche umdrängt, nach seinem Schreibtisch:

Ich bitte, beruhigen Sie sich doch nur!

Der Metzgerknecht:

Halt die Fressen, du Schwindler! Du Hochstapler, du! Sunst kriagst vo mir a Watschen in's G'sicht, as nimma stehen kannst! — Schau da her! — Is sie's oder is sie's net?! — Schau her, sag i!

v. Keith hat hinter sich Hermanns Revolver erfaßt, den die Gräfin Werdenfels früher dort hatte liegen lassen:

Rühren Sie mich nicht an, wenn Sie nicht wollen, daß ich von der Waffe Gebrauch mache!

Der Metzgerknecht:

Was sagt der Knickebein?! — Giebst den Revolver her?! — Hast net gnua an dera da, du Hund?! — Giebst ihn her, sag i . . . !

Der Metzgerknecht ringt mit v. Keith, dem es gelingt, sich dem Ausgang zu nähern, durch den eben der Konsul Casimir eintritt. Hermann Casimir hat sich derweil an die Leiche gedrängt; er und das Bäckerweib tragen dieselbe nach dem Divan.

v. Keith, sich wie ein Verzweifelter wehrend, ruft:

Polizei! — Polizei! —

Bemerkt Casimir und klammert sich an ihn an:

Retten Sie mich, um Gottes Willen!

Der Konsul Casimir zu den Leuten:

Jetzt schaut's aber, as weiter kummt, sunst lernt's mi anders kenna: — Laßt's die Frau auf dem Divan! — Was moanst Du? — Marsch, sag i! — Da hat der Zimmermann 's Loch g'macht!

Seinen Sohn, der sich mit der Menge entfernen will, am Arm nach vorn ziehend:

Halt! Mir zwoa bleiben da! — Du nimmst auf Deine Londoner Reise noch eine schöne Lehre mit!

Die Hofbräuhausleute haben das Zimmer derweil verlassen.

Casimir, zu v. Keith:

Ich wollte Sie auffordern, München binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen; jetzt glaube ich aber, es ist wirklich am besten für Sie, wenn Sie mit dem nächsten Zug reisen.

v. Keith, immer noch den Revolver in der Linken haltend:

Ich — habe das Unglück — nicht zu verantworten ...

Casimir:

Das machen Sie mit sich selbst ab! Aber Sie haben die Fälschung meiner Namensunterschrift zu verantworten, die Sie an Ihrem Gründungsfest in einem Glückwunschtelegramm vorgenommen haben.

v. Keith:

Ich kann nicht reisen ...

Casimir, giebt ihm ein Papier:

Wollen Sie die Quittung unterzeichnen. Sie bescheinigen darin, eine Summe von zehntausend Mark, die Ihnen die Frau Gräfin Werdenfels schuldete, durch mich zurück erhalten zu haben.

v. Keith geht zum Schreibtisch und unterzeichnet.

Casimir, das Geld aus seiner Brieftasche abzählend:

Als Ihr Nachfolger in der Direktion der Feenpalast-Gesellschaft möchte ich Sie im Interesse einer gedeihlichen Entwickelung unseres Unternehmens darum ersuchen, sich so bald nicht wieder in München blicken zu lassen.

v. Keith, am Schreibtisch stehend, giebt Casimir den Schein und nimmt mechanisch das Geld in Empfang.

Casimir, den Schein einsteckend:

Vergnügte Reise! —

Zu Hermann:

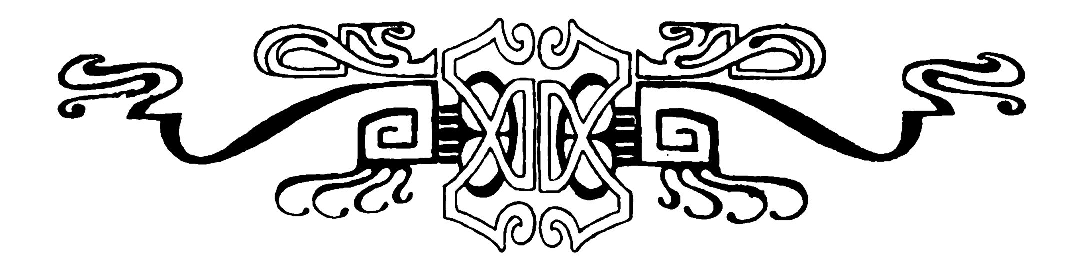
Marsch mit Dir!

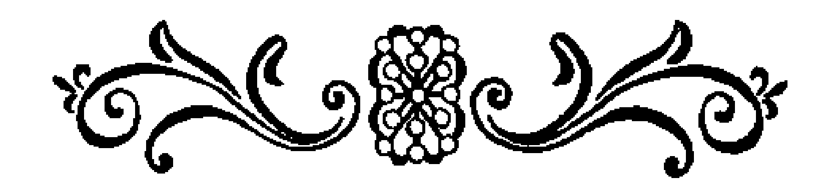
Hermann drückt sich scheu hinaus. Casimir folgt ihm.

v. Keith, in der Linken den Revolver, in der Rechten das Geld, thut einige Schritte nach dem Divan, bebt aber entsetzt zurück. Darauf betrachtet er unschlüssig abwechselnd den Revolver und das Geld. — Indem er den Revolver grinsend hinter sich auf den Mitteltisch legt:

Das Leben ist eine Rutschbahn . . .

Ende.





Zwei Gedichte von Wilhelm von Scholz.

Flammen.

Horch! — nun die Winterdämmrung still
um unsern flackernden Ofen sinkt,
wie die Schar der Flammen den Reigen schlingt
und zu der webenden Schwester singt,
die auf bleicher Kerze blühen will
und schwebend durch die Dämmrung blinkt —
Horch, wie es singt:

„Holla! komm her!
Schwester, im Frösteln der Dämmerung
wirst du löschen. Dann glühst du nicht mehr
und bist doch jung!
Stampfe mit uns den Flammentanz,
rot ist unsres Tanzschritts Gefunkel,
wir sind Rosen in glühendem Kranz
und erwärmen das Dunkel."

Leise singt der weiße Glanz:

„Kann nicht euren wilden Tanz,
kann auch nicht herab zur Erde,
nur im Schweben hab' ich Macht.
Schwestern, meine Glut ist Glanz —
und die Nacht
sorgt, daß ich zum Sterne werde."

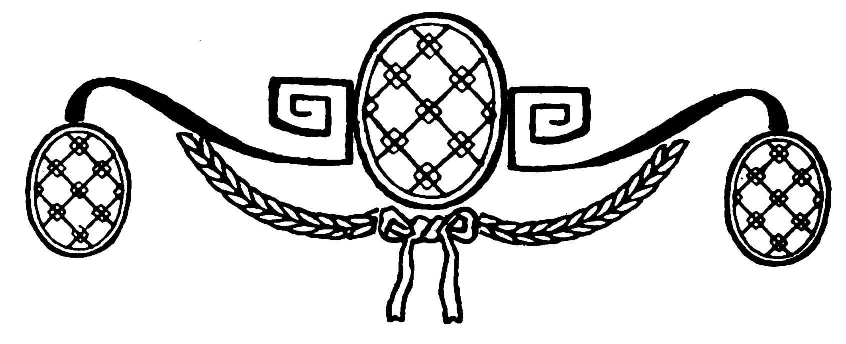
Abend im Rahmen.

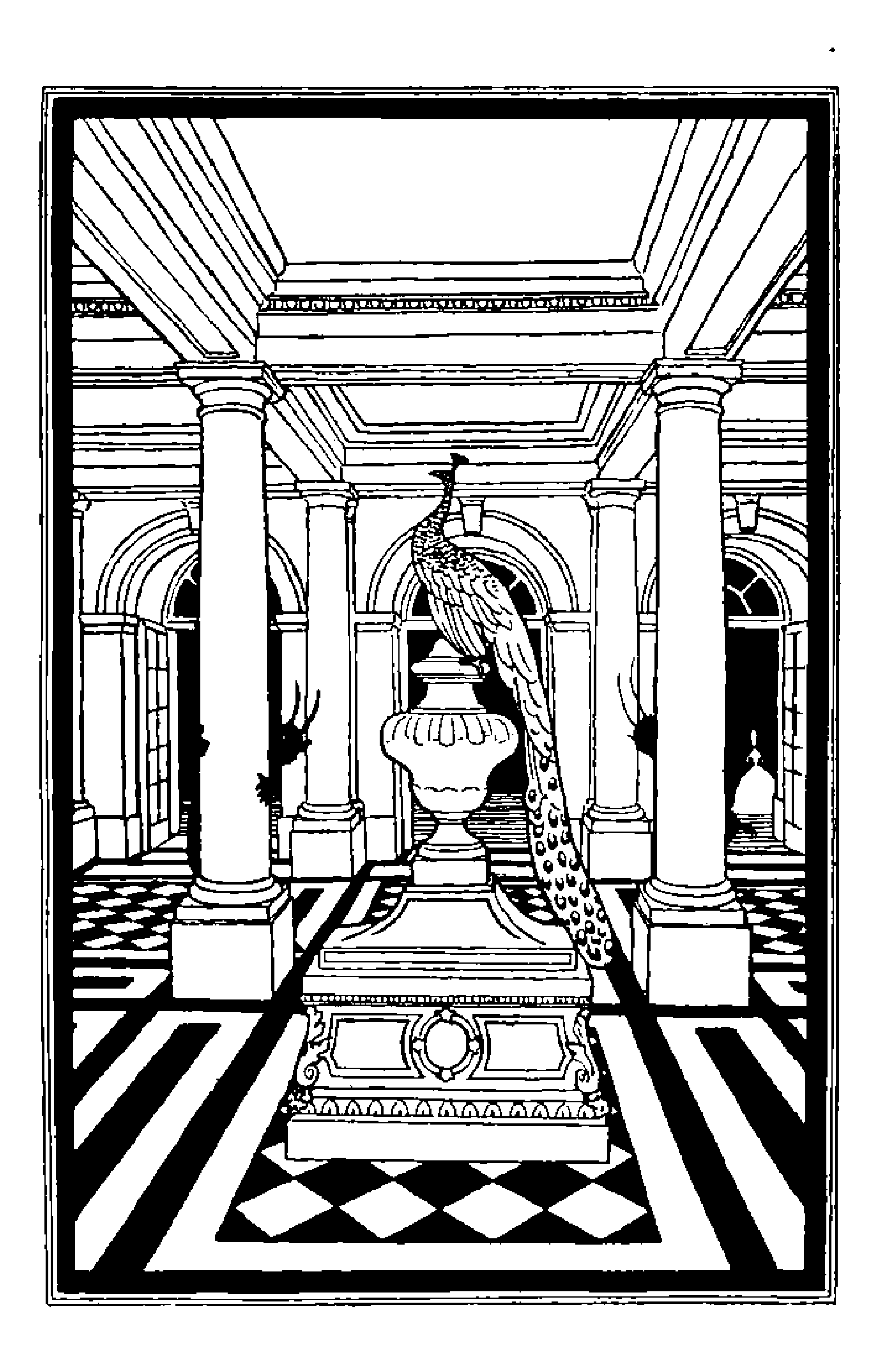
In bodenloser Einsamkeit ein Damm,
Aus der Duftebne steigt mein Hügelkamm.
Ins Abendgrau der Bergwand glüht mein Haus
Noch Sonne, wenn im Thal der Tag schon aus.
Heut schau' ich nicht ins Land hinaus.

Im offnen Fenster sitz' ich. Und mit dem Ferneschein
Flut' ich selber mit ins Gemach hinein.
So abendsonnig ist mir, so felderfrei,
So wiesenkühl, als wär' ich das Land —
Der Sommer hebt mit stiller Hand
Die Abendkrone an mir vorbei.

Jetzt brennt mein Spiegel an der Wand —
Drin hängt sie. Ihre Flammen zucken.
Ich sehe in dem roten Brand,
Wie die Berge mir lachend über die Schultern gucken.

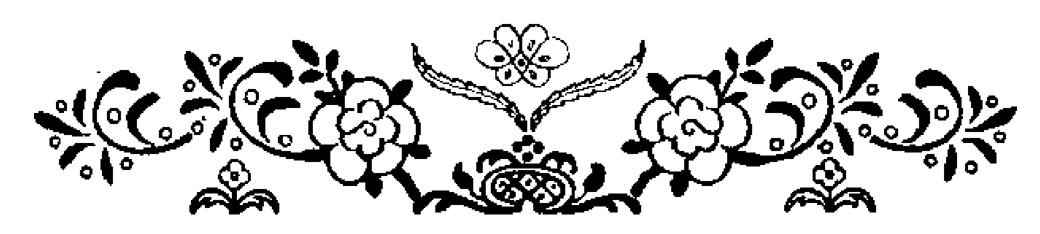
Stiller wird es. Jetzt hör' ich Wind im Gartengras.
Und blasser wird das Rahmenglas.
In die steile Spiegellandschaft empor
Steigt der Abend . . .











Frühjahrsblumen.

Aus den Aufzeichnungen eines Großstädters.

Von

Johannes Schlaf.

V.

Priemel, Aurikel und Stiefmütterchen.

Die Beete werden von Tag zu Tag bunter. In ein paar Wochen werden die Bäume blühen. Der Garten lacht in Farben. — Da sind Aurikeln, da sind in ihren graugrünen runzligen Blättern die gelben Priemeln mit ihren dunkelbraunen und rötlichen Ringen, und da ist das bunteste Durcheinander der Stiefmütterchen mit ihren griesgrämig-bizarren Gesichtern und Blütenformen. Die schönen blauen und dunkelvioletten, die schwarzbraunen mit gelben Flecken und Tupfen drin, die hellblauen mit dunkelvioletten, tiefsammtene, weiße, lichtgelbe und grellgescheckte ...

„Mir auch im Herzen
Blühte vor Zeiten
Schöner denn alle
Blumen der Liebe
Primula veris!"

Lenau! —

Aber das giebt schon einen prächtigen Strauß, wie er auf einen ländlichen Tisch paßt; am Sonntag Vormittag, wenn die Stube aufgeräumt ist und die blankgescheuerten Dielen mit frischem weißen

Sand bestreut sind. Dann ist es meinetwegen Nachmittag. Besuch ist angekommen. Das Zimmer ist voll Sonne und sie sitzen um den weißgedeckten Sophatisch herum in ihren reinlichen Sonntagskleidern. In der Mitte steht der Strauß in einer azurblauen Glasvase; die große, geblumte Familienkaffeekanne dampft ihr Aroma in die Runde. Die gläserne Zuckerschale prangt und der Sahnetopf mit seinen winzigen roten Rosen auf dem weißen Porzellangrund. Sie trinken aus Mutters besten Tassen und stippen frischgebackenen Kuchen dazu.

Es ist meinetwegen Osterfeiertag. Und meinetwegen ist Frieda eine stattliche, ausgewachsene und heiratsfähige Jungfer geworden. Sie ist verlobt und hat einen Bräutigam, einen schmucken Bauernsohn aus dem Dorfe, der in der Stadt bei den Husaren steht, und der auf Urlaub da ist. Am Abend werden sie im Krug zum Tanz gehen: Priemeln, Aurikelchen und Stiefmütterchen im Knopfloch.

Sie hat volle Hüften und eine runde Brust, und ein solides ernst-ehrbares Gesicht mit roten Backen, das so allerliebst lächeln kann, mit gesenkten Augenlidern, während die Hand am Kleide zupft. Ihre Stimme ist voll geworden und tieftönig. Sie spricht gescheit und gesetzt, nicht viel; aber wenn sie lacht, geht einem das Herz auf. Natürlich ist sie intelligenter als er und wird ihn unter den Pantoffel bekommen.

Er hat das gleiche weißblonde Haar und ein ganz dunkelbraun gebranntes Gesicht mit einem kleinen, weißen Schnurrbärtchen. Er ist schweigsam und phlegmatisch; aber es ist das Phlegma ruhender, in sich gesammelter Vollkraft. Bescheiden ist er, sehr verliebt und ein ganzer Kerl.

Wenigstens sind wir jetzt in der Stimmung, dies alles anzunehmen ...

Es ist eine simple, solid ländliche Liebe; herzhaft aber ohne Ueberschwang und sentimentale Finessen. So solid wie dies Festtagsgespräch um den weißgedeckten Tisch und Mutters braver Kuchen.

Zweifellos wird ein strammer Nachwuchs dabei herauskommen ....

VI.

Tulpen.

Dieser ganze Winkel des Gartens ist knallrot und knallgelb von Tulpen. Aber trotzdem sie so furchtbar dumm aussehen, komme ich, weißgott wie? mit einem Mal wieder auf Thea zurück und auf unsere — Liebe ...

Eine dumme, blunsige Blume, die ich gar nicht mag, die Tulpe: aber so ein Eindruck löst ja so oft seinen Gegensatz aus. Und so bringt mich der Anblick wohl auf unser so kompliziertes Verhältnis, auf die vertraulichen Winterstunden am Rokokokamin, unter Orchideeen, gelben Lilien und Chrysanthemon.

Ich gedenke ihrer mit Freiheit; das alles ist jetzt nur noch ein Spiel meiner Gedanken, höchstens diese und jene ersprießlicheren Facite zu ziehen. —

Und doch, ich stelle es nicht ohne Nachdenklichkeit fest: fühle ich ein unbestimmtes Bedürfnis, eine Sehnsucht, die mir meine ländlich primitive Umgebung mit einem Mal wie eine Fremde ererscheinen läßt, in der ich nun mal nicht völlig zu Hause bin; eine Sehnsucht, ein Bedürfnis, wie soll ich sagen? nach Comfort, nach der geistigen Equilibristik des Esprit, nach — Raffinement wohl gar? ... Jaja: so muß man sein Geschick erkennen, so muß man immer wieder auf seine vier Beine fallen! —

Immer wieder gerate ich in so viele subtile Gedankengänge, so oft ich an Thea denke; jetzt noch mehr wie früher. Es wird mir jetzt erst klar und bewußt, wie reich und vielseitig unser Verkehr war, wie reich und vielseitig der Gedanken- und Empfindungsgehalt, den er mir angeregt! — Alles, was damals die eine Fülle der Empfindung war, entwickelt sich jetzt, da ich, ich kann's wohl sagen, von ihr los bin; von ihr losgekommen bin in der sang- und klanglosen Weise, mit der alle solche Verhältnisse enden, so intim sie auch waren, ja vielleicht je intimer sie waren, je mehr man sich einander hingegeben und erschlossen; der übliche, so triviale Abschluß, in dem wohl sogar ein ganz klein wenig Gemeinheit und Cynismus. Schrieb ich nicht vor ein paar Tagen nieder, sie sei eine Kokette? —

Auf was ich also alles komme, wenn ich jetzt in dieser örtlichen und seelischen Entfernung an sie denke. Es ist vielleicht ganz gut, wenn ich mal einiges davon niederschreibe.

Ich vergegenwärtige sie mir. Zunächst: sie ist Dame, ganz Weltdame. Sicher ist sie zehnmal so blasiert und desillusioniert als ich, der ich z. B. einen Rest geradezu angeborener Naturfrömmigkeit besitze, den keine Skepsis der Welt auszurotten vermochte und der mir eigentlich aus allen meinen Defaiten immer wieder auf die Beine hilft und neue Elastizität giebt. Das kennt sie nicht; vielleicht weil sie einen allzu klaren und feinen Verstand hat, und weil sie vielleicht allzu einseitig nach dieser Verstandesseite hin ausgestattet ist. — Sie hat so viel erlebt und ist nicht im stande, die Dissonanzen, die der Weltlauf in ihr Wesen gebracht, zu versöhnen. Sie ist pessimistisch, ich — will nicht ausdenken, wie sehr. — — Und so wandelten sich, wenn ich so sagen soll, all ihre ethischen Qualitäten in die entsprechenden ästhetischen. Denn sie hat eben einen überaus feinen Geschmack und ein sehr diffiziles Schönheitsgefühl; und sie ist so klug. — Aber

was ich so sehr an ihr bewunderte, ja: was ich anbetete, ist ihre Resolutheit, ihre nie versiegende, entschiedene Aktivität, so recht die Aktivität einer verachtenden Herrennatur. Ja, das war es, was mich sie anbeten ließ, die Eigenschaft der feingebildeten Weltdame, die mit all diesen inneren Mankos kein Aufhebens macht und ihre Abgründe so graziös mit einem reichen Wissen, mit Geist, Geschmack und einem anmutigen Schönheitskult zu verhüllen weiß; deren „Humanitätsgefühl“ z. B. in einer so feinen Weise auf einer nonchalanten Verachtung der Menge beruht, die man eben in jeder Hinsicht verachtet und der man, wo sie mit ihrer Not, es ist ja meist materielle, Geschrei macht, weil sie einen ennuyiert und weil sie den Schönheitssinn beleidigt, das Maul mit „Wohlthaten“ stopft ... Ich bin weiter überzeugt, und dies übte auf mich eine so magische Anziehungskraft: wo sie mit gänzlicher Hingabe liebt und sie kann so außerordentlich, so verzehrend leidenschaftlich sein, da liebt sie wieder mit dem ganzen, ich möchte sagen brünstigen Elan jener feinen, intellektuellen Welt- und Lebensverachtung. Das giebt ihrer Liebe so etwas Bestrickendes ... Ich höre nur ihr seltsames Lachen, das Lachen einer melodischen Altstimme, in dem etwas wie ein unbewußter Schmerz und wie ein seltsam höhnendes Weinen ist, irgend ein dunkler Untergrundton, der einen zur Raserei, zur Wut treiben könnte ... Ich glaube nicht, daß sie das Adagio der Liebe kennt, wie ich es nennen möchte, das so bezaubernd deutsch in dem Liebesmotiv im ersten Aufzug von Wagners „Walküre“ zum Ausdruck gebracht ist, oder in den Brautnachtgesängen des „Lohengrin“. Sie ist eine feine, aber keine glückliche Natur ...

Sagt ich nun, sie sei kokett? ... Ah, pardon, Thea! ... Ich glaube, da hab' ich doch wohl eine rechte Dummheit hingeschrieben. Für mich mochte sie indessen ganz heilsam und praktisch sein. —

Ich möchte sie wohl als Mutter kennen lernen. — Nun sicher wird sie aus ihrem Jungen einen Kerl machen, der in die Welt paßt; einen Weltmann, skeptisch, selbstbewußt, honnett und kühl und geschmeidig wie eine Toledoklinge . . .

Was mir noch an ihr so interessant war, was mir so oft Anlaß, ich möchte direkt sagen, zu psychophysiologischen und physiognomischen Beobachtungen gab, das war eine gewisse Einfachheit ihres Wesens. Schon äußerlich: sie trug keinen Schmuck als eine kleine einfache Brosche, an die sich ja wohl eine persönliche Erinnerung knüpfte. Sie liebte in ihrer Kleidung nur ein paar wenige Farben, und war hierin sehr konservativ. Ihre Sprechweise hatte bei aller Differenziertheit ihres Wesens etwas sehr Schlichtes, Zwangloses, und hin und wieder etwas parodistisch Populäres. — Nun, dies alles und ähnliche Eigenschaften mögen für den letzten firniß einer Dame von Welt gelten: aber dennoch knüpften sich mir gerade daran recht interessante Betrachtungen, die sich übrigens noch in einer ganz besonderen Weise durch einige andere unwillkürlichere Eigenschaften als die genannten, gestützt fühlten. —

Ich erinnere mich hier an diese und jene ihrer Gesten und an ihre Gangart, die mir durch eine gewisse feine innere Unrast ihres Wesens bedingt zu sein schien, durch eine intellektuelle Nervosität, die aber auch mit gewissen tieferen und physiologischen Rasseeigenschaften in enger Verbindung zu stehen schien und die, wunderlich genug, diesen Gesten und dieser Gangart etwas Primitives, geradezu frappant Bäuerlich-Primitives gaben, das dennoch so edel ist. Bauerfrauen, die Rasse haben und die an grobe Arbeit gewöhnt sind, haben diese Gesten und diese Gangart . . . Nun ja, ich meine, wie wunderlich feinste Kultur und Bildung sich wieder primitiveren

Kulturzuständen nähern! — Es gab ihr oft direkt etwas Männliches und Selbständiges, dessen Eindruck noch verstärkt wurde, wenn ihre Stimme im Affekt plötzlich eine tiefere und vollere Klangfarbe annahm...

Da fällt mir ein, was ließe sich wohl zu unserer heutigen frauenemanzipatorischen Bewegung im kurzen sagen! Die Frau muß sich in diesen modernen Zeitläuften dem Berufe anpassen, Mutter eines neuen Menschen zu werden; Nietzsche würde sagen: Mutter des Uebermenschen zu werden ...

Lieber Gott, aber da komm' ich mit einem Mal auf Mynherr und Mevrouw! Wohl über meine Tulpen! —

Ich sehe die Beiden; rund, rot, fromm, praktisch, sauber, behaglich und rangiert; und so außerordentlich vernünftig.

Was für ein paar wohlthuende Geschöpfe! — Vielleicht vorbildlicher als alle Neu- und Uebermenschen der Welt! —

VII.

Veilchen.

Die wilden Dithyramben des ersten Frühjahrs sind verbraust. Die heroischen Fugen des großen Orchesters wichen dem idyllischen Getön flötender Liebesklänge und sonnig träumender, linder Elegie; und in stillen Mittags- und Abendstunden, begnadeten Stunden holder Lenzträumereien, hörst du aus den inneren Heimlichkeiten der Natur das Lied der Genüge, das der große Pan seiner Feldflöte entlockt. Die Posaune und Orgelfuge ist abgelöst durch Flöte und Schalmeie; kinderäugig, mit silbernem Lachen schweben ihre lieben Melodieen durch Feld, Wiese und Wald, wie gute, unschuldige Geister; oder entfalten sich zu der milderen Feierlichkeit eines helltönigen, flurweiten Pastorale in Schilf und Rohr, in Gras und Gezweig, in waldigem Thalgrund und blauender Aethertiefe.

Ich streife mit Frieda durch den Wald, die ersten Veilchen zu suchen; so glückselig himmelweit von allen Reflexionen und — Betrachtungen ab. — Denn ich will nichts, nichts als den jungen Lenzwald; ich will nichts sein als die Resonanz seiner hundert und hundert sonnigen Eindrücke.

Auf einem Pfade, so mäandrisch mutwillig wie unsere Laune, schlendern wir durch das erwachende Grün der Wiese dem Walde zu, dem Walde . . .

Noch singt die Natur das Lied der Luft und der ersten, erwachenden Farben; ihr erstes zart-helles Kinderlied; das noch mit so köstlicher Unbeholfenheit stammelt, wie alles in diesen Tagen der jungen Gnade; wie die dicken, wasserstrotzenden Stengel, Blätter und Blüten der ersten Frühjahrsblumen, wie der Fürwitz der kecken, frischen Grasspitzen auf Wiesen und an Wegrändern, wie die Triebe und Schößlinge an Busch und Baum, wie die dicken Knospen mit ihrem klebrigen Glanz und das erste hervorbrechende Gekrissel des werdenden Blattwerkes, wie das Gerinsel und Geplätscher der gleitenden Gewässer, wie der Uebermut der jungen huschenden Sonnenlichter und wie das Springen der milden Winde. So liebtäppisch tastend und doch mit dem weltweiten Wiederhall eines Lachens, das hineinbebt in alle Fernen, von dem die Himmelstiefen in einem lichteren Blau vibrieren . . .

Es ist so schön, daß die weiten lichten Räume zwischen Busch und Baum noch nicht ausgefüllt sind vom sommerlich entfalteten Blattwerk, und daß die frischen Fernen überall Spielraum haben, hereinzulugen; von oben, von den herrlich geweiteten Hintergründen und allen Seiten; erfüllt von dem ätherischen Wasserduft, der das lieblich treibende Nährelement der jungen Welt und ihrer Millionen Neugebilde und der mit holdem Widerstand die jugend-

liche Kraft der Sonne zu hundert lachenden Farbenspielen verweilen läßt.

Wir wandern auf das Gebüsch zu, Haselgebüsch und buschig aufgeschossene Wildlinge von Eichen und Buchen, lang am Waldsaum hin. Die Rinde jedes Astes, Zweiges und Reisleins übt die gesunde Kraft ihrer aufgefrischten Tönung, noch wirkt sie, ungehemmt vom Laub, hinüber und herüber durch lustigluftige Zwischenräume und webt ihre lachenden Farbenschleier; die wässrig blauen, wie ein lichter Duft von Opal, die violetten, die lilafarbenen, bräunlich-rötlichen; und dazwischen das schier elektrische Grün der brechenden Knospen, das noch erst ganz spärlich ist, wie die Ansätze einer Flechte. Und alle diese linden, fröhlichen Duftspiele der Farbe hauchen über dem Grunde des jauchzenden Grün, eines Grün, das förmlich in die Augen sticht und das mit Milliarden steifen Spitzen vom wassergetränkten Waldboden aufstrebt.

Ueber dies Unterholz hebt sich der Wald. Da ragen die alten Eichen und Buchen, und zwischen und unter ihnen der junge Nachwuchs. Es ist so viel starkes und herzhaftes Pathos darin, wie all diese gewaltigen Säulen aufragen mit den Wölbungen ihrer riesigen Kronen. Aber ganz ruhen sie im holden, licht-zarten Schmeicheln all der Farbendüfte, die ihr mächtiges Gitterwerk durchspielen.

Leise schauert, lacht und neckt in der Einsamkeit das Spiel der sonnigen Winde in all diesen zartfarbenen Räumen; und selbst die Schauer ihrer Tiefen und Hintergründe hellt sich zu einem Blau, das förmlich etwas Leuchtendes hat. Mit grünen, silbergrauen und bräunlichen Plüschtönen lacht es von den alten Stämmen herüber, zwischen deren Kronen das Lied der Meisen und Finken erwacht, zwischen denen das ermunterte Krächzen der Raben weithin verhallt.

Die Veilchen! Die Veilchen! — Wir durchstöbern und entdecken die ersten holden Geheimnisse der erwachenden Graswelt und verlieren uns in die Wunder ihres Kleinlebens.

Am Waldsaum hin schlendern wir verweilend und suchen Veilchen. Hier wachsen die echten, die dunkelvioletten mit ihren süßesten Düften. Drin im Walde giebt es auch welche; aber die sind blaß und duften nicht, und werden Hundsveilchen genannt.

Es giebt ein Gelächter, wenn man sich, durch die Aehnlichkeit der Blattform genarrt, zu einem breiten Fleck von Ranunkelstäudchen beiseit locken läßt. Aber die Ranunkelblättchen sind heller und anders gerippt und gezackt als die Veilchenblätter. Wir jubeln beide um die Wette, wenn wir einen besonders reichen Fund gethan haben, und wenn es zwischen den frischen Gräsern, die dünn wie unzählige grüne Lichtspitzen aus dem grauen nnd bräunlichen Waldboden hervordringen, in blauen Büscheln und Flecken nur so zu uns herauflacht. Die reichste Beute machen wir in kleinen Bodensenkungen und Mulden, die das Tauwasser recht reichlich hat durchtränken können, oder im Schutze des Buschwerkes, wo sie aus blauen und violetten Schatten hervorlugen; und ihr Geruch mischt sich so wundersam mit dem herzhaften Duft der Walderde, des welken, von Feuchtigkeit durchdrungenen Laubes.

Und dann mit müdem Rücken und schmerzenden Knieen an einer sonnigen Stelle ins Gras zu sinken und um sich zu blicken in die Unendlichkeit der kleinen Waldbodenwelt hinein.

Luft und Feuchte knistern zu hören zwischen den Laubschichten und dies feine Gären, das wie ein treibendes quillendes Lebensblut ist, in dem man den belebten Kreislauf der erwachenden Säfte zu spüren meint! All die Formen und Farben des Laubes zu sehen! — Die oberste Schicht, von der Sonne getrocknet, zeigt ein zartfahles

Grau, mit den vielen Poren und Gebilden der gedörrten Zellen, mit dem wundersamen Filigran all der Rippen und Ripplein. Wenn man aber ein Reislein nimmt und in die Tiefen der Schicht hineinwühlt, daß es einem ordentlich mit einem warmen Duft entgegenqualmt, dann kommen allerlei satte, chamoisgelbe, bernsteinfarbene und Töne in allen denkbaren Schattierungen von Braun zum Tageslicht; und in diesen warmfeuchten Schlupfwinkeln glänzt es von winzigen Larven und Käfern, von den elfenbeinweißen weichen Leibern kleiner Raupen und Kerbtiere. Da kann man kleine, winzig kleine Schneckengehäuse entdecken und poröse Erdklümpchen von einem tiefen Kaffeebraun; da ist ein Gewirr hellrotbrauner, sammtiger Moosfasern; da giebt es kleine Reiser, manche zu einer köstlichen Saffranfarbe ausgelaugt und wieder andere mit vielen kleinen, erhabenen Pünktchen besetzt von winzigen korallenroten Schwämmchen. Da giebt es weiche, flockige Moosgebilde, kurz, kraus und mollig, leuchtend von einem satten Lichtgrün und aus ihnen herauf zahllose feinste Spitzen mit zierlichen braunen Köpfchen; oder Moos in langen, gekerbten Locken, unendlich weich und warmdunstig. Da ist die wunderliche Farbenwelt der Flechten, an alten abgebrochenen, morschen Reisern, Zweigen und Astknüppeln oder an buntem Quarz, an Kieseln und Granitstücken. Wills das Glück, so findet sich wohl auch ein Stück Katzensilber. — Da haspelt durch das warme Braun wohl auch ein aufgeschreckter, metallblauer Mistkäfer mit seinem dicken runden Leib. Ach, und da ist gar die erstarrte Leiche eines Schröters mit seinem so interessanten Geweih! — Und wehendes Rostbraun verdorrter Farrenwedel, Buchecker, Eicheln und zierliche Eichelnäpfchen, und was alles noch für Raritäten . . .

Und über einem die blaulachende, linde Luft mit mutwilligen Windstößen, die in Büschen flüstern, die Grasspitzen biegen und die

schwanken Reiser mit ihrem ersten schimmernden Grün wie Fahnen schwenken. — Und der große, feierliche, doch leise Akkord, der dunkle Tiefton der raunenden Wipfel, mit dem Zirpen der Meisen dazwischen und dem kurzen Triller der Finken, der sich nicht genug thun kann... —

Im Rausch der süßen Veilchendüfte sinn' ich dem Rätselwunder nach, wie die Lust in der Welt immer wieder neu werden kann, wie immer wieder und wieder die köstliche Thorheit der Säfte treiben und gestalten kann ...

Millionenmal ist in der Welt im Kreislauf der Erkenntnisse die letzte Einsicht und — Resignation errungen, und das müde Leben hat sich nach Tod und Nichtsein gesehnt: doch immer wieder neu gebiert sich die Unersättlichkeit der Lust und des Zeugungsrausches. Nie sind die Wunder seiner Wonnen zu erschöpfen. —

Es giebt im ewigen Bezirk dieser Empfindungen einen Punkt und einen Uebergang; er lebt in der Tiefe dieses Lenzgefühles, das uns jedes Jahr überkommt, der wie ein Widerstreben gegen den Mechanismus von Lust und Willen, ein Widerstreben geahnter Desillusion, das sich dann mit dem Seufzen der Resignation, dennoch verführt zu sein vom dunklen Trieb eigener Unersättlichkeit, hingiebt. Und dieser halbbewußte Moment, wo alle Weisheit der ewig notwendigen Verführung erliegt, ist vielleicht der süßeste Augenblick aller Lustempfindung und eine unaussprechlich intensive Wollust...

„Lenzgebot, du süße Not!"...

VIII.

Die Anemonen.

Wir haben sonniges Wetter mit einem Wind, der fast Sturm ist. Die Waldgründe brausen und dröhnen von der Macht der sonnigen Lüfte. Es ist so recht ein Sonnensturm, der einem

eine ganz besondere wildfröhliche Stimmung giebt, die sehr angenehm ist. — Ich bin allein, mitten in der tiefen dröhnenden Einsamkeit des Waldes. Ich habe da auf einer kleinen Lichtung einen dunkelgrünen Tümpel entdeckt. Seine Ränder sind sanft geschwellt und die Böschungen dieser kleinen Hügel sind gegen das Wasser zu ganz weiß und lila von zahllosen Anemonen.

Auf einem Baumstumpf sitz' ich mitten in dem donnernden Brausen der Waldung, von dem huschenden Spiel der Sonnenlichter und Schatten umgeben, die in der Einsamkeit ein beinahe gespenstiges, aber nicht unangenehmes Leben haben.

Der Spiegel des Tümpels kräuselt in glänzenden, dunkelbraunen und smaragdgrünen Lichtern, in denen hier und da ein goldig bernsteingelber Glanz aufschimmert, wenn der Sonnenschein wieder die Oberhand bekommt. Trockenes Schilfgras raschelt an seinen Rändern und in der Mitte schaukeln die breiten Blätter von Teichrosen.

Aber was es mir anthut, das sind die breiten Flecken der Anemonen.

Ich betrachte sie in Feststimmung, denn heute ist zu allem der erste Ostertag. Und ich gebe mich einer Erinnerung von heute morgen hin.

Da ich versprochen hatte, bis zum Braunsborn, wo sie das Osterwasser schöpfen wollten, kein Wort über die Lippen zu bringen, — das darf man nämlich nicht, weil das Wasser sonst seine zaubermächtige Wirkung verlieren würde — hatte ich mich den Jungfern, die bereits lange vor Sonnenaufgang bereit waren, anschließen dürfen zu ihrem frühen Morgenspaziergang.

Was es nun mit dem Wasser auch immer für eine Bewandtnis haben mag — es soll unter anderem wie Wein schmecken

— auf eins freute ich mich: die Sonne tanzen zu sehen. Denn sie würde heute tanzen.

Wir gingen durch den Garten: die Lisbeth, Nachbars Auguste, die kleine Frieda und ich. Die Mädchen trugen ihre Wasserkrüge. Sie waren so still wie die Kirchenmäuse. Nur ihre Augen blitzten vor Erwartung, denn sie waren zu allem neugierig auf das Heiratsorakel. Ob es ein Müller, Schlosser, Schuster oder Schneider, Tischler oder was für einer sein würde, dem sie nachher zuerst begegneten. Denn einen solchen bekommen sie dann später einmal zum Mann. Ich vermute, am liebsten könnte es der Jägersbursch aus dem Wolfsbruch sein.

Das Zwielichtdämmern im Garten! Mit diesem erwachenden Himmelsblau! — Die Spatzen piepsen schon unter der Dachrinne; und die Stare und Drosseln sind auch schon wieder munter. Sonst aber ist alles kirchenstill. — Ueber dem Buchsbaum und zwischen dem krissligen Grün der Stachelbeerbüsche ist so ein leiser, ganz leiser, feiner Schimmer. Und die gelben, weißen und licht violetten Crocus schießen wie Lichtflämmchen aus dem braunen Beet; und die Hyacinthen. —

Behutsam öffneten wir die alte grüne Thür und traten durch die Lehmmauer, die vor all den Himbeerbüschen kaum zu sehen, hinaus auf die Gasse. Mit verhaltenem Atem lugten die Mädchen nach beiden Seiten. Aber noch Niemand ist zu sehen.

Durch das Morgenzwielicht gings die Gasse hinab, dem Buchengrund entgegen.

Ah, die Stille! —

Das leise erwachende Morgenkonzert der Vögel.

Eine Pflugschar schimmert. Die Häuserchen erwachen mit ihrer grellbunten Tünche im ungewissen, schläfrigen Morgengrauen.

Die Grasbüschel an den Gartenmauern und Hauswänden hin blinken von Tautropfen.

Der Bäckerschornstein qualmt wie nicht gescheidt und aus der offenen Hausthür kommt so ein angenehmer warmer Duft von frischgebackenem Kuchen. Der Geselle steht, die nackten mehlbestäubten Arme halb unter dem Schürzenlatz verborgen, breitbeinig in der Thür, die bloßen Füße in den Stiefellatschen und pfeift sich ein Liedchen mit den Spatzen und Finken um die Wette.

Der — Erste! —

Die Mädchen wurden rot und sahen bei Seite.

Gottlieb, der wußte, wo's hinaus sollte, rief ihnen zu und suchte sie zum sprechen zu bringen; aber sie blieben standhaft.

Aus der Gasse traten wir ins Freie. Wir tauchten in das Dunkel der Buchen.

Die grauen glatten Stämme mit ihrem Moosgrün, die Kätzchen und die sich entfaltenden jungen Blätter, der braunviolette Boden haben ein erstes, leises Licht. Es raunt in den Kronen und unten aus dem Grunde herauf rauscht und trommelt der Bach. Die lichtgrünen Fächer des Geästes spreizen sich. Die Meisen zwitschern. Die Holztauben gurren.

Deutscher Laubwald! . . .

Nun müßte der Jägerbursch kommen. Hier die lange Schneuse her, die von Tau blinkt; zwischen den gelben Holzstößen her; mit seinem blonden Schnurrbart, in seinem graugrünen Rock, die Tasche um und die Flinte über die Schulter gehängt.

Nein! Keine Menschenseele! Alles ist toteinsam.

Nun waren wir unten im Grund. — Wie die mächtigen Stämme von beiden Seiten niedersteigen! Und wie sich rechts und links alles zusammenwirrt im graublauen Morgendunst!

Der Bach: licht und klar wie Rheinwein über die runden Kiesel, mit weißem Schaum um den schwarzen Block herum.

Jetzt gings über die Knüppelbrücke; und hier war der Born.

Die Mädchen hielten ihre Krüge unter den silberweißen, kühlen Strahl.

Diese Stille! Diese tiefe, atemlose Stille!

Diese lieben dummen alten Sagen!

Ostara, die Frühlingsgöttin! Das Ostermärchen, das von der Dorfkanzel herab verkündet wird, weil doch der alte Heidenteufel in allem Christentum auch sein Recht haben will und muß! Das Ostergelächter und die Freudenfeuer auf den Bergen! die Winterpuppe, die man unter Tanz und Spiel zu Tode befördert! Und die bunten Ostereier! Und das Wasser, das ein Heilmittel sein soll gegen allerlei Gebrechen an Mensch und Tier! ...

Ich lachte mir ein eigenes heimliches „Ostergelächter" und bog von meinen drei Jungfern weg in den Weg ein, der mich hierher zu meinen Anemonenhügeln führt.

Sieh, aus den blauen Nächten der Gründe schreitet das Einhorn, und eine Jungfrau sitzt darauf, schön und schimmernd wie ein Lichtnebel und hat eine Krone auf mit einem goldnen Schein und hat zwei tiefe lachende Augen. Das ist die alte ewig junge Göttin Ostara. Und um sie geht ein Raunen und Wispern wie frischer Morgenwind vor Sonnenaufgang und spricht ein schönes, tiefes Wort, spricht das schöne tiefe Wort, daß in der einen Wahrheit, die ihr lichtes Evangelium von jedem Zweige kündet, alle anderen beschlossen sind und alle, alle der eine und gleiche Märchentraum und alles ein Märchen.

Die stolzesten Wahrheiten, die sich je gebrüstet: ein Märchen. Alles ist ein Traum, ein Märchen. Wie wären sonst die Wahr-

heiten der tiefsten, dunkelsten, wildesten Abgründe zu ertragen? — Die schönsten Märchen, die nur je ein Menschenherz getröstet und erhoben, in ihren verwegensten, blühendsten Träumen Wahrheiten: was wäre sonst ihre erlösende Gewalt? — Und der Frühling und die Sonne ein goldner Traum der dunklen Welt ...

IX.

Gänseblümchen.

Am südlichen Parkrande ist ein freier Hügel, der das ganze weite Wiesengelände beherrscht. Vom Park aus steigen weiße Birken hinan. Fünf stehen auf seinem Gipfel und staunen in das Land hinein, das in der Sonne flimmert und nicken und winken mit den lichtgrünen Fahnen ihrer Zweige.

Ich sitze mit Frieda im frischen Gras. Es giebt hier reichlich so viel Gänseblümchen wie Gras. Sie breiten sich in großen Flecken über die ganze Kuppe des Hügels, als wäre ein leichter Schnee gefallen und als läge auf diesem Schnee ein leiser Schimmer der entfachten Morgenröte; denn es sind auch sehr viel rote dazwischen.

Frieda sitzt mit aufrechtem Nacken in ihrem blauen Kattunkleid und windet mit liebevollster Sorgfalt einen dicken Kranz von weißen und roten Gänseblümchen zusammen. Ich liege lang, die Hände unterm Genick und vergnüge mich, ihr zuzusehen und sie zu betrachten.

Sie sitzt ganz in der Sonne. Der leise Wind kräuselt auf ihrem haselnußrunden Blondkopf vom glatten Scheitel kleine feine Härchen auf, die im reinsten Goldglanz flimmern, und vorn spielt er mit ihren Stirnlöckchen, und weht sie von den Schläfen mit blinkenden, vibrierenden Bewegungen nach vorn. Sie lächelt mit halbgeöffnetem Munde, entweder, weil sie meine Aufmerksamkeit

fühlt, oder infolge der gespannten Sorgfalt, die sie ihrem zierlichen Werke zuwendet, oder aus beiden Gründen. Ihre Haltung hat etwas Gerades und Unbewegliches. Auch der Oberarm, der bis zum Ellbogen am Körper liegt, ist ruhig. Nur die Handgelenke und Finger drehen und biegen sich in flinken, zierlichen Wendungen. Sie hat wie immer ihre schwarze Schürze vorgebunden, eine Art Moréeschürze mit einer Falbel. In ihrem Bausch schimmern die weißen und roten Blumensternchen und zerpflückte grüne Blättchen.

Mit einem Male frag' ich sie ob sie sich von mir heiraten lassen will. Weil ich mir schon im voraus vorstellte, wie sie sich auf diese Frage hin benehmen würde und weil ich mich schon im voraus darauf freute.

Sie sieht mich mit einem großen, wunderbar dummen Blick an und lächelt.

Ich wiederholte meine Frage.

Sie wird ganz rot, biegt das Gesicht auf ihre Gänseblümchen herab und lacht und kichert, so herzlich, daß ihr die kleinen Brüste schüttern. Es nimmt sich aus wie Coquetterie. Es liegt besonders in der Biegung ihres schlanken braunen Halses, auf dessen Rückseite ein allerliebster Flaum weißer Härchen blinkt. Aber es ist nichts weniger als Coquetterie. Es ist nichts als eine frische, naive und zugleich belustigte Verlegenheit, weil sie mich nicht im geringsten verstanden hat.

Diesen Ausdruck hatte ich erwartet und er thut mir wunderbar wohl.

Natürlich sprechen wir dann von etwas anderem.

Und dann sind wir wieder still. Und dann singen wir zusammen ein Lied. Und dann plaudert sie. Und wieder sind wir still. Nur der laue Wind flüstert in den Birken und macht ihre Löckchen zittern.

Ich aber mache mir so allerlei stille, lustige Gedanken über angeborene Coquetterie und die süßeren Unwillkürlichkeiten der Weibsnatur; und summe vor mir hin und lächle ...

Jetzt aber sinne ich zum Zeitvertreib an meiner kleinen Jungfer vorbei über die Liebe nach.

Sie ist in der grünen Unschuld ihrer Anfänge eine so liebe, holde Sache. Und doch schon in ihrer ersten, unbewußt treibenden Empfindung so viel Ernst! — Sieh, wie die Allwalterin mit allem Getriebe ihrer dunklen Kräfte als ein Zwiespalt sich selbst naht in Männchen und Weibchen, sich gewahrt als ein dunkles Problem, sich zu ertasten sucht, sich respektiert und wie eine immanente Sehnsucht diese Zwiegespaltenheit auszugleichen und zu einen trachtet! — Gewahre dies selbst im naivsten, ursprünglichsten Liebesspiel zweier blutjungen Leute. Ja, und gerade hier ist dies vielleicht am interessantesten; interessanter als in allen späteren Kämpfen erregter, trüberer Leidenschaftlichkeit, in die Tod und Vernichtung ihre Schatten werfen; ja, wo Liebe in ihre negative Energie, in Haß umschlagen kann; oft je stärker sie ist und je drängender der Sturm ihrer Sehnsucht. — Und wie dieser Sehnsuchtstrieb hier wie da nach Ausgleich und seiner Vernichtung drängt! ...

Natürlich kommt mir, angeregt von diesem lachenden Lenzvormittag, die lichte liebe und doch so tiefe Weise des Liebesduettes zwischen Papageno und Papagena in den Sinn:

„Mann und Weib und Weib und Mann
Reichen an die Gottheit an."

Alle Nacht und alles Licht der Welt sich selbst offenbar in diesem Kampf der Geschlechter, in dieser drängenden Sehnsucht nach Ausgleich und Einheit, aus deren urnotwendiger Resignation

doch gerade auch wieder alle ihre Wonnen, freilich oft, ach! so schmerzlichen, trüben, dunklen Wonnen sich gebären . . .

Aber da seh' ich die kleine Jungfer Frieda an und muß doch so recht von Herzen lachen.

Sie hat ihren Gänseblumenkranz fertig, setzt ihn sich auf ihren Blondkopf und strahlt vor Entzücken.

Und mit wie allerliebster Coquetterie sie mich wieder anblickt! . . .

X.

Butterblumen.

Das Wiesengelände ist gelb von unzähligen Butterblumen.

Ich liege zwischen ihnen, umsurrt von den ersten Insekten, umspielt von den ersten Faltern, Kohlweißlingen, gelben Citronvögeln und kleinen blaugrauen und lichtbraunen Motten. Die Kibitze schreien und die Elstern schwatzen; und ich liege in einem weißen, flirrenden Sonnendunst unter einem Himmel, dessen Blau einem die Augen blendet; liege und blicke in die südlichen Fernen hinein, wo sich luftige, weiße Schäfchenwölkchen über den Aether hinflocken.

Das Schicksal der Sehnsucht! — Ich bin meines Frühjahrsidylls müde und habe schon wieder Reiselust; dem Süden zu, noch weiter dem Süden zu.

Diese duftigen Wiesenfernen mit ihren Wasserblitzen locken und wecken Sehnsucht.

Schicksal! Schicksal! —

Aber ein paar Tage will ich doch noch hier umherbummeln, die weißen Störche durch das Grün stelzen und die bunten Rinder weiden sehen. Wenn die erste Rosenknospe springt, dann will ich den Wanderstab weiter setzen . . .



„Ueber die ewigen sieben Berge send' ich dir meine Lieder. Man singt nicht, wenn man besitzt; doch nun du so fern bist, ist meine Sehnsucht beredt geworden. Und auch dies ist Gnade, daß die Abgeschiedenheit dieser Ferne mich fühlen läßt, wie ich dir verbunden bin und daß du die Einzige bist.

Doch sag' ich nicht, daß du nicht bei mir wärest.

Du bist da; und diese Sprache meines Blutes und meiner Sehnsucht ist alle dunkeltiefe Seligkeit und Erfüllung deiner mystisch-holden Nähe.

Trunken, glühend von Liebe und Liedern taumeln wir lachend durch diese Frühlingspracht, du und ich, geeint, wie wir so selten geeint sind.

Denn sieh! hier ist jetzt nicht Kampf und Trübung der Nähe: hier ist ein lachender Besitz und eine Einheit. Wie weiße Sommerwolken zieht die Sehnsucht durch die blauen Tiefen, süße eilende Schatten werfend über sonnige Traumwiesen, bald entschwundene Schatten.

Nicht, du verstehst mich?

Was wäre die Liebe, wenn es nicht so viel zu verzeihen gäbe?

Was wäre die Liebe ohne den Schmerz einer urnotwendigen Zwieheit? — Immer ist sie die Klage der beiden ewig Getrennten über den einen dunklen Abgrund.

Nicht, du verstehst mich?"

Ertappt' ich mich da über dieser Lyrik. Ich dachte an Thea. Aber wie wunderlich! Rätsel unseres Herzens! ich meinte eigentlich nicht sie; ich bin ja nun frei von ihr; und doch einen Teil ihres Wesens, den ich ewig lieben werde. Es ist — wie soll ich sagen? — Es ist ihr Milieu; nicht ihre Person mehr, aber Ihres- und Meinesgleichen. Habe ich sie also etwa noch immer zu fliehen?

Jedenfalls, nein: diese Bukolik hier ist nichts mehr für mich. Weiter, weiter! . . .

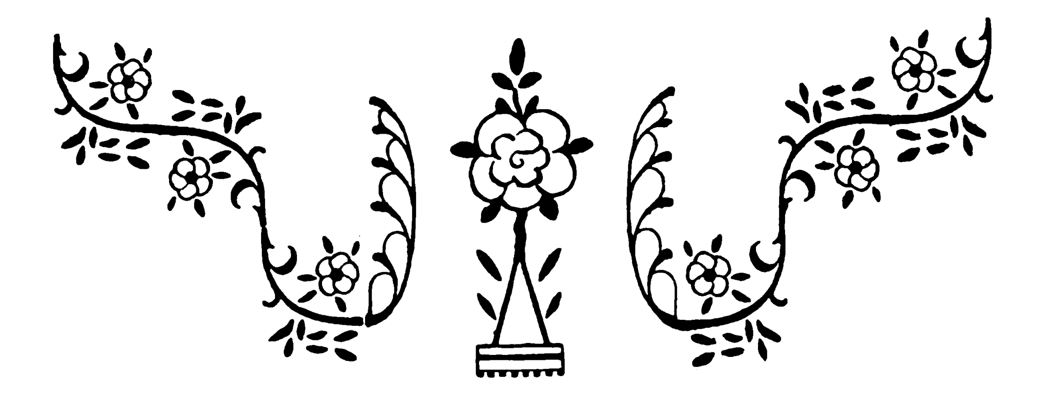
XI.

Die Rose.

Die Gärten wölbten sich in weißen Blüten und die ersten Rosen waren aufgebrochen. Rot entfaltet ist die Sehnsucht und treibt neuen Schicksalen entgegen. Ich habe Abschied genommen und schreibe diese Zeilen bereits in einem südtiroler Hotel.

Eins will ich aber nie vergessen und will es als ein liebes Kleinod in der Erinnerung bewahren: die klare, stumme Thräne, die mir meine kleine Gesellschafterin nachweinte, die reine Thräne ihrer kindlichen Neigung, die mich so rührte und mich zugleich auch so — stolz machte . . .

Also der Süden soll's sein, und dann: nun, dann wieder — die Stadt . . .





Drei Gedichte von Johann Martin Miller

(1750—1840; „Gedichte" Ulm 1783).

Einladung zum Tanz.

Kommt, ihr Frauen, auf den Plan,
Der, euch zu Gefallen,
Sich mit Blumen angethan,
Wo, im kleinen Wald daran,
Vogellieder schallen.

Bunte Blümlein wollen wir
In den Schoß euch streuen.
Euch zu Kränzen sollet ihr
Sie, mit jungfräulicher Zier,
Aneinander reihen.

Alles findet ihr bestellt,
Was erfreut die Sinnen;
Und, sobald es euch gefällt,
Können wir, auf grünem Feld,
Einen Tanz beginnen.

Bis es dämmert auf der Au,
Sind wir bei einander,
Und dann geht, im kühlen Tau,
Mit der minniglichen Frau
Jeder Freund selbander.

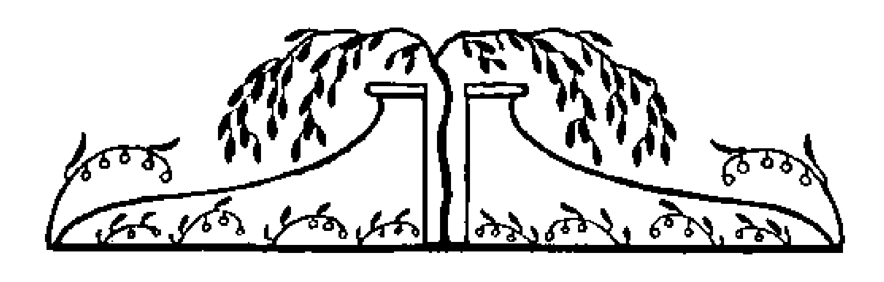
Einladung aufs Land.

Komm, Liebchen, komm aufs Land!
Der Winter ist vergangen,
Und Thal und Hügel prangen
Im farbigen Gewand.

Sieh, wie am blauen See
Die Hagedorne blühen!
Und weiße Schäfchen ziehen
Durch blumenreichen Klee.

Und hier im Schatten girrt
Ein frommes Turteltäubchen,
Und lockt das arme Weibchen,
Das sich im Hain verirrt.

O sieh! Es kommt zurück!
Ach, wenn auch du mich hörtest,
Wenn du zurück auch kehrtest!
O Liebchen, komm zurück!



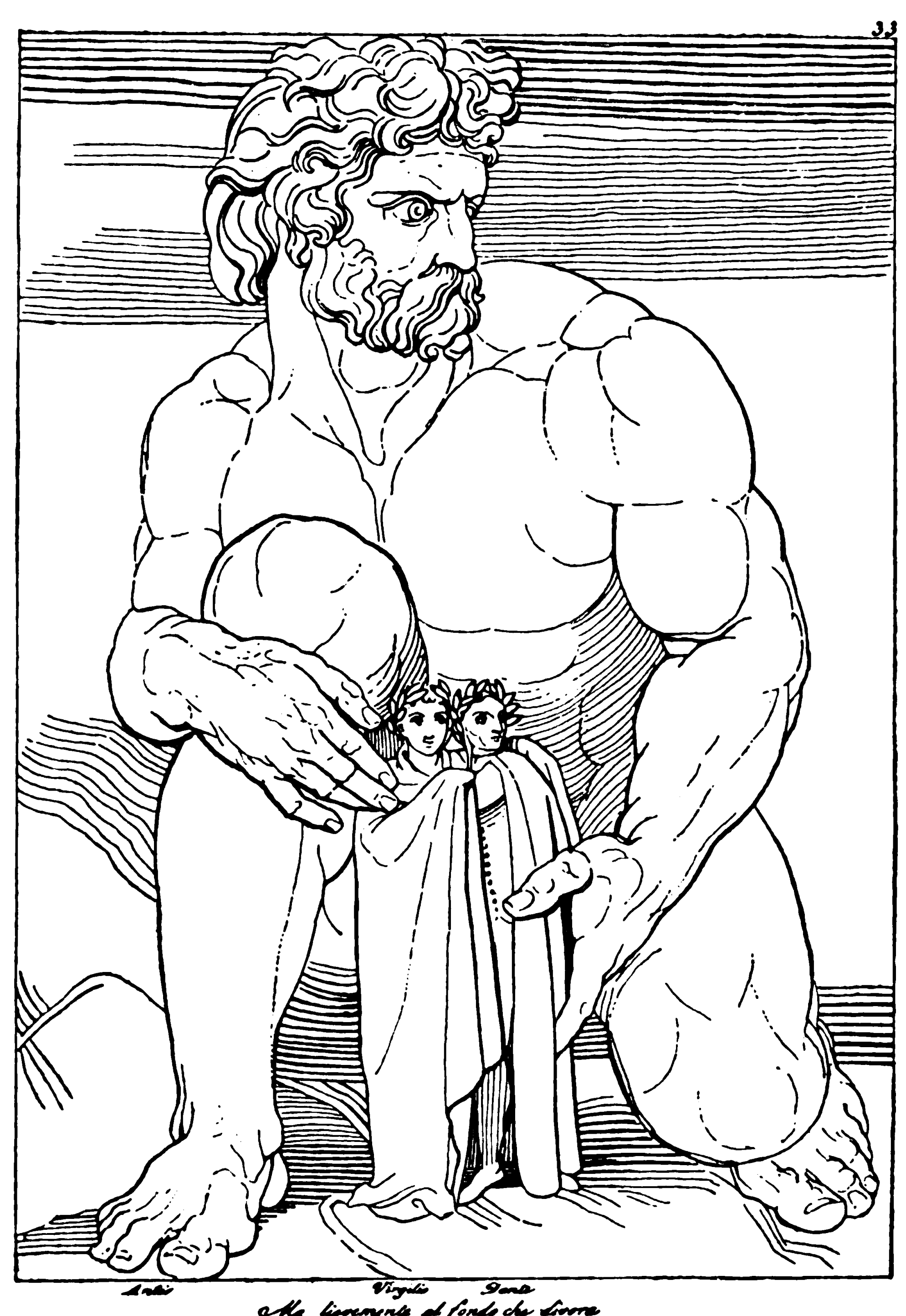
Abends in der Laube.

Der Abend wallt, mit süßer Ruh,
Von Thaugewölken nieder;
Die bunte Tulpe schließt sich zu;
Der Hain vergißt die Lieder.
Nur von beglückter Liebe singt
Noch meine Philomele;
Und ach, ein Sehnsuchtsseufzer dringt
Mir schmachtend aus der Seele.

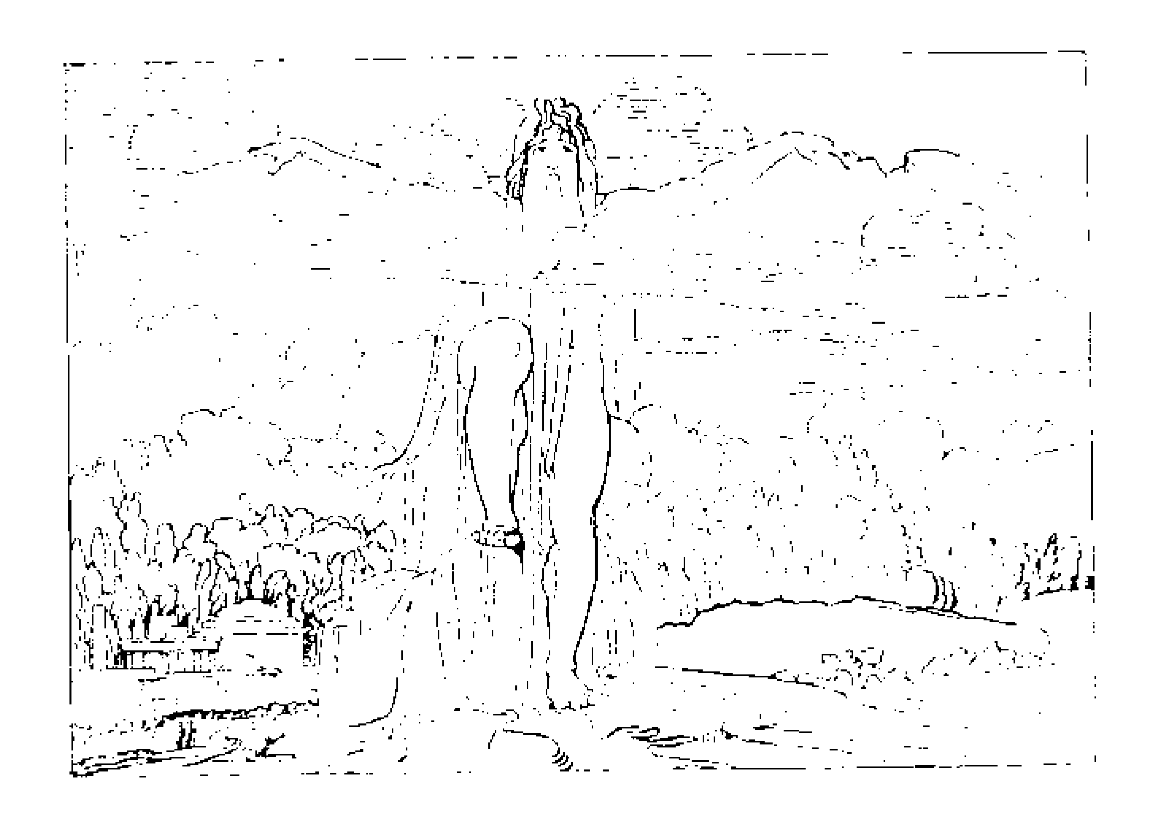
Ach komm, Elise, laß mit ihr
Des Lebens uns genießen!
Komm, von der warmen Lippe mir
Den Seufzer wegzuküssen!
Horch, ihre Silberstimme schallt
In hellen Doppelschlägen;
Und Nachtviolenbalsam wallt
Dir Lieblichen entgegen.

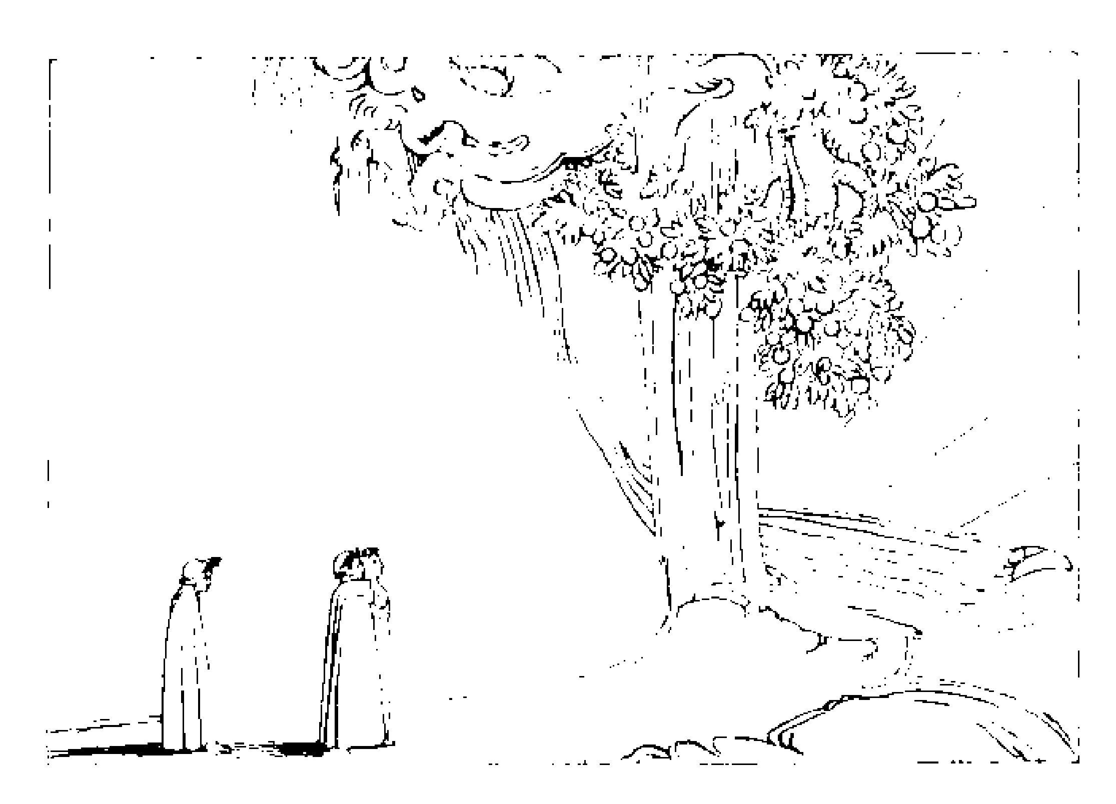
O du, ihr Engel, leite sie,
Voll ahndender Gefühle,
Am Arme süßer Sympathie
In diese Maienkühle!
Daß, wie der Mond aus Wolken hier,
Sie mir im Dunkel lache,
Und diese Rosenlaube mir
Zum Paradiese mache!

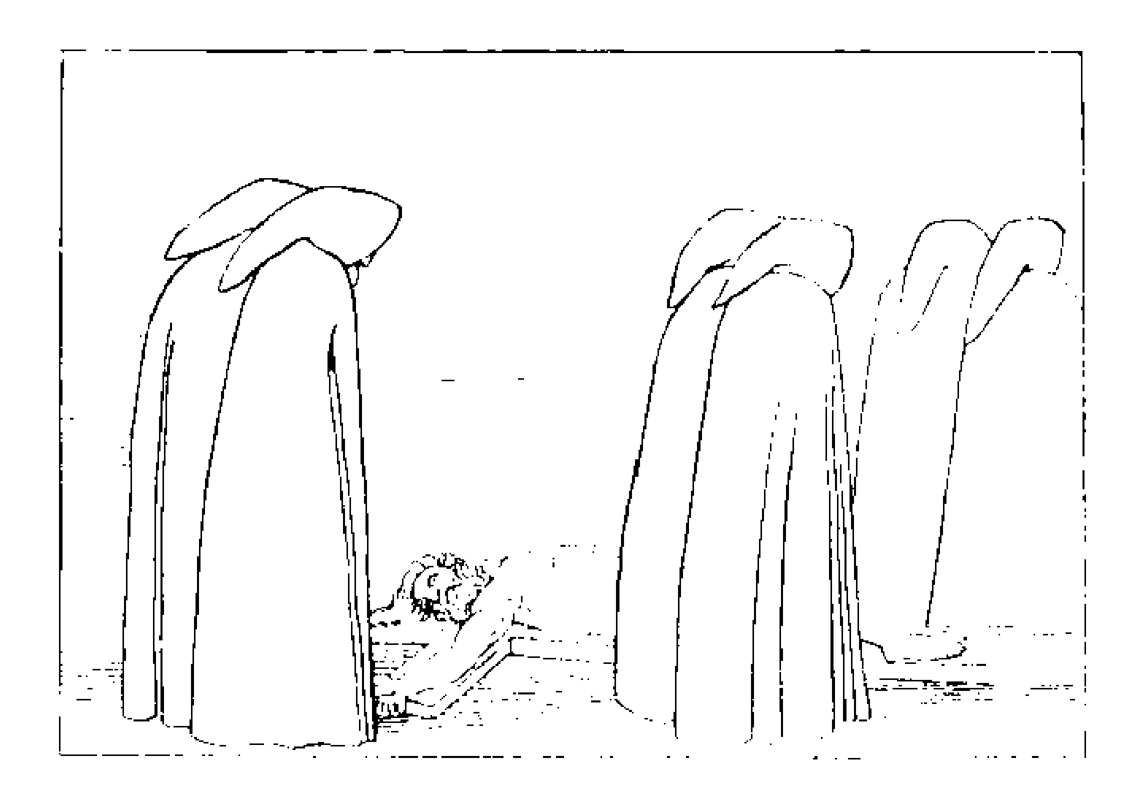


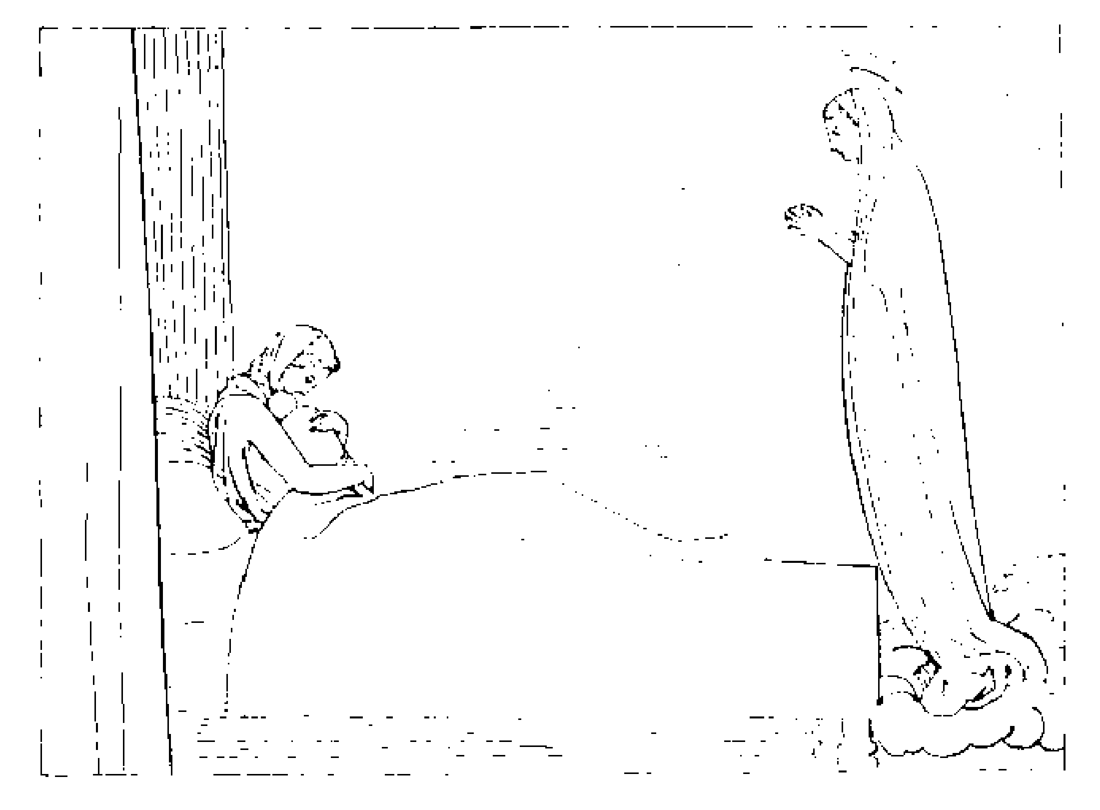


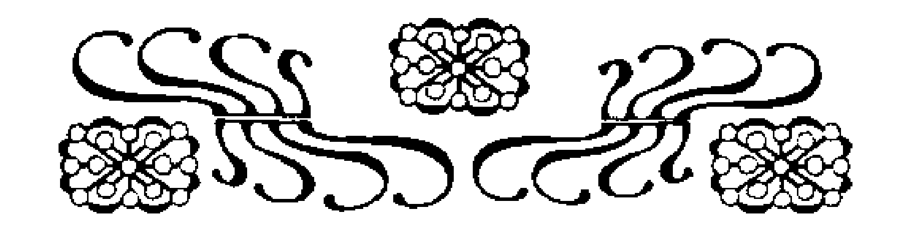
Ma lievemente al fondo che divora
Lucifero con Giuda, ci posò;
Inferno Canto
32











Ernst Theodor Amadeus Hoffmann.

Eine Fußnote von Franz Blei.

I.

Als Gérard de Nerval auf dem Weg in das gelobte Land seiner Träume an den Rhein kam und drüben la vieille Allemagne, notre mère à tous schaute, da entzückte er sich zu der Apostrophe: la terre de Goethe, le pays d'Hoffmann.. Das Wort muß den deutschen Litterarhistorikern, die es doch ganz genau wissen, absurd vorkommen; aber den Franzosen war es nicht einmal paradox — nicht denen von damals und nicht denen von heute. Hoffmann ist ihnen ein Stück der deutschen Kultur — wenn sie uns mit diesem Wort schmeicheln wollen, die wir die Bezeichnung wohl erfunden haben, aber was sie bedeutet schmerzlich entbehren. Doch dieser vermeintliche oder wirkliche Kulturtypus ist es nicht allein, was die Franzosen immer wieder veranlaßt, sich mit unserem Hoffmann zu beschäftigen, ihn mit ihrer schätzenden Liebe zu entschädigen für das Schicksal, das dieser Künstler in Deutschland erfuhr, wo man ihn nach kurzer Liebe rasch vergaß oder — noch schlimmer — ihm in einem Paragraphen der Litterärgeschichten eine bescheidene Unsterblichkeit mit queren Worten sicherte oder — das schlimmste — ihn ihn schlecht geschriebenen Büchern falsch lobt, wie dieses vor nicht langer Zeit in dem Buche eines Herrn Ellinger so ausdauernd wie philiströs besorgt wurde.

Ich glaube, die Franzosen lieben in Hoffmann den Artisten, der für seine Kunst sein Leben fast systematisch zu einem pathologischen machte, der folgte à une voix qui l'appelait au delà de l'être, wie Barbey d'Aurevilly es ausdrückt und der so ausgezeichnete Worte über das Menschlich-Zwecklose der Kunst schrieb. Die Deutschen schätzen das nicht, denn sie haben wohl eine litterarische aber keine künstlerische Bildung. Und selbst wenn sie in ihren besseren Exemplaren schon so weit sind, von den Künsten keine moralischen Instruktionen zu verlangen, überhaupt nichts mehr zu verlangen, seitdem man ihnen das so oft und eindringlich verboten hat: im deutschen Instinkte herrscht trotzdem und immer noch die so barbarische als freudenraubende Tendenz nach der Moral von der Geschichte, nach dem Schluß: der Künstler müsse auch die Andern erziehen, da er sich selber durch sein Schaffen erziehe. Die Deutschen sagen gerne „die Kunst" — ein Wort leer wie ein Sack, alles und nichts aufzunehmen geeignet. Sie vermeiden es möglichst, „der Künstler" zu sagen, was auf ein Bestimmtes, auf sinnlichen Genuß hinweist. „Der Künstler" das heißt: Goethe oder Hoffmann oder Maeterlinck oder Dehmel. Die Deutschen sind gleich und immer bereit, den Künstler durch das Nebelmedium der „Kunst" in die gewöhnliche Humanität und in die allgemeine Aesthetik hinüberzuführen; sie wollen vom Kunstwerk etwas für ihr Leben oder aus ihrem Leben erfahren, sie wollen von ihm ihre ethischen Gemeinplätze geprüft und bestätigt sehen, und sie wollen etwas lernen. Der gemeine Deutsche wird den Pierrot Lunaire immer fragen: Was beweist das? Denn er, Er will sich wiederfinden, idealisiert wenn er altmodisch, naturalistisch wenn er neumodisch, symbolistisch wenn er ganz neu ist. Sein gebildeter Instinkt verlangt von dem Kunstwerk die Rechenprobe auf seine, des gemeinen Deutschen Existenz, ausgeführt mit den be-

kanntesten der bekannten Zahlen. Er macht sich, wie man sieht, den Kunstgenuß nicht leicht. Darum bedarf er auch einer Litteratur, bei der er sich erholt. Er nennt sie, alle seine Ueberlegenheit in den Ton legend, Unterhaltungslitteratur. Hoffmann mußte es sich bei seinen Lebzeiten gefallen lassen, den deutschen Philister, der damals am schläfrigsten war, zu unterhalten; mit den Anekdoten seiner Dichtungen natürlich, nicht mit ihrer Kunst. Es ging ihm wie seinem jüngeren Bruder Poe, — an den in Frankreich Baudelaire einen großen Teil seines Lebens setzte, — den man in Deutschland in Uebersetzungen kennt, die gerade die Anekdote herausbringen und nicht mehr wollen. — Der ausgezeichnete Editor Eduard Grisebach hat nun den Hoffmann wieder herausgegeben, in Intention und Ausführung immer des Künstlers bedacht. Ob die Deutschen das Werk anders lesen werden als ihre Großväter und Väter es lasen, weiß ich nicht. Aber ein Zeichen verspricht Besseres: die Renaissance der Romantiker. Diese ist nicht da um ihrer Mystik willen und nicht (wie die selbstbestellten Richter unseres Thuns behaupten), da wir Schwache und Kranke — oh! — uns den Schwachen und Kranken verwandt fühlen. Ich glaube, diese Renaissance ist nur eine der manchen Aeußerungen der Wiedergeburt unserer Freude an der Form und dem Formen. Da halten wir Symposien mit den ersten deutschen Artisten, den mächtigen Formsuchern, den Romantikern. Und Goethe ist auch da, und Heinse und manche andere noch, denn wir nehmen es mit dem Worte Romantik nicht so paragraphenmäßig genau wie die Bücher über unsere gute deutsche Litteratur. Unsere Beziehungen sind ganz und gar nicht litterarisch. Das Wort „Goethe und Hoffmann“ ist litterarhistorisch wahrscheinlich falsch, es mag vielleicht ethisch parador, es mag für manchen Geschmack unerträglich sein — alles

das, aber es ist künstlerisch wahr und dies gilt zuerst und vielleicht allein. Viele werden die Universalität des Einen mit dem „begrenzten Stoffgebiet" des Andern vergleichen. Aber einmal ist alles Vergleichen in künstlerischen Dingen vulgär, und dann ist die Universalität durchaus kein absoluter Vorzug. Der Kreisler ist nicht der Faust, aber der eine ist ganz Goethe, der andere ganz Hoffmann, in Formen nur so und nicht anders möglich, wenn Faust und Kreisler sein sollen. Alles Vergleichen des Ungleichen hierin ist im Letzten eine ethische Untersuchung, denn es geht auf die verschiedene Qualität der beiden Menschlichkeiten und unserer Sympathien für die eine oder die andere. Man kann Hoffmanns Individualität ablehnen als beschränkt, bizarr, pathologisch, aber sie ist in seinen Formen aufgegangen, hat sich „unmittelbar mit der Materie verbunden", wie Goethe sagt, und das Kunstwerk ist geworden. Dies ist genug und Alles: das Leben des Künstlers in Formen, mag das Leben sein welches immer; geformte Narrheit ist Kunst, formloser Tiefsinn Ohnmacht oder Dilettantismus. Die Musiker und Architekten waren immer so glücklich, ihre Kunstwerke künstlerisch wirken zu sehen; die Maler sind dabei, durch ihr Thun die Leute zu überzeugen, daß die Kunst der Vorgofresken nicht anders zu werten sei als die Kunst eines Ornaments. Nur den Dichtern will man es nicht glauben, daß sie Sprachbegeisterte sind, daß ihr Material das Wort ist, aus dem und nach dem sie schaffen, daß der Inhalt keine Absicht und willkürliche Wahl ist und kaum ein Anlaß. Daß wir im Kunstwerk den Inhalt suchen, so weit gefaßt, daß wir damit das Leben seines Schöpfers meinen, heißt nicht, daß dieser auch die Absicht zu dem Inhalt gehabt hat. Der Zwang zum Schaffen ist die Form und das Formfühlen, nicht das sachliche Vorbedenken. Wenn wir uns um die Kenntnis der Lebensumstände des Künstlers

bemühen, seine Biographie lesen oder schreiben, so ist davon Ursache vielleicht oft die blose Neugierde nach einem Menschen, die wir durch seine Kunst wohl gereizt aber nicht befriedigt fühlen, oder weil wir in seiner Kunst das Leben kaum verspüren. So dürfte man nach dem Leben Platens neugierig sein. Aber oft ist es auch ein Zwang, der nötigt, zum Leben des Dichters zu gehen, um mit dessen Kenntnis vielleicht die Sensationen des Kunstwerkes zu verstärken. So ist es mit Hoffmann. Man will dem Genuß des Werkes, der künstlerischen Sensation noch die psychologische hinzufügen, das Kunstwerk im Leben seines Schöpfers aufzusuchen.

II.

Die neuere Zeit neigt in ihrer Bestimmung des Individuums zu einer fatalistischen Uebertreibung dessen, was man den Einfluß des Milieus nennt; sie unterschätzt oder ignoriert die Kraft des Widerstandes, die Möglichkeiten von Milieuauswahl und -wechsel und die Fähigkeit der Milieubeherrschung, die bei starken Persönlichkeiten sogar zu einer Milieubestimmung wird. Doch in der Zeit des Wachsens, in der Kindheit und frühen Jugend, da die Kraft noch nicht reif, der Widerstand nur instinktiv ist und einer Wahl noch Möglichkeit und Erkenntnis fehlt, da werden die Einflüsse der Umgebung oft bestimmend sein zur Bildung dessen, was man vom späteren unterscheidend das innere Milieu des Individuums genannt hat.

Hoffmanns inneres Milieu, das ihm seine Jugend schuf, fand in den Umgebungen seines späteren Lebens keine Aenderungen; nichts brachte ihn von seinem früh erworbenen Wesen ab; selten hat ein Mensch so stark wie Hoffmann das innere Milieu durch sein Leben

hindurch unverändert behauptet. Dieses ist keine Entwickelung, es ist ein Aufwickeln. Er tritt in das spätere Leben wie der Held in das Drama: fertig und bestimmt. Die Ereignisse ändern ihn nicht, sie zeigen ihn, sie wickeln ihn auf.

Als Hoffmann zur Welt kam, waren sich seine Eltern schon lange darüber klar, daß sie durchaus nicht zusammen paßten, daß sie einander nur zu Leid und Verzweiflung lebten. Der Vater fand in nichts ein größeres Vergnügen, als gegen alle Ordnung und Regel der bürgerlichen Gesellschaft sein Leben zu führen, während das der Mutter in Anstand, Frömmigkeit und genau befolgter Konvenienz aufging. Beides war beiden Natur und Prinzip. Eine sehr tolle Ehewirtschaft fand ihr Ende, da Hoffmann noch ein Kind war. Der Alte zog mit seinem ältesten Sohn — sehr begabt und später verkommen — in eine andere Stadt, Ernst Theodor blieb bei der Madame Hoffmann, die zu ihrer Mutter zog, einer verwitweten Rätin Dörffer. Hier fand sie Alles, was sie vom Leben verlangte: korrekte Leute, korrekte Sitten, korrekte Anschauungen. Der einzige Schatten in ihr Glück war, daß sie es nicht lange genoß. Eines Morgens war sie in ihrem Zimmer, das sie kaum zu verlassen pflegte, ganz still gestorben. Ernst Theodor blieb bei seiner Großmutter und in dem Kreis von Onkeln und Tanten, deren kein Mensch je mehr gehabt hat als er und keiner größere Kuriosa dieser Gattung. Es gelingt Onkeln und Tanten leicht, da, wo sie in größerer Anzahl auftreten, ein Ziemliches an Grotesken zu leisten — in Hoffmanns Fall war aber alles Mögliche dieser Art übertroffen. Die Rätin — eine stattliche Dame — wuchs zum Riesenweib unter all den übrigen zwerghaft kleinen Menschen Dörfferschen Samens, die bei ihr wöchentlich zweimal zusammenkamen, in den sonderbarsten Kostümen vergangener Moden, um auf alten, gleichfalls aus der Mode

gekommenen Instrumenten Musik zu machen. Eine Tante spielte die Theorbe, eine andere die Laute, andere sangen mit dünnen Stimmen; der Onkel Otto meisterte das Clavicimbal und der Onkel Accise-einnehmer blies die Flöte, so mächtig, daß ein Diener fortwährend die Pult-Lichte anzünden mußte, die der Onkel mit seinem Spielen ausblies. Hoffmann beschreibt die Konzerte aus der Erinnerung, da er fast noch ein Säugling war, „nur ba-ba sagen konnte und die Finger ins Kerzenlicht steckte.“ Aber die Wahrheit des Berichtes bittet er darum nicht anzuzweifeln. Er ist, wie er selbst sagt, überzeugt, daß jene Eindrücke, die man mit den Augen empfängt, von größerer Stärke und Dauer sind als jene andern, die das Bewußtsein festhält und beurteilt. — In dieser grotesken société musicale war auch die Tante Sophie. Sie trug immer ein grünes Taffetkleid mit Rosabändchen geputzt und spielte die Laute „so schön, daß mir ernste Leute versicherten, daß sie zu Thränen gerührt wurden bei der bloßen Erinnerung daran.“ Diese Tante war Hoffmanns guter Engel; sie nahm ihn auf den Schoß und erzählte ihm Geschichten. Der Onkel Otto war sein böser Dämon. Wenn Hoffmann von der Tante sagt: „sie brachte ein großes Licht in mein Herz,“ so ist es der Justizrat i. P. Otto im blumigen Kamisol, der sich so ausdauernd als vergeblich bemühte, dieses Licht auszublasen. In diesem Onkel hatte die Familientugend der Dörfferischen für Regel und Anstand einen Grad systematischer Narrheit erreicht. Mme Barine zitiert in ihrer Studie über Hoffmanns Alkoholismus das typische Krankenbild eines dégéneré méticuleux nach Marillier ganz zutreffend auf diesen Onkel, der durch das Leben ging mit der Uhr in der Hand; alles hatte seine genau bestimmte Zeit und Dauer: Mahlzeiten und Verdauung, Schlafen und Spazierengehen, Musik und Unterhaltung. Das Opfer seiner Erziehungswut war der

kleine Hoffmann, der vom Vater alles hatte, was den peinlichen Onkel und sein System zur Verzweiflung treiben konnte. Der Lehrer litt unter dem Schüler nicht minder als dieser unter dem Lehrer. Aber vielleicht hatte diese Dressur für den späteren Hoffmann die gute Folge, daß er sich nie formlos in Kunst und Leben verlor, daß ihn sein Vermögen, zu formen, auch in den wildesten Zeiten seiner Träume nie verließ, daß er nicht blos genial unterging in seinem Leben steter Gefahren für den Verlust seiner selbst. — Der Philister und die Kunst, beides so grottesk miteinander verbunden — das waren Hoffmanns Jugendeindrücke, die seiner Persönlichkeit ihre bestimmte Note gaben. Er sah die Kunst von Narren und Pedanten malträtiert, und seine Begeisterung für sie wuchs mit ihren Leiden. Er haßte den Philister wegen seines gemeinen Verhältnisses zur Kunst und machte Karrikaturen aus ihm. Sein Temperament treibt ihn in Haß und Liebe zum Aeußersten. Seine Liebe zur Kunst wird eine passion morbide, wie es Baudelaire von Poe sagt. Hoffmann fand in dem erbärmlichsten Leben Schönheit, wenn es nur irgendwie mit der Kunst zu thun hatte. Er vermochte es, sich mit einem Enthusiasmus durch das Jammerdasein eines Theaterdirigenten durchzuhungern, der sich beim Kulissenmalen und auch sonst nützlich machen mußte, daß solche Kunstbegeisterung die Pathologie Hoffmanns erklärt, die ihn völlig unfähig machte, in der Landschaft und im Eros Schönheit zu erblicken. Für diese beide war seine Seele taub und blind. Nicht an der Zeit interessiert, ohne menschliche Teilnahme an seiner Umgebung, ganz beschäftigt mit sich selber — er liest die Konfessions zum 20. Male —, ein ausschweifender Musiker, führt er ein blos artificielles Leben. Wenn ihn die natürliche Kraft zum Leben verläßt, nimmt er Gift, nur um sich sein artificielles Leben zu erhalten. Er wird ein syste-

matischer Alkoholiker, nicht wegen des brutalen Rausches, sondern wegen der Rauschstimmungen, die er für seine Kunst nützt. Er schreibt in sein Tagebuch: „Gewiß ist es, daß in der glücklichen Stimmung, ich möchte sagen in der günstigen Konstellation, wenn der Geist aus dem Brüten in das Schaffen übergeht, das geistige Getränk den regeren Umschwung der Ideen befördert ... Man könnte rücksichts der Getränke gewisse Prinzipien aufstellen. So würde ich bei der Kirchenmusik alte Rheinweine, bei der tragischen Oper sehr feinen Burgunder, bei der komischen Champagner, bei einer höchst romantischen, wie der des Don Juan, einen Punsch aus Cognak, Arrak und Rum anraten!" Gleich eine andere Stelle aus dem Tagebuch: „Nicht sowohl im Traume, als im Zustande des Delirierens, der dem Einschlafen vorhergeht, vorzüglich wenn ich viel Musik gehört habe, finde ich eine Uebereinkunft der Farben, Töne und Düfte. Es kommt mir vor, als wenn alle auf die gleiche geheimnisvolle Weise durch den Lichtstrahl erzeugt würden, und dann sich zu einem wundervollen Konzerte vereinigen müßten. — Der Duft der dunkelroten Nelken wirkt mit sonderbarer magischer Gewalt auf mich; unwillkürlich versinke ich in einen träumerischen Zustand und höre dann, wie aus weiter Ferne, die anschwellenden und wieder verfließenden tiefen Töne des Bassethorns.*) Nervöser Kopfschmerz sucht mich oft heim, aber er gebärt das Exotische" (16. 1.

---

*) „Das Orangegelb des Spektrums und das Summen der Fliege, — das nie höher ist als das zweimalgestrichene A —, erzeugt mir nahezu die gleiche Sensation. Höre ich die Fliege, so erscheint mir die Farbe, sehe ich die Farbe, so kommt mir sofort das Summen der Fliege ins Ohr." E. A. Poe, Marginalia. The Works, T. VII, p. 341 Chikago-Edition.

1814). — Es giebt unter den Künstlern wenige Fälle so rücksichtsloser Selbstvernichtung wie den Hoffmanns um des künstlerischen Schaffens willen.

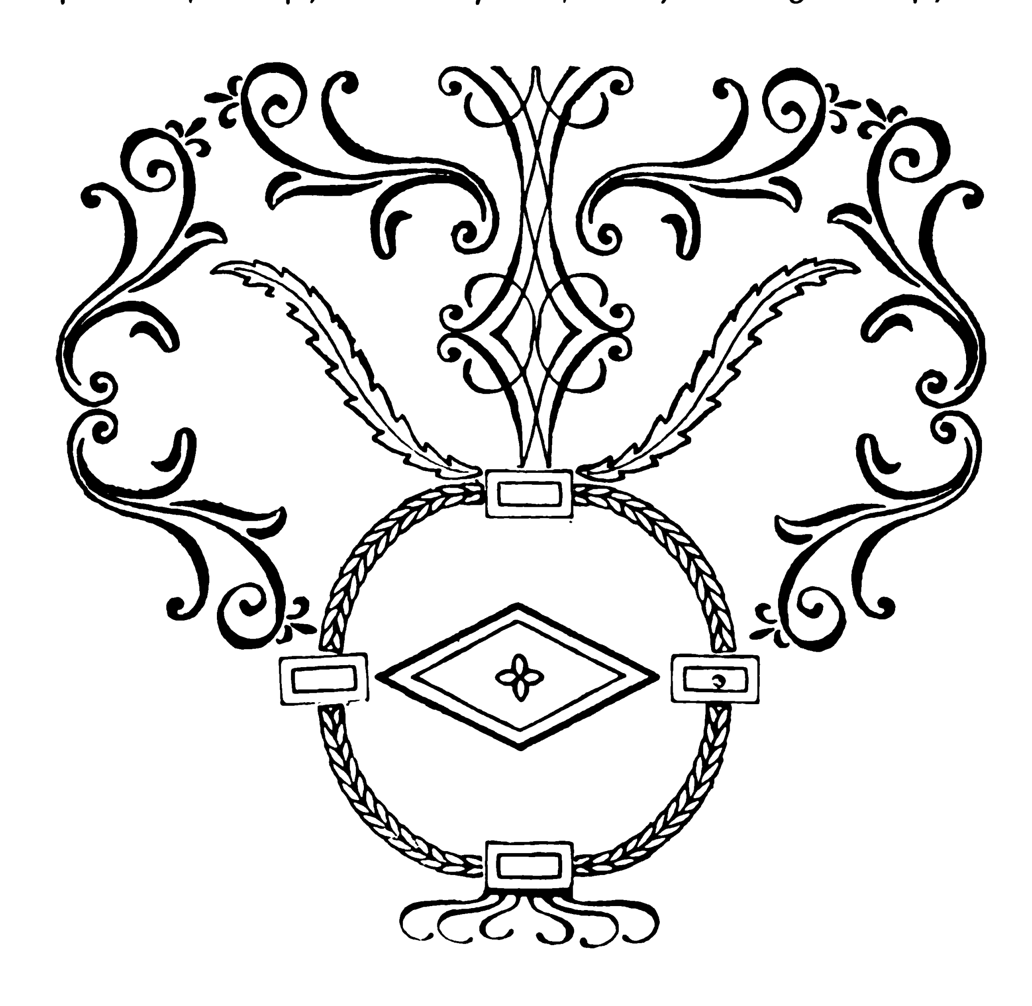
III.

Das Wunderbare in seiner Kreuzung mit dem Wirklichen — Hoffmann sah das mit dem sechsten Sinne, „der nicht nur alles, sondern noch viel mehr ausrichtet als die übrigen fünf Sinne zusammen." „Das bischen Schnupfen bekam ich im Traume." — Alle Reminiscenzen an das romantische Programm der Pseudoromantiker von der Art Fouqué's sagen nichts über Hoffmann, der gar kein Verhältnis zu dem romantischen Wunderbaren hatte, zu den Feen, die aus den Grotten kommen, zu den Gnomen, die im Feuer hausen und zu den Nixen der stillen tiefen Wasser. Ein Herr tritt in den Saal, gekleidet wie jeder, aussehend wie jeder, auch redet er nicht viel anders — aber die im Saale fühlen: er hypnotisiert uns. Und die Geschichte fährt fort in der Beschreibung der Gefühlszustände, nur werden diese alle sichtbar, kommen den Menschen unter die Haut, treiben sie auf, machen die Augen schielen, verlängern die Hände um Ellen, verändern, verzerren — doch alle bleiben Menschen, Berliner, die in dem Zimmer eines Hauses am Gensdarmenplatz Thee trinken, aber unter die das Wunderbare getreten ist, das Unerklärliche, das „Viel mehr" des sechsten Sinnes. Hoffmann sucht es nicht, denn er findet es überall, es stellt sich ihm von selbst ein, im ganzen gewöhnlichen Leben. Damit erreicht er diese Illusion der Wirklichkeit, die alle seine phantastischen Individuen in uns hervorrufen, daß er sie uns in einem geläufigen Milieu vorstellt; er ändert nur die Beziehungen der Sensationen. Du schlägst

den Mittelfinger über den Zeigefinger deiner Hand und unter die beiden Fingerenden legst du eine kleine Kugel, die du nun bewegst: du wirst zwei Kugeln spüren. Es sind zwei Finger und eine Kugel, aber die Sensation ist geändert. Dies ist Hoffmanns Leidenschaft, daß er die einfachen Dinge des Lebens in dem Rapport ihrer Sensationen ändern muß. Er sieht und fühlt Alles in dieser Aenderung, er ist besessen davon, es peinigt ihn, er ruft mitten in der Nacht seine Frau aus dem Bette, daß sie sich zu ihm setzte und ihm helfe. — Nicht alles was Hoffmann schrieb ist von der Art solcher Befreiungen. Er hatte manches gegen den Philister auf dem Herzen, was er ihm direkt sagen mußte; doch diese satirischen und humoristischen Dinge — der Kater Murr gehört in seinem Katerteil auch dazu — sind der litterarische Hoffmann. Und manches ist in seinem Werk, das nur der Hoffmann geschrieben hatte, der Geld brauchte und was der Artist als Schund bezeichnete, „immer noch gut genug für das Publikum.“ Der echte Hoffmann ist in seinen kurzen Geschichten, jenen, welchen das Prädikat ‚morbid‘, das ihnen Goethe verachtungsvoll gegeben hat, allein zukommt. In der Morbidität liegt seine künstlerische Größe; das andere ist jeu d'esprit. —

Hoffmanns dichterischem Werk fehlt der Schluß der Erlösung; man sieht ihn immer in die Nacht schauen und den Blick vor der Sonne verbergen. Man frägt sich, wie er das ertragen konnte; man sucht nach dem Aufschwung dieser Natur und ihrer Verklärung. In seinen Schriften findet man sie nicht, aber oft sind darin die Wege angedeutet, die ihn zu seiner Ruhe führen, zu der andern Kunst, die er übte, der Musik. Erst mit ihr erscheint die harmonische Architektur seines künstlerischen Werkes vollendet. Es ist vielleicht mehr als eine Vermutung, daß Hoffmann den Schluß der Erlösung, den im Worte zu geben ihm versagt war, in der

Musik gab, denn man kann sich einen solchen Prozeß der Ablösung der Ausdrucksmittel wohl vorstellen bei einem Künstler, der beide Stoffe beherrschte und dessen Musik eine ganz andere Seite zeigt als seine Dichtung; nicht eine andere, sondern die andere, welche sich äußern mußte, sollte sein seelisches Gleichgewicht nicht gestört sein. Hoffmann giebt den Schluß seines Werkes musikalisch, denn sein Wesen war, daß er sich nicht in einer Form erschöpfen konnte. In den qualvollen Nächten seiner irdischen Imagination hatte er den Trost der außerirdischen Sterne, den feierlichen Klang der Sphären.





Fünf Gedichte von Robert Walser.

Die Stille.

Wie wär ich froh,
Wenn irgendwo
Nur still ich ruhen könnte,
Zufriedenheit
Als warmes Kleid
Mir innre Stille gönnte.

Wie liebt ich sie,
Wenn irgendwie
Ich darin Trost empfände,
Was sicher ist,
Da aller Zwist
In ihr ein Ende fände.



Die Zeit ist lang.

Ich thu mir Zwang
Zu scherzen und lachen.
Was soll ich machen?
Die Zeit ist lang.

Gewohnten Gang
Im müden Herzen
Gehn alte Schmerzen:
Die Zeit ist lang.

Ich muß den Hang
Zu weinen bezwingen
Nebst anderen Dingen.
Die Zeit ist lang.



Schnee.

Es schneit, es schneit,
Bedeckt die Erde
Mit weißer Beschwerde
So weit, so weit.

Es taumelt so weh
Herab vom Himmel:
Das Flockengewimmel,
Der Schnee, der Schnee.

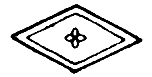
Das giebt dir, ach,
Eine Ruh, eine Weite;
Die weißverschneite
Welt macht mich schwach.

So daß erst klein,
Dann groß mein Sehnen
Sich drängt zu Thränen
In mich hinein.



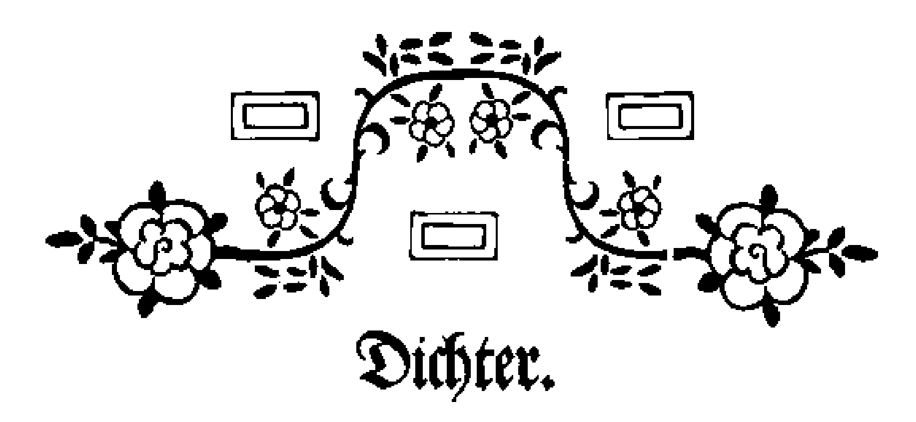
Nacht.

Gebet ist heute nacht
Mein allereinzigst Thun.
Ich hab ihn ja vollbracht,
Ich hab ihn hingewacht
Den Tag, und kann jetzt ruhn.



Die Stunde.

Die Stunde kommt, die Stunde geht.
In einer Stunde liegt so viel,
Liegt der Gefühle Widerspiel,
Liegt Sehnsucht, die wie Frühwind weht.
In einer Stunde spricht der Tag
Sein Beten oder Fluchen aus;
Und ich bin stets das arme Haus,
Gefüllt mit Jubel und mit Plag.
In einer Stunde liegt die Welt
Nichtsahnend, nichtsbegehrend so —
Und ach! ich weiß nicht immer, wo
Sie ruht und schlummert, meine Welt.



Dichter.

In einem Akt. Von Robert Walser.

Eine Straße. Links ein Haus; rechts ein Garten. Sebastian.

Sebastian:

Auf dieses alten Hauses Steinbank will ich mich niedersetzen. Es ist niemand da, dem ich sagen könnte, wie müde ich bin. Ich bin ein Dichter und mein Beruf ist, Gefühle in dürftige Silbenreihen zu drängen, welche man Verse nennt. Meine Verse sind nach dem Achselzucken und den kalten Blicken derjenigen, welche sie lesen, zu urteilen, schlecht, und ich jammere nicht darüber. Es ist nicht zu ändern. Meine Klagen sind nicht im stande, einen besseren Künstler aus mir zu machen, mögen sie auch noch so erschütternd sein. Ich thue mir Zwang an und schreibe weiter. Wie viele Dichter thun das und wie viele Beweggründe giebt es, welche ihnen befehlen, zu thun, was eine Abscheulichkeit ist. Mich treibt Langeweile, bloße Langeweile dazu, über Dinge zu schreiben, die, wenn sie mich aus den Worten ansehen, mich Eckel empfinden lassen. Die Welt geht darüber hinweg. Sie scherzt mit halben Talenten, wie ich eines bin. Sie nimmt hin, was sie entrüstet von sich weisen sollte. Sie nennt mich aller-

dings das, was ich leider zu wenig bin, einen Narren; aber sie wagt nicht, mir dies ins Gesicht zu erklären. Ich muß es von hinten, von der Seite, flüsternd von oben hören. Die Welt läßt mich es ahnen. Ach, daß ich einen Beruf hätte, der mich mein Brot ehrlicher verdienen hieße, als dieser halbe, worin ich zu drei Vierteilen stecke. Ist das nicht Hermann?

Hermann, welcher auftritt:

Lachen! Lachen!

Sebastian:

Nun, was hast du?

Hermann:

Kaspar hat sich erdrosselt! Der berühmte Kaspar. Er, um dessen nackte Schultern eben erst der goldene liebkosende Ruhm flog. Der Liebling der Kritik, wie sie sagen, angebetet von den Frauen, umschwärmt von Lobpreisungen. Mein Mund kann das nicht ausdrücken.

Sebastian:

Und in eben diesem Augenblick erdrosselt er sich?

Hermann:

Ja, er konnte den Ruhm nicht ertragen.

Sebastian:

Stand er ihm etwa schlecht?

Hermann:

In gewisser Weise ja. Er trug ihn wie der Bettler das Königsgewand trägt. Er seufzte dabei und ging gebückt. Seine schüchterne, linkische, zweifelnde, wägende Figur

warf bald ab, was sie nicht berufen war, zu tragen. Die Seide, die Perlen, die Kostbarkeiten der üppigen Berühmtheit thaten ihm weh. Solche Menschen sind nicht für den Rosenduft und den Goldklang geschaffen.

Sebastian:

Seine Sehnsucht nach all den verbotenen Dingen ließ ihn so süß darüber dichten.

Hermann:

Er hatte recht, als er sich aus dem Staube machte. Dieser Gedanke war eine feine Eingebung. Sein Name. Sein Name! O ich möchte ein Buchstabe dieses Namens sein.

Sebastian:

Mir wäre geholfen, wenn ich sein bloßer Klang wäre. Ich schwömme im Aether und söge meinen eigenen Nachhall ein.

Hermann:

Wir sind die Mäuler, die ihn aussprechen, was im Augenblick alle Welt thut. Wie verliebt ist sie in den Namen eines berühmten Toten. Gabriel, der lustige Gabriel, hörst Du auch, soll ihm die Leichenrede halten. Man spricht von einem großartigen Begräbnis.

Sebastian:

Ich denke, sie müssen mit dem Toten doch etwas anzustellen wissen, nachdem sie den Lebendigen verhungern ließen.

Hermann:

Ich verstehe. Sie gaben ihm Ruhm, aber sie boten ihm nicht die Hände dar, welche der nach Liebe Lechzende so gern ergriffen hätte. Sie zogen mit ihrer Person in den Hintergrund, um desto lauter brüllen zu können. Sie tragen feine Kleider, spazieren mit gebildeten Damen, unterhalten sich geistreich, lieben das Außergewöhnliche, weil es ihrem Witz Nahrung giebt. Wehe dem Absonderlichen, der sich in den Kreis hineinwagt, wo sie sich unterhalten, anlächeln und langweilen. Du kommst doch auch?

Sebastian:

Wohin? Aha! zu Meister Gabriel!

Hermann:

Hören, wie weit seine Donnerstimme reicht.

Sebastian:

Wo hält er denn seine Rede?

Hermann:

Auf der Rathaustreppe. An Menschen wird es nicht fehlen und an Thränen nicht, welche Kaspar nachweinen. Sein Name wird ihnen die feuchte Nachtluft versüßen helfen müssen.

Sebastian:

Morgen Nacht? Ich komme.

Hermann:

Gehen wir.

Sie gehen ab.

Ein Fenster oben öffnet sich. Oskar lehnt sich heraus.

Oskar:

Ich weiß nicht, wie oft ich schon um diese Stunde meinen sehnsüchtigen Kopf hinausgestreckt habe. Alle Abende geschieht dasselbe, worüber ich mir keine Rechenschaft ablege. Ich sinne an den Sternen herum und finde, daß über ihrer Schönheit ein Etwas schwebt, das ich mir nicht erklären kann. Der Mond küßt die weite Erde und den stillen Platz da vor dem Hause. Die Bäume lispeln, der Springbrunnen zittert, die Nacht hat ein Lachen, für welches meine Ohren allzuempfindlich sind. Ich glaube, daß ich seit einigen Tagen Verse schreibe, ohne zu wissen, warum. Mein Rücken wird krumm dabei, denn ich sitze oft stundenlang über ein Wort gebeugt, das den langen Weg vom Hirn auf das Papier machen muß. Ich fühle mich weder glücklich noch elend dabei, ich vergesse mich. Die Zahl meiner Gedichte ließe sich gewiß an den Fingern meiner Hand nachzählen, wenn ich mir die Mühe des Rechnens nehmen wollte. Was nützte das! Ich habe ein Gefühl, das mir sagt, daß ich dabei sterbe. Die Schönheit der Sterne, des Monds, der Nacht und der Bäume peinigt mich. Sie läßt dem Zitternden keine Ruhe. Früher lag ich ebenso lang am Fenster, aber ohne die geringste Regung zu spüren. Mein Kopf thut mir weh von dem Sinnen; meine Empfindungen sind Pfeilspitzen, welche das Herz verwunden. Das Herz will verwundet und die Gedanken wollen ermüdet sein. Ich will den Mond in ein Gedicht pressen

und die Sterne in eines, und mich darunter mischen. Was soll ich mit meinen Gefühlen anfangen, als sie wie Fische im Sande meiner Sprache zappeln und sterben zu lassen. Ich werde mit mir zu Ende sein, wenn ich mit Dichten fertig bin und das freut mich. Gute Nacht!

Verwandlung.

Der Rathausplatz. Auf einem mit schwarzer Seide behangenen Gerüst der Sarg Kaspars. Fackeln. Gabriel, Sebastian, Hermann, andere Herren und Damen.

Sebastian:

Ich denke, du wirst mit deiner Stimme Leute genug zusammentrommeln.

Hermann:

Wo nicht, was thun die paar Ohren mehr oder weniger zur Sache.

Gabriel:

Gleich! Gleich!

Sebastian:

Du sollst ihnen die Ohren gleichsam mit Füßen treten.

Hermann:

Dein Organ ist mir noch unbekannt.

Sebastian:

Er wird es dich fühlen lassen. Nun, Gabriel. Unsere Ungeduld heißt dich anfangen.

Gabriel:

Sogleich.

Er besteigt die Treppe bis zur Höhe des Sarges.

Damen und Herren! Huldreiche Versammlung! Ich bin von einigen Dichtern zum Sprechen am Sarge Kaspars aufgefordert worden. Auch ohne eine solche Mahnung, die mich sehr ehrt, würde mein Herz es nicht über sich gebracht haben, hier nicht laut zu werden. Also, was ich rede ist von Herzen; es kann also von schwungvoller schöner Grabrede die Rede nicht sein. Kaspar war mir lieb, ich bewunderte ihn. Seinen Tod, da er mich so schmerzlich berührt, beweine ich. Sein Leben war kurz aber strahlend und ruhmreich. Der Engel Berühmtheit küßte ihn ebenso früh, als ihn der Todesengel abholte. Ich hole nichts ein, wenn ich von seinem jungen, üppigen, glänzenden Ruhm spreche. Die Welt hat es ihm zu verstehen gegeben, daß Bewunderung zu seinen Füßen kniet. Seine Gedichte, mit deren Wohlklang er unsere Ohren erschütterte, werden sein marmornes Denkmal sein, an dessen gerötetem Sockel wir weinen. Er hat Ruhe jetzt. Meine Rede darf keine lange sein.

Er steigt hinunter.

Sebastian:

Gut gemacht, gut gesagt, äußerst vorteilhaft abgekürzt.

Hermann:

Sein Organ brüllt noch jetzt in meinen Ohren.

Sebastian:

Schütteln wir ihm die Hand.

Hermann:

Ja. Schütteln wir ihn mit einem braven Handschütteln von uns ab.

Sebastian:

Ich wollte Kaspars Name sein.

Verwandlung. Vor dem Hause der Poetin.

Poetin:

Welch ein frischer Morgen das ist. Meine ermüdete Seele ruht aus im frischen Hauch der Morgenluft. Mein Traum verliert sich. O ich hatte einen, wenn nicht lächerlichen, so doch absonderlichen Traum. Ich stand sinnend mit der Gänsefeder in der Hand da; plötzlich küßte mir ein hübscher schlanker Jüngling die Hand unter inbrünstiger Versicherung, daß heiße Verehrung für mich ihn so unbändig küssen hieße. Er drückte, ich weiß nicht wie oft, seine roten Lippen, die wie zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches aus seinem Gesicht lachten, auf meine bleichen Hände, die unter der leidenschaftlichen feuchten Berührung immer weißer wurden. Es wurde mir heiß, und ich habe allen Grund, noch jetzt zu fiebern, wenn ich an das denke, was nun sogleich folgt. Der Traum schoß einen ganzen Wald von Jünglingen aus sich heraus, die alle sich um meine lächelnde Herablassung scharten und dort küßten, wo zierliche weiße Hände gütig sich ausstreckten. Sie flogen, schwärmten und huldigten um mich herum, wie Bienen um den Stock fliegen, oder wie Soldaten ihren siegreichen Feldherrn umringen. Sie ließen

vom Küssen ebensowenig wie vom zärtlichen Girren und Stammeln ab. Einzelne flehten, andere baten, viele weinten. Einer, wohl der Ausgelassenste, lachte wie besessen. Sein Gelächter küßte mir die Hand wie alle die Mäuler, und sie hatten alle diese roten, frischen, verführerischen, wie zwei Seiten eines Bandes aufgeschlagene Lippen. Welch ein Traum! Welch ein Stoff für eine Novelle. Welch ein Gefühl, sich von der Lebendigkeit, womit sich die Bilder erhalten haben, immer wieder küssen zu lassen. Meine Hand schmerzt mich, und ich glaube, aus dem Vorsatz, heute zehn bis zwölf Gedichte zu verfertigen, wird nichts. Gleichwohl. Ich möchte den Genuß dieses Traumes nicht mit der Erholung vertauschen, die in dem Schreiben von einer Novelle wohl schwerlich liegen kann. O diese Jünglinge. Ich will ins Haus gehen und mich weiter daran ergötzen.

Sie geht hinein.

Sebastian, Gabriel, Hermann kommen.

Sebastian:

Ist dies das Haus der Poetin?

Gabriel:

Dies ist's! Du willst doch nicht hineingehen.

Hermann:

Sie sticht dich tot mit den Spitzen ihres jungfräulichen Schnurrbartes.

Sebastian:

Ich gehe hinein, koste es mich, was es wolle.

Hermann:

Nun, wir wollen alle hineingehen.

Gabriel:

Wir wollen sie examinieren. Wir sagen ihr Schmeicheleien in das begierige Ohr ihrer Schriftstellereitelkeit.

Sebastian:

Wir machen sie rot werden damit.

Hermann:

Ich verspreche mir wenig Genugthuung davon. Aber es sei. Und ich will sie in Versen ansprechen.

Sebastian:

Gabriel's Organ soll die Verzeihung dafür erbrüllen.

Gabriel:

Sie wird ehrliche Begeisterung hinter dem Besuch wittern und uns dichterisch willkommen heißen.

Sebastian:

Sie wird von Kaspar als wie von einem armen Schlucker sprechen, für den es Zeit war, abzutreten.

Hermann:

Hernach soll ich sie an ihren klafterdicken Ohren reißen.

Gabriel:

Die Erlaubnis dazu mußt du erst von ihrer einsamen, etwas sauren Würde erbetteln.

Sebastian:

Ich werde sagen, ich würde, wenn ich dürfte . . .

Gabriel:

Und sie wird sagen: Nur ganz ruhig, Herr. Bitte, keinen Lärm. Mein Haus ist bis jetzt nur anständigen Leuten eine Herberge gewesen. Und auch das nur ausnahmsweise.

Hermann:

Ich werde sie eine traurige Ausnahme heißen sollen.

Gabriel:

Ich sehe schon, der Besuch fällt ins Wasser.

Sebastian:

Nein, er soll nun einmal den Finger ins Feuer halten und versuchen, wie brennen schmeckt.

Gabriel:

Mein Herz, meine Dame, meine süße süße — — —

Hermann:

O herrliches Organ. Nur immer zu! Kommt hinein, damit wir hinauskommen.

Gabriel:

Der Gedanke ans Hinauskommen wird ein süßer Genuß sein, wenn wir erst einmal drinnen sind.

Sebastian:

Hinein, Organ.

Hermann:

Hinein, liebe Nervosität.

Gabriel:

Hinein, Schurken.

Verwandlung. Die Straße vom ersten Auftritt. Links das Haus, rechts der Garten. Sebastian.

Sebastian:

Ich bin aller Vorwürfe, die ich mir seit einiger Zeit zu machen pflege, müde geworden. Weshalb sollte ich nicht das sein, wozu ein ehrlicher Mensch nicht zu gebrauchen ist, ein Narr? Warum nicht? Wir halten uns gegenseitig für Narren, und den wirklichen Narren kennt niemand, da in uns allen der Narr steckt. Ist Gabriel ein Narr? Gewiß. Ist der Hermann ein Narr? Nicht minder gewiß. Wir wollen angelogen sein, und wenn wir die Wahrheit sagen, so ist es nur aus Furcht vor dem Lügen. Der Feige lügt am meisten. Aber ich bin der närrischen, lügenhaften Selbstvorwürfe müde, wie mich überhaupt sehr bald eine Unart müde macht. Ich will den lustigen Springbrunnen mit Ruhe betrachten und denken, daß das, was dort herangeschlendert und gefault kommt, ein Wesen ist, das aus zwei Leibern, vier Beinen, aber nur einem halben Verstand besteht. Es ist hier schön wie ein Märchen.

Hermann und Gabriel treten auf.

Gabriel:

Es war mir, als müßte ich dich gerade hier und an keinem Ort der Welt sonst antreffen.

Hermann:

Wir hörten, wie du sagtest: Es ist hier schön wie ein Märchen.

Sebastian:

Der Springbrunnen kichert zu deinem abgedienten Witz. Verbessere ihn, wenn du Gefühle hast.

Hermann:

Die habe ich; aber meine Zunge verschmäht es, dich dessen zu versichern.

Gabriel:

Hast du den heutigen Leitartikel im Morgenblatt gelesen?

Sebastian:

Ich lese keine Zeitungen. Ich bin zu empfindlich dafür.

Hermann:

Dieser spezielle Leitartikel aber, in welchem von Kaspar die Rede ist, der müßte dich von aller zu feinen Empfindsamkeit heilen.

Sebastian:

Ich werde ihn lesen. Es ist hier schön wie ein Märchen.

Gabriel:

Die Wolken ziehen, die Bäume zittern, die Luft bebt, die Sterne liebäugeln, der Mond brennt, und das Schönste ist die Wasserkunst da drüben, welche über die Blätter spritzt.

Hermann:

Ich bin müde.

Gabriel:

Vom Dichten?

Hermann:

Ja. Sage mir, wo ist des Dichters Heimat?

Gabriel:

In der Zeit, in der Erinnerung, im Vergessen.

Sebastian:

In der Gunst, welche flüchtige Laune uns schenkt.

Hermann:

Also ist unsere Heimat ein Geschenk der Laune. Wir wohnen im Palast der Prinzessin Laune.

Sebastian:

Bist Du nun beruhigt?

Hermann:

O ja. Ich will mich über mich hinwegsetzen. Meine Gedanken dürfen nicht Herr werden.

Gabriel:

Horcht, horcht. Spricht da nicht eine Stimme?

Hermann:

Ein helles Organ, bei Gott!

Sebastian:

Still, still.

Oskar lehnt sich zum Fenster hinaus.

Oskar:

Ich will meine Gedanken wie Kanarienvögel aus dem engen vergitterten Käfig Kopf fliegen lassen. Sie sollen die süße heilige Nacht mit entzückendem Zwitschern erfüllen. Meine Stimme soll ihnen nachrufen: geht, geht, kehrt mir nie wieder zurück. Braucht Eure schöne Freiheit, die ich Euch schenke, um mir Ruhe zu schaffen. Aber da sind Gefühle übrig, mit denen ich nicht auskommen kann. Ich möchte sie in den dunklen Raum der Welt ausstreuen, daß sie darin hängen blieben wie silberne Sterne. Gefühle, welche so unstät im Herzen irren, haben viel von dem Flimmern der Sterne. Die Nacht wird nichts dagegen haben, wenn ich sie bereichere mit so glühenden Zeichen, wie Gefühle sind. Die Welt will mich in ihren Raum haben, und ich bin nahe daran, in ihrer weichen Umarmung zu zerfließen. Was giebts da unten, he?

Sebastian:

Was will der Kerl?

Hermann:

Laß ihn! Er träumt. Er ist ein Dichter. Sein Organ ist herrlich.

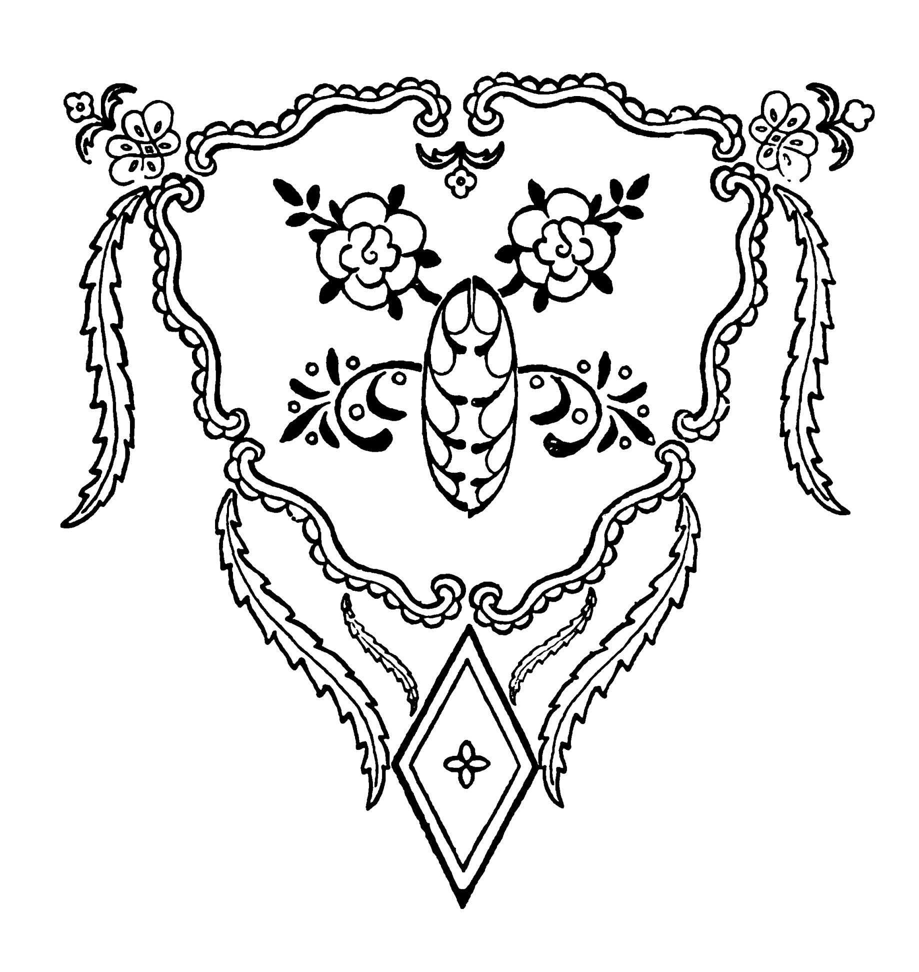
Gabriel:

Ich habe nichts gegen seine Stimme einzuwenden.

Oskar, oben im Fenster:

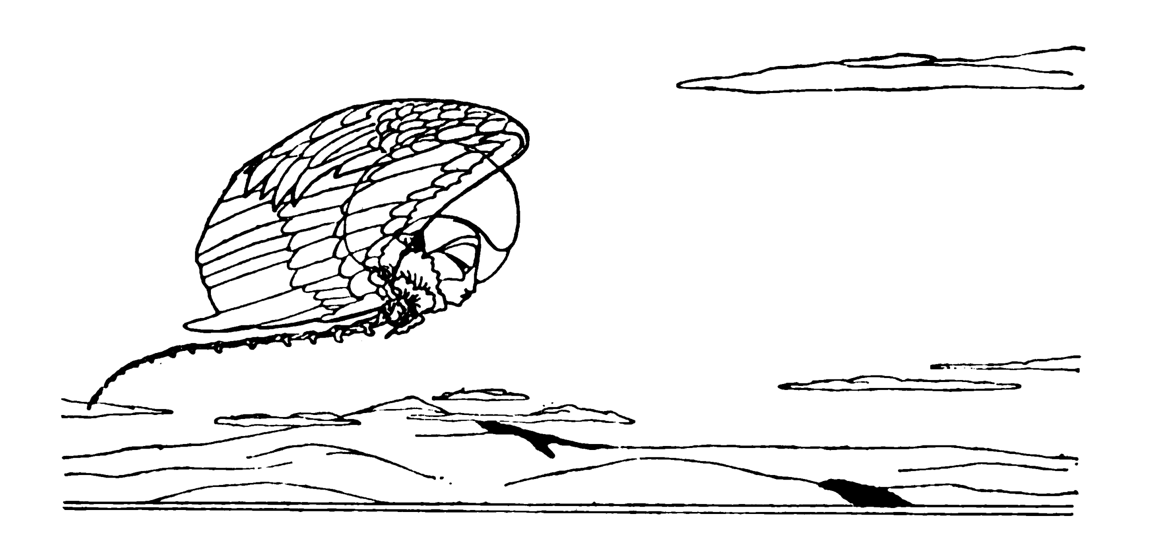
Wenn ich mich auflöse, will ich schreien. Es soll schaurig klingen durch die Millionen Thäler und über die Millionen Berge. Die Nacht wird weinen. Die Erde wird wütender rollen, und alle Menschen werden es spüren, daß Dichter einsam nicht sterben.

Vorhang.

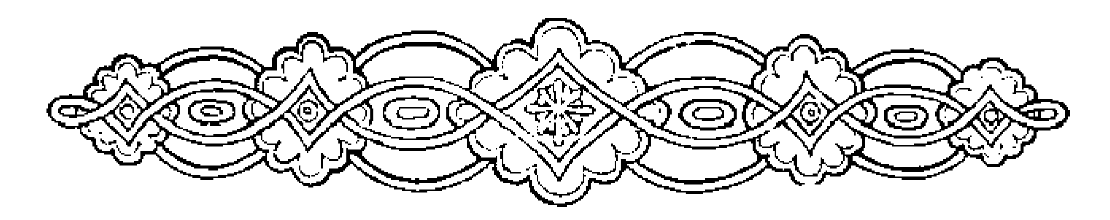



MARCVS BEHMER





Drei Zeichnungen von Markus Behmer.



Anmerkungen.

Einige Bemerkungen zur neuesten deutschen Lyrik.

Man kann es jetzt schon in französischen Revüen lesen, daß eine neue Blüte-Periode der deutschen Lyrik angebrochen sei. Wer möchte mehr Ursache haben, sich darüber zu freuen, als wir, die wir schon vor zehn Jahren verwegen genug waren, die gleiche Behauptung aufzustellen? Indessen, wir sind mittlerweile älter geworden und legen unsere Worte auf feinere Waagen als damals. Zwar sind wir nicht griesgrämig genug, jene entzückten Ausrufe über die in reicher Blüte stehende Wiese der deutschen Lyrik mit Widerwillen zu vernehmen, aber wir überlegen es uns doch noch ein wenig, ob wir in den Jubel-Chor mit einstimmen sollen.

Es ist wie es in solchen Entwicklungen immer war: Auf eine Zeit der Wenigen, Eigenen, Ringenden, Irrenden ist eine Zeit der Vielen gefolgt, die in den Spuren der Wenigen bequem wandeln, vor den Irrungen und Wirrungen der schäumenden Persönlichkeit dadurch geschützt, daß sie im Grunde mehr Typen als Individualitäten sind.

In diesen Worten soll keine Herabsetzung liegen. Gerade durch diese vielen relativ sichern, nach bestem Muster Beflissenen wird das geleistet, was einer Zeit ihr Kultur-Gepräge in den einzelnen Gebieten verleiht. Ohne sie würde niemals die Durchdringung eines ganzen Volkes mit Kultur-Werten zu stande kommen, denn die Menge wird immer nur geneigt sein, das gute sichere Mittelmaß in sich aufzunehmen, während sie sich den Vor-

schreitenden gegenüber mit ihren schwankenden Qualitäten ablehnend verhält. So ist es geschehen, daß z. B. Conradi, Liliencron, Dehmel doch nur Gemeinde-Dichter geblieben sind, während schon Carl Busse ein weiteres Publikum fand. Von jenen wurden die nachkommenden Lyriker beeinflußt, dieser gab den Dichtern nichts, erschien dem weniger wählerischen Publikum aber als der ersehnte Poet nach seinem Herzen.

Der Typus Busse ist in ungemein vielen Exemplaren vorhanden, und es wäre unrecht, zu leugnen, daß auch darin eine gewisse Erhöhung des allgemeinen Niveaus konstatiert werden kann. Aber gerade das Heraufkommen dieser Art besserer Familien-Lyrik, die sich durch geschickte aber gewöhnliche Formbehandlung auszeichnet, keinerlei Tiefe, aber auch keine eigene Grazie hat, ist ein Anstoß dafür gewesen, daß sich unter den feiner angelegten ästhetischen Naturen eine Reaktion herausbildete, die mit Bewußtsein eine Richtung ins Preziöse nehmen. Diese Künstler des lyrischen Wortes bilden in der modernen deutschen Lyrik eine völlig in sich abgeschlossene Enclave, und eigentlich nur Hugo v. Hofmannsthal ist es unter ihnen, dem auch eine Wirkung ins Weitere möglich zu sein scheint, so daß er im eigentlichen Sinne schon nicht mehr zu ihnen gerechnet werden kann.

Im allgemeinen bleiben Liliencron und Dehmel die, von denen die stärksten Einflüsse ausgehen. Dadurch kommen zuweilen wunderliche Mischungen zu stande, und es kann nicht immer gesagt werden, daß die Kreuzungen einen erfreulichen Eindruck machen.

Immer seltener werden die Poeten, die frisch von der Leber weg dichten und den Eindruck von wirklichen Naturen machen. Es ist fast alles Gabe aus zweiter Hand, recht anmutig, gefällig, bis zu einem gewissen Grade künstlerisch, aber man hat nur selten das Ge-

fühl, an Lebens-Werten bereichert zu werden, indem man diese lyrischen Arbeiten in sich aufnimmt.

Typen für diese Art moderner Epigonen-Lyrik sind die Gedichte von Richard Scheid, die unter dem Titel „Madonna" im Piersonschen Verlage erschienen sind. Noch vor fünf Jahren würde man dieses Buch mit Aufmerksamkeit gelesen haben, heute kann man darin schon nur noch blättern. Man sieht mit Erstaunen, wie vieles von dem, was vor Kurzem noch aufs heftigste bestritten wurde, heute schon Cliché geworden ist. Dabei ist der Verfasser keineswegs ein bewußter Nachahmer, aber er spricht bereits ohne es zu merken in fremden Tönen. Es ist ein Erstlingsbuch, und es wäre ungerecht, daraufhin dem Verfasser die Möglichkeit, später einmal zu einem wirklichen eigenen Ausdruck zu gelangen, abzusprechen, aber im Ganzen darf man sich in der That getrauen zu sagen: Es hat sich bereits eine neue lyrische Konvention gebildet, die, wie etwa früher der Heine- oder Geibel-Ton, für alle mittleren Begebungen maßgebend und fest zu sein scheint.

Wir wiederholen: Dieser Umstand ist keineswegs ganz unerfreulich, aber man wird doch mit größerer Wärme Aeußerungen von Naturen begrüßen, die sich zwar auch die Fortschritte der letzten Jahre zum Nutzen gemacht haben, das rein konventionelle davon aber doch zuweilen frisch und frech durchbrechen, selbst auf die Gefahr hin, nicht so artistisch auszusehen, wie es heute an der lyrischen Tages-Ordnung ist, sondern sogar den Schein eines Rückfalles in ältere lyrische Untugenden zu erwecken, als da sind: Anklänge an die Butzen-Scheiben-Lyrik, an Scheffel u. s. w.

Ein Dichter dieser Art ist Ludwig Finckh, der seinen gleichfalls bei Pierson erschienenen Gedichten den nicht übermäßig originell wirkenden Titel: „Fraue Du, Du Süße" gegeben hat. Das ist

wirkliche Jugend-Lyrik, unverstellt, lebfrisch, jungenhaft, und dennoch in einzelnen Stücken künstlerisch bewältigt genug, sodaß auch der Kenner seine Freude daran haben kann. In einem gewissen Sinne muß man leider sagen, daß das Buch eben deshalb unmodern anmutet. Es ist heute leider Sitte geworden, daß selbst persönlich ganz frische junge Leute, wenn sie die Feder in die Hand nehmen, sich bemüßigt fühlen, unendlich weise, ernst, müde, alt zu thun, jede Natürlichkeit des Ausdruckes ängstlich zu vermeiden und immer den Anschein zu erwecken, als wären sie von sämtlichen Dämonen der Tiefe besessen. Gerade weil wir wissen, daß es in der jüngeren Generation einige giebt, die von Natur aus dieses Wesen an sich haben, und die daher in vollster künstlerischer Ehrlichkeit eine Lyrik schreiben, die man sonst nur von alten ausgereiften Geistern zu vernehmen gewohnt war, halten wir es für unsere Pflicht, es einmal auszusprechen, wie höchst fatal dieses Gehaben wirkt, wenn es nichts als eine altkluge Manier ist. Angeschminkte Naivität und Jugendlichkeit ist gewiß eine sehr widerwärtige Erscheinung, und es ist ganz gut, daß sie aus der Mode gekommen ist, denn sie war auch nichts weiter als eine thörichte Konvention, die nicht wenig dazu beigetragen hat, den lyrischen Dichter zu einer lächerlichen Figur zu machen; aber die neue Mode, sich lyrisch die Haare weiß zu färben und sich Erfahrungsfalten aufzuschminken, die zu der glatten Haut der Jugend so wenig passen, wie Krücken zu einem gesunden Körper, ist ebenso unangenehm und nicht weniger geeignet, den Fluch der Lächerlichkeit auf das lyrische Schaffen herabzuziehen. Wir begrüßen deshalb einen jungen Poeten, der wirklich den Mut seiner Jugend hat wie Ludwig Finckh, mit besonderer Freude, ohne deshalb die mannigfachen Mängel seiner Gabe zu übersehen.

Die Schar der lyrischen Damen vermehrt sich unablässig. Wenn

wir galant sein wollen wie Chinesen und alle diese Dichterinnen unbesehen für wandelnde Blüten erklären, so sind wir in diesem Sinne zweifellos berechtigt, von einer Blütenperiode deutscher Lyrik zu reden. Sobald wir aber kritisch werden und, wie das dann eben nicht anders sein kann, die Galanterie beiseite lassen, sieht die Sache weniger blumig aus. Es ist keine Annette Droste unter unseren Lyrikerinnen, keine, die unsre Lyrik künstlerisch oder dichterisch wirklich bereicherte, aber auch die Damen haben sich mehr oder weniger zunutze gemacht, was der lyrischen Kunst in den achtziger und neunziger Jahren Befruchtendes zu teil geworden ist.

Man betrachte die Entwickelung von Frieda Schanz. Ursprünglich das übliche Familienblatttalent, ist sie zur Künstlerin geworden, von der man jetzt zuweilen Verse liest, die nicht blos schön empfunden sind, sondern in Form und Ausdruck auch den Kunstfreund befriedigen.

Unter den neu Heraufgekommenen erscheint uns als die weitaus wertvollste Hedwig Lachmann, aber sie ist, was bei lyrischen Damen noch seltener vorkommt, als bei lyrischen Herren, so zurückhaltend im Veröffentlichen, daß wir noch keinen Band von ihr besitzen. Um so freigebiger ist Frau Anna Ritter, die darum auch den bekanntesten Namen unter den Lyrikerinnen hat. Ihre Gedichte sind in sieben Auflagen (bei Cotta) erschienen, und die Familienblätter (die übrigens sämtlich einen ersichtlich höheren litterarischen Stand erreicht haben), begrüßten sie mit freudig bewegten Chören als einen Stern erster Ordnung am lyrischen Firmamente.

Ich kenne diesen ersten Band Anna Ritters nicht, aber ich nehme, der sieben Auflagen wegen, an, daß er so ähnlich ist, wie der zweite, der unter dem Titel Neue Gedichte soeben bei Cotta erschienen ist und ganz sicher nicht weniger Auflagen erleben wird. Anna Ritter

ist der weibliche Carl Busse. Sie besitzt eine anmutige Geschicklichkeit, Erlebnisse, Gefühle, Einfälle in eine gefällige lyrische Form zu bringen, die zuweilen wirklicher, echter Kunst frappant ähnlich sieht. Was bei ihr Konvention, Phrase ist, und es ist dessen nicht wenig, mag für die, die nicht mit feineren Ohren begabt sind, also für einen sehr großen Prozentsatz unserer Gebildeten, den Klang der Unmittelbarkeit haben, denn die Konvention und Phrase tritt nirgends plump auf und ist fast immer mit einem entschiedenen Geschick angewandt. Der Inhalt kennzeichnet sich als das, was das Publikum gemeinhin als interessant empfindet; es ist nicht bloß leeres Gerede über abstrakte Gefühle, sondern man sieht ziemlich klare Umrisse des Erlebten, zuweilen auch Farben des Lebens selber. Dabei ist alles sauber von der Oberfläche her und doch mit gewissen Andeutungen einer Tiefe, die eben darum Niemand peinlich wird, weil man sie bloß ahnen darf, wenn anders man jenen Andeutungen glaubt. Nichts ist bedeutend, alles ist nett, und fatal wirken nur einige Versuche, über das Nette hinaus ins Bedeutende zu gehen. Artistische Experimente fehlen ganz, und das ist gut. Im Grunde: Dilettantismus mit Geschmack und ohne Prätentionen. Ich finde, daß das nicht wenig ist, und als Symptom für die Steigerung unserer Familienblattlyrik, die man von nun an nicht mehr ausschließlich mit Geringschätzung behandeln darf, verdient diese Erscheinung wohl begrüßt zu werden.

Von sehr anderer Art ist die Dame, die unter dem Pseudonym Marie Madeleine schreibt und ihren Gedichten (Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus) den Titel Auf Kypros gegeben hat. Die Familienblätter werden ihr keine Hymnen rauschen, und wenn ihr Gedichtbuch, was nicht unmöglich ist, es auch auf sieben Auflagen bringt, so wird das andre Gründe haben.

Mit der neuen lyrischen Kunst hat ihr Buch weniger zu thun, als das von Anna Ritter. In ihm erfährt der glücklich still gewordene Wilhelm Arent seine Auferstehung in weiblicher Form. Wenn auch das ein Symptom sein sollte, so sind wir nicht unter denen, die es mit Freuden begrüßen. Wir sind sehr froh, daß die Rüpeljahre der männlichen Lyrik vorüber sind und wünschen es uns gar nicht, diese Periode nun auch noch in weiblicher Fassung zu erleben. Die „Modernen Dichtercharaktere" wird man heute wohl begreifen und entschuldigen können als Reaktionsäußerungen gegen eine völlig wesenlose Lyrik ohne herzhaften Gehalt, aber, wenn sich derlei heute wiederholt, so erscheint es uns als Rückfall in eine glücklich überwundene Kinderkrankheit, und wenn eine Dame diese lyrisch-erotischen Masern mit Selbstgefühl zur Schau trägt, so bedauern wir diesen schlechten Geschmack und wenden uns mit einigem Widerwillen ab. Wir bestreiten der Frau, deren Liebesleben bisher auch lyrisch fast ausschließlich von Männern dargestellt worden ist (man denke an den schrecklichen Chamisso-Cyklus), durchaus nicht das Recht, ihre Erotik dichterisch zum Ausdruck zu bringen, aber es sollte nicht nach männlichen Mustern geschehen, am wenigsten dann, wenn sie sich als „freie Liebe" präsentiert. Es läßt sich künstlerisch auch eine Lyrik der Phryne denken, und sie kann sehr schön sein. Aber sie müßte erst recht ganz weiblich sein und ihre Schamlosigkeit nicht männlicher Erotik entlehnen. „Ich bin ein Weib, das könnt ihr schon an meiner Leyer riechen". Bei den Gedichten von Marie Madeleine sieht es aber aus, als habe sich ein Mann als lockeres Fräulein maskiert, und eben darum kommt etwas künstlerisch Unreines in das Buch, das dann auch menschlich etwas fleckig wirkt.

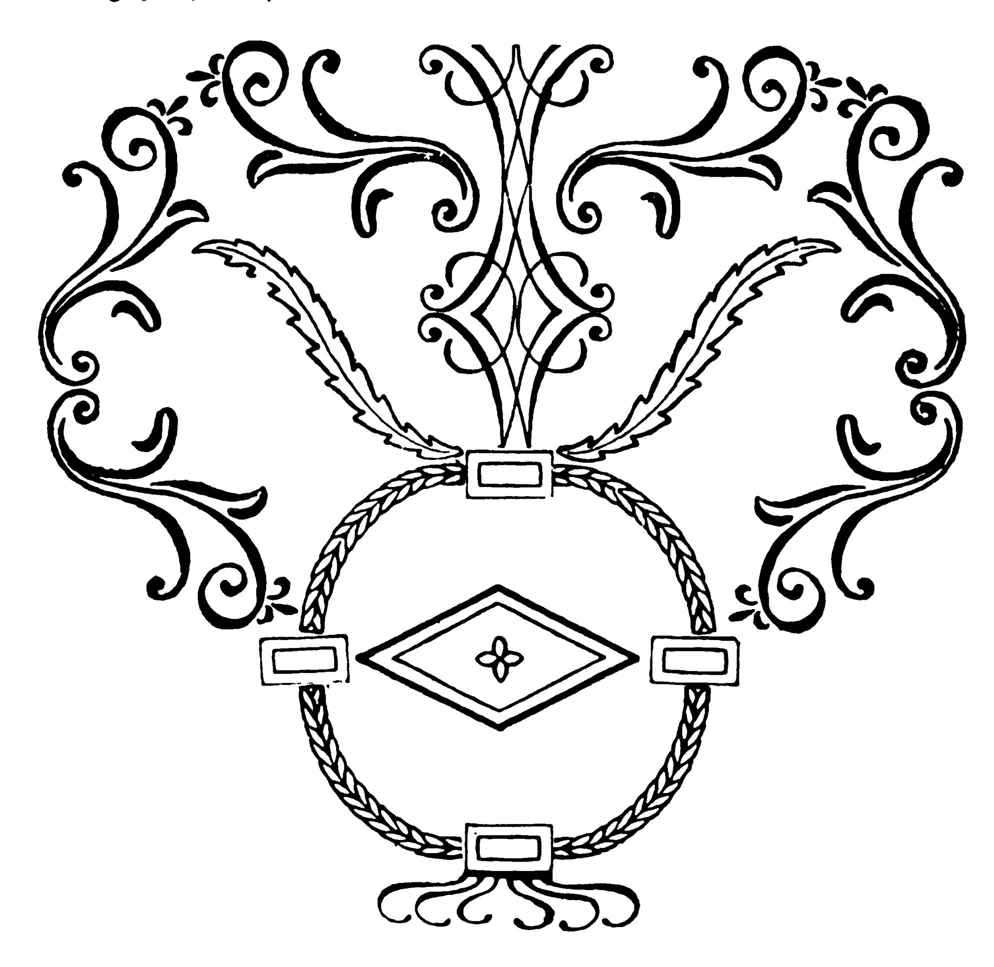
Wenn man hinter derlei Damen-Büchern einen Band Liliencron in die Hand bekommt, so fühlt man das herzhafte Behagen,

das man empfindet, wenn man nach einer Gesellschaft unter Leuten, die sich interessanter geben wollen als sie sind, und denen man trotz der besten gesellschaftlichen Absichten weder im Scherz noch im Ernst näher zu kommen vermag, einen alten erprobten Freund trifft, einen fertigen ganzen Mann, der es nicht nötig hat, sich anders zu geben, als wie er ist. Es ist vielleicht wahr, daß Liliencron im eigentlichen Sinne gar kein Lyriker ist, daß ihm nur ganz selten ein echtes Lied gelingt, daß er fast immer erzählt, schildert, malt, während es das Wesen der reinen Lyrik ist, ganz einfach Gefühle zu offenbaren. Je älter Liliencron wird (wirklich alt werden kann er bekanntlich nicht) um so treffender erscheint vielleicht diese Bemerkung. Unter den neuen Gedichten, die den Inhalt des eben erschienenen 9. Bandes seiner sämtlichen Werke ausmachen (Nebel und Sonne, der gesammelten Gedichte 3. Band, zweite und vermehrte Auflage der neuen Gedichte, verlegt bei Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig 1900), findet sich kaum ein einziges Lied rein lyrischer Art; die meisten neuen Gedichte sind irgendwie epischer Natur oder Schildereien teils realistischen, teils phantastischen Inhalts. Das Bild, das wir von der Persönlichkeit Liliencrons gewonnen haben, wird kaum durch irgend einen Zug vermehrt, aber es fehlt auch keiner der Züge, die uns diesen Dichter lieb und wert machen. Daß wir es bei Liliencron mit einer unverstellten Persönlichkeit zu thun haben, macht den stets frisch wirkenden Reiz seiner Bücher aus. Wir besitzen nicht gerade viele solcher Persönlichkeiten in unserer heutigen Dichtkunst. Begabungen giebt es genug, aber es ist unerquicklich anzusehen, wie die meisten unter ihnen sich gewaltsam verrenken, um interessant zu erscheinen, und wie sie dadurch immer weiter von dem abkommen, was das Höchste in der lyrischen Kunst ist: Klare Einfachheit. Auch mit krampfhaftem Primitivthun gelangt man nicht dahin und überhaupt

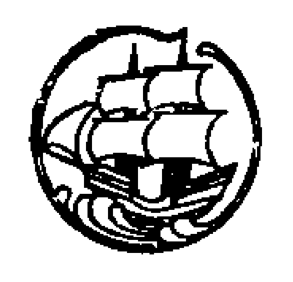
mit keiner Bemühung, die nach irgend einer Seite hin kokettiert. „Und dies vor allem, bleib Dir selber treu.“ Liliencron hat sich stets an dieses Wort gehalten, und er wird deshalb noch lange gelesen und geliebt werden, wenn die lyrischen Komödianten, gleichviel welchen Stiles, längst der Vergessenheit anheimgefallen sind.

O. J. B.

Die Mehrzahl der Zierstücke dieses Heftes ist von Th. Th. Heine aus Stempeln zusammengesetzt worden, die er zu diesem Zwecke gezeichnet hat.



Die Insel. 1. Jahrgang. 3. Quartal. Nr. 9. Juni 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.



Die Insel, vierter Band.


Die Insel
Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schröder
1. Jahrgang, No. 10
4. Quartal ✻ 1900
Erschienen bei Schuster & Loeffler
in Berlin und Leipzig

Die Insel

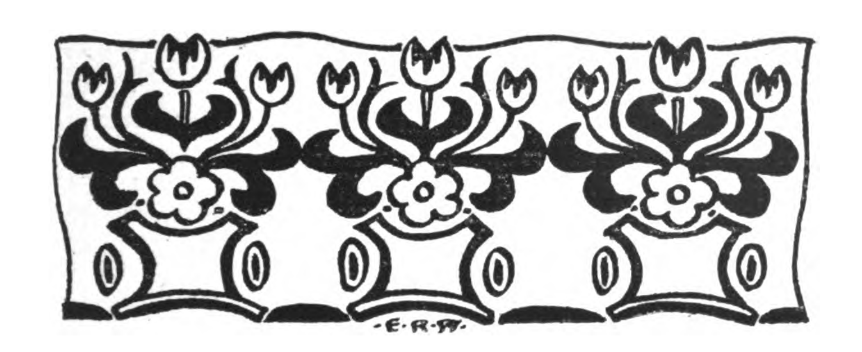
Herausgegeben von

Otto Julius Bierbaum Alfred Walther Heymel Rudolf Alexander Schröder



Erster Jahrgang / Viertes Quartal / Juli bis September 1900 / Mit Buchschmuck von E. R. Weiß / Erschienen im Verlage der Insel bei Schuster & Loeffler Berlin SW. 46

Gedruckt in der Offizin W. Drugulin
Gebunden bei Hübel & Denck in Leipzig
Außer der gewöhnlichen Ausgabe 40
numerierte Exemplare; davon Nr. 1–15
in Ganzpergament gebunden und auf
Japan, Nr. 16–40 auf ff. van Geldern.



Inhaltsverzeichnis.

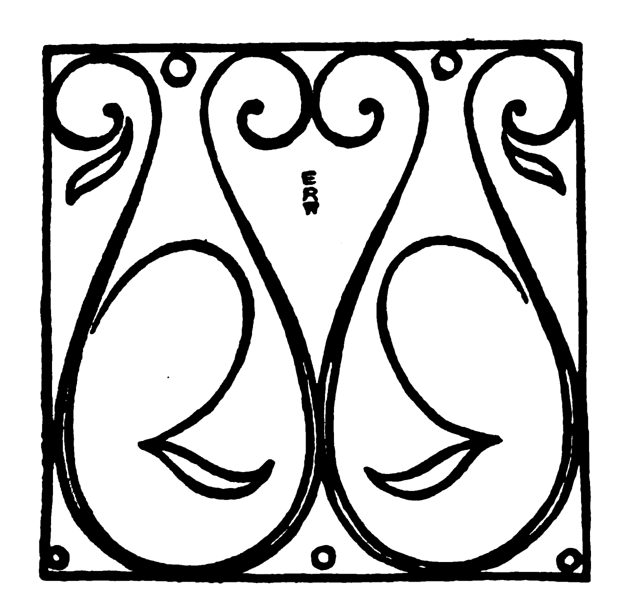
Dramatische Werke.

Novellen, Erzählungen, Skizzen.

Gedichte.

Aufsätze. Abhandlungen.

Illustrative Beigaben.


ERW

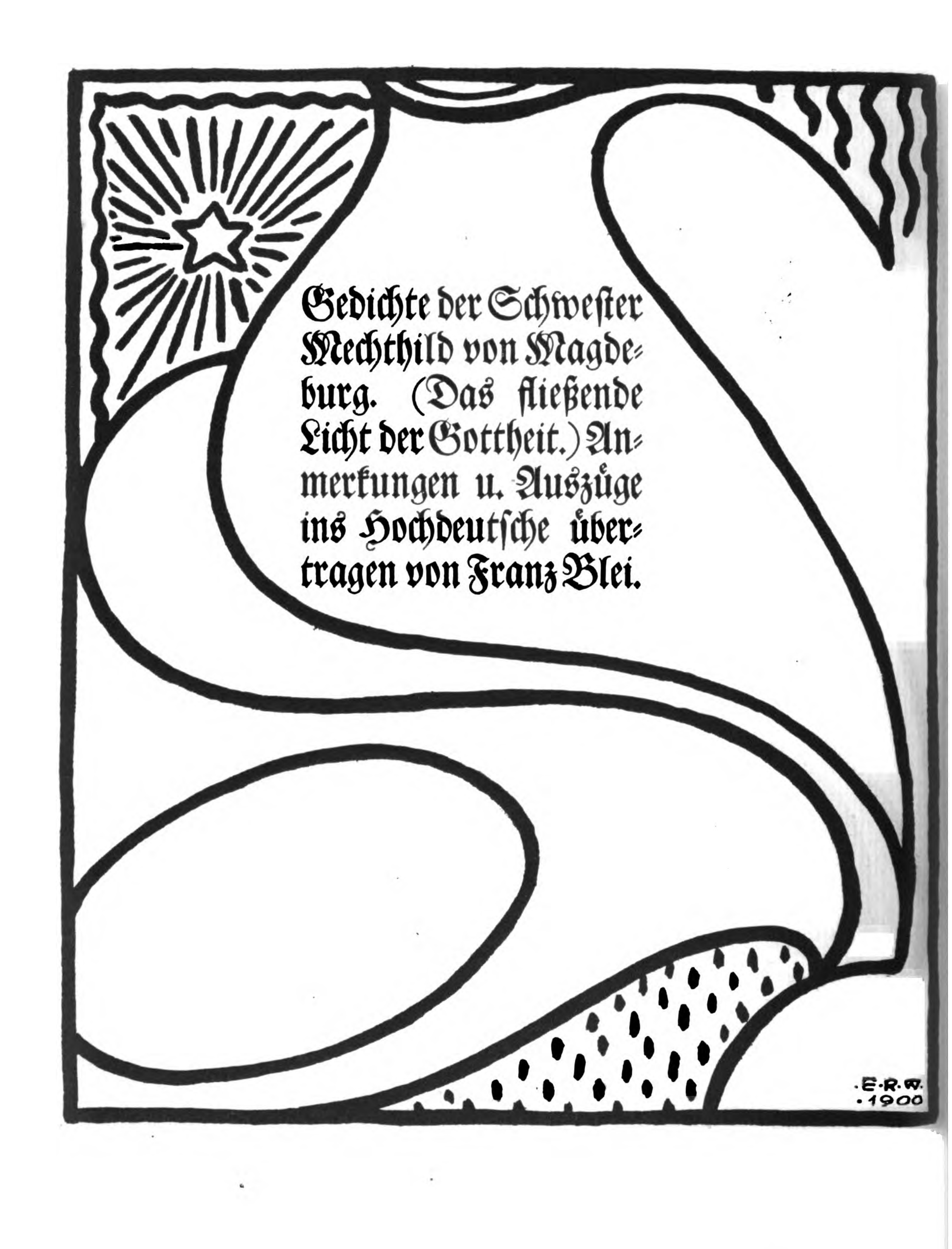
„Die Insel", Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen, herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder

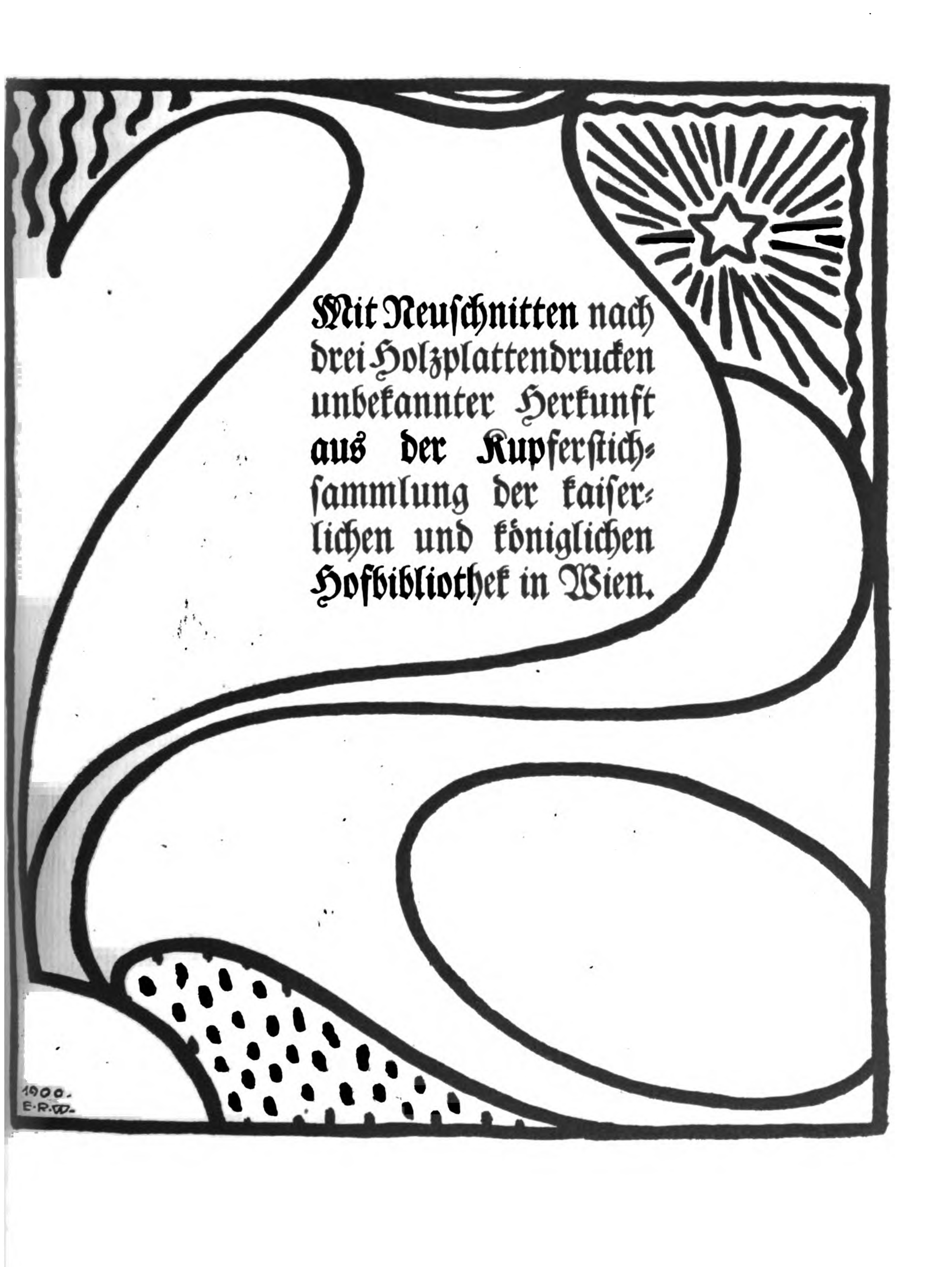
I. Jahrgang. 4. Quartal, No. 10. Juli 1900

Inhalts-Verzeichnis.

Die Ausstattung des vierten Quartales ist von E. R. Weiß gezeichnet.

Die Insel. Nr. 10.
Juli. 1900.


Gedichte der Schwester
Mechthild von Magde-
burg. (Das fließende
Licht der Gottheit.) An-
merkungen u. Auszüge
ins Hochdeutsche über-
tragen von Franz Blei.
·E·R·W·
·1900


Mit Neuschnitten nach
drei Holzplattendrucken
unbekannter Herkunft
aus der Kupferstich-
sammlung der kaiser-
lichen und königlichen
Hofbibliothek in Wien.
1900.
E.R.W.



I.

„Ich sage dir werlich: in diesem buche stat min herzblut geschrieben". Mechthild, V. 34.

Die Handschrift „das fließende Licht der Gottheit" ist nur in dem einen Exemplar vorhanden, welches die Bibliothek des Klosters Einsiedeln im Kanton Schwyz bewahrt: ein wohlerhaltener Oktavkodex, dessen ehemals weiße Lederdeckel 221 Blätter bindet auf welchen (1—166a) in einer schönen gothischen Minuskel des 13. Jahrhunderts Mechthilds Visionen niedergeschrieben sind. Deren Sprache ist die oberdeutsche, wie sie noch heute, lautlich wenig wohl verändert, von den Schweizern am Oberrhein gesprochen wird. Die Hand schreibt alles in fortlaufenden Prosazeilen, doch Reim, Alliteration und Assonanz zeichnen viele Stellen leicht als Verse aus, deren Klang und Form den Zeitgenossen der Mechthild wohl eindringlicher in die Sinne gesungen hat als uns, die wir die Sprache nicht melodisch, ich meine gesprochen, kennen.

Von den Lebensumständen der Mechthild wissen wir so

gut wie nichts. Ein zeitgenössisches Zeugnis im Anfang der Visionen spricht von ihr als sequens perfecte vestigia fratrum ordinis praedicatorum. Danach war sie eine Schwester des Predigerordens; und sie schrieb im Jahre 1250. Sie selbst nennt sich öfters eine Begine, welches Wort damals noch eine allgemeine Bedeutung hatte, etwa die einer Frau, die sich in den Schutz eines Klosters begab, doch nicht durchaus in deren Regel. Als Mechthilds Kloster vermutet man das von S. Agnes bei Magdeburg. Nach der Mundart ihrer Gedichte war sie eine Schweizerin.

„Vor dreißig Jahren, da ich zu schreiben anfangen mußte" sagt Mechthild im 7. Buche ihrer Visionen. So ist es aus ihrem ganzen Leben, wie ein Tagebuch, das sie zu schreiben begann, als sie ins Kloster ging. Und dieses gewiß nicht zu jung, als daß sie sich nicht mit der Liebe und dem Leben vertraut hätte, da sie noch in der Welt war. Die ersten Bücher ihrer Visionen sind voll des Parfüms der irdischen Liebesgärten. Das Leben ist noch laut und mächtig in ihr, denn die gottseligen Visionen haben alle Sinnlichkeit eines liebeskräftigen Weibes. Es ist ein Umhalsen und Küssen des Herrn mit roten Lippen und haltenden Armen. Die Phantasie ist voll Erinnerungen des Lebens, das sie gerade verlassen hatte. Später — im 4. Buche — denkt Mechthild an diese Zeit:

Da ich zum geistlichen Leben kam
und von der Welt den Abschied nahm —
da that ich meinen Leib besahn,
der war wohl gegen meine Seele angethan

mit Waffen und mit großer Fülle Macht
und mit vollkommener Natur und Kraft. —

Die ersten drei Bücher der Mechthild sind die lyrisch großen — da ist alles Singen in voller Sinnlichkeit und eine ganz heidnische Gottanschauung. Von Maria sagt sie: „Ir sun ist got und si göttine", von der Seele: „aller creaturen göttine". Sie denkt selbst an einen Liebestrank, Jesus zu gewinnen. — Mechthild war nicht schriftkundig und nicht dogmenvertraut: davon kommt nirgends eine triviale Störung in die Süße und die Bitterkeit ihrer frommen Ekstase. Ein einziges Mal wird die Bibel erwähnt und zwar — das hohe Lied; in dieser Weise:

„. . in dem Buche Canticum, da die Braut so trunken und kühn gefunden ist und der Bräutigam so innig zu ihr spricht: du bist schön, meine Freundin und kein Flecken ist an dir. . ." —

Im 4. und 5. Buche ist es oft wie ein Schmerz des Abschiedes von der Jugend. Ich denke mir Mechthild, da sie dieses schrieb, gegen die vierzig. Das Blut schreit manchmal laut auf:

„Ach Minne, Minne, laß mich nicht erkühlen,
Mein Thun ist todt und nichtig, kann ich dich nicht fühlen."

Oder:

„in den Sinnen wühlt aber noch der Schmerz".

Wie ein letztes Stürmen ist das Gedicht, das beginnt:

„Herr, wohin will ich dich legen?
Was ich habe, das will ich dir geben,
Ich will dich in mein Bette legen . . .

Wie eine hoffnungslose Bitte:

„Lieber Herr, erbarme dich über die Seele,
Die hier verglüht ist in deiner Minne Feuer und
Verschwunden in deiner Demut und zu nicht
Geworden in allen Dingen."

Mechthild geht sich angstvoll selber aus dem Wege und blickt in das Geschehen der Welt; sie zwingt sich zu den Objekten, sie fürchtet sich vor sich. Sie warnt sich mit einer epischen Vision der Hölle, sie beruhigt sich mit der Vision der Maria.

In den ersten Büchern erregt sich das Mädchen Mechthild

„Ich weiß es wohl, o Herr, bei dir
erreget sich die erste Lust nach mir

— — — — — — —

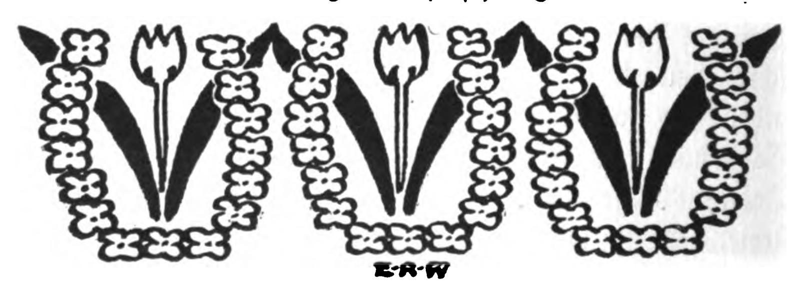
Ich minne und ich minne
und ich kann anders nit beginnen —

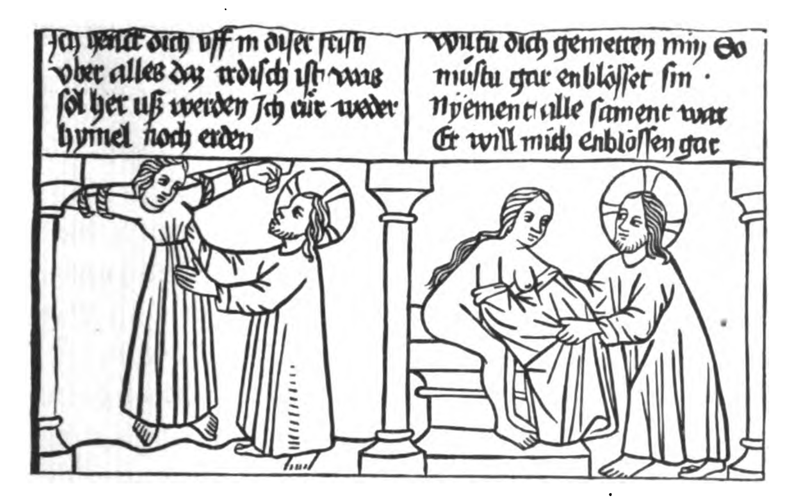
In den andern Büchern leidet das Weib; in den beiden letzten ist es eine alte Frau, die betet und lehrt. Nun ist die Seele ruhig geworden, da die Sinne schweigen. Sie gedenkt ihrer Freunde und betet für sie, sagt manche tiefe Weisheit, und auch des Alltags Unbedeutendheiten kommen ihr näher. So schreibt sie einem Prior vor: „Du sollst auch in die Küche gehen und nachsehen, daß das Nötige für die Brüder des Convents so gut sei, daß deine Kargheit und deines Koches Trägheit Unserm Herrn nicht den süßen Chorgesang wegstehle, denn ein hungernder Pfaffe, der singt nit schön." Im 4. Buche sagt Mechthild: „Ich kann und mag nicht schreiben,

ich sehe denn mit den Augen meiner Seele und höre mit den Ohren meines eigenen Geistes und fühle in allen Gliedern meines Leibes die heilige Kraft"; — im 7. Buche kommt dieser Satz vom Künstler also wieder: „Du Allerärmster! bekenntest du wahrhaft die ewige Gottheit, so wär es dir unmöglich, du bekenntest denn auch die ewige Menschheit, die da in der ewigen Gottheit schwebet, und bekennteſt auch den heiligen Geist, der das Herz erleuchtet, alle Süßigkeit in die Seele gießet und des Menschen Sinn über alle Meister lehret." —

Nicht um der Mystik willen möchte ich das fließende Licht der Gottheit preisen. Eher schon um der Psychologie eines Weibes willen, wovon sie ein Dokument voll feiner Dinge ist. Doch wäre beides, die Mystik und das Dokument, gering, wäre es nicht in dieser reizvollen primitiven Lyrik gegeben, die so sublime Worte findet, oder in diesen kleinen Epen von der Messe und von Maria, die voller Kraft des Lebens und Beschreibens sind. Für die, welche ein Aergernis an diesen Gedichten nehmen, schrieb Mechthild:

Eia, Herr, ich bitte dich,
daß du wollest dies Buch bewahren
vor den Augen der falschen Farbe.





II.

Der Herr spricht zur Seele:

Du bist mein Kissen, meine Lagerstatt,
du meine heimliche Ruh und tiefste Sehnsucht,
du meine höchste Ehre. [heit, Du,
Lust meiner Gottheit, Trost meiner Mensch-
ein kühler Bach in meinem Glühen.

Darauf die Seele:

O du gießender Gott an deiner Gabe,
o du fließender Gott an deiner Minne,
o du brennender Gott an deiner Sehnsucht,
o du vergebender Gott an der Einung mit deinem Leibe,
o du ruhender Gott an meinen Brüsten,
o du inniger Gott in meiner Liebe,
ohne die ich nicht am Leben bliebe.

Du bist mein Spiegel, meine Augenweide,
mir selber ein Verlust, ein Sturm des Herzens,
ein Fall, ein Schwächen meiner Kraft
und meine höchste Sicherheit.
O fröhliches Schauen, o lieblicher Gruß,
o süßes Umarmen!
dein Wunder hat mich verwundet,
deine Gnade hat mich erdrücket.

Ich kann mich von der Minne nimmer kehren,
ich muß mich ihr gefangen geben,
denn anders kann ich nicht mehr leben
und mag sie mich in Schmerzen auch verzehren.
Es ist der Thoren Thorheit,
zu leben ohne Herzeleid.

Die Seele zur Minne — ein Brief:

Sag meinem Liebsten, daß sein Bett bereit
und daß ich minnekrank nach ihm.
Ist dieser Brief zu lang, so ist deß Schuld:
ich pflückte auf der Matte manche Blume.
Das ist wohl eine süße Jammerklage:
Wer von Minne stirbt, den soll man in Gott begraben.

Ich höre eine Stimme
die lautet wie von Minne.
Ich hab gefreiet manchen Tag,
daß mir dies Rufen nie geschah.
Ich bin bewegt, ich muß ihr nun entgegen.

Sie ist's, die Sorg' und Minne miteinander trägt
des Morgens in dem süßen Thaue.

Ich stürbe gern von Minne, möcht' es mir geschehen!
Ihn, den ich minne, habe ich gesehen
mit meinen lichten Augen vor mir stehn.
Die Braut darf nicht mehr ferne gehn,
die ihrem Liebsten Herberg gab.
Die Minne mag nicht wohl vergehen,
wo die Jungfrauen eifrig nach dem Jüngling spähen.
Sein Herz ist so von Lieb erregt,
daß er sie gern empfängt und nah dem Herzen legt.
Das mag den Thörinnen gar leicht entgehen,
die ungern in der Liebe bestehen. —

Du jagst gar hitzig in der Minne,
was bringst du mir, o Königinne?
Herr, mein Kleinod bring' ich dir,
Größer ist es als die Berge,
Breiter als die ganze Welt,
Tiefer, höher noch als Meer und Wolken,
schöner als die Sonne
und voll größrer Mannigfalt, denn alle Sterne,
und viel schwerer als die Erde.
— Wie heißt dein Kleinod?
Herr, es heißet meines Herzens Lust.
Die habe ich der Welt entzogen
und aller Creatur versagt

und nur für mich behalten.
Ich kann sie fürder nicht mehr tragen —
Wohin, o Herr, soll ich mein Kleinod legen?
— Leg nirgends andershin des Herzens Lust
als in mein göttlich Herz und meine Menschenbrust.

Wer jemals wird zu einer Stund
von rechter Minne im Herzen wund,
der wird wohl nimmermehr gesund,
er küsse denn denselben Mund,
von dem die Seel ist worden wund.
So sollten dann die Wunden heilen,
als ob ein Rosenblatt
gelegt wär an der Wunden Statt.

Der Herr zu seiner Braut:

Ich warte dein im Garten unsrer Minne,
da brech ich dir der Einung süße Blumen,
bereite da ein Bett in weichem Grase
der seligen Erkenntnis —
und die lichte Sonne meiner Göttlichkeit
bestrahlet dich mit allen meinen Wundern.
Da neig ich dir den höchsten Baum des Gartens,
davon du brichst die grünen, weißen
und roten Aepfel meiner sanften Menschheit.
Umfängst du dann den Baum,
so lehr ich dir der Jungfraun Sang,
die Weise und den süßen Klang,

den alle jene nicht verstehen,
die noch die Wege der Begehrung gehen.
Nun singe mir, du meine liebe Seele!
Weh, Lieber, ich bin heiser an der Keuschheit Kehle,
doch gab mir deine Milde wieder süßen Klang,
daß mir gelinget dieser Sang:
O Herr, dein Blut und meins ist rein,
deine Minne und meine
die soll immer unzerteilet sein.
Und unbefleckt ist dein und mein Kleid,
dein Mund und meiner weiß von keinem Leid.
Das sind des Minnesanges Worte:
der Herzenklang muß immer bleiben.

Ein süßes Warten wohnet zwischen uns,
so wart ich denn, o Herr, mit Hunger und mit Durst
mit Lust und Zagen bis an meine Stunde.

Der Herr antwortet ihrer Ungeduld:

Dir ist wie einer neuen Braut,
der, da sie schlief, der Bräutigam entgangen ist,
dem sie mit solcher Treu sich hat vertraut.
Wenn er nur eine Stunde lang will scheiden,
das mag sie nicht erleiden.
Erwacht sie da, hat sie von ihm nichts mehr
als sie in ihrem Sinn mag tragen,
und also laut wird dann ihr Klagen:
Mein Liebster hat im Schlafe mich verlassen,
da ich in seinen Armen ruhte.

Der Herr:

Sieh, meine Braut, wie schön meine Augen,
wie rot mein Mund, wie glühend mein Herz,
und wie voll Zierlichkeit meine Hände und Füße.

Die Braut darauf:

Laß mich deine Hände und Füße salben und küssen!
— Wo wolltest du wohl, Herzliebe, die Salbe nehmen? —
O Herr, ich wollte meiner Seele Herz zerreißen
um dich darein zu legen.
Herr willstu mich mit dir nach Hause nehmen,
so will ich immer deine Aerztin sein.

Der Herr darauf:

Du bist meine Sehnsucht, meiner Minne Lust,
du bist die süße Kühlung meiner Brust,
du bist ein starker Kuß meines Mundes,
du bist die fröhliche Freude meines Fundes,
ich bin in dir, du bist in mir,
wir könnten uns nicht näher sein.
Zwei sind in Eins geflossen
und sind in Eine Form gegossen,
so wollen wir ewig zusammen sein.

O wehe Herr,
du bist mir fremde allzusehr.
Könnt ich durch Zauber fangen dich,
daß du nicht wolltest ruhen ohne mich,

Eia, da ging es an ein Minnen,
du müßtest mich dann bitten,
daß ich glüh an allen Sinnen.
Magstu es Herr ertragen,
so laß im Leid mich nach dir jagen. —

Herr, wohin will ich dich legen?
Was ich habe, das will ich dir geben.
Ich will dich in mein Bette legen.
Das Bettelein ist alle meine Pein.
Wo sollst du Herr die Wange hinlegen?
Das Wangekissen ist mein Herzeleid.
Des Bettes Decke ist die Sehnsucht,
mit der bin ich gebunden —
Willstu, o Herr, sie stillen,
so thue meinen Willen.
Die Seele, die dich minnet,
sie wehrt sich nur mit Blumen.

Herr, was wollen wir nun von der Minne reden, da wir so nah beisammen ruhn auf meiner Schmerzen Lager? — — Nun habe ich dich, o Herr, umfangen, nun sollst du mich, o viel Lieber, nicht zu sehr sparen. Ich muß doch sterben vor Minne, anders o Herr kannst du mich nicht zufrieden machen. Gieb mir, Herr, und nimm mir, Herre, alles was du willst, und laß mir diesen Willen, daß ich sterben müsse von Minne in der Minne. Amen.



Der Satan.

Einmal kam er zu mir und sprach: Nun bin ich so schön, wolltest du mich nicht anbeten? Und hierauf sprach er wieder: Wolltest du nicht emporsehen, was ich sei? Da zeigte sich oben in der Luft eine schöne falsche Klarheit. Er sprach wieder: Auf dem Thron, auf dem Stuhl sollst du allein die höchste Jungfrau sein, und ich der schönste Jüngling bei dir. Da sagte ich: Der wäre wohl ein Thor, der zum Besten käme und doch dafür das Aergste nähme. Dann sagte er: Weil du dich mir nicht geben willst, nun sieh, du bist so selig und ich so demütig: ich will dich anbeten.



Von den ersten Eltern.

Ihre Kinder sollten sie gewinnen in heiliger Minne — wie die Sonne spielend in das Wasser scheint und doch das Wasser unzerbrochen läßt.



Von Maria.

Als die Zeit um war, da andere Frauen traurig werden und mühselig sich bewegen, da war Maria leichten Mutes und froh; hatte sie doch in sich umfangen den vollkommenen Gottessohn. Maria kannte die Zeit nicht, wann Gott wollte von ihr geboren werden, bevor sie ihn in ihrem Schoße sah, an der Straße in der Nacht zu Betlehem in der fremden Stadt, wo sie selbst war ein fremder ungeherbergter Gast. — Maria nahm von Josephs Sattel ein rauhes Tuch und dazu das obere Teil von ihrem Hemde, unter dem sie ihren Herrn

getragen hatte, das andre Teil band sie wieder um ihren Leib zusammen. In dieses Tuch wand die Jungfrau den Heiland und legte ihn in die Krippe. Da weinte er sogleich als ein neugeborenes Kind. Da ward die Jungfrau betrübt, und das Kind ward hungrig und kalt, und die Mutter mußte ihren Sohn stillen. Da neigte sich die Jungfrau mit mütterlicher Liebe zu ihrem weinenden Kinde und bot ihm ihre kindliche Brust. Hört nun Wunder! Das leuchtende Blühen ihrer Augen und die Schöne ihres jungfräulichen Antlitzes, und die fließende Süße ihres reinen Herzens, und die wonnigliche Spielung ihrer edlen Seele — diese vier zogen sich zusammen nach des Vaters Willen und nach des Sohnes Bedarf, und nach des heiligen Geistes seliger Lust in ihrer jungfräulichen Brust. Da floß die süße Milch aus ihrem reinen Herzen ganz schmerzenlos, und das Kind sog nach menschlicher Art, und seine Mutter freute sich inniglich, und die Engel sangen Gott einen Lobgesang. Und die Hirten kamen. —



Von der armen Dirne.

Wie gut es ist, daß der Mensch guten Willens sei, wenn er auch nichts zu wirken habe, das wies Gott einer armen Dirne, die nichts vermochte und auch zu Gottes Dienst nicht taugte. Da sprach sie so zu Gott: Eia lieber Herr, soll ich heute ohne Messe sein? — In dieser Sehnsucht nahm ihr Gott alle irdischen Sinne und brachte sie wunderbar hin in eine schöne Kirche. Da sie niemand darinnen fand, so dachte sie: O weh, du viel Arme, Träge, nun bist du zu spät gekommen, da du nicht aufgestanden.

Da sah sie einen Jüngling kommen, der brachte einen Bund weißer Blumen, die streute er nieder in dem Turme und ging wieder fort. Darauf kam ein andrer, der brachte Veilchen, die streute er mitten in die Kirche. Ein dritter kam und brachte Rosen, die legte er vor Unserer Frauen Altar. Ein vierter kam und streute Lilien in dem Chore. Diese Jünglinge waren so anzusehen, daß, wie groß eines Menschen Plage am Leibe sein möchte, so er dieselben recht ansähe, müßte alle seine Pein vergehen.

Darauf kam ein langer Mann, der war sehr mager und doch nicht alt. Seine Kleider waren so ärmlich, daß Arm und Bein hervorblickten. Er trug ein weißes Lamm vor seiner Brust und zwei leuchtende Ampeln an seinen Fingern. Dann ging er zum Altar und setzte das Lamm darauf und neigte sich lieblich davor. Das war Johannes Baptista, der sollte singen die Messe.

Darauf kam ein Jüngling in überaus zartem Gewande der trug einen Adler vor seiner Brust. Das war Johannes

Evangelista. Nachher kam ein einfacher Mann, St. Peter, dann ein schlanker Jüngling mit der Zurüstung, womit sich die drei Herren anthaten. Nun kam eine große Schar aus dem Himmelreiche und füllte die Kirche so sehr an, daß die arme Dirne keinen Platz mehr fand, wo sie bleiben konnte. Da ging sie hinab und blieb im Turme stehen, wo sie gleichförmige Leute fand mit einfachen Kronen auf dem Haupte. Und weiterhin fand sie noch schönere Leute, gekleidet in buntem Gewande und andere wieder in rosenfarbenen Gewändern.

Die arme Dirne war übel gekleidet und schwach am Leibe, und bei den Scharen mochte sie nicht mehr bleiben, da ging sie vor den Chor hin und sah hinein, wo Unsere liebe Frau stund an der höchsten Stelle, und bei ihr Cäcilia und Katharina und viele Engel und Jungfrauen. Als die arme Dirne die herrliche Versammlung erblickte, da sah sie auch sich selber an, ob sie trotz ihres armseligen Anzuges bleiben dürfe. Doch da hatte sie einen rotbraunen Mantel um sich, der war geziert mit Gold und auch mit einem Lied, das sang so:

Ich stürbe gern vor Minne.

Sie sah auch einer edlen Jungfrau gleich und trug auf ihrem Haupte einen herrlichen Kranz von Gold, darauf erschien wieder ein Lied, das sang so:

Sein Aug in mein Auge,
Sein Herz in mein Herz,
Seine Seele in meiner Seele umfangen
Unverdrossen.

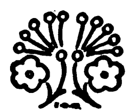
Und ihr Antlitz sah den Engeln gleich. Da wurde die arme Dirne gar verwirrt.

O weh, ich ganz unselige Dirn,
Wie ist mir nun geschehen!
Ich bin doch nimmer so selig nicht
Als ich mich da gesehen.

Alle die im Chore waren sahen sie mit einem süßen Lachen an. Und Unsere Frau winkte ihr, daß sie zu ihr stehe. — Da huben sie eine Messe an. —

Und es bat die arme Dirne Unsere liebe Frau:

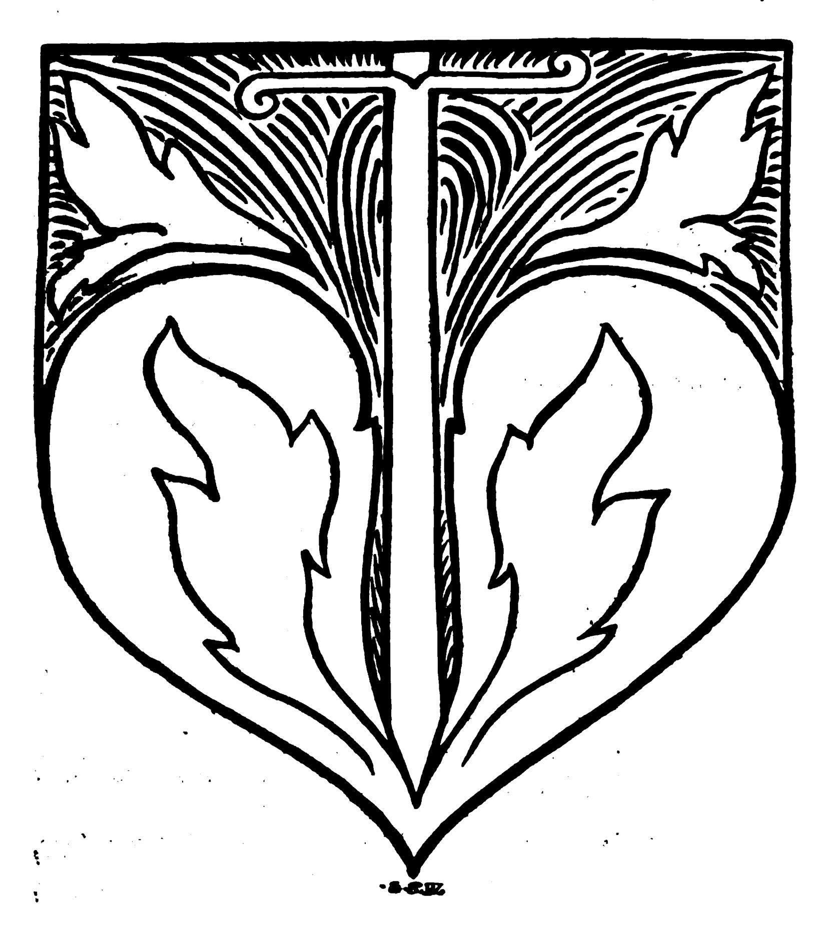
Eia, liebe Mutter, bitte deinen Sohn, daß er sich selber mir Armen wolle geben. Da sah sie, daß ein leuchtender Strahl aus Unserer Frauen Munde auf den Altar schien und rührte das Lamm mit der Bitte, sodaß Gott aus dem Lamme sprach: Mutter, ich will mich gerne legen in die Stätte deines Wunsches. Da ging die arme Dirn zu dem Altar hin mit offenem Herzen. Und Sankt Johannes nahm das weiße Lamm mit seinen roten Wunden und legte es an ihren Mund. Und es sog ihr Herz mit seinem süßen Munde. Je mehr es sog, je mehr sie es ihm gönnte. —

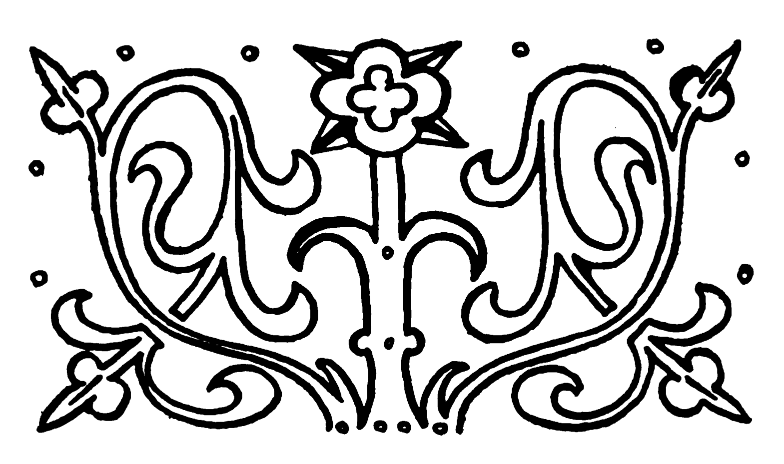


Die gute Lehre:

Wer nur will wissen ohne Minne
Steckt in des Lebens Anbeginne.
Geringes Wissen und Einfalt der Minne,
Die werden großer Dinge inne.
Es ist die Einfalt eine Arzenei,
Die zeigt dem Weisen, daß er thöricht sei.

Das Unabwendbare. Scene aus der Zeit der Einführung des Cölibats. Von M. Dauthendey.





Personen: Fürstbischof. Fürstin. Major domus/ Schloßhalle mit Aussicht auf den Garten. Abendbeleuchtung.

Ⓢ

Major domus, zu den Zuschauern:

Ich bin beim Fürstbischof der Aelteste
der Diener in dem hohen Haus.
Ihr Menschen, bleibt in dieser Stunde
mit Euren Herzen nah und auch
mit guten Wünschen.
Denn schrecklich wird sich hier ein Spruch verkünden,
Der eine treue Gattin von dem Manne trennt und
trennt den Vater von dem Kind.
Die Gattin ist die Herrin dieses hohen Hauses,
darin ich Diener bin;
Die arme Herrin ist noch ahnungslos von dem,
was schon auf allen Schwellen schrecklich droht,

Doch ist es unabwendbar jetzt, der große Schmerz
tritt schwer zu ihr.
Des heiligen Vaters Gregors Boten brachten den
Gottesspruch aus Rom —
Die Priesterehen alle sind gelöst, in jede Zukunft
sol den Priestern
Verbotın sein, Familie und Gemeinschaft mit der
Frau zu pflegen,
Es soll ein Priester keine Kinder zeugen, soll einsam
leben wie der große Himmelshirte,
So einsam sein wie Gott und über den Geschlechtern
steh'n.

Mein armer Herr, der stolze junge Fürstbischof,
der treu und zärtlich seine Gattin liebt,
Iln trifft der Spruch, als ob sich unerwartet die
Erde von dem Himmel trennen soll.
Zvei Nächte lag er vor dem Betstuhl stumm und
ganz entstellt;
Io habe einen Menschen nie so still und nie so
bleich gesehen.
Dann gab er Weisung, daß bei schwerer Strafe
der Gattin, die ihr Kind noch unterm Herzen
trug
Undang der Mutterschaft entgegensah, des Papstes
Botschaft ungemeldet bliebe.
Er sbst brach auf nach Rom, um unseres Gottes
Stellvertreter anzuflehen,

Ob unabänderlich der hohe Spruch und ob des
Herren Wille unerbittlich sei.
Vier Monate vergingen, und mein Herr kommt
heute heim.
Den Brief brachte ein Bote, der sagt Entsetzliches,
der Herr kommt schon in wenigen Minuten.
Die Stunde des Wiedersehens mit der Gattin
wird Beiden auch die Trennungsstunde;
Der hohe Spruch gilt unerbittlich, der Papst hat
jeden Priester vor die Wahl gestellt,
Dem Gott und seiner Weihe treu zu bleiben oder
der Gattin treu.
Ich kenne meinen Herrn, er beugt sich seinem Gott,
doch ist es wohl der schwerste Sieg.
Er hat sein Kind noch nie gesehen, auch unsere
Fürstin nicht als junge Mutter;
Von treuen Dienern ganz allein umgeben erlitt sie
doppelt schwer die Schmerzen des Gebärens.
Daß nicht die ahnungslose Frau in schwerem Todes-
schreck hinstürze,
Soll ich die Ahnungslose vorbereiten, daß ihrem
Herzen eine Armut naht, die grenzenlos und
unabwendbar.
Welch' einer Botschaft muß ich Bote sein, ich Un-
glückseliger!
Die beiden Menschen werden mit Adel kämpfen,
deß bin ich sicher,
Deß sollt Ihr Zeuge sein in dieser Stunde.

Die Fürstin kommt. Major domus sieht ihr entgegen.

Zum erstenmal seit ihrem Wochenbett sah sie den Sonnenuntergang im Garten.
Selten einen Augenblick und ungern nur geht sie von ihrem Kind.
Sie sieht es gern, wenn sich die Menschen in der Halle sammeln
Und ihr und dem Gemahl freundliche Grüße winken.
Sie grüßt Euch Alle freundlich wieder, seht, wie sie sanft den schönen Nacken neigt.

Die Fürstin. Sie grüßt die Zuschauer. Sie setzt sich. Der Diener reicht ihr ein Fußkissen:

Ich bin nur wenig müde, Dank Euch, lieber Job.
Seht, Eure Sorgfalt hat mich ganz gesund und froh gepflegt.
Ich hatte lange unseren Garten nicht gesehen; die Aepfel reifen und die vollen Birnen.
Ich liebe diese würdevolle ruhige Zeit, in der das süße satte Obst sich sonnt.
Doch eines machte mich da draußen traurig:
Die Schwalben, die ich jeden Abend lockte, sind nicht mehr zahm, sie kamen nicht wie sonst.
Es freut mich nicht, daß Freundschaft, die man bei den Tieren sich erwirbt, so schnell vergeht.
Ja, seit ich Frau und Mutter bin, sind mir die Menschen doch das Liebste,

Die können nicht so schnell vergessen. Die Menschen sind das Beste auf der Welt.

Major domus:

Auch besser als die Schwalben in dem Garten ist jetzt da drinnen unser kleines Fürstenkind.

Fürstin:

Und unser Herr. Ihr Alle wollt hier fast vergessen, Daß Euch der Fürstbischof und mir mein Mann noch lebt.

Ich sprach zu viel von meinem Kind und Ihr sprecht nach,

Doch ist mir fast, als habe ich gesündigt.

Es wird mit einem Mal so leer um mich, wenn Ihr von mir und meinem Kind nur sprecht.

Vier Monate ist Euer Herr nun fort und, schon beginnt Ihr von dem Herrn zu schweigen, wie man bei Toten schweigt.

Job, Ihr waret meines Manns Vertrauter seit Kinderjahren, schon in seinem Vaterhaus,

Ihr sprecht mit mir so selten jetzt vom Herrn; ich dachte eben viel an seine Heimkehr.

Ich weiß es nicht, ob es die leeren Gartenwege draußen waren,

Ich bin gewohnt, dort nur an seinem Arm zu gehen.

Die Wege heute waren mir so lang und leer, und ganz entfärbte Blumen standen in dem Abend.

Erst bei dem Gitter, wo er damals Abschied nahm,
dort träumte ich, daß ich ihn bald empfange,
Mit seinem Kind und ihm im Garten lachend gehe.
Dann werden kurz die Wege sein, und auch die
Blumen werden fröhlich scheinen.

Major domus:

Fürstin, ein Bote kam vor einer Stunde vom Fürstbischof.

Fürstin:

Job, und brachte Nachricht, daß der Herr bald
kommt?

Major domus:

Ja, Fürstin, Nachricht, daß der Herr bald kommt.

Fürstin:

Er kommt! Gott bring ihn wohlbehalten heim, so
bin ich auch die glücklichste der Frauen.
Vielleicht kommt er schon heute, noch an diesem
Abend?

Major domus:

Der Herr kommt heute noch an diesem Abend.

Fürstin:

Heute, wirklich heute, o sagt es noch einmal.

Major domus:

Der Herr kommt heute, schon in wenig Augenblicken.

Fürstin:

Das Kind, sein Kind muß ich ihm schön geschmückt entgegenbringen.
Und ordnet niemand den Empfang? Ich sehe keinen Kranz, die Fahnen fehlen, das Grün, und nirgends Festliches.
Welch ein Willkomm?! — Ein Unglück ist geschehen? Job!
Dein Schweigen steht vor mir wie ein Gespenst! Der Herr ist krank?

Major domus:

Nein Fürstin, wohlbehalten kommt der Herr zurück.
Doch kämpfte der Fürstbischof den schwersten Kampf in Rom,
Der thut ihm noch in voller Seele weh.

Fürstin:

Sehr ernste Dinge, sagte mir mein Mann, erwarten ihn in Rom,
Doch wollte er beim Abschied nichts erzählen.

Major domus:

Ihr wißt es, hohe Frau, unmöglich war es damals schon zu sprechen,
Beim Abschied war Ihr Kind noch nicht geboren.

Fürstin:

O sagt es mir doch jetzt, daß ich von Herzen meinen Mann bedauern kann.

Major domus:

Bleibt kräftig, meine Herrin, bitt' ich Euch;
so bitter war mir nie die Rede.
Daß ein allmächtiger Spruch in dieses Haus gezogen ist, das soll ich endlich zu Euch sagen.
Ein Spruch, der Euch von Eurem Manne trennt.

Fürstin:

Ein Spruch, der mich von meinem Manne trennt?
Ein mächt'ger Spruch? Ich kann es nicht begreifen.

Sie sieht ihn lange an.

Ich ahne nichts. Ich habe nichts gethan.
Ich sehe nur in Eurem Gesicht, das ist so tötlich ernst,
Es liegen ferne Worte noch in Eurem Ernst, die sind wie Mörder, die sich nah'n.

Major domus:

Bleibt kräftig, hohe Frau. Freut Euch nur wenig auf das Wiedersehen.

Fürstin:

Ich sage Euch, daß ich noch nichts begreife.

Major domus:

Von Rom vom heiligen Vater kommt ein Spruch, Die Priester müssen sich von ihren Frauen und von den Kindern trennen,
Und sollen einsam ohne Ehe sein, und dieses Wort ist unabwendbar.

Fürstin:

Dieses soll uns geschehen, meinem Mann und mir und meinem Kind?
Die Priester müssen sich von ihren Frauen und von den Kindern trennen?
Das kann niemals geschehen, niemals uns .....
Verstehe ich es denn?

Sie hält sich den Kopf.

Es ist, als ob die Mauern von dem Saale sich entfernen. Ich muß zu meinem Kind.
Vom heiligen Vater kommt ein Spruch? Und unabwendbar ist es, sagtet Ihr?
O! Es geschieht nicht uns! — Und sollen einsam ohne Ehe sein .....
Die Priester alle trifft es, Alle. Darum reiste mein Mann von hier nach Rom
Und kehrt zurück, und bleibt doch Alles unabwendbar?!

Major domus:

Herrin, ja, das Wort ist unabwendbar.

Fürstin:

Mein Gott, mein Gott, verlaß mich nicht.
Schließt alle Teppiche. Mir ist, als wird das Haus bis in den letzten Grundstein kalt.
Ich darf nicht bleiben und nie wiederkehren.
Ich soll auf gleicher Erde weiterleben, unter derselben Sonne, in allen Stunden ohne ihn.

Mein Kind, das ärmste vaterlose Kind! Der Vater lebt und muß ein Toter sein . . .
Mein Leben wird so totenstill. Ich sitze fern in einem leeren Haus, die Sonne wärmt nie mehr. —
Und wußte es der Fürst seit Monaten, und trug es ganz allein, und trug es wehrlos Tag und Nacht . . . .
Er ritt allein nach Rom, er ging wie nackt verfolgt von einem Feuer;
Es kroch bei Nacht in seinen Schlaf, die Stunden fielen wie die Steine schwer,
Und um ihn brannten die entsetzten Träume.
Und ich war nicht bei ihm, und seine Augen standen leer und sahen weit nach mir und sehnten sich nach meinen Thränen . . . .
Dann endlich beugte sich sein großes Herz und beugte sich dem Unerbittlichen.
Gott gieb mir diese Kraft. Gott gieb mir seine Kraft.
Bald höre ich den wohlbekannten Schritt im Treppensaal.
Dann glaube ich, Gott ist ins Haus gekommen.
Ihr weint? Seht meine Hände zittern nicht, und bin wohl nur ein wenig bleich.
Mein Fuß steht ruhig. Ich habe keinen Schreck im Herzen.
Job, keine Thräne will ich sehen. Mein Gott, mein Gott, Du sollst mich nicht verlassen.

Sie fällt in Ohnmacht in den Stuhl zurück.

Major domus:

 Fürstin, weint, weint doch den Schmerz von Euch! Ihr leidet Uebermenschliches.

Fürstin, sieht thränenlos umher:

Im Hause haftet noch an allen Dingen sein warmer Blick. Bald öffnet sich die Thür,

Und alle Dinge werden fremd und geben auch ihr letztes Lächeln her und sprechen nimmermehr von meinem Glück.

Sie bricht in heftiges Schluchzen aus.

Die Fürstin und Major domus horchen auf.

Fürstin:

Hört Ihr das Pferd? Der Hufschlag schlug an alle Steine in dem Haus.

So stark und sicher, das ist nur sein Pferd.

Bringt Licht, jetzt reitet er ins Thor. Das ist mein Mann.

Bringt viele Lichter Job, daß wir uns sehen.

Major domus eilt hinaus.

Fürstin:

Fast fürchte ich mich jetzt als wäre es Gott selbst.

Sie ist aufgestanden und lehnt sich an die Wand. Major domus kommt zurück mit Lichtern.

Fürstin:

Das war die letzte Schwäche. Jetzt bin ich stark wie er.

Von Gott kommt uns der schwere Spruch. Dann ist er unabwendbar und allmächtig.

Sie horcht auf.

Ich höre seinen ungebeugten Schritt im Korridor. Es ist, als kommt er wie gewöhnlich mit dem Abend heim, wenn er bei Kranken war oder bei Sterbenden,

So ruhig und sicher schreitet nur das große Schicksal.

Ich will ihm auch wie sonst entgegengehen.

Ich will ihn nicht mit schwerem Abschied tötlich quälen.

Zu Major domus:

Haltet den Wagen gleich bereit. Man soll das Kind auch in den Wagen bringen. Ich gehe gleich.

Sie nimmt den Leuchter. Doch sie zögert.

Nein, nehmt den Leuchter, Job. Ich höre kaum mein Herz. Geht ihm entgegen!

Ich kann es nicht. Ich will noch einmal zu dem Kind. Sagt ihm, ich werde stark.

Sie zögert wieder. Dann geht sie entschlossen dem Fürstbischof entgegen.

Der Fürstbischof kommt. Sie umarmen sich lange.

Fürstbischof:

Agnes, mein armes Weib. Du kommst mir auch wie sonst entgegen, Du starkes Weib.

Er küßt sie wieder. Sie macht sich frei.

Fürstin:

O Christoph, nein. Ich kann nicht gehen. Du küßt Dich wieder in mein Blut.
Laß mich bei Dir. Ich bin es, die auch alle Sünde tragen will.
Warum hast Du mich denn geküßt mit solcher Süße?
Ich kann nicht von dem Kusse gehen. O sage nichts, laß mich bei Dir!

Sie halten sich schweigend umarmt.

Fürst:

Der große Schmerz glühte die Seele wie Eisen weiß.
Ich glaube, mich verzehrt Dein Wille. Dein Auge zieht mich wieder in Dein Herz zurück.

Sie sieht auf. Denkt nach und schüttelt entschlossen den Kopf.

Fürstin:

Nein, Christoph, nein, es hämmert eine fremde Furcht in mir.
Es ist schon eine fremde Stille zwischen uns, sie drängt mich fort,
Und alle Dinge sagen es, ich bin nicht mehr mit Recht bei Dir.

Pause.

Ich bitte Dich, laß mich jetzt eilig gehen. Ich habe Deine Kraft umarmt. Leb wohl.
Christoph, Du bleibst wie Gott unsichtbar stets bei mir.


E.R.W.

Fürst, weint:

Vor dieser Thür glaubte ich mich noch stark.
Du große Frau, ich bin ein Kind vor Dir.

Fürstin:

O Gott, Mann, weine nicht. O ich verspreche Dir, ich werde auch nicht eine Nacht
In allen leeren Nächten weinen.

Fürst:

Auf dieser Schwelle gabst Du mir den ersten Kuß, gieb mir den letzten hier.

Fürstin:

Wir sagen uns kein Lebewohl. Wir trennen uns, doch unsere Seelen bleiben in ewigem Kuß auf dieser Schwelle stehen.

Sie küssen sich lange. Major domus kommt.

Major domus:

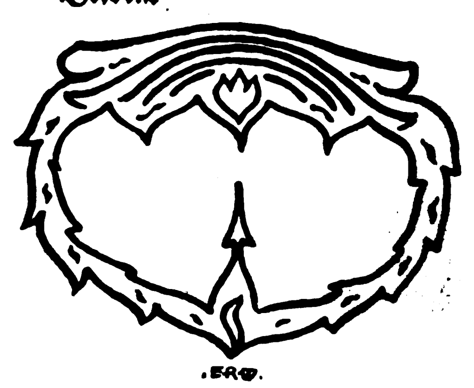
Man bringt das Kind zum Wagen hohe Frau, wie Ihr befahlt,
Doch wollte von den Dienern keiner erst den Wagen schirren,
Und niemand wollte seine Herrin aus diesem Hause fahren.
Ich konnte sie nur schwer bewegen, Eurem Willen zu gehorchen.
Jetzt stehen sie im Hofe unten. Sie wollen Eure Hände küssen.



Major domus küßt innig die Hand der Fürstin. Sie drückt seine Hand und geht rasch hinaus, vom Fürstbischof gefolgt.

Major domus, sieht ihnen nach, dann zu den Zuschauern:

Mir altem Manne wird der Tod nur noch als linder Schmerz erscheinen,
Seit ich die beiden Menschen sah, die weiterleben ohne Ende.
Ich stehe hier, ich warte auf ein fremdes Ding, das noch geschehen soll,
Als müßten ein Dolch, ein Wahnsinn oder der Zufall plötzlich in dem Saal erscheinen.
Das Leben aber denkt an solche Dinge selten.
Sie nimmt ihr Kind, sie gehen zu dem Wagen, sie trennen sich und lächeln fast,
Wie nur die Wesen lächeln können, die ewig unzertrennlich sich gehören.
Ich atme auf. Seit ich dieses gesehen, scheint doch das Leben größer und stärker mir,
Wenn man es mächtig lebt und sieghaft wie diese Beiden.

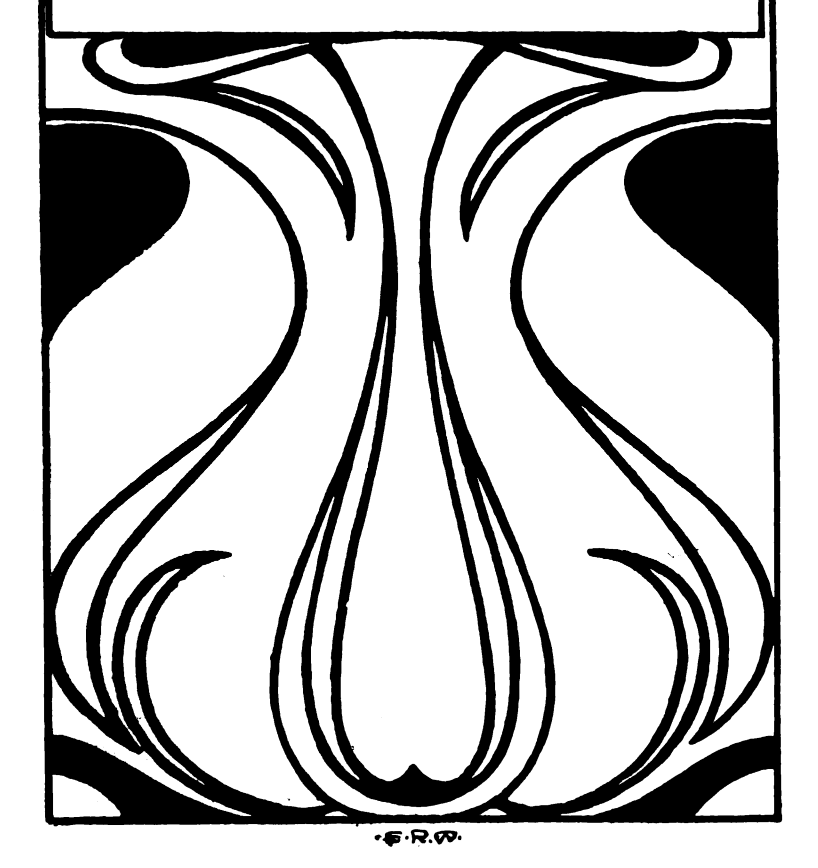


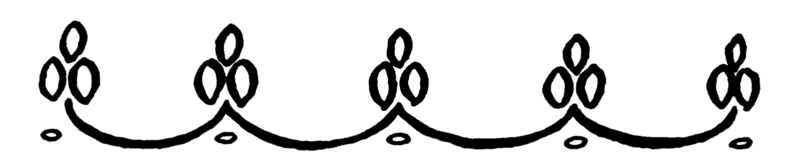
Schwedens modernster Dichter.

(Carl Jonas Ludvic Almquist.)

Von Ellen Key.

Autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.





Wenn ein Fremder wissen will, wer die Poeten waren, die am vollkommensten schwedische Art in dichterische Form krystallisierten, antwortet jeder Schwede: Bellman und Tegnér. Man nennt auch Runeberg, aber mit dem Bedauern, daß er nicht ganz der unsere genannt werden kann. Wenn der Fremde eine Charakteristik des Verhältnisses unserer nationalsten Skalden zu der Zeit wünschte, in der sie lebten, wäre die Antwort vermutlich in Kürze diese: Bellman spiegelte seine Zeit unmittelbar und unbewußt; er sang, wie die Vögel singen, unberührt von den Fragen der Zeit. Tegnér hingegen könnte man als den reichsten, volltönigsten Ausdruck für die Kultur seiner Zeit, verschmolzen mit dem Nationalgefühl unseres Volkes, bezeichnen.

Aber, wenn der Fremde wissen wollte, ob Schweden keinen Dichter besaß, der mit beflügelten Schritten seiner Zeit vorauseilte, der sie mit tiefen Fragen aufwühlte, der mit grenzenloser Hoffnung die Zukunft prophezeite — da stünden wir stumm da, könnten wir nicht antworten: Almquist.

Wenn dann der Fremde weiter fragte: Welcher von euern jetzt lebenden Dichtern ist der Repräsentant der geistigen Strömungen der Jahrhundertwende? so würden wir bald den Einen, bald den Anderen unserer jungen Dichter als Ausdruck für die eine oder andere Seite des Lebens der Zeit

nennen. Als ihren vielseitigsten Repräsentanten müßte man wohl Strindberg hervorheben. Aber, wenn der Fremde dann fortführe: Sie meinen also, daß Strindberg Der unter Ihren modernen Schriftstellern ist, der dem ganzen, jetzt an der Neige des Jahrhunderts hervorbrechenden neuen Zeitbewußtsein den reichsten Ausdruck giebt? — Da würde — falls ich die Gefragte wäre — die Antwort lauten: Nein, wenn Sie den Ausdruck nicht bloß für das Seiende, sondern auch für das Werdende suchen—so ist noch immer der vor hundert Jahren geborene Almquist unser modernster Dichter.

Eine solche Behauptung fordert Beweise, und diese möchte ich hier in gewissem Umfange liefern. Eine psychologische und litterarische Kritik, auf Almquists Lebensverhältnisse und Werke aufgebaut, ist jedoch nicht beabsichtigt.

I.

Für die, die mit Almquists Schicksalen unbekannt sind, können vielleicht einige Augenblicksbilder aus seinem Leben erwünscht sein.

Wir sehen da, im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts, ein mit Bücherregalen und Blumen gefülltes Arbeitszimmer, wo ein sanfter, silberhaariger Greis mit Stolz einen tiefäugigen Knaben betrachtet, der in seine Bücher und Manuskripte versunken ist. Der Alte ist der Bibliothekar Görwell, der davon träumt, daß der Tochtersohn, der kleine Ludvic, den historischen Sammlerberuf fortsetze, dem der Großvater getreulich sein Leben gewidmet.

In den zwanziger Jahren treten wir in eine Bauernstube

in Wärmland. Wir finden da ein junges neuvermähltes Paar. Die Frau spinnt am Kamin, der Mann, eben von der Landwirtschaft heimgekehrt, ist mit der Feder oder dem Buche beschäftigt. Das ist der Dannemann* Love Carlsson, der vom Conventionalismus in die Natur flüchtete, um so „das Leben in einer einzigen Straße auszubilden".

Um 1830 herum sehen wir denselben Mann als Leiter von Schwedens Reformunterrichtsanstalt, Stockholms neuer Elementarschule, von einer Schülerschar umgeben, die bei seiner genialen, menschlichen Erziehungsmethode zum erstenmale erfährt, daß man in einer Schule glücklich sein, daß ein Lehrer ihre Säle mit wunderbaren Bildern und den Geist mit großen Gedanken erfüllen kann. Dieser Lehrer war C. J. L. Almquist, nicht bloß als der ausgezeichnete Schulmann geschätzt, sondern auch als der auf der Höhe seiner Produktionskraft stehende geistvolle Dichter, der in hohem Grade die Bewunderung und das Vertrauen seiner Zeitgenossen hatte.

In den vierziger Jahren finden wir denselben Mann gezwungen, Abschied von seinem Rektorat zu nehmen, mit der Feder für „Aftonbladet"** arbeitend. Aber nicht bloß als Publizist, sondern durch schöngeistige Massenproduktion, durch alle Art kraftverbrauchender Arbeit — Kartenzeichnen, Notenschreiben, Korrekturlesen, Reinschriften — sucht er Unterhalt für sich, Frau, Sohn und Tochter. Die schwedische Akademie scheint von diesem Kampf ums Dasein keine Kenntnis

* Ansässiger Bauer. ** Abendblatt.

zu haben. Aber ein Bischof sagte schließlich dem König Oskar, daß Schwedens größter Geist nicht verhungern sollte, worauf eine — Regimentspastorernennung erfolgte.

In der Mitte des Jahrhunderts — im Juni 1851 — sehen wir ein Fischerboot in Oeresund, in einem Sturm, so stark, daß das rote Segel oft zwischen den erregten Wogen verschwindet. Im Boote sitzt ein bleicher, zitternder Mann, aus seinem Lande flüchtend, ein Mann, dessen Name damals auf Aller Lippen war, oft mit böser Schadenfreude, als der des Fälschers und Giftmörders Almquist.

In Amerikas Großstädten und Wäldern irrt Mr. Gustavi umher, ein alles versuchender Emigrant. Aber um die Mitte der sechziger Jahre kommt ein alter Mann nach Bremen. Stille und leichtvergnügt lebt er dort, mit seinen Büchern und Papieren beschäftigt, ein weißhaariger, einsamer Greis, der, als er erkrankt, in das allgemeine Hospital gebracht wird, wo man ihn als Professor Westermann verzeichnet, und von wo man ihn, als er stirbt, auf den Armenfriedhof führt.

Wunderbare Gegensätze! Und doch findet sich von dem kleinen Ludvic, der schon über die Rätsel des Lebens und des Todes grübelte, bis zu dem ergrauten Greise eine Einheit des Temperaments, so ungebrochen, daß es diese Einheit ist, die — so paradox es klingen mag — Almquists Leben zu bloßen Fraktionen macht.

II.

Kein schwedischer Dichter hat sein eigenes Temperament, seine Art zu dichten, seine Gedanken über die Kunst viel-

seitiger beleuchtet und erklärt als Almquist. Er hat dies teils durch besondere Abhandlungen gethan, teils durch die Gespräche, die auf dem Jagdschloß in Kerike geführt werden, wo der Hofmarschall Hugo Löwenstjerna seine Jugendschar und den wunderlichen Nachbar von Råbäcken, Rikard Hurumo, um sich versammelt, der die Gedichte vorliest, die zusammen „das Buch der Heckenrose“ bilden, Gedichte, die Rikard im Gespräch mit seinen Zuhörern auch auslegt.

Almquists bewußtes Kunststreben ist, alle bestimmten Formen für die verschiedenen Dichtungsarten, Epos, Lyrik oder Drama aufzuheben und neue, für jede Dichtung ganz eigene Ausdrucksarten zu finden. So hat er Lyrik ohne Reim oder Metrum, Stimmungsgedichte in Prosa, Dramen, in denen die Entwickelung des Gefühls, nicht der Handlung, das Wesentliche ist. Er sucht einen Stil, der stets wechselt, weil er sich nach dem eigenen Ton jedes neuen Gegenstandes moduliert. Je mehr so Stil und Gegenstand eins werden, desto echter ist ihm das Kunstwerk, und der beste Beweis dafür, daß es seine besondere, charakteristische Gestalt hat, ist seine Unübersetzbarkeit. Die wie ein feiner Duft ausgebreitete Stimmung gilt ihm als bedeutungsvoll, nicht, ob das Gedicht Lokal- oder Zeitfarbe hat, ob es den Gesetzen der Lyrik oder Dramatik folgt. Dem echten Künstler wird die echte Schönheit wie eine Gabe: ein göttlicher Blitz trifft den Erwählten, und er gehorcht. So wird sein Schaffen wahre Kunst; sonst ist es nur eine unnatürliche Kopie einer vielleicht in allen Einzelnheiten richtig wiedergegebenen Wirklichkeit. Das Leben ist der Inhalt der Inspiration. Wer tief ins Dasein blickt, sieht

es in so edler Gestalt, daß es alle Kunst übertrifft. Nichts in der Natur ist an und für sich niedrig, nichts hoch, vom künstlerischen Horizont aus gesehen. Die Kunst giebt die höchste Offenbarung des Lebens, ja die einzige ganz aufrichtige. Aber sieht man das Geheimnisvolle, Wunderbare im Leben nicht, wird die Kunst elend, ein falscher Realismus. Sieht man die Natur nicht, so verfällt man in konventionelle Bezeichnungen, gekünstelte Symbole, einen falschen Idealismus. Der Künstler muß sich hüten, seinen Schaffenstrieb unter die Reflexion zu beugen, er darf mit keinem Ziel arbeiten, nur selbst edel sein; dann wird seine Kunst von edler Eingebung getragen. Der Künstler ist der Widerspruch selbst: er ist planlos — dennoch greift alles schön ineinander, und je mehr er sich der Eingebung überläßt, desto voller wird er die Seligkeit des Schaffens empfinden. In seinem kleinen, tief persönlichen Gedicht „die Nacht des Skalden" hat Almquist ausgesprochen, was er im Innersten als das künstlerische Ideal empfand. Er schildert, wie er in großer Angst und Ohnmacht in dem Schatten der Nacht eine Stimme hörte, die sprach: „Wähle! — Willst du stark sein, so wähle des Starken Los, das Kampf ist und keine Ruhe. Gegen alles sollst du streiten, nichts außer dir auf Erden wirst du in Harmonie finden, sondern stets wirst du damit ringen wollen. — — Aber willst du ein Lamm sein, so komm zu mir. Da sollst du Frieden, Unschuld und Ruhe haben, bei mir in meinen Räumen. Ich werde dich umschließen, und du sollst vom Zwiespalt, vom Werk des Elends nicht zerrissen werden." — — „Herr!" antwortete meine Seele und sank zusammen —

„könnte ich ein Lamm sein, wie du sagst.“ — — Da entsagte ich in meinem Sinne allem, und ich sprach: „Alles mag sein und thun, wie es will.“ Und dieselbe Stimme sprach weiter zu ihm: Sei nur eingedenk, auf nichts zu bestehen und dich auf nichts zu stützen. Dann wird nichts dich rühren, und du selbst wirst nichts besitzen; aber du wirst Macht über alles haben. Du wirst nicht die Macht haben, es zu besitzen, denn du sollst nichts dein Eigen nennen und auf nichts bestehen. Aber du wirst die beste Macht von allen haben: die zu spielen. Bei diesen Worten versank mein Haupt in eine hellgelbe Wolke, und ich verlor das Universum. Aber als ich erwachte und aufstand, war ich froh. Die Kunst erwachte da neu in mir, und in weißem Reiz sah ich die Holde. Gestorben war nun der Tod, und nur das Leben lebte für mich. Ich hörte den Donner in den Wolken aufsteigen, und das erschreckte Himmelsgewölbe breitete seine Schwingen zitternd über die Erde. Aber ich lachte und sagte: „Schön ist der Blitz.“ Regenschauer stürzten brausend über das Land, alles fiel, schmolz, ertrank. Ich wurde nicht feucht. Stürme eilten durch Wald und Wiese, Tiere flohen und Menschen froren bis ins innerste Mark. Meine Hand war warm und ich malte. Blumen sah ich knospen, Blumen sah ich welken. Ich malte. Kinder sah ich zu Knaben und Mädchen heranwachsen. Mädchen sah ich zum Weibe erblühen, schön wie des Lebens Rosen: ich sah sie dann altern, ich sah sie welken und vergehen. Knaben sah ich zu Männern werden, ich hörte sie klug und scharf sprechen, ich sah sie dann altern, sah sie erbleichen und ergrauen. Aber ich fuhr fort,

der zu sein, der ich bin und der ich gewesen: Nichts. Ich male nur."

Almquist malte jedoch nicht immer reflexionslos. Seine genialsten Schöpfungen sind wohl unmittelbar aus seiner gleichzeitig reich erfindenden und tief eindringenden Phantasie hervorgegangen; Gestalten wie Ramido Marinesco, Tintomara und viele andere sind allein Kinder der Intuition; und Reflexion würde da nur störend gewirkt haben. Aus des Wesens Tiefe quillt auch die reiche Eigentümlichkeit des Stils, die selbst in seinen schwächeren Arbeiten hinreißt. Aber, um nur ein paar Beispiele herauszugreifen, mit absichtlicher, bewußter Kunst hat er im „Juwelenschmuck der Königin" die meisterliche Farbe der Zeit Gustav des III. gemischt und sie als Hintergrund für sein Tintomara verwendet. Sorgsam studiert ist auch der weibliche Briefstil in der Novelle „Araminta May" und in „Amalia Hillner", ebenso wie bewußte Kunst „Arthurs Jagd" das grüne Licht der Waldestiefen und den vom Jagdhorn tönenden Märchenklang gegeben und die „Bilder aus dem Volksleben" in die kühle, schwedische Sommerluft getaucht hat. Aber die Kunst Almquists nimmt sich wie ein glückliches Ungefähr aus, unter anderem auch darum, weil man zwischen den Stunden, in denen er in „Rubinlaune" war und Edelsteine von seiner Feder tropften, oder den Stunden, in denen er mit ausgesuchter Sorgfalt diese Edelsteine schleift und einfaßt, ihm lange Strecken folgen mußten, auf denen er seine Bogen bloß mit Schreibsand überschüttete. Nicht bloß die Notwendigkeit fürs Brot zu schreiben hinderte Almquist, durchbildetes Künstlertum zu erreichen.

Dieselbe Eigentümlichkeit des Temperaments, die es mit sich brachte, daß Almquist nie ein einheitlicher Charakter wurde, stand auch seinem Erreichen einer vollen Künstlerschaft im Wege, nämlich der unbedingte Glaube an die Intuition. „So male ich, denn so gefällt es mir zu malen" — dies war Almquists innerstes Prinzip, wenn er dichtete und wenn er handelte. Aber die Intuition allein hat selten in Kunst und Leben vollwichtige Werte geschaffen.

Jeder, der mit der Neuromantik der Jahrhundertwende vertraut ist, sieht sofort die vielen Berührungspunkte zwischen dieser und Almquists Ansichten über Kunst. Man könnte Almquist in der Theorie ja für einen Gegner des modernen Symbolismus halten, seines bewußten Strebens, seiner unermüdlichen Arbeit, die Kunst der Darstellung zu vervollkommnen. Aber wenn Almquist, bewußt oder unbewußt, eine gewisse Wirkung sucht, dann sind es die Mittel des heutigen Symbolismus, die er gebraucht. Um nur einige Beispiele zu nennen, sucht er wie Maeterlinck durch einförmige Wiederholungen oder lange Pausen eine gewisse Stimmung zu wecken und zu steigern. Er bringt den kleinen, realistischen Zug an, um als Gegensatz zum hochgestimmten Ton der Schilderung zu wirken. Er sucht die ausdrucksvollsten, ungewöhnlichsten Bilder, sorgsam gewählte, seltsame Epitheta, und sein Stil ist der suggestive, nicht der deskriptive. Almquist war vom Zusammenklang der Sensationen und der Phantasie so abhängig, daß er am liebsten gewisse Scenen mit schwarzer, andere mit roter, andere mit blauer Tinte schrieb, und er bedauerte, nicht Tinte in allen Farben zu

haben. Man begegnet bei ihm unzähligen Ausdrücken, die man neben ähnliche der Neuromantiker stellen kann, so wie „seidenschwarze Blicke“, Augen, die „mit einem feinen, dunkeln Ton glimmen, so wie wenn der Himmel sich zu einem Frühlingsregen rüstet“, oder Schilderungen französischer Eleganz: „nicht rot — nicht schwarz — auch nicht weiß . . . es ist etwas Hellgelbes. Nicht wie Gold jedoch. Aber hast du die geschmeidige Rohseide gesehen“ . . . Er sieht ein „wunderbares Grün“ über der Stimmung gewisser Vorgänge ruhen, andere „nehmen sich in grauer oder rotbrauner Unbehaglichkeit aus“, während andere wieder violett oder zimmtbraun schillern, oder von Bläue umgeben sind. Wenn er Farben in Töne übergehen sieht, Töne als Farben vernimmt, und Farbe oder Ton dann Düfte werden, und die Düfte Geschmacksempfindungen wie von saftigen Früchten geben, da offenbart er gerade jenes Vermögen, durch Uebereinstimmendes zu genießen, das eines der Kennzeichen des Symbolismus ist. Nur Mangel an Raum, nicht an Stoff hält mich ab, die Beweise für das ausgeprägt Moderne dieses Teils von Almquists dichterischem Temperament zu vermannigfaltigen. Vor Wagner träumte er von einer Kunstform der Zukunft, die der Inbegriff aller Kunst werden sollte, Poesie, Musik und Bild zu gleicher Zeit. Selbst mit allen Gesetzen der Komposition, sowie mit den Noten unbekannt, aber von Natur tief musikalisch, ließ er seine Stimmung in Melodie ausströmen, wenn die Worte nicht hinreichten, um ihr Ausdruck zu verleihen. Er will die abgedroschenen, poetischen Bilder nicht anwenden und sucht neue an Stelle der ver-

brauchten zu schaffen, aber bedauert, daß so viele Worte aus der Naturwelt eines hohen Klanges entbehren und so außer stande sind, eine musikalische Stimmung zu erwecken.

Wenn wir in wenigen Worten das Ziel von Almquists künstlerischem Streben zusammenzufassen suchen, so bestand dies darin, die festgestellten Grenzen zwischen den poetischen Formen, zwischen den verschiedenen Gebieten der Künste, sowie zwischen denen der Sinneseindrücke, aber vor allem zwischen Leben und Kunst aufzuheben. Seine Hoffnung auf eine neue Zeit für die Kunst, „in der neue Rosen erblühen sollen", gründet er auf die Hoffnung, daß die Kunst verehrt werde wie eine Religion. Alle heiligen Aeußerungen des Lebens, Arbeit, Schönheit, Liebe sind Blätter der mystischen Weltrose. Von dieser Rose sollte sein eigenes Lebenswerk „Das Buch der Heckenrose" mit seinen allen Ländern, Zeiten und Lebensgebieten entnommenen Vorwürfen ein Symbol sein. Denn der Dichter spricht am Liebsten durch Symbole: sie verbreiten Freude und ein wunderbares Licht in seiner Seele. Man versteht die Gleichnisse des Daseins in dem Maße, als man eine reine Natur ist, eine, die das wahre Künstlerleben lebt. Man braucht nicht zu schaffen, um Künstler zu sein. Man muß nur das Leben mit Unschuldsblicken ansehen. Dann lebt man in dem Ganzen, ein wunderbares Zusammenleben mit dem Weltall. Da blüht man in unbeirrter Wesenseinheit, da feiert man den wahren Gottesdienst, den, bei dem man „dem Herrn Rosen opfert".

Diese aus Almquists innerster Persönlichkeit erwachsene Kunstauffassung war völlig eins mit seiner übrigen Lebensanschauung.

III.

Eine bewußte Reaktion gegen die zusammengesetzte Auffassung der Menschennatur im Aufklärungszeitalter, dies war das Bedeutungsvollste an der Romantik, die von der Oberfläche hinab in die geheimnisvollen Tiefen der menschlichen Natur forschte. Die Romantik ahnte all die wunderbaren Erscheinungen, die heute Psychologie und Physiologie erforschen. Die Krankheiten des Willens und des Gedächtnisses, die hypnotischen Phänomene, die Aeußerungen des unbewußten Seelenlebens, die Psychologie des Verbrechens, das Seelenleben der Tiere, mit dem des Menschen verglichen, all dies und unzählige andere Gebiete der wissenschaftlichen Forschung bilden ja die Unterlage vieler litterarischer Produktionen der Gegenwart. Die Gegenstände, die die Romantik zu Anfang des Jahrhunderts ausschließlich phantastisch behandelte, suchen die Dekadenten der Jetztzeit oft mit krankhaftem Interesse auf, weil sie sich selbst auf gleiche Art erkrankt fühlen. Almquist besaß in hohem Grade das tiefe Bewußtsein unserer Zeit von der Zusammengehörigkeit der körperlichen und seelischen Erscheinungen, von all den Punkten, in denen das Normale und Abnormale zusammenfließt. Aber was Almquist in der seelischen Pathologie lockte, ist die Hoffnung, in dem Kranken, tief innen „ein neues Evangelium der Gesundheit" zu finden. Er gebrauchte den Ausdruck, daß wer ein Stück in die Erde gräbt, nur ein schwarzes Loch findet; wer tiefer gräbt, findet den Himmel. Die Romantik, sowohl am Anfange des Jahrhunderts, wie jetzt am Schlusse, fühlt sich von dem Wunderbaren angezogen, vor allem weil es von

der Wirklichkeit fort führt; Almquist geht durch das Wunderbare, um zu einem tieferen Verständnis der Wirklichkeit zu gelangen. Was Almquist mit der Romantik verbindet, ist außer der psychologischen Tiefe der starke Individualismus sowohl wie die pantheistische Richtung seiner Lebensanschauung. Die Gegenwart sucht bewußt, was man im Anfange des Jahrhunderts halbwach versuchte, die Grenzen zwischen Körper und Seele zu durchbrechen, zwischen Leben und Tod, Sinn und Geist, Menschlichem und Tierischem, Normalem und Abnormalem, zwischen heidnischer und christlicher Lebensauffassung. Nach einer neuen Lebensanschauung, die man schon die des Monismus genannt hat, schmachtet das vom Dualismus gequälte Zeitbewußtsein; von der Sehnsucht nach einer einheitlichen Welterklärung leitet sich der neuerwachende Haß des Zeitgeistes gegen Spezialisierung und Analyse her, seine Liebe zur Synthese, der Ganzheitsauffassung. Die leidenschaftliche Stärke, die ungebrochene Folgerichtigkeit in Almquists Streben nach dem Monismus machen ihn zu unserem modernsten Dichter. Dieses Streben ist die Seele des „Buchs der Heckenrose", in dem Almquist „die ganze Welt spiegeln" wollte, und das darum nach ihm gleichzeitig „Ton, Farbe, Duft, Weinen, Lachen, Poesie, Religion, Philosophie ist." Und in dem Maße, als es Almquist wirklich gelingt, das Leben ganz in seine Dichtung zu fassen, die Einheit in der Mannigfaltigkeit und die Mannigfaltigkeit in der Einheit zu finden, hat er sich zu der Höhe der wahrhaft großen Dichter erhoben, für die das Streben, eine Ganzheitsanschauung und dadurch ein Vermischen aller scharfen Grenzlinien zwischen

den verschiedenen Lebensgebieten zu erreichen, stets das Kennzeichnende war. Aber Almquist barg in der Tiefe seines Wesens den bekämpften Dualismus, und dieser hinderte ihn, je volles Gelingen in seinem Ganzheitsstreben zu finden.

Almquist hatte einen an Wahnsinn oder Selbstmord grenzenden Kampf mit dem Dualismus in seinem eigenen Innern durchgemacht, den er seiner Geburt in einer Ehe zuschrieb, die zu jenen gehörte, die er später unecht nennt: eine, in der die Sympathie zwischen den Gatten fehlte. Die Mutter, die er tief liebte und — als sie in seinem 30. Jahr starb — tief betrauerte, schildert er als eine zarte, wunderliche Naturschwärmerin, die in allen stillen Wäldern mit Rousseau träumte. Der Vater, Kriegskommissär Almquist, war der Mann des praktischen Nutzens, des scharfen Verstandes, und diese nicht durch die Liebe verschmolzenen Gegensätze vererbten sich auf den Sohn. Er wurde bald von dem, was er die väterliche „Kämmererseele" nennt, beherrscht, bald von der von der Mutter ererbten Dichternatur. Dieser so persönlich erfahrene Dualismus schärfte seine Empfänglichkeit für den ganzen, ihn umgebenden Dualismus in der Natur, in der Gesellschaft, im Christentum, wo ihm bald jener „furchtbare Christus" entgegentrat, der mit der Forderung Alles oder Nichts unbeweglich stille stand, ihm den Weg zu freiem, vollem Lebensgenuß, freier individueller Entwickelung versperrend. Schließlich wurde Almquist mit der Umbildung seiner Begriffe von Gott und Christus, so wie er sie für sein religiöses Gefühl und seine persönlichen Freiheitsforderungen brauchte, fertig. Es glückte ihm, einen Zipfel von dem, was er den

Weltlappen nennt, abzureißen und seine Wunden damit zu verbinden. Dieser Zipfel ist die unmittelbare Andacht. Durch sie rettet er sich ein Leben „über dem Leben der Fragen.“ Dieses Leben ist reine Liebe. „Sie fragt nicht, sie ist.“

Aber der Kampf, der lange für ihn den Glanz der Sonne und das Grün des Sommers fortnahm, hatte sein Entsetzen vor den dunkeln, ungekannten Tiefen seines eigenen Wesens erweckt, während er ihm gleichzeitig das Bewußtsein gegeben hatte, daß Inspiration und Verbrechen im dunkeln Urgrund der Natur ihre Wurzeln verschlingen; daß in der Spur des Genies sein „grausig ähnliches Gespenst“ schreitet, „der weißgekleidete Nachtwandler, der Wahnwitz.“ Die Stärke dieses Bewußtseins giebt seinem Jugendbuch, das stets sein liebstes Werk verblieb, „Amorina“, jenes moderne Gepräge, jene wilde Kraft. Dieses Buch ist gleichzeitig sein Werther, in dem er einen durchgemachten Entwickelungsabschnitt zu Ende dichtet, und ein Chaos, das viel von dem Stoff enthält, den er später dichterisch formt. Was er vor allem durch Amorina aussprechen will, ist die Beobachtung, die nun eine allgemeine Wahrheit ist, daß Verbrechen oft ererbte oder durch physische Erschütterungen erworbene Krankheiten sind. Amorina ist um so weniger der planlose Wahnsinn, für den die Mitwelt es hält, als Almquist schon füher eine Abhandlung darüber geschrieben hatte, daß Gefängnisse als Krankenhäuser der Seele betrachtet werden sollten, in denen man mit lauter milden Mitteln die geistige Gesundheit der Verbrecher wiederherzustellen hätte. In Amorina hat Almquist einen Uebermenschen geschildert, aber mit Mordmanie, der von

Vater und Mutter zu einer „ewig nach Blut dürstenden Quelle" geschaffen wurde. Almquist führt hier einen bewußten Angriff gegen die Freiheit des Willens, „er bringt eine scharfe Degenspitze an den empfindlichsten Nerv der Menschheit" — denselben Nerv, der in ihm persönlich noch vor Schmerz bebte. So weit voraus war Almquist seinem Zeitbewußtsein, daß Amorina (dessen 1. Auflage sein Onkel, der Bischof, makulieren ließ) 1839 geringe Aufmerksamkeit weckte, während man sich auf „Det går an"* stürzte, das verglichen mit Amorina ein Kinderspielzeug ist.

In Amorina drückt Almquist besonders durch die Heldin des Buches die andere Seite der Lebenserfahrung aus, durch die er den Glauben an die Freiheit des Willens verloren. Die Natur, die Almquist von seiner Mutter geerbt, war eine nach innen gewendete, in der tiefer Quietismus vorherrschte, eine Natur, die nur Gemüt war. In einer solchen Natur wird die Stimmung Alleinherrscher, der Wille äußert sich nur als instinktiver Impuls. All das Unmittelbare wird als die heilige Lebenskraft betrachtet, „das Licht der inneren Wärme", das am klarsten den Verstand erleuchtet. Eine solche Natur ist mit Notwendigkeit reich an Mystik, jener tiefen Mystik, die man treffend als einen aufs Weltall gerichteten Kindersinn bezeichnet hat. Für den Mystiker ist eines Jeden Intuition der einzige Weg zur Wahrheit. Und diese gewinnt nicht an Stärke dadurch, daß man, was die Intuition unmittelbar gegeben, unter die Erklärung des Bewußtseins

---

* Es geht an.

bringt. Nein, das höchste Leben ist nach Almquist, unbewußt zu sein, wie eine Lyra, deren Stränge Gott berührt — ein Bild, das sich beinahe wortgetreu bei Shelley als Ausdruck seines pantheistischen Gefühls findet. Almquist wird nie müde, die sakramentale Bedeutung der Unbewußtheit, der Unmittelbarkeit hervorzuheben, und auch darin ist er ein Zeitgenosse unseres nach Unbewußtheit und Unmittelbarkeit schmachtenden Jahrhundertendes. Die ganze Mannigfaltigkeit der eigentümlichen, seelischen Erscheinungen der Gegenwart beruht schließlich auf der Sehnsucht der Menschennatur von Ueberreflexion und Zersetzung, von dem scharfen Taglicht der Wissenschaft zurück zu dem Lebensmysterium, dem dunkeln Erdreich, in dem die Wurzel des Geistes ruhen muß, um blühen zu können.

Für die Seele, die so in der Allnatur hinschmilzt, ist diese beseelt. So giebt Almquist den Narcissen Freiheit und Gedanken, den Rubinen Vorstellungen, durch die „sie in sich das Purpurgedicht der Ewigkeit ausführen"; die Düfte des Waldes wundern sich über die Luft, die ihnen von den Blumen des Gartens begegnet. Die Birke ist die Künstlerin des Hains, der Meeresadler ist ein Gedicht, auf dunkelgrauen, schimmernden Flügeln schwebend, ein Gedicht Gottes. Denn Gott kann nicht selbst sein eigenes, dunkles Wesen vernehmen, aber er will es entdecken. Darum stellt er seine Gefühle und Gedanken vor sich, und alle zusammen machen die Welt aus. Ihre wechselnden Erscheinungen sind die Bilder, die der Maler hinter den Wolken malt, um vor sich selbst geklärt zu stehen. Alles in der Natur wird so für Almquist zu Aeußerungen des Göttlichen. Aber je näher der Mensch dem Gött-

lichen steht, desto ursprünglicher ist er, desto weniger bewußt. Darum wird das Tierische, das Kindliche, das Volkliche, das Weibliche, das Artistische für ihn das am Unmittelbarsten Göttliche. Besonders in dieser Zeit unzähliger Kämpfe, die die Menschen unter einander trennen, und nach dem Streit, den die Reflexion in Almquists eigenes Wesen gebracht, fand er, daß die tierische Art zu sein „ein harmonisch einnehmendes Bild einer hohen Einigkeit mit sich selbst" gab. Seinem Traum von einer vollkommenen Aufhebung aller Zersplitterung giebt Almquist in seiner zauberhaftesten Phantasieschöpfung, seiner Tintomara, Gestalt. Er hat den Gedanken der Mystik eines animal coelate aufgenommen, wenn er ein Wesen formt, das bald wie ein Jüngling wirkt, bald wie ein Mädchen, bald mit den Fertigkeiten des Menschen, bald mit denen des Tieres, aber das, gerade dadurch, daß es über allen Begrenzungen steht, immer und allen den Eindruck „eines wundersamen Lenzes, einer unnachahmlichen Leichtigkeit und Krystallhelligkeit" mitteilt.

Aus dieser Anbetung des Instinktlebens als Gottgemeinschaft folgt, daß Almquist es als das größte Verbrechen von allen auffaßt, den tiefsten Sinn seines Wesens zu kränken. Der Sündenfall in der Welt, durch den das Dasein zersplittert ist, war, daß die Reflexion die Unmittelbarkeit tötete, der Konventionalismus den Instinkt störte. In dem kleinen Gedicht „Die Thränen der Schönheit", das nach Almquist alle seine anderen in sich schließt, läßt er einen frechen Riesen eine fliehende Nymphe durch den Weltenraum verfolgen; die harte Hand des Riesen verletzt die Stirn der Nymphe, ein

Blutstropfen fließt mit ihres Auges Thräne zusammen, und dieser Tropfen, der nicht ganz emporsteigen konnte, von dem dunkeln Blute beschwert, aber auch nicht fallen, erhoben von dem klaren Wasser, hängt noch schwebend im Raume und

„Dieser Tropfen ist die Welt, in der du wohnst,
mein Freund."

Versöhnung des so im Grunde des Lebens selbst wurzelnden Dualismus, oder Bekehrung von irdischem zu himmlischem Sinne vollzieht sich nur dadurch, daß man wieder zum Kinde wird. Die Erwachsenen müssen vergessen lernen, damit ihre Bildung Ganzheit, Einheit, Kraft, ungebrochene Anschauung erhalte. Dies ist nach Almquist echt-menschliche Bildung. Die Gewißheit, selbst diese zweite Natur zu besitzen, von der Unruhe der Zersplitterung und des Gedankens zum Frieden der vollen Anschauung gedrungen zu sein — das war seine innerste Kraftquelle. Sie half ihm „Sklavenbürden lachend tragen"; sie war seine Begleiterin auf der Landesflüchtigkeit, sein Trost im Leiden. Mit ungebrochener Folgerichtigkeit baute er seine subjektive Rechtsauffassung auf diesem seinem mystischen Einheitsgefühl mit der Gottheit auf, das bei ihm „nicht nur eine Denkweise war, sondern ein Feuer."

Die rücksichtslose Folgerichtigkeit, die volle Anwendung dieses einen Grundgedankens macht ihn mehr als irgend etwas zu unserem Zeitgenossen, oder richtiger dem des nächsten Jahrhunderts. Sowie Tolstoy in vielen Punkten der Gesellschaftsauffassung des Anarchismus nahesteht, findet man in Almquists religiösen Abhandlungen, in seinen Gedanken über die Besserung der Verbrecher, daß er sich in ähnlicher

Weise zu dem Gesellschaftsproblem stellt, wie Tolstoy und der Anarchismus. Seine eigenen Leiden unter ökonomischem Druck, sein Gefühl für das demoralisierende eines solchen Drucks ließ ihn eine Zeitlang sozialistische Utopien umfassen. Aber sein Individualismus weckt bald sein Mißtrauen gegen alle Vereinigungen, alle Gesellschaft, und nur ein persönliches Leben in Güte, sagt er, hat die Macht, andere gut zu machen.

Er sieht schließlich böse Mächte, sowohl in Parteien, wie in Programmen. Aristokraten und Demokraten sind ungeachtet der verschiedenen Gewandung beide Feinde der Menschheit. Fromme Führer sollen den Weg für Christi Wiederkunft bereiten, indem sie alle heidnischen Begriffe von „rex, lex, grex fortarbeiten." Christi Wiederkunft schließt den Sieg der Milde in sich, denn „des Menschen vornehmste Kraft von Gott ist die Milde, die Liebe und Verstand ist. Die Milde wird alles „frisch, froh und friedvoll" machen. Christus war nur in dem Sinn der Versöhner, daß er sich für das Heil des Ganzen opferte, das Wesen der Liebe voll offenbarte. Er ward so auf diesem Gebiete die erlösende Jugendkraft. In Marjam hatte Almquist seine Satyre gegen das paulinische Christentum gerichtet, und als er in Bremen Renans Apostel las, schrieb er auf seine Ränder Ausdrücke der Feude darüber, seine eigenen, früheren Gedanken über Paulus bei Renan zu finden. Wenn Almquist, sich an Gott wendend, ausruft: „Ich liebe deinen armen Sohn und deine anderen Söhne!" drückte er sein innerstes Gefühl aus. Seine Tochter erzählte, sie hätte ihn mehr als einmal in Thränen

ausbrechen sehen, aus Mitgefühl über die große Einsamkeit Christi auf Erden.

Almquist war sich jedoch der Disharmonie des Daseins zu tief bewußt, um, wie oberflächliche Neuschöpfer, glauben zu können, sie hinge von äußeren Verhältnissen allein ab, oder sie könnte durch den Sieg irgend einer absoluten Wahrheit aufhören. Aber er träumte von einer endlichen Versöhnung, in der der Zwang, zu entsagen, mit dem Vermögen, zu begehren, verschmolzen war, so daß diese beiden, feindlichen Mächte eins würden.

In seiner ganzen Dichtung, in den glänzendsten, genialsten Phantasien, wie Ramido Marinesco, in den einfachst volkstümlichen, den idyllischesten, wie die Kapelle — überall ist es das Rätsel des Verbrechens oder Leidens, das sich in seiner tiefsten Seele regt. Er geht auf den Grund des Daseins und fragt sich, ob Gott unfähig ist, dieses Dasein anders zu machen, oder ob er es nicht will, und in seinen Augenblicken tiefster Angst ruft er von dem höchsten Wesen: Ich wollte vor ihm niedersinken mit allen Kräften meines Wesens, ich wollte lieben, ich wollte vernichtet werden aus Hingebung dafür, aus Lust dazu, aus ewigem, unauslöschlichen Durst darnach! Ich wollte für sein Leben sterben, auf daß er lebte. Aber diese Rätsel kann er nicht durchdringen, und am wenigsten das, in welches seine schaffende Phantasie, sein Gefühl, seine durchdringende Reflexion von früher Jugend an sich mit brennender Leidenschaft vertieft hatte: das Mysterium des Verbrechens. Die Menschennatur einem Damasttuche mit seinen matten, blanken Figuren vergleichend,

ruft er aus: „Gott webt. Aber frage nicht, was er mit den Linien des Verbrechers thut, um sie zu Blumen zu formen. Er giebt dir keine Antwort auf solche Fragen."

Von dem Bewußtsein, daß alles hier Stückwerk ist, daß „Nichts ganz ist außer dem Ganzen", daß „die großartige Narrethei, die sich Philosophie nennt," ebensowenig wie die Religion eine Antwort auf das Lebensrätsel hat, wendet Almquist sich der Ewigkeit zu. Unser ganzes Leben auf Erden ist bloß ein Leben auf Versuch; hier wandeln wir im Dunkel und sollen darum „einander lieben und helfen, denn einander leuchten können wir kaum". Unsere einzige Möglichkeit, alles in der Welt zu verstehen, ist ein fester Glaube an ein Leben nach diesem. Dann ist der Tod das „simpelste, einfachste, kürzeste Ding in der Welt", eine Grenzlinie bloß zwischen zwei Lebensformen, und auch diese Grenzlinie hat man das Recht, aus eigener Wahl zu überspringen.

Almquists Weltverbesserungspläne münden dahin, daß Alle wahre Christen seien, d. h. einander in Güte begegnen und dadurch das Schlechte überwinden. Alle sollen unter einfachen, natürlichen Lebensverhältnissen arbeiten. Durch Aller Fleiß und Aller Glück wird auch der Schlechte genesen, und das Verbrechen aus Mangel an Nahrung aufhören.

Sowie Tolstoy und dem Anarchismus erscheint Almquist das gesetzlich Bestimmte, die Regierung das vor allem Schädliche. Mit ätzendem Hohn zeichnet er die Gesellschaftsordnung und den Konventionalismus in Ormuzd und Ariman. Der wohlmeinende Ormuzd reglementiert auf das genaueste Staat und Familie, Kunst und Natur. Ja, er geht

in landesväterlicher Fürsorge so weit — mit beigefügtem Modell — anzugeben, welche Art Rosen wachsen sollen und in welchen Wäldern Nachtigallen — bei Strafe von Gewitter und Regenschauern — Musik zu liefern haben. Aber Ormuzds Wohlmeinung scheitert. Denn obgleich Blumen, Tiere und Menschen am Tage „ehrfurchtsvoll die tausende Auswege für Glück, Schönheit und Wohlergehen ergreifen, die er ihnen bietet, — nachts . . . nachts zieht ein erstaunliches Wesen in mannigfach wechselnder Gestalt über die Erde. Ohne Plan, ohne Ordnung, ohne Absicht kam es, ging es, verfuhr es, und Alles glückte ihm.

Dieses geheimnisvolle Wesen brachte alle Pläne Ormuzds ins Wanken, in Bezug auf Körper wie auf Seelen. Es wirkte so, daß der innerste Reiz ihrer Natur sich in früher ungekannter Anmut entfaltete — wo das Geheimnisvolle vorbeigezogen war, war „das wirkliche Innere der Dinge erwacht."

Ormuzd verzeichnete den Unbekannten in seinem großen Buch als „verdächtige Person". Aber der wohlmeinende Ormuzd würde selbst über die ganze Erde hin eine „verdächtige Person" . . . Und die große Allgemeinheit, die Ormuzd gehorchte, war nicht froh. „Die Menschen würden froher sein, wenn man ihnen ein wenig gutes zutraute; wenn man sie die Früchte des Verstandes, der Kraft, der Güte selbst ans Licht tragen ließe."

Was Almquist hier in der Form der Satire ausspricht, hat er ohne Umschweife gesagt, wenn er vom Mysterium des Verbrechens spricht. (Drei Frauen in Småland.)

— — „Durch Verbrechen ist die Menschheit vorwärts geschritten, und jeder neue Bildungscyklus hat die vornehmste Todsünde dargestellt, die die vorhergehende Bildungsform am strengsten verboten hat und mit all ihrer Macht, ihrer Weisheit, ihrer Gesetzgebung in Allem zu finden suchte, aus dem natürlichen Grunde, weil jede Kulturstufe ihr eigenes Leben schützen, ihrem Tode vorbeugen will. Daß die Laster die Welt getragen haben und tragen, und daß sie es waren, die dafür sorgten, daß etwas von Gewicht entstand, ist die letzte Wahrheit, die eine Menschenzunge aussprechen soll; weil nachher nicht mehr viel zu sagen bleibt .... Ich meine durchaus nicht alle Laster, nicht einmal die meisten. Ich meine auch durchaus nicht die kleinen Fehler, kleinen Laster, kleinen Sünden; sondern die Sünde, die in jeder Zeit als die größte und vollkommenste betrachtet wird: die Todsünde des Jahrhunderts. Das ist die, vor der die ganze Bildung der Epoche zittert und bebt, wie vor ihrem eigenen Untergang. Es ist die Oeffnerin der Pforte, durch die der neue Cyklus kommt: mit dem die Menschheit aufsteigt und sich erweitert .... Darum wurde Christus von den Juden gekreuzigt, weil er, indem er predigte, die Grenzen des Judentums erweiterte ...." Almquist hat hier seinen persönlichsten Beruf ausgesprochen: wie Ariman das wahre Innere der Dinge zu wecken, das „große Verbrechen" der Zeit zu begehen.

IV.

Auf keinem Gebiete wurde dieses Erwecken des Innern der Dinge, diese Umwertung aller Werte so aufrüttelnd für

das Bewußtsein der Zeit, als da Almquist die für ihn centrale Frage behandelte, die Ehefrage. Er äußerte da vor einem halben Jahrhundert all das Tiefste, das im Norden während der letzten Jahrzehnte in Diskussionen zur Sprache kam. Vor Almquist hatten nur zwei seiner Landsleute — die einzigen, die ihn stark beeinflußt haben — von der Liebe zwischen Mann und Weib als dem größten Inhalt des Lebens gesprochen. Es waren Soedenborg und Thorild, die mit Almquist das Schicksal teilen, im Leben nur von einem kleinen Häuflein verstanden, von der großen Masse verketzert zu werden und nach dem Tode nicht in heimatlicher Erde zu ruhen.

Es ist behauptet worden, daß der Umstand, daß Almquist kein persönliches Glück in der Ehe fand, seine Angriffe der Ehe im allgemeinen hervorgerufen hat. Almquists Tochter, die 21 Jahre alt war, als der Vater Schweden verließ, hat mir folgendes über die Ehe der Eltern erzählt. Almquists Frau, Anna Maria Lundström war die Tochter eines bäuerlichen Brauers in der Gegend von Antuna, dem Landgut, das Almquists Vater gehörte. Die beiden Lundströms starben rasch nach einander an der Schwindsucht, und auf die Bitten des jungen Almquist wurde ihre Tochter nach Antuna genommen. Er empfand großes Mitleid mit ihrer Einsamkeit, und sie sah in dieser Zeit, ja ihr ganzes Leben lang, zu ihm wie zu einem höheren Wesen auf. Er war erst 19 Jahre alt, als er sich mit dem jungen Mädchen verlobte, das in Antuna halb die Stelle einer Dienerin, halb die einer Pflegetochter einnahm. Sie hatte ein einheitliches, starkes Seelenleben, war eine wehmütige Natur voll Unruhe und Ahnungen und

sah Alles dunkel, wenn er hell sah. Ihr Gefühlsleben war in seinen Ausdrücken gebunden, besonders durch das Bewußtsein der Lücken in ihrer Bildung. Ihr Sinn stand gar nicht nach dem Praktischen, sie hatte geringe Fähigkeit hauszuhalten, oder es so einzurichten, daß das Heim den Stempel schönen Behagens trug, wofür Almquist so empfänglich war. Und so sehr sie ihn liebte, so leicht sie in ihrer großen Liebe für ihn hätte sterben können — ihm im Alltagsleben jene leichte Weichheit, jene Anmut der Unmittelbarkeit zu zeigen, die der Mann liebte, vermochte sie nicht.

Ihr Sinn strebte zwar nach Bildung; allein, wenn die Eltern ihre Gedanken austauschten, merkte die Tochter, daß sie sich selten in vollem Verständnis trafen, und daß der Vater sich daher oft einsam fühlte. Almquist teilte jedoch nicht den Irrtum seiner Freunde, daß man mit seiner Frau nur von Haushaltungsfragen sprechen könne, die sie im Gegenteil langweilig fand und gern beiseite schob. Unter dem Einfluß des Mannes hatte sie sich zu wirklich intellektuellen Interessen entwickelt, aber ihre klare, wenig reiche Intelligenz, ihr nicht sehr zusammengesetztes Temperament war nicht auf denselben Ton gestimmt, wie das seine. Er las ihr oft vor, was er geschrieben hatte, und richtete sich nicht selten nach ihrem Urteil. Selbst wenn sie Unverständnis zeigte, ließ er es an Achtung ihr gegenüber nie fehlen, und nie kam es zu zornigen Worten: stets herrschte Friede und Freundlichkeit.

Es ist wahrscheinlich, daß Almquist nicht übertreibt, wenn er, ohne sich oder seiner Frau Schuld an der Disharmonie zuzuschreiben, äußert, daß alle Gleichheit der Seele und des

Herzens zwischen ihnen fehlte. Er schildert, wie sein Geist ermattet, sein Herz welkt, seine Arbeitslust erschlafft in jenem wachsenden Bewußtsein der Unvereinbarkeit. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Almquist durch kein Weib lange glücklich geworden wäre, ebensowenig wie sein Rikard Furumo je ein „Weib ganz liebenswürdig“ fand. Almquist hatte die Forderung des Idealisten an Vollkommenheit; die Neigung der Phantasiemenschen, diese Vollkommenheit stets in neuen Formen zu suchen, und dazu das Bedürfnis des Reflektierenden, das Gefundene zu analysieren, wodurch das Seiende in der Grübelei über das, was es sein sollte, bald allen Zauber verlor. Solche Naturen fühlen mit den Nerven und der Phantasie, aber das Glück wird nur dem, der mit dem Herzen fühlt, zu teil.

Almquist sagt selbst, die größte und edelste Probe, auf die man einen Menschen stellen kann, sei ihn zu lieben. Almquist hätte wohl in keinem Liebesverhältnis diese Probe bestanden und in jedem Verhältnis, das sich unglücklich gestaltete, den Umständen, nicht sich selbst die Schuld gegeben, so wie es die schwache Natur immer thut. Bei einem grenzenlosen Verlangen nach Sympathie war Almquist von seinem eigenen, inneren Leben zu sehr ausgefüllt, um Sympathie tieferer Art geben zu können, und niemals vermochte er es dort, wo sie ein Aufgeben seines individuellen Seins forderte.

Die reiche Individualität, die stets neuen Lebensmotiven nachspürt, selten zufrieden mit denen, die sie gefunden, schafft gewöhnlich selbst die Enttäuschungen, die sie oft dem Schicksal zuschreibt. So auch Almquist, wenn er von der steten

Sehnsucht verzehrt wird, ganz mit einem andern Wesen zu verschmelzen, aber immer findet, daß „seinem wunderlichen, armen, bedürftigen Herzen" die Erfüllung versagt bleibt, und sieht, wie sein „heiliges, schönes, unschuldiges Begehren", ein volles harmonisches Leben zu leben, zu ewigem Hungern verdammt ist. Aber, wenn er über diesen innersten Mangel seiner Seele klagt, wenn er fühlt, daß es für ihn keine „holde, belebende Wärme" giebt, da ist die tiefste Ursache die, daß er selbst nicht das besitzt, was er „des erstgeborenen Schönen Feuer" genannt, die echte tiefe Unmittelbarkeit des Gefühlslebens. Darum widmete er der Unmittelbarkeit einen so schrankenlosen Kultus, weil seine Doppelnatur diese Unmittelbarkeit für ihn in den innigsten Verhältnissen des Lebens unmöglich machte; und die Tragik seines Gefühlslebens war, daß er mit den Sympathiebedürfnissen des Stimmungsmenschen die Unfähigkeit des Reflektierenden verband, sich die Sympathie anzueignen, die ihm wurde. Und so wie er es nicht vermochte, tiefe Liebe zu fühlen, fühlte er auch keinen tiefen Haß. Er brachte fast Allen Sanftmut, Rücksicht, Hilfsbereitschaft entgegen. Aber er lebte nie mit seiner ganzen Seele in einer andern, nur in seiner eigenen.

Almquist litt intensiv an dem Mangel ehelichen Glückes, auch darum, weil er instinktiv wußte, daß er zu jenen gehört, die das Unglück nicht erhebt, sondern drückt. Und mit seiner theoretischen Auffassung dessen, was die Ehe durch die Liebe entwickeln kann, dachte er nie, daß der Mangel an Glück zum großen Teil darauf beruhen konnte, daß sein eigenes Temperament sich nicht für die Ehe eignete. Im Gegenteil, mit der

ganzen Stärke seines Glaubens, daß er grenzenlos beglückt hätte werden können, aber durch die Ehe nicht nur unglücklich, sondern auch verringert worden war, beginnt er seinen Kampf gegen diese Institution.

V.

Allerdings wurden Almquists Ansichten über die Ehe nicht nur durch seine eigene unglückliche Verbindung bestimmt, denn schon mit 23 Jahren sprach er in der kleinen Schrift: „Was ist Liebe?" und in der Novelle „Parmajouf" jene Gedanken aus, die die Pulsadern seiner ganzen Dichtung sind. Und der persönliche Eindruck, der seine Erfahrung so frühe reifte, war die im tiefsten Innern empfundene Disharmonie, die er dem unglücklichen Zusammenleben seiner eigenen Eltern zuschrieb. Er fühlte abgrundtief, daß das schwerste Unglück des Lebens, die meisten seelischen und körperlichen Leiden ihren Grund darin hatten, daß Kinder ohne „geistige, wirkliche und herzliche Liebe zwischen den Eltern" geboren werden. „Man hängt," sagt der junge Almquist, „Banknotenfälscher — aber der, der aus tausend Gründen, nicht aus Liebe, sich mit einem Wesen vereinigt, das er nicht liebt, und so einen untauglichen, häuslichen Kreis bildet — ob der nicht ein Verbrechen begeht, dessen Größe und unberechenbare Folgen auf Gegenwart und Nachwelt viel furchtbareres Unheil verbreitet, als die Fälschung von Millionen Scheinen?"

Die Heiligkeit der Generation, die Liebe als einzige Grundlage für die Sittlichkeit der Ehe, das Verhältnis zwischen Mann und Weib als die größte Angelegenheit des Lebens —

das sind die drei Grundgedanken, die uns schon in Almquists Jugendschriften entgegentreten und denen er noch als Greis seine ganze Treue widmet. In seiner „Geschichte der Goldmacherei“ läßt er so die junge Liebende sich den Tod geben, da sie nur so dem entgehen kann, eines andern Braut zu werden, als dessen, den sie liebt, und er äußert dabei: „Sterben zu können, gehört zur Freimütigkeit und ist ein Recht des Lebens.“ Im selben Gefühl dichtete er in früheren Jahren „Die Tochter des Wolfes“, wo das junge Liebespaar, in der vollen Gewißheit, nicht zu sündigen, sich zusammen den Tod giebt, da harter Verwandten Wille sie hindert, das Leben zusammen zu leben. Stärker hat niemand die schicksalsschwere Macht der Liebe ausgesprochen, als Almquist mit den Worten: „Was ist zu lieben wagen? Zu sterben wagen ists.“ Man kann auch sterben, ohne den Geist aufzugeben.

Die Lebensmacht der Liebe, das wunderbare Mysterium der Natur ist für Almquist dem Ursprunge wie den Wirkungen nach gleich geheimnisvoll. „Ich liebe Dich, denn ich liebe Dich. Ich weiß nicht, ob Neigung einen tieferen Grund haben kann,“ sagt eine seiner Personen. Aber das Mysterium erscheint als der einzige natürliche Zustand: „Der Himmel wundert sich nicht über den Himmel. Die Liebe ist kein Zustand des Staunens, der Verwunderung, weil sie weit mehr ist, sie ist nicht Ueberspannung, keine Hoheit, die als hoch empfunden wird. Man ist, und das ist genug.“ Lange vor Nietzsche verkündete Almquist als die „königliche Ordnung“, das zu lieben, das unserem Wesen eigentlich zukommt und rücksichtslos dieser unserer innersten Mahnung zu folgen.

Der schrankenlose Glaube an die mystischen Kräfte der Natur, an ihre Unvergänglichkeit, an ihre Macht, das im äußeren Sinne Zerstörte zu heilen, ist das Innerste in Almquists Lebensanschauung, ja es wurde sein Gottbegriff. Weil das Weib der Natur einen Schritt näher steht, als der mehr für die Reflexion geschaffene Mann, kann sie, wie das Kind und der Künstler, das Leben leichter sehen, mit Unschuldsblicken. „Musik haben", heißt eine Seele haben, sagt Almquist, und das seelenvolle Weib ist „gestaltgewordene Musik". Sie vermag den Mann zum Heiligtum des Lebens zu erheben, wenn sie ihm „ihres Wesens Himmel öffnet". Ihr Gegensatz ist der achtungswerte Typus, der sich in chinesischer Reglosigkeit verhält, in wohlbehaglichem Stillestehen, mit einer Ordentlichkeit wie die „Felder eines Schachbretts", eine Repräsentantin von Gebräuchen, Gesetzen, Anordnungen, sie, „die die Welt in ein Eishaus verwandelt". Alle Frauengestalten Almquists, die er selbst liebt, sind entweder ganz ungezähmte Naturwesen, oder auch in ihrer Klugheit warm und in ihrer Wärme lichte Geschöpfe, wie die von allen Grazien umschwärmte Araminta May, das Mädchen aus den vornehmen bürgerlichen Kreisen Stockholms, oder Lara Widebeck, das in alltäglicherer Gestalt hervortretende Mädchen aus der kleinbürgerlichen Welt. Beide haben mit allen lieben Frauengestalten Almquists das gemein, unmittelbare Natur zu sein und so den Mann zu einem Leben in echter Schönheit zu inspirieren. Klugheit, Kultur, Koketterie, oder was es nun sein mag, das bei diesen Mädchen „eine feine Wolke, einen Flor wie von leichtem Schnee, ein Schlittennetz aus Seide mit

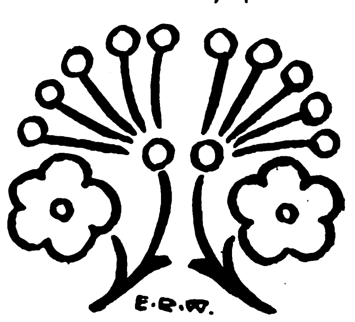
schimmerndweißen Maschen" übers Herz zieht — das erhöht bloß das Glück, das treue, warme, reine Herz zu besitzen, das unter der Hülle schlägt.

Almquist ist jedoch nie in äußerliche Frauenverherrlichung verfallen. Dazu ist er zu tiefblickend. Er sieht Mann und Weib als die beiden, einander ausfüllenden, für einander geschaffenen Hälften, die in ihrer Vereinigung auf Erden am vollendetsten das Wesen ewiger Liebe offenbaren können. Sie sind einander ebenbürtig, wenn auch nicht gleich. Das echte Zusammenleben zwischen ihnen ist der Erde höchster Gottesdienst. Diesen Gottesdienst zu schützen, ihm alle erdenkliche Weihe, Freiheit und Frische zu geben, ist die größte aller Gesellschaftsfragen, wichtiger, als irgend eine, „die Staat, Berufszweige, oder anderes, betrifft". Durch diese Auffassung der Ehe gelangt Almquist auch zum Kernpunkt der Frauenfrage. Die Frau muß einen Beruf lernen und das Recht der Selbstversorgung haben, damit sie nicht um des Auskommens willen „dem niedrigen Laster verfällt, sich einem anderen Manne, als den sie liebt, hinzugeben. Kein Mann wird wahrhaft glücklich durch ein Weib, wenn sie ihn nicht liebt. Darum ist es auch für ihn höchst wichtig, daß die Frau durch ihre Arbeit im Lande bestehen kann; denn erst dann kann er wissen, ob, wenn ein Weib sich ihm hingiebt, sie es aus Liebe thut".

Almquist betont, daß das von Gott, das heißt von der Liebe und der Natur gestiftete reine Verhältnis zwischen Mann und Weib, nicht „jenes kleine, elende Wohlgefallen für den Moment ist, das im Frühling erblüht und im Schnee

des Winters stirbt". Ebensowenig kann das reine Verhältnis auf die „allgemeine, unpersönliche Liebe gegründet werden, die zu wem immer gehegt werden kann". Zwischen diesen giebt es, sagt er, eine dritte Art, die Neigung des Geistes zu eines anderen Menschen Geist, der Seele, die ihre Heimat in einer andern Seele fühlt und in ihr ihre Ruhe hat in Zeit und Ewigkeit". Was ist für Almquist das Zeugnis dafür, daß eine Liebe die echte ist? Möge er selbst antworten: Wenn himmlische Sympathie zwischen zwei Herzen lebt, so rein, so wahr, so tief, so mächtig, daß, wenn sonst irgendwelche Ungleichheit zwischen ihnen besteht, sie so verschwindend und klein ist, daß sie freudvoll in der klaren Flamme der Sympathie auflodert, — da sind die Seelen dieser Wesen vereint. Warum? Ja, darum und nur darum, weil sie es sind. Das sind die Bedingungen, die ihr Zusammenleben zu einem sittlichen adeln, die die Voraussetzung für ihr eigenes Glück und das Wohl der Kinder bilden. Ist diese Bedingung nicht erfüllt, kann keine Trauung das Zusammenleben anders als unheilig machen, während keine Trauung nötig ist, um ein Verhältnis zu heiligen, das dieser Bedingung entspricht.

Schluß in der nächsten Nummer.





Drei Gedichte von Karl Schloß.

An einem Grabe.

Tief unter den Wipfeln der Sommernacht
Wie ist das Gras so weich — o weißt du es noch?
Es zog ein Weg wie im Märchen
Durch die verdämmernde Pracht —

Das Feld um den schlafenden Garten,
Wie es lag zu den Höhn — o weißt du es noch?
Bedeckt mit Traumgetön
Rings um den schlafenden Garten —

Wie wir im Grase lagen,
Wie war dein Lachen voll — o weißt du es noch,
Wie war dein Herz von Lachen voll,
Wie schlugs an meinem mit Behagen —

Wie drücktest du das Gras so tief
Und ruhtest mir in vollen Armen —
Wie ruhten wir in Lusterwarmen,
Wie drückt ich dich ins Gras! Wie stieg — o weiß du es noch?

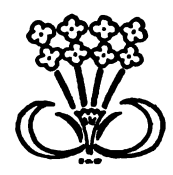
Der runde lichte Sommermond
Herauf mit dämmerndem Gesange —
Kornähren küßten ihm die Wange,
Dem runden lichten Mond.

Wie voll von Kornfeldern
Die Höhe hing — o weißt du es noch?
Wie der Wind ging
Vollatmend in den Kornfeldern —

Wie an den Nußbäumen
Die Blätter im Mondlicht gingen — o weißt du es noch?
Wie uns Welten vergingen,
Ruhend im Gras unter nachtflüsternden Bäumen —

Wie war dein goldnes Haar Gesang,
Wie war dein Mund, dein Aug, dein Arm — o weißt du es noch?
Gesang der Liebe so laut und warm,
Wie war dein Blick Gesang — —

Wie lang uns zu Häupten glühte
Die weite Sommervollmondnacht —
O du, nun unter Cypressen
O du, die mich und alles vergessen — o weißt du es noch?



O wie schwer . . .

O wie schwer
Liegt das Gestern auf dem Heute,
Jede Nacht auf jedem Tag —
Unser Wachen wird zur Beute
Unsrer Träume — ach wer mag
Noch in solchem Schicksal leben,
So umklammert sich erheben;
Jede Thräne, jedes Beben
Zittert ewig in uns nach —
Jede Stunde will sich rächen,
Ewig, ewig muß zerbrechen,
Wer einmal zerbrach . . . .

Klagelied.

Mein Gott, wie wandeln die Tage über den See —
Bald wie ein Sturm
Der den See zerreißt,
Bald wie eine Wolke,
Die auf den Wassern lastet,
Bald wie ein Schiff,
Das geruhigen Kiels fährt
Und jeden an sein Ziel bringt.

Mein Gott, wie wandeln die Tage vorüber —
Wie Nebel übern winterlichen
Kamm des Gebirges,
Wie Geister in weißen Nebelschleppen
Ueber den Kamm des Gebirges;
In den Händen halten sie
Brennende Kerzen wie — Erinnerung,
Ihr Flattern ist so kalt
Und ihr Gemurmel so öde.

Mein Gott, wie wandeln die Tage vorüber —
Sieh! über die Brücke,
Gespannt von Ewigkeit zu Ewigkeit,
Ueber die endlose Brücke
Weiter als der Himmelsbogen,
Wie sie ziehen
Ueber die Brücke des Lebens —

Denn das Leben ist eine Brücke:
Endlos ist sie,
Gespannt zwischen Ewigkeit und Ewigkeit.
Sieh, wie sie schlafend gehen,
Sie drängen nicht,
Sie stehen nicht stille;
Mit stillen blinden Augen
Ziehen ihre Reihen
Ueber die Brücke des Lebens,
Gespannt von Aufgang zu Niedergang

Mein Gott wie wandeln sich die Tage —
Wer liest die Zeichen
Auf ihrer Stirne,
Wer liest die Zeichen,
Die sie an die Thürpfoste schreiben,
Welche Stirne schauert nicht
Unter ihrem Finger;
Viel sind der Zeichen,
Dunkel, traumhaft und wirr sind sie
Und machen doch ein Wort;
Dunkel traumhaft und wirr
Ist das Wort
Und das Wort ist — Mensch.
Ach, was ist des Menschen,
Denn Fragen und Fürchten?
Der eine Tag giebt es ihm,
Und der andere nimmt es ihm wieder,

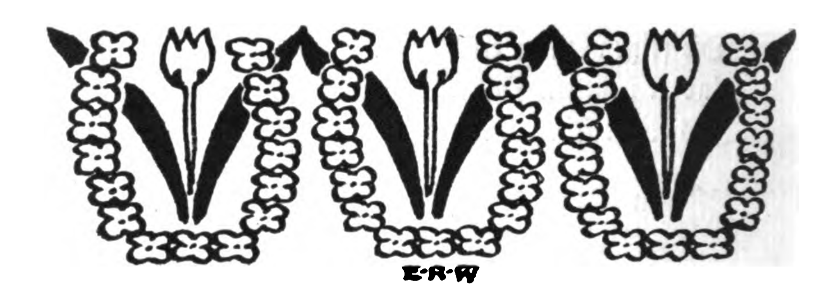
Und seine Kraft sind Thränen;
Ein Leid bleicht ihm in der Brust,
Und ein Lieb im Arm —;
Auf untergegangenen Sonnen
Schläft sein Herz,
Und ein Fels
Hängt über dem Schlafenden;
Seine Gärten sind kahl
Und sind wieder voll roter Früchte,
Sie kommen und gehen,
Aber sie gehorchen ihm nicht;
Er schreit nach ihnen,
Aber sie gehorchen ihm nicht;
Er verschlingt sie,
Aber sein Bauch orakelt ihm nicht,
Das Orakel des Bauches
Heißt — Kot....

Mein Gott, wie wandeln die Tage vorüber —
Wie ein dunkles Wetter.
Was ist des Menschen,
Denn ins Dunkel zu lauschen,
Ins Dunkel zu schreiten,
Ins Dunkel zu singen?
Er weiß nicht, wer neben ihm geht,
Er kennt nicht, die ihn hören,
Er fühlt nicht, wen er am Herzen hält,
Er faßt eine Hand,

Die seinen Vater erschlagen,
Und er küßt ein Haar,
Ins Blut seiner Mutter getaucht . . . .

Ein Volk von einsam wandernden Blinden
Wohnt auf der Erde,
Und die Erde ist Nacht.
Aber ein Licht ist in der Nacht:
Gott ist das Gestirn der Nacht,
Ist wie der Mond,
Der in den Bergen dämmert. —
Sieh: in wunderbarem Reigen
Wandert das Volk der einsamen Blinden
Unter dem dämmernden Mond,
Durch die Nacht . . . .





Disharmonie. Von Fritz Rassow.

Die Akkordfolge wurde immer sinnloser. — Meine Finger rasten, und die Handgelenke zitterten. Dabei sahen meine Augen, wie aus ihren Höhlen gelöst, wild umher und unterschieden kaum die Dinge, an denen sie so starr vorüberstreiften. Es war dunkel geworden in der Kammer, und das Fenster hatte durch den draufscheinenden Mond einen fahlen Schimmer bekommen. — Es wurde also schon Nacht!

Noch immer hackten und wirbelten meine Finger, so daß sich vor meinen Ohren ein gewaltiges Brausen gleichsam staute — ein Brausen von all den Tönen, die ich da hervorbrachte, und die ich doch nicht in meiner Gewalt hatte.

Sah ich auf die Tasten herab, wie sie hoch und nieder flogen, so schien dort eine Unzahl kleiner Teufel mit sprühenden Flammen auf den Köpfen hin und her zu springen und mich in das Höllenchaos von unsinnigen Tönen hinein zu zerren.

Oben, in meinem Kopfe, aber wütete etwas noch Stärkeres, und gepreßter, lauter, härter, roher, steiniger mußten die Töne werden um das zu betäuben.

Und sie sollten es betäuben!

Unter dem Klaviere flogen meine Füße auf und ab, sie flogen im Takt mit den steinigen Noten und stießen dazu auf den Fußboden, der unter meinen Tritten zitterte.

Es war mir kaum bewußt, daß ich die Pedale nicht zufaßte.

Nur das rechte legte jetzt etwas wie ein langes, leimiges Band um die Akkorde, die sich unter meinen Fingern gebaren und aufschrien. —

— Aber jetzt, — jetzt konnte ich nicht mehr! — Plötzlich ging es nicht weiter, — die Handgelenke waren gänzlich schlaff geworden; ich wunderte mich über die weichen Töne, die wie leise, wimmernde Hilferufe aus den Tasten hervorkamen, aber sie ließen mir Zeit zum Atmen, zum Aufsehen.

Und dann fürchtete ich mich in dem Zimmer, das doch meines war, wo ich jeden Gegenstand kannte, — fürchtete mich vor dem Weißen, das in der Ecke stand und mein Bett war, — vor dem Auf- und Niederwogen am Fenster, das die zerrissene Gardine war, — vor diesem ganzen, dicken, schwarzen Unfaßlichen, das die Nacht immer in einen Raum legt, — schließlich vor den eigenen Tönen, die nur noch stottern konnten.

Endlich schwiegen sie ganz. — —

Ich saß zusammengesunken im Stuhl und starrte auf die Tasten, die wie eine blasse, stumme Leiche da lagen.

Es fröstelte mich langsam über den Rücken, — als ob vom obersten Halswirbel bis zur Ferse ein kalter Messerrücken das Fleisch hinabglitte.

Ich glaube nicht, daß ich wankte, als ich mich erhob und, ohne die angelehnte Thür besonders zu berühren, sie mit der ganzen Körperschwere aufstieß; es war so dumpf in mir, eine Luft, wie sie wohl nur unter dem Sargdeckel gepreßt liegt! —

Die steile Treppe knarrte und war auf den oberen Absätzen so dunkel, wie es bei mir im Zimmer gewesen war, — weiter unten roch und leuchtete die Oellampe.

Trotz des schwachen Schimmers kniff ich die Augen zu — und dann war ich draußen.

Draußen, im Freien, — ohne Hut, ohne Mantel!

Der Kopf war mir beim Absteigen auf die Brust gesunken. Er dröhnte, wie von einem schweren, bleiernen Gefühl überwältigt, und manchmal kam mir die Empfindung, als ob das Kinn bis zur Stirn hinaufgebogen und mit ihr verwachsen sei. Keine kühle oder warme oder feuchte Luft schlug mir entgegen, — es war immer die gleiche trockene, inhaltlose Atmosphäre, in der ich ging, in der ich jetzt leben mußte und in der ich litt. — Wie hatte sie mir einst lebendig und warm vorkommen können? Lebenswarm, berauschend? —

War ich nicht trunken von ihr gewesen? — —

Jetzt litt ich furchtbar, und sie machte mich langsam sterben — sterben, denn die Wunde blutete ja immer fort, immer fort! —

— Es war mir, als müsse oben bei den bleichen Tasten eine weite, rote Lache stehen, und als liefe ein enger gleichmäßiger Strom langsam über die Treppe hinunter, an der Oellampe vorbei, bis hierher.

Und wenn das Rote oben lange gestanden hatte, dann

war es schwarz geworden, — bald mußte ich ja ausgeblutet haben. — O, hier im Garten war ich!

Plötzlich begriff ich es.

Die Augen suchten in Kreisen, in Linien, in einem einzigen Punkt umher, — sie sahen etwas aus vergessner Zeit — ein Gekanntes, vor dem dicke, weiße Schleier lagen. Sie sahen auch wohl die Planke und die Laube und die ganz kleine Pforte, und doch waren es nicht die Planke und die Laube und die ganz kleine Pforte.

— Um Gott! —

Stimmen! — Aus der Laube kamen sie, — hörte ich recht? —

— So ist mir denn die Wunde geschlagen, doch daß sie langsam verblute, — Nein! — sie muß fast schon saftlos, fast trocken, wieder aufgerissen werden um furchtbarer zu strömen!

Ich schließe meine Augen —, oh —, ich schließe sie sogar fest, zitternd gepreßt, — und doch dringt der Strahl von dem neuen, frischen quellenden Blutstrom hindurch. Alles ist mein Blut, was da fließt —!

Wie sich die Tropfen aneinanderschmiegen, wie die Kügelchen rollen und sich zerren und rauschen und erzählen und flüstern und jammern — ja, sie schreien auch —!

Und was ist es, das die Tropfen schreien? — Der eine: — „O, er hat sie geliebt mit der Inbrunst, die gleich dem nur die rote Sonne des Abends ausstrahlen kann, wenn sie sich freut auf das Lager unter dem Ocean, — wenn sie für die Nacht ihren heißen Mund auf den Gliedern der Erde bettet.“ — —

Der zweite: — „O, er hat sie geliebkost, so weich und schmeichelnd, so zart und innig, wie sich die lauen Aetherströme der Welt an den Erdball schmiegen, ihn umfließen und tragen, auf seiner klaren Bahn!" —

Der dritte Tropfen sagte: — „O, er hätte mich und alle meine Brüder mit Freuden vergossen, wenn sie es gefordert, und er hätte weitergelebt ohne Blut, ohne einen Tropfen, — nur in seiner Liebe zu ihr, in diesem jauchzenden, prachtvollen Gefühl — wenn sie auch so gefühlt hätte; — aber sie fühlte es nicht!" —

— Ich konnte nichts mehr verstehen, und doch hörte ich nur das Raunen der Blutstropfen, die aus meinem Herzen flossen! —

Schon wieder klingt ein glühender geflüstertes Wort aus der Laube an mein Ohr, — wie ich an der Planke lehne!

Um Gott! Leben! Leben? —

Ich kann nicht mehr leben! —

Da! da! Wenige Hände, wenige Atemzüge von mir sitzen — die mich darum betrogen, — und kosten, — kosten, — und schlürfen! und mit jedem neuen Kuß verschwimmt, zerrinnt ein Etwas zwischen ihnen mehr!

Das Etwas bin ich — war ich. —

Jetzt ein Schatten, ein Nichts!

Ein Nichts, dem Alles verloren ist!

Nur dies Fleisch, — diese Knochen, — dieser Atem wollen noch zermalmt — noch zerstört sein! —

Ich stürze vor, — die kleine Pforte wankt, wie ich an ihr reiße, — sie schreit, — sie ist offen! —

Dort! Dahinten! Gleich dort ist die Bahn!

Ich stürze, eile, stolpere über das beackerte Feld, — jetzt — Atem! — jetzt kommt die Böschung! — Zweimal keucht und stößt meine Lunge, dann haste ich hinan!

Gott! Gott! —

Ich weiß nicht, wie ich mich wenden soll, hier oben, zugedeckt mit Finsternis, mit unsichtbaren Schrecknissen.

Es scheint, daß sich mir von allen Seiten gespenstische Arme und Köpfe in die Hüften pressen; — der weiße Stab, der schon über mich gebrochen ist! — Ich sehe, wie er mir vor den Augen umhertanzt, bald zusammengeleimt, bald auseinandergeknickt.

Mir ist, als läge eine ungeheure Entfernung zwischen meinen Augen und meinem Mund, tausend Meter weit sind sich Kopf und Hände entrückt. Die Finger tasten langsam am Boden, wie schleichend schieben sich die Knöchel voraus und streifen noch immer nasses Gras, — — dann Boden, — hier ein Span! — da! endlich — Eisen! — Das kalte, schroffe Eisen: die Schiene! Von hinten nach vorne breite ich mich darüber und bohre meine Ellbogen daneben in den nassen Sand.

Es wird kalt. Mich friert. Mein Kopf wird immer schwerer, es hat sich etwas wie ein fester Eisenring darumgelegt.

Der preßt alles Denken heraus, und ich liege teilnamslos, — steif.

Die Schienen drücken mich in den Knien und in der oberen Brust. —

Noch immer kein Zug in Sicht!

Der weiße Stock ist völlig zusammengeleimt, — er tanzt vor mir auf und ab und scheint zu rufen, das Sausen in den Ohren überschreien zu wollen: — „Komme zurück! Noch ist es Zeit! — Noch kannst Du leben, — Du bist nicht gerichtet, — Du hast Dich nur selbst gerichtet. — Noch ist es Zeit. — Komme zurück!“ —

Und dann kommt eine Verdickung an das Ende des Stabes und schwillt an, und es wird ein Notenkopf, — nein, nicht eine, — hunderte, tausende unzählige, Noten umtanzen mich: — „Komm zurück, komm in Dein Zimmer, in Dein dunkles, kleines Zimmer, wo der stumme Mund des Klavieres nach Dir trauert.“ —

Und ich erhebe halb meinen Oberkörper auf den Armen.

— Soll ich zurückkommen?

Es flutet mir durch das Gehirn, wie ein lang vergessenes Wässerchen von Glück, das zart und schüchtern noch eine kleine Welle schlägt. —

— Soll ich zurückkommen? Kann ich doch noch leben? Kann ich noch irgend ein Wesen glücklich machen, — kann ich selbst noch einmal glücklich werden? — Die Laube schiebt sich in meine Gedanken, — die Planke, die glutheißen Flüstertöne!

Nein! Nein! — Nie mehr glücklich!

Und dann höre ich, an die Schiene gepreßt, ein leises Summen, ein ganz leises Summen.

Noch muß es sehr fern sein! Noch ist es wie eine träumerische Fliege, die an der Fensterscheibe klebt und nachdenkt, nur nachdenkt — dabei summt sie dann so leise. —

— Das runde Eisen schmerzt, denn mein Ohr liegt fest an der Schiene, — mein Auge fliegt spähend in der Weite, in diesem jetzt undurchsichtigen, schwarzen Etwas. So dunkel! So dunkel! in mir, über mir! Das Sausen kommt näher! —

Ich zittere, jeder Nerv lebt, jeder Puls schlägt!

Viele Leute, — so kommt mir in den Sinn, — warfen sich ganz zuletzt vor die rollenden Räder, — und warteten nicht! —

Da — da, — zwei Augen, ganz klein, ganz klein noch. Aber schon strahlend, schon gelblich glänzend, schon von fern das Schwarze durchdringend.

Die Arme zucken, mit denen ich an den Schienen klammere; kaum ist Alles, Alles in mir niederzuhalten! — Einen Augenblick denke ich an mein Bett, zu Hause lag ich öfters so in den Kissen; dann nehmen die Umrisse hinten, weit hinten Gestalt an. Die Lichter blenden und schießen vor, — durch die Schwärze.

Ein Unabwendbares zieht rücksichtslos heran, — ich will aufwärts eilen, — forteilen, — nur fort, um Himmels willen! Aber mein ganzer Körper fliegt, und geschwächt kann ich nicht einmal mehr das Genick wenden, — aus der Kehle röchelt es nur.

— Furchtbares Brausen rückt heran — immer näher, — immer näher. —

Ha! Noch ein rasender Augenblick, — Mutter, Vater, Kindheit, Jugend pressen sich in ihn zusammen, — alle meine Musik ist mir gewärtig, — dann sehe ich sie noch einmal, — vom ersten Kuß an, bis heute, — bis sie und der Bruder, —

— das Flüstern, das heiße Flüstern! — Dann ein Stampfer, ein furchtbares Stampfen — — — ich wußte schon lange nichts mehr. — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — Nichts mehr! — — — — — — — — — —

Jetzt? — Jetzt weiß ich Alles, weiß ich allerdings Alles. — — Daß etwas Ungeheures, Sinnentötendes an mir vorbeiflog. — An mir vorbei! Auf der anderen Schiene! Wie das Glück, das stets so dicht an mir vorbei jagte! — Vorbei! Nicht über mich hinweg! — Was soll ich noch weiter sagen, — ich fühle mich erschöpft, als hätte ich es noch einmal durchgelebt, — und dann — für wen schreibe ich dies überhaupt? — — — Wem gebe ich eigentlich mein Innerstes? Wohl nur dem Papier, denn jene, die Weißen, werden es bald wegwerfen — Aber es wird noch einmal kommen, — und wird mich erdrücken.

Dann werde ich es bejauchzen. Das wird mein einziges und letztes Glück sein.

Nur noch Fetzen und Knochen und Splitter und viel Blut muß übrig bleiben.

Viel Blut! —

Etwas ist auch noch geblieben, es weicht nicht von mir, — — nur für ganz kurze Zeit, — wie jetzt, wo ich dies schreibe. — Jetzt, in einem „lichten Moment", wie sie es nennen! — — — —

Schon wieder naht es sich, — wie die Augen der Lokomotive, ganz von weitem! — aber immer näher! — immer näher! — Langsam, rascher, — das Brausen betäubt dann

alle Musik in mir und zuletzt bleibt alles Noten und Blut! — Am Knie und an der obern Brust fühle ich schon das Pressen wieder.

Es werden die Schienen sein! —

Und dann kommen dahinten die Männer in den weißen Jacken.

Es sind liebe, freundliche Männer!





Spaziergang.

Sieh, nun ist mein Herz zufrieden,
Und die Schmerzen sind vorbei.
Meine Seele fühlt sich frei
Und von aller Not geschieden.

Heute, wie die Sonne scheint,
Wollen wir das Glück genießen,
Wie die kleinen Blumen sprießen,
Die zur Nacht der Tau beweint.

Heute! o geliebtes Wort!
Weiß ich doch nicht, was vergangen,
Was mich morgen will umfangen,
Und so bin ich fort und fort.

Sieh der Ferne sanftes Blau
Sich der Himmelsluft vermählen!
Und so sollte ich mich quälen,
Wenn ich in die Ferne schau?

Sieh der Vögel zarten Flug
Durch verklärte Lüfte wandern.
Liebe Vögel, grüßt die andern,
Die die Sehnsucht weiter trug!

O, die süße Nachtigall
Will in Liedern sich vergeuden;
Und die tausendfachen Freuden
Sammeln sich in ihrem Schall.

Und der Bach, der so beglänzt
Durch den Grund der Wiesen gleitet,
Sich zu Spiegelflächen weitet,
Schattend nachbarlich umkränzt,

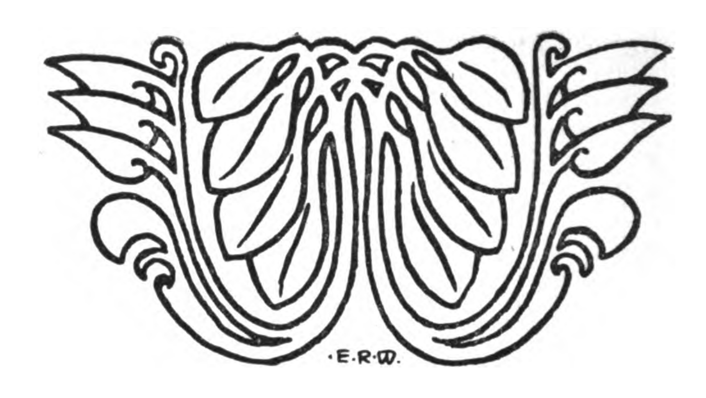
Und die Rosen blühen auch,
Zierlich knospend, voll geründet,
Von der Sonne Lust entzündet,
Und in Düften lebt der Strauch.

Und es dauert noch der Tag;
Und die Sonne will verweilen —
O, genieße! — und enteilen
Mag die Freude, wann sie mag.

— — — — — — — — — —

Wirst du so die stille Pracht
Deiner holden Tage segnen,
Soll die Liebe dir begegnen,
Die dich ganz beseligt macht.

R. A. Schröder.



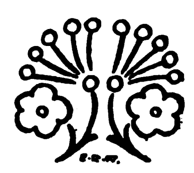
Träume.
Zwei Gedichte von Otto Julius Bierbaum.

I.

Ich hört ein himmlisch Lachen
 Heute nacht im Traum:
Das ließ mich froh erwachen.

Wie schlug mein Herz geschwinde!
 Kamst du mir nicht her? — :
Der Vorhang ging im Winde.

Ich neigte seinem Saume
 Nahe meinen Mund, — :
Und ich bin n o ch im Traume.



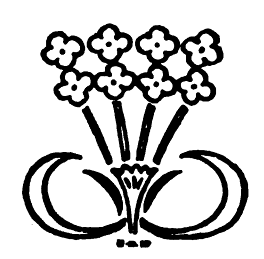
2.

Ach, was sah ich im Traum:
Du hast die Hand mir gegeben,
Und stumm sprach mir dein Mund:
Ja, ich fühle wie du.

Tief im Walde geschahs:
Es sangen um uns die Vögel,
Sonne küßte das Moos
Und deinen seidenen Schuh.

Nahe warst du mir so,
Daß deinen Atem ich fühlte.
Und ich sah dir ins Aug,
Und ich weinte vor Glück.

Mädchen, was mir der Tag
An Kümmernissen mag bringen:
Lächelnd denk ich des Traums,
Selig denk ich an dich.



Savage:
Illustration zu Maeterlincks
Tod des Tintagiles.



Savage:
Illustration zu Boccaccios
Traum Isabella's



7 97



Anmerkungen.

Die den Gedichten der Mechthild beigefügten Holzschnitte wurden nach den Originaldrucken neu geschnitten, die sich auf der Kupferstichsammlung der k. und k. Hofbibliothek in Wien befinden. Der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Gustav Glück, eines Beamten dieses Institutes, ist die Erlaubnis zu dieser ersten Veröffentlichung zu danken. Die — etwas größeren — Originale sind farbig (wohl von einer gleichzeitigen Hand koloriert) und dürften, wie das Meiste der mystischen deutschen volkstümlichen Bilderfolgen, oberdeutschen Ursprunges sein; man könnte auf einen Dominikaner des mystischen Klosters Adelhausen zu Freiburg i. Br. als den Künstler raten. Die Druckzeit der Blättchen ist der Anfang des 15. Jahrhunderts. In dem Buche von Alfred Peltzer: Deutsche Mystik und deutsche Kunst (Straßburg, bei Heitz, 1899), dessen Texte leider bildliche Reproduktionen fehlen, findet man in guter Ausführlichkeit Alles, was über die bildlichen Darstellungen mystischer Glaubensformen historisch zu sagen ist. (Vergleiche besonders das Kapitel „Die minnende Seele“, S. 164—183.)

Meier-Graefe läßt unter dem Titel: Die Welt-Ausstellung in Paris 1900 bei Franz Krüger in Paris und Leipzig ein Lieferungswerk erscheinen, das, wie die bisher erschienenen Lieferungen erwarten lassen, ein sehr wertvolles und dabei kurzweiliges Dokument dieser Veranstaltung werden wird. Um einen Begriff von dem Stil und den Absichten des Werkes zu geben, drucken wir im folgenden die Einleitung dazu ab:

Unser Werk ist schon durch sein Format für die Rocktasche des Touristen ungeeignet, der sich schnell mal über die Größe des Riesenglobus orientieren will, während vor ihm ein Negertanz aufgeführt wird, neben ihm der Schah von Persien seinen Einzug hält und hinter ihm ein paar Dutzend neuster Dampfmaschinen losgelassen werden. Wer in diesem tollen Trubel treibt, wie ein Stückchen Kork im Weltmeer, wird kaum daran denken, daß nach einer kurzen Spanne Zeit, die gerade ein Zehntel von dem Aufwand, den die Schöpfung dieser Welt gekostet hat, dauern wird, alles zu Ende sein wird. Was bleibt von alledem? Wenn das lustige, bewimpelte Meer von Bauten in den Stilen aller Zeiten verschwunden sein wird, mit allen seinen schwarzen, weißen, gelben Völkern, was bleibt von all der Lust, von all der Arbeit, von diesem ungeheuerlichen Konzert intensivster Bethätigungen? Diesen ideellen und in letzter Instanz praktischen Rest möchten wir gern, soweit es möglich ist, festzustellen versuchen. Man sollte meinen, dieses müßte interessant sein, sowohl für den, der als ernster Beteiligter hinkam, der dort Hoffnungen erfüllt und betrogen fand; er wird über seinem winzigen Geschick noch ein anderes sehen, das seiner Zunft, seiner Klasse, seines Landes, seiner Gegen-

wart; ein tausendfältiges, im tiefsten Sinne sinnvoll, vor dessen Bedeutung das kleine Eigenschicksal zuletzt verschwindet. Auch für den, der nicht mehr praktisch teilnimmt und zusehen wollte, und der erstaunt über die Größe des Schlachtfeldes, über die Leidenschaftlichkeit, mit der gekämpft wird, über den Wert der Einsätze. Vielleicht sogar auch für den Schlachtenbummler, den besten Kunden der Sleeping Cars, der zur Ausstellung fährt, wie nach Bayreuth oder nach Monaco, den Allerweltsmann, dessen Ehrgeiz nicht weiter geht als einmal in sämtlichen Ausstellungsrestaurants zu essen und von den wichtigsten Punkten abgestempelte Ansichtskarten an sich selbst daheim zu adressieren. Selbst ihm dämmert vielleicht in lichten Momenten die Ahnung, daß diese Ausstellung noch etwas anderes ist als ein Sammelplatz der schönsten Mädchen und anderer Eßwaren.

Und schließlich, hoffen wir, wird der etwas bei uns finden, der gezwungen war oder wie immer warum vorzog, daheim zu bleiben; der sich ein klares Bild machen möchte, nicht lediglich von dem Riesenrummel — den kann er sich, ohne gesehen zu haben, doch nie vorstellen — sondern von der Sache!

Was wir meinen, was wir suchen wollen, ist das neue Jahrhundert, das in goldenen Zahlen auf allen Giebeln der Paläste prangt, das Neue, das nicht nur neu, sondern besser ist als das Alte, von dem wir uns Förderung versprechen für die Gegenwart und die Zukunft. Daß es in der Zeit, in der wir leben, enthalten ist mit tiefen wunderbaren Kräften, darüber lohnt nicht zu streiten. Ob es diese Ausstellung enthält, das ist die Frage.

Ist es so, wie wir hoffen, so denken wir, wird aus unserem Werk ein bescheidenes Dokument werden, ein Durchschnitt durch die Kultur unserer Zeit. Kulturell bedeutungsvoll ist schon die ausnahmslose Beteiligung der Völker an der Ausstellung. Bei den merkwürdigen Verhältnissen des jüngsten Frankreichs wäre es kein Wunder, wenn die eine oder andere Nation gesagt hätte: ich spiele nicht mit. Daß es nicht geschah, ist schon ein Triumph, nicht für Frankreich, sondern für den modernen Gedanken. Es war eben wichtig, hierherzukommen, wichtiger als politische Affairen, wichtiger als der berühmte Nationalhaß und dergleichen. Heute können schon sehr viele Leute der verschiedensten Rassen ungestraft bei einander sein, zumal in einem so vergnüglichen Käfig wie Paris; ja und sie können sogar alle möglichen Vorteile von dieser Massenberührung haben. Es dämmert eine Zeit, die in der Gemeinschaftlichkeit die Stärke sucht. Es ist nicht gerade das Christentum, das dieses Ideal plausibel gemacht hat; es ist der Hunger, wenn man darunter auch den Appetit auf köstliche Dinge versteht. Es werden Besitztümer geschaffen, die sich von den traditionellen Rassedifferenzen befreien; der Handel und die Industrie sind mächtigere Regenten geworden, als die schwankende Laune kriegliebender Herrscher. Die Welt fängt an, sich friedlich zu regulieren. Man begreift, daß die Frage, daß überhaupt Besitztum da ist, wichtiger ist als die Entscheidung, wem es gehört. Und vor diesem Gedanken erscheint uns die Ausstellung wie eine wohl organisierte Freude an dem Besitz der heutigen Welt, als ein Fest, das nicht das eine Volk auf Kosten des anderen feiert, sondern mit dem wir über die Manen der Ver-

gangenheit triumphieren, über die Welt vor hundert, zweihundert, tausend Jahren, die uns ferner ist als Sonne und Mond und von der wir uns mit immer neuer Freude immer weiter entfernen, siegesgewiß, einem besseren Geschick entgegenzugehen. — — Um unsere Pläne vor unseren Lesern zu entwickeln, bleibt uns nur der Weg, an den Einzelgebieten zu demonstrieren. Eine Bewältigung der Aufgabe durch eine einzige Hand schloß sich von vornherein aus. Der Verlag hat es sich angelegen sein lassen, solche Fachleute als Hilfskräfte für die Behandlung der Gebiete der Industrie und Specialwissenschaften zu gewinnen, die außer ihrem Fach auch weiteren Interessen zugänglich sind. Der Herausgeber fügt sich nur ungern dem Wunsch, diese Mitarbeiter hier nicht zu nennen. Denn er erblickt gerade in diesen Gebieten, vor allem in der Großindustrie, den Schwerpunkt. Wenn außerdem auch die künstlerische Sphäre mit Liebe bedacht wird, so geschieht es ebenfalls von dem Standpunkt, der in ihr Perspektiven in die Zukunft sucht. Wir würden den ärgsten Mißgriff begehen, wenn wir an eine Ausstellung des Weltgetriebes mit specialästhetischen Kriterien heranträten. Die Kunst im alten Sinne des Wortes, d. h. als Abstractum, hat hier nur die Bedeutung eines Details. Wohl aber wird die Anschauungsart, die über die Grenze zwischen Kunst und Leben hinwegschreitet und in einer gelungenen Maschine und einer vollendeten Skulptur nicht zwei verschiedene Welten, sondern Produkte derselben Zeit sieht, im folgenden sehr oft von Kunst zu reden haben."

Freunde haben uns veranlassen zu müssen geglaubt, daß wir zu ein paar ebenso taktlosen wie gehässigen Anwürfen Stellung nehmen sollten, deren Ziel wir in letzter Zeit gewesen sind. Wir meinen, daß wir diesen Wünschen nicht entsprechen sollen. Was in jenen Ergüssen das Ergebnis offenkundig scheelsüchtigen Uebelwollens ist, überlassen wir der Verachtung aller vornehm Denkenden, wie wir selber nichts als gleichmütige Verachtung dafür haben. Einer unverständigen Kritik aber, sie sei welche sie wolle, denken wir damit am besten zu begegnen, daß wir auf dem von uns betretenen Weg ruhig weiter gehen und eine Rechtfertigung unserer Arbeit der Zeit überlassen.



Die Insel. 1. Jahrgang. 4. Quartal. Nr. 10. Juli 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.


·E·R·W·

Bezugsbedingungen

Abonnement vierteljährlich 9 Mk., halbjährlich 18 Mk., jährlich 36 Mk. inklusive fester Einbanddecken mit Pergamentrücken für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 3 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 12 Mark.

Im Zusammenhang mit der Monatsschrift und unter gleichem Titel erscheint beim Beginne jedes Quartales ein Mappenwerk, das in jeder Nummer ca. 6 Blätter zeitgenössischer Künstler (Originaldrucke) und 4 Blätter verstorbener Künstler (Reproduktionen), also im ganzen jedesmal 10 Blätter bringen wird. Dasselbe wird nur im Jahresabonnement abgegeben.

Preis für das Jahresabonnement der Insel-Mappe 50 Mark.

Für den, der auf Monatsschrift und Mappenwerk zugleich abonniert, tritt eine Ermäßigung des Gesamtpreises auf 75 Mk. ein.

Von beiden Publikationen erscheinen Luxusausgaben, die nur im Jahres-Abonnement zu beziehen sind.

Von der Monatsschrift vierzig handschriftlich numerierte Exemplare, und zwar:

No. 1—15 auf kaiserlich Japan abgezogen, jährlich . . . . . Mk. 150
„ 16—40 „ holländisches Büttenpapier abgezogen, jährlich . „ 80

Von dem Mappenwerk ebenfalls vierzig numerierte Exemplare auf spezielles Luxuspapier mit breitem Rande abgezogen, und zwar

No. 1—10 mit von den Künstlern signierten Originaldrucken . Mk. 200
„ 11—40 . . . . „ 100

Bei gleichzeitigem Bezug der Luxusausgabe von Zeitschrift und Mappenwerk erhalten die Abonnenten die Original-Illustrationen der Zeitschrift in einzelnen Blättern, deren Größe derjenigen der Mappenblätter entspricht, auf Luxuspapier extra geliefert. Die Jahrespreise stellen sich, wie folgt:

Für Monatsschrift auf Japan und 1—10 des Mappenwerks . Mk. 300
Für Monatsschrift auf holländ. Bütten und No. 11—40 . . . „ 160

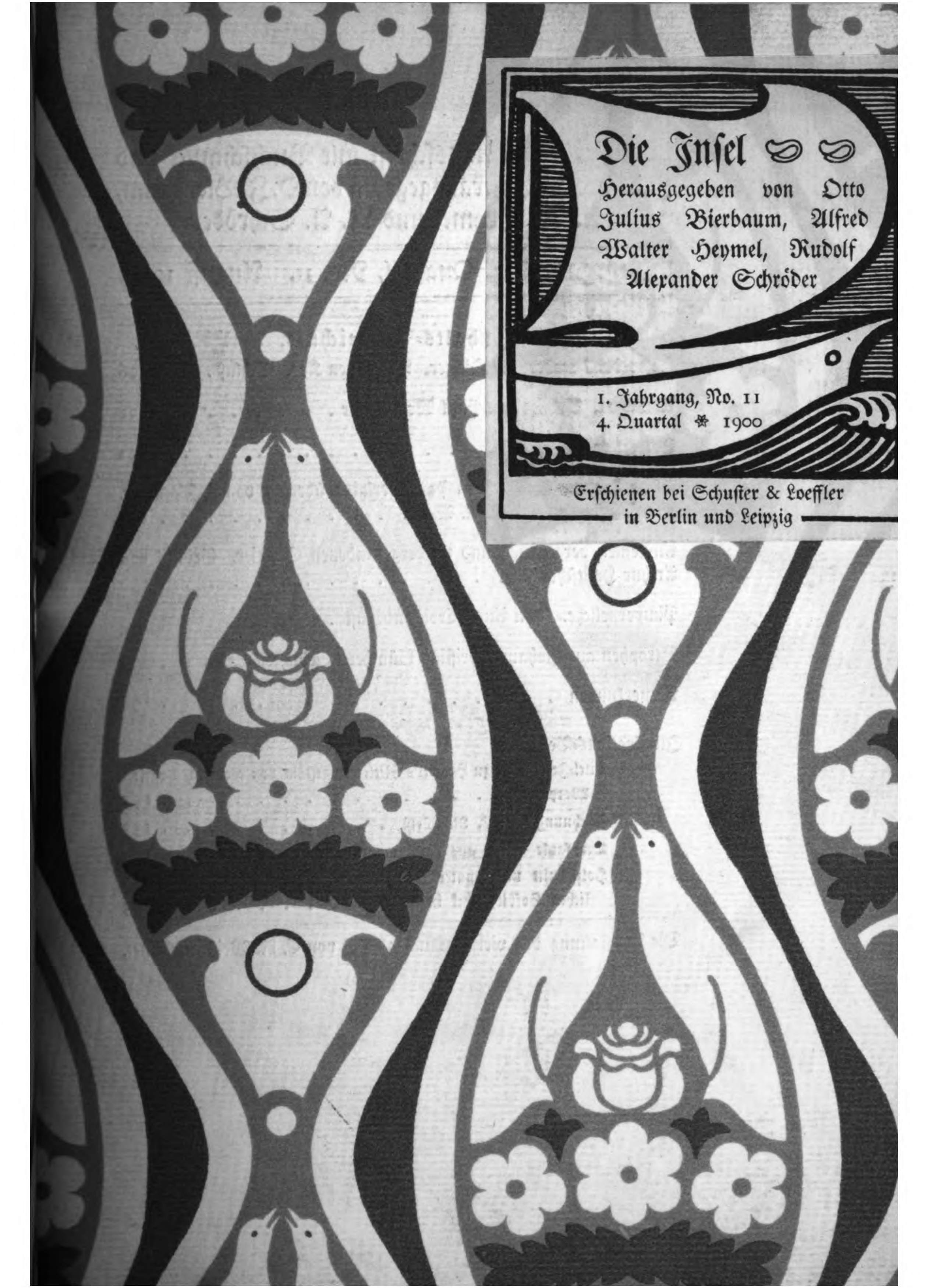
No. 1—15 der Zeitschrift erhalten vierteljährliche Einbanddecken,
No. 1—10 des Mappenwerks Jahresmappen aus ganz Pergament.

Diese beiden Publikationen sind durch alle größeren Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen. No. 1—15 der Zeitschrift und No. 1—10 des Mappenwerks sind nur durch die Redaktion der Insel zu Händen des Herrn A. W. Heymel, München, Leopoldstraße 4/0 l. zu beziehen.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäußerungen erfolgen nur im Falle der Annahme.

Gedruckt im Juli des Jahres 1900 in der Offizin W. Drugulin, Leipzig.




Die Insel
Herausgegeben von Otto
Julius Bierbaum, Alfred
Walter Heymel, Rudolf
Alexander Schröder
1. Jahrgang, No. 11
4. Quartal * 1900
Erschienen bei Schuster & Loeffler
in Berlin und Leipzig

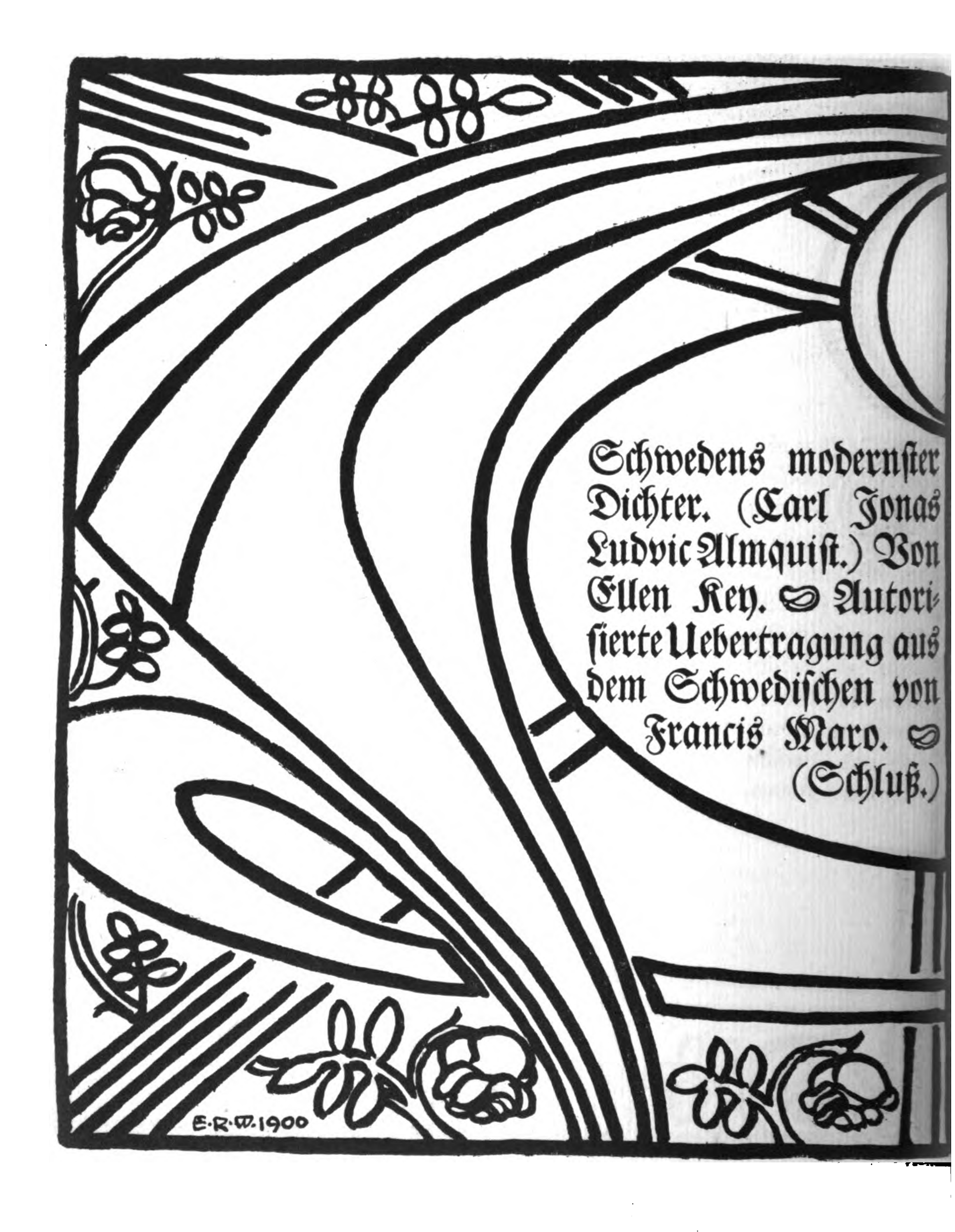
„Die Insel", Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen, herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder

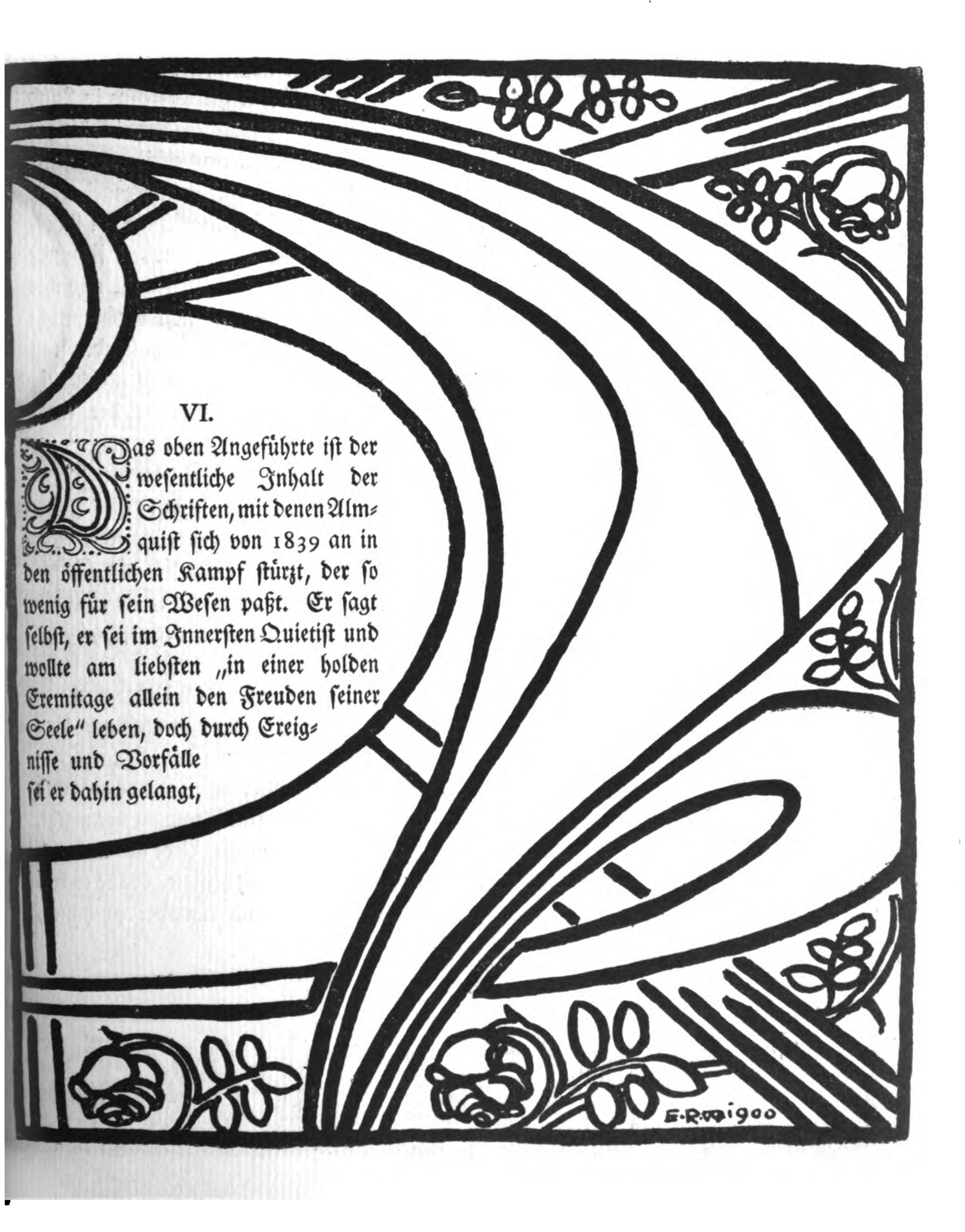
I. Jahrgang. 4. Quartal, No. 11. August 1900.

Inhalts=Verzeichnis.

Die Ausstattung des vierten Quartales ist von E. R. Weiß gezeichnet.

Die Insel. Nr. 11.
August. 1900.


Schwedens modernster
Dichter. (Carl Jonas
Ludvic Almquist.) Von
Ellen Key. Autori-
sierte Uebertragung aus
dem Schwedischen von
Francis Maro.
(Schluß.)
E·R·W·1900



VI.

Das oben Angeführte ist der wesentliche Inhalt der Schriften, mit denen Almquist sich von 1839 an in den öffentlichen Kampf stürzt, der so wenig für sein Wesen paßt. Er sagt selbst, er sei im Innersten Quietist und wollte am liebsten „in einer holden Eremitage allein den Freuden seiner Seele“ leben, doch durch Ereignisse und Vorfälle sei er dahin gelangt,

aus tiefer Ueberzeugung Dinge zu äußern, die die bestehenden Gesellschäftsformen angriffen. Seit er die Professur in Lund verlor, die vielleicht seine Rettung aus späteren Verwickelungen gewesen wäre, hielt ihn nichts ab, Hiertas eifrigem, beharrlich wiederholtem Wunsche, „Es geht an", herauszugeben, zu entsprechen. Diese Novelle, die bei der Vorlesung im häuslichen Kreis nicht nur Hierta, sondern auch andere Freunde Almquists durch ihre außerordentliche Künstlerschaft und ihre kühnen Ideen entzückt hatte, war bisher nicht veröffentlicht worden, weil ihn seine stets unruhige und zurückhaltende Frau davon zurückgehalten hatte. Nun kamen noch gleichzeitig scharfsinnige Abhandlungen, wie „Die Gründe der europäischen Unzufriedenheit", und die in der „Monographie", wo Almquist seine Behauptungen auf kirchliche Autoritäten stützte. Er zeigt, daß, so wenig die christliche Ehe in den ersten Jahrhunderten durch die Trauung geheiligt wurde, die echte Liebe heute einer solchen Heiligung bedarf. An sich ein schönes Symbol, ist die Trauung zu einem Hindernis echter Sittlichkeit ausgeartet. Sie hat das Wesen der Ehe verfälscht, indem sie unechte Bündnisse einweihte und zusammenhielt und so die Menschen lehrte, „die Keuschheit als einen Ueberwurf" zu betrachten, nicht als das Wesen des Zusammenlebens. Und dies ist vor Allem durch die Heranbildung der tadelnswerten Ansicht geschehen, daß ein aus den niedrigsten Beweggründen geschlossenes Verhältnis, wenn ihm eine Trauung vorangeht, rein wird, während eine Vereinigung echter Liebe als unkeusch gestempelt wird, wenn keine Trauung sie heiligte. Gäbe es kein anderes Mittel als Liebenswertheit um einander zu halten,

würde das Verhältnis auf Wirklichkeit und Wahrheit gegründet sein. Man verließe sich dann nicht nur auf eine Form. Dies läßt Almquist in dichterischer Gestalt durch Lara Widbeck in „Es geht an" aussprechen, und nach diesen Ansichten ordnet sie ihr und Alberts zukünftiges Leben. Jeder soll Herr seiner Person und seines Eigentums sein, für sich leben, seine Arbeit unabhängig vom anderen versehen und so eine lebenslängliche Liebe bewahren können, statt sehen zu müssen, wie sie in Gleichgültigkeit oder Haß umschlägt. Dieses Buch, das die Ausdrücke „Es-geht-an-Ideen" und „Heckenrosen-Moral" gleichbedeutend mit dem heutigen Worte Bohème machte, dürfte von der jetzigen Jugend für sehr harmlos angesehen werden. Weder hier noch irgendwosonst hat Almquist die Schilderung einer Scene, die eine denkende Mutter nicht mit ihrer Tochter lesen könnte, aus Furcht, daß sie — um einen Ausdruck Almquists zu gebrauchen — „ihrer Seele weißen Sammt" beflecken würde. Jedoch für die Mitwelt wurde dies Buch sein Urteilsspruch und durch die ökonomischen Folgen, die es nach sich zog, die äußere Ursache seines Untergangs. Vergeblich erklärte er, daß er im Namen der Sittlichkeit spreche, daß, da es unmöglich war, den Menschen zu befehlen, ohne Sinne zu sein, man diese unter die Herrschaft des Geistes leiten müsse; aber auch, daß keine andere Art von Geistigkeit Macht über die Sinne habe, als die dem eigensten Lebensgebiete der Sinnlichkeit angehörende, d. h. die sympathische Liebe. Der innerste Grund der europäischen Unzufriedenheit ist, nach Almquist, die überall bei den Menschen erwachende Sehnsucht, die richtige Bahn ihres Charakters wandeln zu können. Der

Pöbel, der den außeren Stempel am höchsten stellt, hindert das auf allen Gebieten, in erster Linie auf dem der Ehe. Die Umwandlung, die kommen muß, wird auf allen Gebieten mit den Konventions- und Autoritätsideen brechen, ohne hierdurch die Begrenzung aufzuheben, die aus der wahren Beschaffenheit des eigenen Wesens hervorgeht.

In Bezug auf seine Polemik gegen die Formen der Ehe kann man an Almquist dieselben Worte richten, die der Hofmarschall Löwenstjerna zu Rikard Furumo spricht: „Du bist reich an Phantasien und kannst Fragen in der Seele wecken, aber arm, arm bist Du an Antwort". In praktischer Beziehung hat Almquist nur einen unanfechtbaren Vorschlag, nämlich den, daß die Erziehung bei beiden Geschlechtern rechte Arbeitsfreude und Selbständigkeit als Vorbereitung für die wirkliche Ehe entwickeln müsse; daß sie die Begriffe der Treue und Aufrichtigkeit einpflanze, aber vor allem die Tugend lehre, auf das Tiefste die echte, keusche Liebe zu verehren und jedes andere Verhältnis zu verabscheuen. Die meisten Reformpläne jedoch bekräftigen die oft wiederholte Erfahrung, daß Ariman am klügsten thut, wenn er die Reglementierung Ormuzd überläßt. Im Grunde hegte auch Almquist den festen Glauben, daß der Inhalt nach und nach organisch die äußeren Verhältnisse umbilden, sie durchdringen und erweitern könne. Almquist sagt mit voller Wahrheit, daß alle Kämpfe über Religion und Sittlichkeit durch den Mangel jenes Glaubens verursacht werden, der das Centrale seiner eigenen Lebensanschauung war. Die Menschen glauben nicht an Gott, darum wird die Glaubenslehre durch Gesetze geschützt; sie glauben nicht an

die göttlich-natürliche Art der Liebe, darum wird die Ehe durch Verordnungen gehütet. Almquist jedoch lebte und starb in dem festen optimistischen Glauben, daß die Natur in ihrer eigenen Tiefe Hilfe für ihre eigenen Leiden hat, Kraft, ihre Mißgriffe zu verbessern. Auch in diesem Glauben ist er mehr unser Zeitgenosse, als der seiner Epoche.

VII.

Wenn sich auch Almquist am tiefsten des Gegensatzes des Seienden und des Seinsollenden im Verhältnis zwischen Mann und Weib bewußt war und hervorhob, daß auf diesem Gebiete die Schwervereinbarkeit von Beweglichkeit und Ordnung, Individualismus und Gesellschaftlichkeit am Schicksalsschwersten sei, so hatte er dennoch Blick für das Wesentliche überall. Er sah, wie die Kirche ein Gegensatz zum Christentum geworden war, die Gesellschaft ein Gegensatz zur Gerechtigkeit, die Strafe ein Gegensatz zur Besserung, sowie die Ehe zur Sittlichkeit. Schon in seiner Jugend, als er den Uebermenschen, den mit Mordmanie behafteten „Abschaum" Johannes schuf, ließ er dessen Vornehmheit vor allem in der Sehnsucht nach dem Wesentlichen bestehen. Ueberall suchte Johannes Menschen — schließlich im Tollhause, im Gefängnis, aber fand sie nirgends. Die Sache, der Geist, nicht die Form, das Echte, nicht die Phrase, ist des jungen Almquists Leidenschaft; und er läßt Johannes, als er Lotta einen Eimer scheuern sieht, ausrufen: „Warum benutzest Du Scheuersand? Nimm doch ein paar schöne Worte, die machen ja die Menschen so rein; sie müssen wohl auch einen

Eimer rein machen können." Die schönen Worte — das Leere — bleiben das ganze Leben lang Almquist verhaßt. Er giebt selbst den Schlüssel zu seinem innersten Wesen, wenn er sagt, daß er sich nach einem Himmlischen und Irdischen zugleich sehne, daß er thätig sei und dabei im Innersten Quietist. Er sucht überall die Wirklichkeit zu erreichen, nicht den Schein, und er weist selbst darauf hin, daß sich diese Eigentümlichkeit in den Lebensverhältnissen zeigte, als er das konventionelle Leben aufgab. Ueberall, wo Almquist Verwirklichung fand, wo ihm das Ding selbst wurde, nicht sein Schimmer, fühlte er sich harmonisch. Und dieser Wirklichkeitssinn, dieser echte, reiche und saftige Realismus trennt ihn so vollständig von der Romantik am Anfang des Jahrhunderts. Er treibt ihn dazu, sich trotz seines Quietismus in die öffentliche Reformarbeit zu werfen, oder sich, richtiger gesagt, von den Verhältnissen dorthin werfen zu lassen.

Seine Stellung zu den verschiedenen Reformfragen ist die des Fortschrittsmanns, nicht des Revolutionärs. Er sieht ein, daß die Menschheit Jahrhunderte zu einer Entwickelung brauchen kann, die das Individuum in eben so vielen Jahren durchmißt. Er äußert, daß das Weichende in einer Epoche bis zu einem gewissen Grade recht hat, wenn es nicht freiwillig gehen will; denn, da es das Verflossene besitzt, trägt es in sich die jetzt währende Bildung, hat die Ursachen des Seienden in Händen. Aber es hat unrecht darin, diese Ursachen nicht zu seinen Folgen werden zu lassen. Almquist zeigte, daß der dritte Stand jetzt auf die Arbeiterklasse sieht, wie Adel und Geistlichkeit einstmals auf den dritten Stand

gesehen haben, und daß der dritte Stand nun den Kampf der Arbeiterklasse um ihr Recht einen frechen Aufruhr nennt, so wie der Kampf des dritten Standes auch einmal genannt wurde. Almquist war sich klar bewußt, daß das Vorrücken des vierten Standes ebenso unausweichlich, ebenso gerecht ist, wie es das des dritten einmal war. In Bezug auf die zu seiner Zeit diskutierte Repräsentationsform war sein Programm in gewissem Maße das der Gegenwart: allgemeines Stimmrecht für alle Mündigen, unabhängig vom Vermögen, aber Wählbarkeit nur für den, der ein gewisses Maß von Bildung besaß. Auf dem Gebiete der Rechtspflege und des Gefängniswesens fangen wir jetzt an, uns langsam den Ideen zu nähern, durch deren Aussprechen Almquist in so hohem Grade die Umbildung unseres Gefängnissystems förderte, obgleich wir noch weit von Almquists Forderung sind, daß Hochschulen nicht nur Professoren ausbilden sollen, um Verbrecher zu verurteilen, sondern auch Professoren, um sie zu veredeln. Auf dem Gebiete des Unterrichts war er ein beinahe prophetischer Neuschöpfer. Er deutete die richtige Entwickelung der Volksschule an, noch bevor Volksschulen zu wirken begonnen hatten; er sprach den Gedanken der Volkshochschulen und Lehrseminarien aus, lange ehe solche entstanden. Er befürwortet die Erweiterung der mitbürgerlichen Rechte der Juden, und er greift mit Energie und Genialität die unerhörte Beschränktheit des Nationalitätenhasses an.

Aber er ist darum kein oberflächlicher Kosmopolit. Sein Glaube an den Instinkt, an den ursprünglichen Naturgrund macht ihn zu unserem tiefsinnigsten Psychologen, ebenso

wenn es das Allgemeinmenschliche, wie wenn es die Eigentümlichkeiten der Rasse, der Nationalität gilt. Er ist leidenschaftlich in seinem Schwedentum, und keiner hat unserer Natur und unserem Volke seine innerste Eigentümlichkeit feinhöriger abgelauscht, als Almquist. Seine Bilder aus dem Volksleben sind idealisiert wie die George Sands oder Björnsons, aber sie sind ebenso tief intuitiv und offenbaren in großen und feinen charakteristischen Zügen die Gemütsschattierung der Nationalität. Almquist, der den Krieg, dieses von Beschränktheit und Vorurteilen diktierte „rasende, unsinnige Morden" tief haßte, hat nie in seiner Dichtung unsere „große Zeit" berührt und unterhält das Feuer seiner Vaterlandsliebe nicht durch den Lufthauch einiger Siegesfahnen.

In Almquists geographischen, ethnographischen und philologischen Spekulationen blitzen Einem oft erst später als wissenschaftlich erkannte Wahrheiten entgegen. Auf dem Gebiete der Völkerpsychologie dürften viele seiner Gedanken die der Zukunft sein. So sieht er ein neues Europa, wo alle zusammengehörenden Volksindividualitäten sich zu großen Gruppen vereinigen, Germanen, Romanen, Slaven; und unter den Germanen ist Skandinavien die nördliche Gruppe, durch einen sich von innen entwickelnden Skandinavismus zusammengeschlossen, aber mit Beibehaltung nationaler Eigentümlichkeit und Selbständigkeit für jedes einzelne der Länder.

Almquist unterschied sich von der Romantik seiner Zeit vor allem durch sein volles Bewußtsein, daß die Zeit „von der romantischen Insel der Phantasie fortgesegelt und nun auf hoher See war", daß der Wind nach einer anderen

Richtung wehte und man wohl zurückschauen aber nicht zurückkehren konnte. Almquist sah — was die Klarerblickenden jetzt sehen — daß die romantische Mittelaltertendenz ein Müdigkeits-, ein Ohnmachtszeichen ist, daß ihre gekünstelten Phantastereien weit von echter Mystik entfernt sind. Deren Wesen ist es, tief aus allen Quellen des Lebens zu trinken, und so wird sie neuentdeckend, neudurchdringend sowohl in Bezug auf den Zusammenhang zwischen Vorzeit und Jetztzeit, wie zwischen der Natur und dem Menschen. Deren Wechselwirkungen, die innigsten Heimlichkeiten, die feinsten Schattierungen der Persönlichkeit — die Formung des Schicksals durch das Wesen und des Wesens durch das Schicksal — dies war das Gebiet von Almquists Mystik.

Durch seine Universalität, seinen nach innen, nach oben und nach vorwärts schauenden Blick ist Almquist mehr als irgend ein anderer schwedischer Dichter bis zum heutigen Tage der Zeitgenosse des nächsten Jahrhunderts. Man findet bei ihm die altruistisch sympathische Strömung, die in sociale Umwälzungspläne mündet, gleichzeitig mit Uebermenschtheorien. Er ist demokratisch pantheistisch, er ist ausgeprägt freidenkerisch und dennoch mystisch-religiös, Symbolist in Bezug auf die Kunst, Anarchist in Bezug auf die Regierung, er lebt in der Synthese und träumt vom Monismus. Mit einem Worte: alles, was die Jahrhundertneige bezeichnet und das Jahrhundertgrauen kündet, begegnet sich bei Almquist, wie sich Abend- und Morgensonne in der traumverhüllten, ahnungsgebärenden, halbhellen Mittsommernacht des Nordens begegnen.

Meister, deren Aufgabe es ist, Formen zu sprengen, Vorurteile niederzureißen, Fragen an das Bestehende über sein Daseinsrecht zu richten, können nicht im selben Maße aufbauend sein, nicht gleichzeitig die Wellen der Seele lösen und sie aufs neue krystallisieren. Almquist legte auch selbst wenig Gewicht auf seine praktischen Vorschläge, denn er war sich stark seiner eigentlichen Aufgabe bewußt: der große Verbrecher zu sein, den die Gegenwart kreuzigt und dem die Nachwelt folgt. Und es ist notwendig, daß ein Ariman sich zuweilen zum Wecker des wahren Wesens der Dinge macht. Es besteht keine Gefahr, daß die Welt mit einem Schlage wach wird, daß die Menschen die Lust verlieren, den breiten Weg der historischen Entwickelung zu gehen, oder daß sie das Vermögen einbüßen, den alten Kleidern neue Flicken aufzusetzen. Für einen Schüler, den Ariman hat, bekommt Ormuzd zehntausend, und die Erfahrung zeigt uns, daß schon durch diese dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Unter der Jugend hat Ariman seine Anhänger. Almquist liebte die Jugend, und erhielt diese Liebe vervielfältigt zurück. Er liebte die Jugend, weil er fühlte, daß diese noch Seele besaß, daß „sie nicht das Herz in den Magen geschluckt hatte", daß sie wie er das Wesen der Dinge wollte und den Schein haßte. Und die Jugend liebte ihn, weil sie fühlte, daß er in ihr den Geist suchte, hervorrief, hegte, den sonst das ganze Leben in Formen zu ersticken suchte.

Durch die große Sanftmut und Weichheit seines Wesens, seinen harmlosen, naiven Glauben an die menschliche Natur,

blieb Almquist sein ganzes Leben kindlich optimistisch. Seine Tochter schildert seine Alltagslaune als hell und gleichmäßig. Er konnte fein scherzen und war stillvergnügt, aber nie ausgelassen, nie für Zechgelage eingenommen — er war im Gegenteil ein Anhänger der vernünftigen Nüchternheitsbewegung seiner Zeit, in der er einen Sieg des Geistes über die Materie sah. Aber er war alles eher als ein Asket, sondern umgekehrt ein großer Freund maßvollen Genusses, mit ausgeprägtem Sinn für Behagen und Unbehagen. Er äußert selbst: das Kleine im Leben, wenn es nicht da ist, flößt uns die Empfindung ein, daß etwas unermeßlich Großes fehlt; aber wenn wir es besitzen, fühlt man es wie beinahe nichts. Behagen ist eine Farblosigkeit, die alle Farben enthält. Behagen war für Almquist in gesellschaftlichem Sinne, in seinem Heim die nahen Freunde zu versammeln, die ernst sprechen wollten, die Jugend, die befeuert werden konnte, und Kinder, die es verstanden, zu spielen. Die Tochter erzählt: Bei seiner Kaffeetasse, oder mit seiner Pfeife konnte mein Vater stundenlang einsam sitzen und hatte dann einen tief nach innen gekehrten Ausdruck, aber für uns Kinder, unsere Wünsche, unser Wohlbefinden erwachte er leicht. Seine Persönlichkeit hatte eine außerordentliche Macht zu bezaubern, durch seine stille, tiefe Intensität, durch die stets vibrierende Leidenschaft für Ideen, für das Wesentliche, Große, Ganze. Er machte nie ein Wesens aus seiner Person, hob sich nicht selbst hervor und posierte nie. Er schien selten überhäuft, sondern kam sanft und freundlich aus seinem Arbeitszimmer, und oft nahm er uns Kinder auf lange Spaziergänge mit. Er verwöhnte uns

durch eine Sympathie, die ihn zu unserem besten Spielkamerad und Freund machte. Er that nicht vergnügt, er freute sich wirklich an unseren Freuden, wie wir an den seinen. Niemand konnte uns so interessante Dinge sagen, oder so liebevolle; keiner konnte erzählen, wie er. Die Leute vertrauten ihm oft ihre tiefsten Geheimnisse an; niemand hatte eine solche Macht wie er, Vertrauen zu gewinnen.

Ein alter Mann, der der Jugendschar angehörte, die sich um Almquist zu versammeln pflegte, hat mir die Schilderung der Tochter nach jeder Richtung hin bekräftigt. So traf mein Gewährsmann Almquist einmal in Hemdsärmeln mit dem Sohne und dessen militärischen Kameraden Karten spielend, und nie, sagte der Erzähler, sah ich Almquists Antlitz in froherem Stolz strahlen, als da der Sohn erklärte, daß es mit allem Vergnügen vorbei war, wenn der Vater ging; ja, nicht einmal den Rock durfte er anziehen, denn die Hemdsärmel gehörten mit zur Kameradschaftlichkeit! Derselbe Mann erzählte mir eine andere Anekdote, die die Art des Einflusses beleuchtet, den Almquist auf die Jugend ausübte. Mein Gewährsmann wohnte einer Hochzeit bei, wo ein junger Mann des Geldes wegen eine alte Frau heiratete. Während die anderen Gäste sich nach der Trauung glückwünschend um das Brautpaar scharten, sah der Erzähler Almquist mit dem gleitend leichten Gang, den gespenstisch raschen, stillen Bewegungen, die ihm eigentümlich waren, auf sich zukommen. Seine lange Figur sah in dem Priesterrock noch schmaler aus, und in dem kreidebleichen Gesicht, das das reiche negerkrause schwarze Haar umrahmte, leuchteten die Augen mit dem reichen

Farbenschimmer, bald goldbraun, bald graugrün, mit dem wunderbaren Glanze, der hypnotischen Macht, die sehr wenige aushalten konnten. Der Jüngling fühlte sich von den wunderlichen Augen durchbohrt, als Almquist seine beiden Hände ergriff und sie unter halblauten Glückwünschen herzlich schüttelte. „Aber ich bin ja nicht der Bräutigam," wendete der Jüngling ein. „Gerade darum beglückwünsche ich Dich," antwortete Almquist, „Du hast nun gesehen, wie man nicht heiraten soll, vergiß es nie."

Almquist fühlte, daß in der Ehefrage die Jugend „auf seiten der Seele" stand, und darum seine natürliche Bundesgenossin war, denn die Jugend hat „des Lebens Hoffnung" und damit den Glauben an den Sieg des Wesentlichen. Darum betont Almquist, daß es die Jugend ist, die die Welt vorwärts führt. Aber in dem rasenden Streit, der in einer Flut von Broschüren über „Es geht an" ausbrach und in beinahe allen gebildeten Häusern geführt wurde, war die schwerste Anklage der Alten gegen Almquist, dieselbe die einmal gegen Sokrates gerichtet wurde: daß er ein Verführer der Jugend sei.

IX.

Wenn Almquist durch seine Ansicht das eine oder andere schwärmerische Gemüt, diesen oder jenen ungefestigten Charakter beunruhigt hat, so wurde es sein tragisches Schicksal, durch seine Geschichte ein Korrektiv für das zu geben, was seinen Ideen an idealistischer Einseitigkeit anhing, besonders durch den unbedingten Glauben an den Instinkt, als unfehlbare Inspiration, an die Subjektivität als einzige Rechts-

norm. Er sollte selbst offenbaren, daß wir im wirklichen Leben nicht „ohne Rahmen um unsere Bilder" leben können, um seine eigenen Worte zu gebrauchen.

Die innere Musik, von der Almquist, wie er sagt, seit seiner Kindheit beherrscht war, die sich sowohl in seinen Lebensverhältnissen, wie in seinen Schriften herausgearbeitet hat, war mit einem Worte die Melodie der Ganzheit. Vor diesem mächtigen Ton brach seines Wesens sprödes Glas in Stücke.

Er wurde ein Opfer, nicht bloß durch den vorsichtigen Eifer seiner Zeit, dem Freisprechenden das Brot aus dem Munde zu nehmen. Denn wie schicksalsschwer dies auch mittelbar wurde, wie sehr es bei seinem schließlichen moralischen Untergang mitwirkte, so haben doch viele im gleichen Fall viel größeres Unrecht als er erlitten, ohne darum unrecht zu thun.

Seine Bestimmung zum Opfer ist eins mit der Wurzel seines Wesens, ist der geheimnisvollen Tiefe des Naturgrundes entsprungen, in den er selbst mit Entsetzen geblickt hatte, bevor er seine Amorina dichtete. Er wurde, was Ibsen seinen Julianus nennt: „Schlachtopfer der Notwendigkeit", eine „in die Irre gehende Menschenseele", die „in die Irre gehen mußte". Auch Almquist gehört zu denen, die den Anbruch des dritten Reiches vorbereiteten, dessen, das die Gegenwart erwartet, dessen, was Almquist verkündete, und um dessentwillen er „ein herrliches, zerbrochenes Werkzeug" wurde.

Almquist war von der Lebensanschauung der Zukunft durchdrungen, dem Monismus. Einheit und Ganzheit waren seine Ziele, vor allem zwischen Leben und Dichtung. Er

stellte das Individuum mit seiner eigenen, inneren Autorität gegen alle äußeren Autoritäten; sein Streben war, überall Schranken zu sprengen. Und all seine Kraft ging dahin. Schranken errichten konnte er nicht, nicht einmal für sich selbst. Für ihn sind „die Dinge nicht gut, nicht böse; sie sind blos". Handlungen wurden für ihn wie Dinge, und nach und nach lösten sich sowohl Dinge wie Handlungen in Unwirklichkeiten auf, und die Phantasie wurde zur Wirklichkeit. Sein Sohn äußerte, daß der Vater oft ausgeführt zu haben glaubte, was er bloß gedacht hatte; und nur gedacht, was er thatsächlich ausgeführt hatte. Hier liegt die stete Gefahr der Phantasie für die Moral und zugleich der vollwichtige Grund, warum derselbe sittliche Urteilsspruch nicht Gerechtigkeit ist, wenn er den Phantasiemenschen mit dem Maß des Phantasielosen mißt. Almquist definiert Charakter folgendermaßen: eine innere Frische des Lebens, poetische Beweglichkeit, ungefesselte Phantasie. Wir finden, daß er Gleichheitszeichen zwischen einem artistischen Temperament und einem Charakter setzt, die gewöhnlich Gegensätze sind. Ein Charakter bewahrt durch alle Entwickelungsstadien Kontinuität; er ist identisch mit sich selbst durch die Erinnerung an das Vorhergehende, und durch diese Erinnerung kann er „die Correctur des Poems der Seele lesen", um einen Ausdruck Almquists zu gebrauchen. Für den Phantasiemenschen hingegen ist das Leben plastisch, ein Thon, dessen gestrige Form er heute umbildet. Dies setzt ihn in Stand, stets seine eigene Lage und Stimmung zu idealisieren, das Verflossene umzudichten, um es dem Seienden anzupassen. Niemand besitzt das Vermögen der Umdichtung in so hohem

Grade als der, bei dem Phantasie und Eitelkeit, Reflexion und Gefühl, Dialektik und Schwäche die geheimnisvollen Vereinigungen eingegangen sind, die zu den Kennzeichen der Hamletnatur gehören. Almquist war in hohem Grade eine solche Natur. Aber dieser Hamlet war noch komplizierter zusammengesetzt, dadurch, daß in ihm ein Stück Don Quixote lag, das ihn zuweilen zur Handlung antrieb. Dann beeilte sich Hamlet, die Spuren Don Quixotes zu verwischen. Die vom Vater ererbte Advokatenenergie, die lebhafte Einbildungskraft halfen Almquist so gründlich charakterlos zu werden, als er sich bei jeder Gelegenheit zeigte, wenn es galt, die Verantwortung für seine Handlungen zu tragen. So raisonnierte er die Absichtlichkeit in „Es geht an" fort; so verteidigte er seine häufige Fahrlässigkeit als Rektor. So redete er sich ein, daß er priesterliche Weihen und priesterliche Beförderung entgegennehmen konnte, obgleich er ein ausgesprochener Freidenker war. Und schließlich giebt dieses Umformen der Wirklichkeit die einzig mögliche Erkärung der Schlußtragödie Almquists.

Ungeacht einfacher, mäßiger Lebensgewohnheiten fehlte Almquist jeder Begriff von Geldangelegenheiten. Seine ökonomische Lage wurde trotz seiner eigenen ungeheueren Arbeit, trotz der Bemühungen seiner Freunde, ihm zu helfen, immer verzweifelter, und die feste, gut entlohnte Stelle, die ihn hätte retten können — die fand sich für den „Gesellschaftsumstürzler" nicht in der Gesellschaft, der er angehörte. Seine Natur empfand den ökonomischen Druck als eine unsägliche Qual, und er fühlte auch tief dessen demoralisierenden Einfluß. Schon

einige Jahre, bevor das Ende kam, äußerte er einmal zu meinem früher citierten Gewährsmann: „Geld ist eine Höllenmacht. Ich hatte kürzlich zweitausend Kronen in der Hand, die ich meinem Bruder in Antuna ausbezahlen sollte. Man kommt in drei Stunden von Stockholm nach Antuna. Aber ich brauchte drei Tage, um diesen Weg zu machen und das Geld abzuliefern, das gerade die Summe war, mit der mir geholfen gewesen wäre." Mehr als einmal hat wohl der Unglückliche ähnliche Versuchungen gefühlt. Und in Bezug auf die Giftmordanklage hat er, ein zweiter Roskolnikow, lange den Gedanken in seinem Hirn gewälzt, ob es recht oder unrecht sein würde, dem Leben eines alten, elenden Wucherers ein Ende zu machen, eines Wucherers, dem es eine Wonne war, seine Umgebung zu peinigen, und der durch einige Reverse (auf denen Almquist seinen Namen einmal in Almgren gefälscht hatte, was er jedoch später wieder gutmachte) Almquist in der Hand hielt. Für die Reverse hatte Almquist keine Bürgschaft schaffen können. Die Versuchung, von Schewen zu töten, hing außerdem mit der Versicherung zusammen, die Almquist von Schewens Sohn erhalten hatte, daß er die Verlassenschaft in die Hand bekommen werde, falls der lang erwartete Tod des Vaters eintreten sollte. Unter solchen Verhältnissen konnte ja Almquist leicht seine Reverse zurückerhalten. Viel in den Umständen sprach also gegen Almquist, als von Schewen ihn anklagte, Arsenik in seine Suppe gegeben zu haben. Bei der Untersuchung fand sich allerdings Arsenik in dieser historischen Hafersuppe, die in Schweden nur in Erik des XIV. Erbsensuppe eine Nebenbuhlerin in der Be-

rühmtheit hat; aber viel mehr Gründe sprechen dafür, daß eine eifersüchtige Dienerin, die Almquist bei v. Schewen verdächtigen wollte, das Arsenik hineingemischt hatte. In der Begeisterung, mit der man von vielen Seiten an die Verbrecherischkeit des gehaßten Revolutionärs glaubte, fand man jedoch die Beweise dafür ebenso sonnenklar, als sie heute unstichhaltig erscheinen. Almquist hätte auch nur seines Amtes verlustig gesprochen werden können, und der einzige große Beweis gegen ihn, ist — seine eigene Flucht.

Diese Flucht ist jedoch aus den gegebenen Voraussetzungen unschwer zu erklären. Almquist wußte in dem ersten schwindelnden Gefühl, als Giftmörder angeklagt zu sein, buchstäblich nicht, ob er wirklich gehandelt oder nur gedacht hatte; und er floh vor all den Verwickelungen und Demütigungen, die zu ertragen er in seinem damaligen Gemütszustande weder Macht noch Mut hatte. Als er dann Ruhe fand, zu denken, sah er ein, daß es ihm nie glücken würde, gleichzeitig Licht in die Vergangenheit zu bringen und selbst hell dazustehen. Und vor allem griff er nach der Möglichkeit, sich von häuslichen Sorgen, Arbeitslasten, geschäftlichen Verdrießlichkeiten, kurz aus all den miteinander verwickelten Maschen des Netzes zu befreien, in das das Leben ihn verstrickt hatte, bevor es zu dem Gnadenstoß ausholte. Die Welt stand ihm offen, diese Welt, deren ungekannte Herrlichkeit ihn schon als Kind und das ganze Leben hindurch berückte, wenn er sie durch den „Reiz der Karte" ahnte, der Karte, deren Formen, Farben, Ländernamen und Meere seine Phantasie stets in die lebhafteste Bewegung versetzten. Er hatte Stockholms Um-

gebung und große Teile von Schweden durchstreift, er hatte auch Auslandsreisen gemacht, aber nie ganz seine brennende Reiselust befriedigen können. Nun war der Weg frei.

Von all diesen Impulsen angetrieben, opferte er die Seinen, opferte seinen Ruf, nahm die Unehre mit sich in die Landflüchtigkeit, ins Grab. Er war sich gewiß nie bewußt, wie er so selbst seine Dichtung verdunkelte, sein Lebenswerk verringerte. In dem weitläufigen Briefwechsel mit der Familie, der eine noch unbenützte Quelle für eine vollständige Biographie ist, hat er nie den Giftmordversuch gestanden, und keiner seiner Nächsten hielt ihn einen Augenblick für schuldig. Der Grundton des ganzen Briefwechsels ist hell und voll innern Gleichgewichts, trotz aller äußeren Wechselfälle.

Ohne Zweifel half ihm die Phantasie bald, sich selbst und seinen Ruf optimistisch anzusehen, das Verflossene und das Gegenwärtige so umzuschaffen, wie er wünschte, daß es sein möge. Und als er wieder der Heimat zustrebte, ob es ihm da nicht wirklich gelungen war, die Vergangenheit ganz umzumodeln, die Schmach zu verwischen und die Illusion zu hegen, daß er mit Ehren das Vaterland wiedersehen würde? Zweifelsohne wiegte ihn die Hoffnung dem heimatlichen Strande mit dem Wellenrauschen der Odyssee zu, jenem ewigen Gedichte der Heimatssehnsucht, das das Letzte war, was seine sterbenden Hände umschlossen.

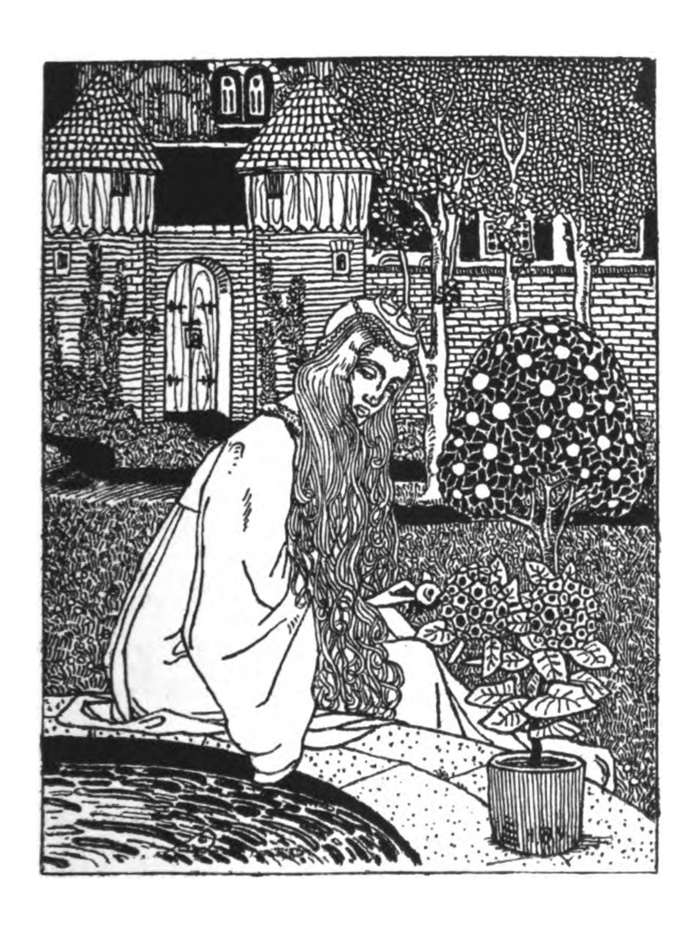
Seine Tochter konnte nicht nach Bremen kommen, solange er noch lebte. Als sie kam, hatte der Einzige, der Grenzen ganz sprengt, den gegen die Begrenzung kämpfenden Geist befreit. Und so vollkommen hatte der große Auslöscher,

der demokratische Pantheist, Tod sein Werk gethan, daß die Tochter des Vaters Grab nicht finden konnte, das sich zwischen anderen gleichzeitig beerdigten Armenleichen befand. Nachdem die Särge ausgegraben waren, erkannte man den ihres Vaters durch einige purpurrote Rosen, die der Krankenhausarzt auf den Sargdeckel befestigt hatte, weil es ihm aufgefallen war, daß, als seine junge Frau sie an das Bett des unbekannten Alten stellte, in die Blicke des Sterbenden ein Glanz wunderbarer Rührung getreten war. Auch der Zufall ist zuweilen ein großer symbolischer Dichter.

In Schweden warten wir noch auf eine litterarische Wiederauferstehung des durch sein Leben und unsere Vorurteile in Unverstandenheit gehüllten genialen Sehers. Wie lange wird wohl noch der schwache Mensch beschattend vor dem großen Dichter stehen?



Heinrich Vogeler-Worpswede: Titelzeichnung zu Heymel:
Ritter Ungestüm.




E·R·W



Erwachen.

Wird das Heute mir die Krone reichen?
O Leben, komm, ich bin so bald gesegnet —
ein paar Lichter, die vorüberstreichen,
irgendwo ein Traum, der mir begegnet . . .

Auf der Straße wo ein Augenwinken,
Wolken, die sich farbig niederneigen . . .
Und ich sehe die Erfüllung winken,
und mir ist der Glanz der Welt zueigen.

Paul Wertheimer.





Nimm hin alle dunklen Tage
deiner ungestillten Brust,
die dich brennt und weinen macht.
Wache in der langen Nacht,
opfere all deine Klage
und die Sehnsucht und die Lust.

Komm nun mit mir in den Morgen,
und dein Schauen sei Gebet:
ach, wie steht
jede Blume ohne Sorgen!
Unterm Himmel bist auch du.
Und wie Wolken ist das Leben,
sie umschatten, sie umschweben
nur des Himmels Licht und Ruh.

E. R. Weiß.




E·R·W·



Böser Traum/ von Paul Verlaine/ Ins Deutsche übersetzt von C. Klammer:

In meinem Traume sah ich ihn,
in seinen Händen stark und kühn,
Schwert und Dolch, vorüberziehn,
wie durch die Haide das Ungewitter:
den Ritter

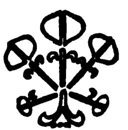
der deutschen Balladen,
der auf Thal- und Waldespfaden,
von Bergen zu Flußgestaden,
vorbei an Land und Stadt und Schloß
sein Roß

schwarz und rot wie in Flammen getränkt,
mit Zaum und Zügel nie behängt,
ohne Zuruf, Gebiß und Peitsche lenkt,
mit dumpfen Röcheln von Ort zu Ort,
immerfort, immerfort.

Ein Filzhut mit langer Feder schützt
sein dunkles Auge, das tiefgeschlitzt
glüht und wieder erlischt. So blitzt
und verglimmt im Nebel bei Feuerstrahl
funkelnder Stahl.

Als ob eines Meeradlers Flügel sich hüben,
den plötzlich der Sturm in die Luft getrieben,
empor, wo wild die Schneeflocken stieben,
so in das Stürmen flattert
sein Mantel und knattert,

und läßt mit stolzem Rauschen blicken
einen schwarzen und elfenbeinblanken Rücken —
und durch den schwarzen dicken
Schatten leuchten im gellen Schrein
zwei Zähnereihn.



Auf einen vergessenen und wiedergefundenen Schleier.

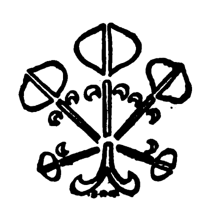
Und wär' dein Gewand eitel Purpur und Gold,
Wie Sommer dein Antlitz, erhaben und hold,
Vergiß nicht den Schleier!

Und hast du der Welt in's Geheimste geschaut,
Und ist dir das Wie und das Aber vertraut,
Vergiß nicht den Schleier!

Dein Wort rolle tönend und klar und tief,
Doch schweige solange der Rechte nicht rief,
Vergiß nicht den Schleier!

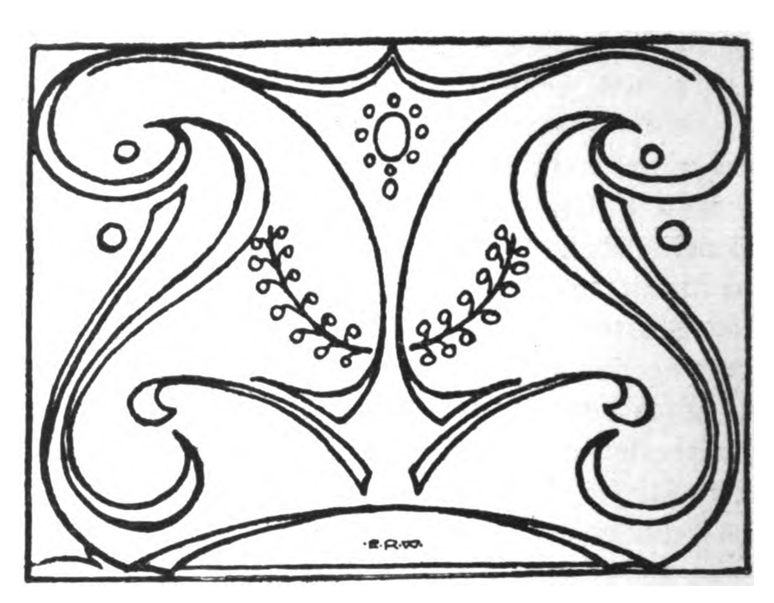
In geliebtem Arm, unter'm treuen Dach,
Geborgen vor Harm und Ungemach,
In des Glückes beständiger Feier:
Vergiß nicht den Schleier!

Arthur Holitscher.



Savage: „Der faule Ritter, aus Undine.





Pimpernellche. Von A. Croissant Rust

Pimpernellche war nur ihr Schmeichelname, der Vater hatte sie so getauft und niemand nannte sie mehr anders; eigentlich hieß sie Nelly, Nelly Heß und war ein kleines, altgescheidtes, naseweises, phantastisches und dabei doch überaus schüchternes Persönchen, für das der Name nicht schlecht paßte. Er kam nicht etwa daher, daß sich Nelly viel im Garten herumgetrieben hätte, wo das wohlschmeckende Kräutlein Pimpinell neben den andern Salatkräutern gedieh, dem feinblättrigen Estragon und dem rauhen Borasch, er gefiel eben dem Vater, und war gar nicht verwunderlich, wenn man das Kind kannte. Es war etwas Erfahrenes, Ueberlegtes in

sienem Wesen, das sich sehr gut durch das „Pimper" ausdrückte, und wieder etwas Weiches, Ratloses, dem das „Nellche" entsprach. Stirn und Nase sahen ganz resolut aus, letztere ein keckes Stumpfnäschen, aber Kinn und Mund zerflossen hilflos. Ganz gewiß keine Schönheit, das kleine Pimpernellche und doch unter den Vieren Vaters Liebling, die Aelteste, die Vernünftigste, und in seinen Augen auch die Liebenswerteste.

Rein vom Garten kam der Schmeichelname nicht, den sah Pimpernellche selten genug; sie hatte sich schon früh gewöhnen müssen, der Mutter die meisten Pflichten abzunehmen. Diese saß die ganze Zeit im Lehnstuhl, durch eine Krankheit am Gehen verhindert, die ihr selbst als kein großes Kreuz erschien, weil sie ihr erlaubte, still zu sitzen, die Arme bequem auf die Lehnen zu legen und zuzuschauen, wie andere arbeiteten. Und es bekam ihr sichtlich sehr gut, so zu leben, ihr Teint und ihre Hände, die sie sehr liebte, blieben blütenweiß und ihr Körper wurde schön rundlich, was immer die Sehnsucht ihrer mageren Mädchenjahre gewesen war.

War Pimpernellche dem Vater gegenüber die Liebenswürdige, Verständige, so war sie den zwei Brüdern, den „Buwe" gegenüber immer hartnäckig und widerhaarig und stets tobte zwischen den Dreien der wildeste Kampf, von seiten des männlichen Teiles mit Knüffen und Püffen, von seiten des weiblichen mit spitzen Redensarten, weisen Sprüchen und gelegentlicher Heulerei geführt. Trat der ernste Vater ins Haus, so verstummte alles, nur vor der Mutter gabs oft häßliche Zänkereien, für die immer Pimpernellche verantwort-

lich gemacht wurde, denn Mutter und Brüder lehnten sich gegen die Rechte auf, die ihr vom Vater eingeräumt wurden und bildeten eine wortlose, aber sehr merkbare Verschwörung unter sich.

Immer sollte Pimpernellche nachgeben, immer hörte sie dasselbe von der Mutter: „Du bist die Aelteste, gieb Du nur nach." Das Nachgeben war gerade nicht ihre Sache, es stimmte schon eher zu ihren Pflichten, daß sie den „Buwe" weise Reden hielt und als leuchtendes Beispiel eines einwandfreien Lebenswandels sichtbar und merkbar vor ihren Augen umherging. In der Schule war sie stets unter den Ersten, was man den „Buwe" niemals nachsagen konnte, und hatte sie im Zimmer bei der immer schläfrigen Mutter zu bleiben, um lange Strümpfe und kurze Socken zu stricken, so that sie's ohne Murren, obwohl sie auch mit den andern gern getollt hätte. Nun dafür sorgte die Mutter schon, daß ihr das Tollen verging, sie hielt sie mit Launen und Wünschen und Befehlen so in Atem, daß Pimpernellche froh war, wenn sie nur einmal Ruhe gab. Freilich, während das Mädchen in der Schule war, schlief sie, was ihre liebste Beschäftigung war, kam die Kleine aber heim, so ging der Tanz los. Und dabei durfte sie nicht allen Wünschen nachgeben, der Vater erlaubte es nicht, denn die Mutter wünschte unvernünftig und kehrte sich gar nicht daran, daß sie schlecht standen, so oft's ihr auch der Vater sagte. Mehr wie einmal hatte es Pimpernellche erlebt, daß sie sich einfach die Ohren zuhielt und zu schreien anfing: „Du hoscht mich geheirat't unn mir versproche, mich uff de Händ zu trage, des muscht Du halte.

Ich will nix Wüschtes höre, ich kann's nit, geh fort, geh nor fort!"

Alles in ihrem unverfälschten Pfälzer Dialekt, der den Vater zur Verzweiflung bringen konnte. Daß er nicht gern in den „Gemächern" der Mutter war, auch zu Haus nicht gerade mit freudestrahlendem Gesicht herumging, fand Pimpernellche selbstverständlich. Sie war die einzige, die bei ihm sein durfte, wenn er abends in seinem Zimmer arbeitete, und wenn er oft dasaß, den Kopf in den Händen bergend, und ins Leere stierend, nahm ihr kleines sommersprossiges Gesicht den Ausdruck sorgender Wichtigkeit und ängstlicher Ratlosigkeit an. Sahen's denn die Andern nicht, daß er sich kümmerte?

Sie sah's doch! über ihre Märchenbücher schaute sie weg und las ihm die Sorgen von der Stirne ab. Aber sie hatte auch gleich einen Trost bei der Hand. Sie sollten nur warten, bis sie einmal groß war, und was in ihr alles steckte! In ihrem phantastischen kleinen Kopf, der mit Märchen und Geschichten vollgepfropft war, gingen die wunderlichsten Pläne durcheinander, die sie niemanden verriet, die sie in ihre Strümpfe mit einstrickte und in ihren Schulranzen einpackte. Sie gewöhnte sich, den Kopf wichtig und sorgend auf einer Seite zu tragen und den Leuten bekümmerte Gesichter anzumachen, dabei zwinkerten aber ihre Augen so verheißungsvoll, wie wenn sie sagen wollte „laßt nur mich erst wachsen und groß sein!"

Nicht, daß sie etwa immer voll Ernst und Strenge und Thätigkeit gewesen wäre, sie war sogar zu Zeiten wieder von krampfhafter Lustigkeit befallen, aber alle ihre Aeußerungen

der Lebensfreude fielen so kläglich plump und unbeholfen aus daß die andern sie nur hänselten und sie dann mit zornrotem Kopf davonlief. Nur Einer störte sich nicht an ihren eckigen Sprüngen und blödsinnigen Lachausbrüchen, die kein Ende nehmen wollten, und an ihrem unmotivierten Kichern — das war Vetter Franz, der ihr altgescheidtes Wesen sowohl wie ihre Kummergesichter mit dem ihm angeborenen Phlegma übersah und sich lieber von ihr herumzerren ließ als von ihren Brüdern braun und blau schlagen.

Sie waren Freunde und er empfing sie so manchen freien Nachmittag in dem alten Patrizierhause. War die erste, wichtigste Frage „Is die Mamme drinn?" mit Kopfschütteln beantwortet, so begannen sie ihr Wesen in dem großen Hause, das von oben bis unten nicht vor ihnen sicher war. Auf dem Speicher spielten sie Komödie, wobei Franz allerdings meistens passiv blieb, und im Keller Räuber bis „se" heimkam und die beiden aufstöberte. Erwischte sie dann Pimpernellche bei ihrem langen roten Zopf, so blieb die Hand gewiß nicht dort, sondern machte sich nachdrücklich über den Kopf her und ihre Hand spürte man. Pimpernellche zog sich in richtiger Erkenntnis der Sachlage immer gern aus ihrem Bereich zurück und betrat nie das Haus, wenn auf ihre durch die Thürspalte geflüsterte Frage: „Is se drinn?" Franz mit umwölkter Stirn bejahend antwortete.

„Se" war natürlich Franzens Mutter, eine hagere, starkknochige Frau mit gelbem Teint, die mit Vorliebe grüne und lila Hutbänder trug, was ihre Hautfarbe sehr erhöhte. Sie wurde von Pimpernellche's Brüdern „Orangenkönigin" ge-

nannt, von der Mutter ihres Geschmackes wegen belächelt und von Franz und seinem Vater mit ziemlich hartnäckiger Schweigsamkeit behandelt, von allen aber eigentlich gefürchtet. Raste sie zu irgend einem Zimmer herein, so schwiegen Mann und Kind und hörte man ihren derben Schritt im Hausgang, so wurden die Dienstboten mäuschenstill.

Zur Zeit, als Pimpernellche's Vater anfing mit schweren Sorgen herumzugehn, zerkriegte sich die Freundin und Cousine mit dem Freund und Cousin Franz. Eines Nachmittags nämlich, sie tragierte ihm eben eine große „königliche" Scene oben auf dem Speicher vor, frug er sie plötzlich, von Kauen erschwert (er kaute immer an etwas, diesmal an einem „Schmeerche", einem dicken Stück Brot mit Eingemachtem), „Du, isch wohr, Ehr gehn kapores, Ehr machen Bankrott?"

Leichenblaß, heulend und wortlos warf sie ihm ihre Papierkrone an den Kopf, und raste über die vier Treppen hinunter, über die Straße und die heimischen Stiegen hinauf, immer noch angethan mit dem langen rotgeblumten Kattunvorhang, der hinter ihr dreinschleppte, in den sie sich verwickelte und die Treppen zur elterlichen Wohnung hinauffiel, noch jämmerlicher schreiend. Sollte sie es der Mutter sagen? Um keinen Preis der Welt. Sie mochte ärgerlich und immer ärgerlicher fragen: „Was hoscht dann?" ihr sagte sie kein Wort. Oder etwa den Brüdern, die sie wie besessene Derwische umtanzten und sich in die Finger bissen vor Vergnügen über ihren Aufzug? Nein, das trug sie allein. In ihren Kattunvorhang gewickelt, saß sie auf einem Schemelchen am Ofen und ließ die Mutter schelten und die Buwe lachen. Solch eine Roh-

heit! Das hätte sie von Franz nicht erwartet. „Ehr gehn kapores". Kapores hatte er gesagt! Dieser Ausdruck! Und das war doch gar nicht wahr, nein, so schlimm stand's gewiß nicht. Am Abend stellte sie sich mit Herzklopfen beim Vater ein und nachdem sie lange stumm bei ihm gesessen und vor Aufregung Gesichter geschnitten hatte, traute sie sich endlich mit ihrer großen Frage heraus: „Machen wir Bankrott?"

„Wie kommst Du zu der Frage?"

Sie hatte gar nicht geglaubt, daß der Vater so bös aussehen könne! Die zwei dicken Falten auf der Stirn! Hätte sie doch lieber nicht gefragt! Das Weinen würgte sie und sie rutschte vor Scham und Ratlosigkeit auf ihrem Stuhl hin und her. Am Ende hatte sie dem Vater viel weher mit ihrer Frage gethan wie Franz ihr! Und sie bot solch ein Bild des Schmerzes, daß der Vater sie auf die Kniee nahm, ihr zuredete und sie zu beschwichtigen versuchte, als ihre Thränen nun wirklich in ausgiebiger Weise rannen. Nein, es war nicht gar so schlimm, wenn es auch nicht gut stand. Sie und die andern alle sollten sich nur merken, daß sie sparen müßten und alle sollten ihre Pflicht thun, wie er sie that. Pimpernellche hielt sich steif auf den Knieen des Vaters und traute sich nicht, seine Liebkosungen zu erwiedern, nur als er ihr sagte: „Du bist ja mein verständiges Mädchen," nickte sie heftig mit dem Kopf, denn all ihre Pläne fielen ihr wieder ein.

„Ich will helfen."

An Franz ging sie wie ein Automat vorbei, nur drehte sie den Kopf zur Seite. Er hatte sie zuerst in gutmütiger

Weise wieder angeredet, doch da sie ihn keines Blickes würdigte, bespöttelte er sie nach Jungenart wie die andern.

Also Franz war verloren und die „Buwe" freuten sich noch dessen und lachten sie aus. Jetzt blieb ihr nur mehr die kleine Schwester, das goldlockige Sannchen, das sie sowieso schon zärtlich geliebt hatte. Von nun an konzentrierte sich alles auf die Kleine, kein Opfer war ihr zu viel, sie versagte sich alles und gab dem kleinen, von allen verzogenen Nesthäkchen, was sie nur entbehren konnte. Es gehörte zu ihren größten Freuden, die kleine Schwester im weißen Kleidchen in den Park zu führen. Sie hatte ihr von ihren Sparpfennigen eine blaue Schärpe gekauft und war vor Entzücken außer sich, wenn sich alles nach dem reizenden Kinde umdrehte, das Jeden anlachte und seine langen Goldlocken kokett über die Schultern warf, das zierliche Knixe machen konnte und die Füßchen setzte wie eine Prinzeß. Da stand Pimpernellche daneben in seiner jungen Aeltlichkeit und war so stolz, wie wenn sie die Mutter Sannchens gewesen wäre. Die Kleine ward nicht nur von Pimpernellche, sondern auch von den Buwe und von der Mutter erst recht verzogen, und war zu Zeiten ein recht garstiges, eigensinniges Kind, das außer sich geraten konnte, wenn es nicht sofort alles bekam, was es begehrte, ganz wie die Mutter. Vor dem Vater hatte Sannchen Furcht, ihm zeigte es nur seine liebenswürdigen Eigenschaften, und verstand es ihm so zu schmeicheln, daß er der reizenden Kleinen kaum etwas abschlagen konnte. Nur in der letzten Zeit wollte er sie nicht sehen. Spät am Abend kam er vom Geschäft heim und schloß sich in sein Zimmer ein, die halbe

Nacht arbeitend. Das eine oder andre Mal erlaubte er Pimpernellche bei ihm sitzen zu dürfen, doch bedrückte sein düsteres, sorgenvolles Wesen das Mädchen so, daß es oft still aus dem Zimmer schlich und in seinem Bette weinend einschlief.

An einem Novembermorgen in aller Frühe fuhr Pimpernellche erschreckt aus dem Schlaf in die Höhe. Es war einer jener grauen, schweren Tage, wo die Frühlichter braunrot brennen und dicke Nebel in den Straßen liegen, die klebrig und schwarz sind. Riecke, das Dienstmädchen, stand mit einer qualmenden Lampe vor dem Bett der Mutter und suchte sie zu wecken. Rieckens gutmütiges, dummes Gesicht war von Thränen überströmt, ihre Hände zitterten und sie brachte nichts heraus wie: „Der Herr, der Herr!" Die Mutter wehrte schlaftrunken und scheltend ab, da sprang Pimpernellche mit einem Schrei aus dem Bett: „Der Vater, der Vater!" und lief im Hemd nach seinem Zimmer, alle Thüren hinter sich auflassend. Bald erfüllten ihre Rufe und ihr lautes, schmerzliches Weinen das Haus. „Mutter! Mutter!" zum erstenmale rief sie die Mutter um Hilfe und klammerte sich an sie an, als diese endlich verstört und selber weinend wie ein Kind nachkam. Da lag der Vater tot und kalt auf dem Divan, ganz wie wenn er schliefe, die große Lampe mit dem grünen Seidenschirm brannte noch wie sie die ganze Nacht gebrannt, die Bücher lagen aufgeschlagen und ein Glas Wasser stand halb ausgetrunken auf dem Tisch.

Das kleine Dienstmädchen erzählte unter Schluchzen, daß der Herr einmal in der Nacht geläutet habe, daß es ihm

nicht gut gewesen sei, daß sie aber niemanden hätte wecken dürfen. Doch weil er so schlecht ausgesehen habe, sei sie wach geblieben und habe vorhin nachgesehen, und da sei er schon ganz kalt dagelegen.

Pimpernellche starrte das graugelbe Gesicht des Toten an. Konnte das sein? Gestern noch war sie bei ihm gesessen und er hatte sie scherzend zu Bett geschickt und heute lag er tot? Es konnte nicht sein, es konnte nicht sein! So grausam durfte doch Gott nicht strafen! Sie schleppte sich in die Schlafkammer zurück, wo die in Eile verlassenen Betten wirr durcheinander lagen, auf den Knieen liegend, vergrub sie den Kopf in die Kissen und klagte und schrie und verzweifelte an Gott und beschwor ihn wieder: „Laß es nicht wahr sein, laß es nicht wahr sein!"

Wollte sie denn gar Keinen haben? Und sie rief in leidenschaftlichen Tönen nach dem Toten, sie sah ihn vor sich und bedeckte ihn mit Küssen. Wie ein ungestümer Quell brach ihre versteckte scheue Zärtlichkeit hervor, ein ungeheures Schuldgefühl peinigte sie, daß sie dem Toten nicht mehr Liebe gezeigt und sie preßte ihr flammendes Gesicht in die kalten Bettlaken, während ihr magerer Körper vor Kälte zitterte.

Draußen fiel lautlos ein wässriger Schnee, der sich an die Fenster legte und träge wieder zerfloß, zögernd kam die Helle in einem breiten Streifen durch's Fenster gekrochen. Plötzlich überkam das vor Frost zitternde Kind ein ungeheures Mitleid mit sich selbst, mit dem armen Kinde, dem man alles, alles nahm, dem nichts blieb wie Härte und Lieblosigkeit, sie fühlte ein Bedürfnis, sich das zu sagen, sich gleichsam zu

schlagen mit dem eigenen Schmerz, und fühlte eine Genugthuung vor Frost erstarrt da zu liegen in Leid und Weh. Zuletzt kroch sie aber doch in die Kissen und als sie wieder warm war und drüben die Stimme der Mutter in den schrillsten Tönen klagen hörte, zog sie sich an, um zu ihr zu gehn. Das war nun das vernünftige, altgescheidte Pimpernellche wieder, das die Mutter tröstete; nicht wie ein Kind die Mutter, sondern wie eine Mutter ihr Kind. Nicht mit weichen Worten und Liebkosungen, sondern klar und vernünftig suchte sie ihr zuzureden. Aber das half alles nichts. Sie schrie nur immer: „Er war immer so, alles heimlich, und jetzt macht er's widder so! ach Gott! ich überleb's nit! Nit ämol im Bett gestorbe! und die Buwe sin doch aach noch da!" Ja freilich waren die noch da und mitten im Studium und sollten nun weiter lernen, obwohl sie faule, nichtsnutzige Schlingel waren, die einer strengen Zucht bedurft hätten; und sie war auch da und wollte lernen und zwar noch recht viel und Sannchen — — oh, sie wußte alles! Wer frug denn jetzt danach? Wenn nur der Vater gelebt hätte, lieber hätte sie nun geputzt und gefegt ihr Leben lang, aber da trugen sie ihn fort und ließen sie mutterseelenallein für immer, denn das fühlte sie, die Mutter und die Brüder waren ihr nicht näher gekommen durch den Tod des Vaters.

Den ersten Tagen des leidenschaftlichen Schmerzes folgte eine Zeit dumpfer Trauer und Leere. Es war Pimpernellche, als hätte sie nichts mehr auf der Welt zu thun, bis der Vormund kam, der die ganze Familie versammelte, schließlich aber alle hinausschickte und nur Pimpernellche behielt, weil er

mit der konfusen Mutter und den Buwe, die ihn nur stier und schläfrig anschauten, nichts anfangen konnte. Der Vormund war Franzens Vater, ein gutmütiger Mann von etwas phlegmatischem Temperament, der nur durch den Willen seiner Frau zu irgend etwas von Wichtigkeit angetrieben werden konnte, und der sich ohne ihre Zustimmung kaum einen Entschluß zu fassen getraute. Die Rolle des Vormunds machte ihm nicht nur keinen Spaß, sondern beängstigte ihn geradezu. Entschlüsse fassen, dirigieren müssen war nicht seine Sache und jemand Schmerz zufügen noch weniger. So saß er mißmutig und beinahe verlegen Pimpernellche gegenüber und versuchte ihr die Verhältnisse klar zu machen. Das kleine Persönchen, noch schmächtiger und eckiger aussehend in dem schwarzen Trauerkleide, hörte mit leidlicher Fassung die umständlichen Auseinandersetzungen des Vormundes an. Also es stand schlimm; etwas würde ja wohl bleiben vom Verkauf des Geschäftes, vom Vermieten des Hauses, natürlich müßten sie sich auf das Alleräußerste einschränken, die Wohnung verlassen und die kleinste im Haus dafür nehmen, das Dienstmädchen fort thun — Pimpernellche sprang mit einem Schrei auf. Das ging sie an. Das hieß nichts anderes, als sie müsse den Dienstboten machen, weg vom Institut, von allem Schönen und Hohen, alle, alle Träume begraben. — Sie fing bitterlich zu weinen an, so daß der Vormund versprach, er wolle sich alles noch einmal überlegen, genau berechnen; aber nach ein paar Tagen kam er wieder und nun war's für immer aus, denn „sie" wollte es durchaus nicht.

Pimpernellche war in den paar Tagen ein paar Stufen von der erträumten Leiter ihrer Herrlichkeit heruntergestiegen. Sie legte mit tragischen Geberden die „Schauspielerin" bei seite, die sie bis jetzt als „hehres Ziel" vor Augen gehabt und machte sich daran, die Kosten für einen Gelehrtenberuf zu berechnen, denn etwas Besonderes mußte doch aus ihr werden, das war von jeher bei ihr festgestanden. Aber auch dieser schöne Wahn sank und sie stieg tiefer und tiefer. Sie mußte wohl Erzieherin oder Lehrerin werden; so brachte sie also dies große Opfer, wenn auch von Zeit zu Zeit ihre Phantasie wieder aufschäumte und sie höher hob, sie blieb doch zuletzt bei der Lehrerin und den Kampf wollte sie mit dem Vormund ausfechten. Es wurde aber gar keiner, denn gegen „ihren" Willen und „ihre" Meinung war nichts zu thun. Wie hatte sie nur glauben können! Ueberdies wußte ihr der Vormund ihre Pflicht so klar zu machen und behandelte sie ganz als Erwachsene, daß sie, die eine gute Portion Pflichttreue vom Vater geerbt, sich ergab. Natürlich drapierte sie sich in dieses ihr großes Märtyrertum und es war ihr ein Sporn vom Vormund quasi als Haupt der Familie behandelt zu werden. Nur hatte sie sich's doch leichter gedacht. Die ewigen Schimpfereien und Heulereien der Mutter, die die Wohnung nicht verlassen und keine ihrer Bequemlichkeiten entbehren wollte, die Brüder, denen es gar nicht einfiel, sich einzuschränken und die kleine Schwester, die ganz naiv weiter begehrte, verleideten ihr alles und nahmen ihr das bischen guten Willen und verwandelten es in Bitterkeit. Sie war sich klar, daß sie für Jahre zu diesem Dasein verdammt war,

und daß es ihr kaum gelingen würde sich davon loszumachen. Die Vierzehnjährige konnte vom Ernst des Lebens reden und von der Oede des Daseins, wie es sonst nur Menschen thun, die große Enttäuschungen erlebt. Allerdings that sie das mit einem übertriebenen Pathos, der in Anbetracht ihrer Jugend etwas Lächerliches hatte, aber es fanden sich doch Manche, die ihr eine außergewöhnliche Reife und einen feinen Verstand andichteten und da sie anfing spöttisch zu werden und mit ihren Altersgenossen nicht verkehrte, fürchteten sie sogar manche, besonders weil sie ihnen gegenüber eine ganz ungewöhnliche Ueberlegenheit hervorkehrte. Sie haßt förmlich alles Leichte, Fröhliche.

An einem hellen Maitag stieg sie mit einem Bündel Wäsche die Stiegen hinauf, als Franz, der in Gedanken zu ihrer alten Wohnung gekommen war, lachend wieder heruntersprang. Gleich faßt er sie in seinem Uebermut um den Leib, drehte sie herum und wollte sie die Stiege mit hinabziehen. Sie, ganz von Verachtung erfüllt für seinen Leichtsinn, sah ihn mit einem strengen, alten Tantengesicht an, hielt sich steckensteif und sagte: „Schäm' Dich! wo Vater doch —" im selben Augenblick kamen ihr aber die Thränen mit solcher Macht, daß sie sich auf die Treppenstufen setzen mußte, das Bündel Wäsche auf den Knieen. Der Junge, gutmütig und verlegen, setzte sich neben sie und versuchte unbeholfen ihr die Hände vom Gesicht zu ziehen: „Sei doch nit so," sagte er halblaut „es ist so schönes Wetter heut," gleich wurde er aber puterrot, schämte sich furchtbar, daß er so was Dummes gesagt, und riß ihr die Hände von den Augen. Dabei kollerte der Wäschebündel von Pimpernellches Schoß die erste Treppe hinunter, dann

die zweite und fiel auseinander, die Zwei schreiend hinterdrein, Franz von Herzen lachend, Pimpernellche bitterbös. Aber er half ihr getreulich zusammensuchen, tröstete sie und erbot sich ritterlich ihr beim Auswaschen und Aufhängen zu helfen, daß sie ihm nicht bös sein konnte, zudem er versprach kein Wort zu verraten. Nun schlichen sie vorsichtig zur Waschküche und Franz band sich eifrig eine Schürze um und ließ sich unterweisen. Sie fanden das so drollig und spaßhaft, daß selbst Pimpernellche herzlich lachte und Franz, nachdem er ihr die Wäsche auch noch nach dem Speicher geschleppt und rot und pustend sich beim Aufhängen beteiligte, nicht nur Verzeihung fand, sondern von nun an eine hervorragende Stelle in ihrem Herzen einnahm. Ganz nach Kinderart noch liebte sie ihn, sie zeigte ihm auch nichts davon, aber sie dachte gern an seine gutmütigen Augen und seine warmen täppischen Kinderhände.

Es war überhaupt nicht ihre Art Zuneigung zu zeigen, sie erschien selbst Sannchen, die sie doch zärtlich liebte, immer als die Harte, die Weise, die Naserümpfende, die Erfahrene, und erst den Brüdern! Die haßten sie förmlich, sie ließ ihnen aber auch gar nichts hingehen, in ihrer Unerfahrenheit und Pflichttreue meinte sie, sie müßten ebenso korrekt sein wie sie. Manchmal rappelten sich die Buwe aus ihrem für gewöhnlich faulen und bockigen Widerstand auf und es kam zur offenen Rebellion. Dann stellte sich natürlich die Mutter auf Seite der armen Mißhandelten, die rein gar nichts von ihrem „Lewe hawe sollten" und es brach ein endloses Lamento aus über Pimpernellches schändliches Benehmen, über ihre Knauserei. Sie lebten doch weiß Gott wie die Bettler und wo das Geld hin-

kam wußte man nicht und keine Freude, keine Erholung hätte sie, die kranke Frau; dabei konnte sie einen Strom von Thränen vergießen, — das konnte sie immer, — daß die andern sie gleich tröstend umstanden und Pimpernellche mit Vorwürfen überschütteten, bis sie ging.

Kam sie nach kurzer Zeit wieder herein, noch zitternd vor Aerger und Aufregung, so war drinnen alles eitel Ruhe und Sorglosigkeit.

Die Mutter kaute an ihrer Chokolade, die sich seit langem als ein probates Tröstungs- und Ablenkungsmittel erwiesen und Sannche knabberte verstohlen mit; die Brüder lümmelten am Fenster, hatten acht Finger andächtig zwischen den Zähnen und die Nase platt an den Scheiben und thaten so, als ob sie ihre Aufgaben repetierten.

Ob Pimpernellche eine Freude oder eine Erholung brauche, daran dachte kein Mensch. Ließ sie nur das Geringste davon verlauten, so war großes Geschrei und die Brüder wollten sich ausschütten vor Lachen. Ansprüche? Was wollte sie denn um Himmelswillen? Solch eine „wüschte" Kreatur? Wer machte sich denn etwas aus ihr? Sie sollte nur in ihrer Küche bleiben wozu war sie denn sonst auf der Welt?

Mit Sannchen war das ganz etwas Anderes. Von anfang an hatten es alle, selbst der Vormund für selbstverständlich gehalten, daß sie im Institut blieb, auch mußte sie immer gut angezogen sein, weil sie doch „mit de bessre Mädcher" ging, zum arbeiten im Haus hatte sie nie Zeit, dagegen wurden ihr stets Spaziergänge und dergleichen erlaubt, selbst Pimpernellche war ihr gegenüber schwach und freute sich, wenn sie

rosig und frisch, „schön geputzt", mit ihren Freundinnen die Straße hinunter schwänzelte. Auch die Brüder verkehrten mit dem „Kind" in einer Art derber, täppischer, und ungeschlachter Galanterie, die sich in Kneipen in die Arme, Tragen der Schultasche, Teilen von gestohlenem Obst und dergleichen äußerte.

Sannchen nahm alles an, wie wenn es ihr gebühre. Sie war kein liebenswürdiges, eher ein mürrisches, launisches Mädchen, das nur bitten, betteln und schön thun konnte, wenn es etwas erreichen wollte.

Ging es nicht nach Wunsch, so konnte sie bitterbös werden, und häßliche Redensarten ausstoßen. Sie zerriß alles was ihr unter die Finger kam, biß und kratzte und suchte der Schwester obendrein noch irgend einen heimtückischen Streich zu spielen, der ihr eine kleine Freude nahm. Freilich weinte sie dann wieder darüber und versuchte Pimpernellche zu trösten; sie fand es ganz in der Ordnung, daß nichts für Pimpernellche und alles für sie war, auch daß die Aeltere stets zurücktrat; in der Ansicht wurde sie natürlich von der Mutter bestärkt, die oft beim Anblick Sannchens seufzte: „ach des arm' Kind!" worauf diese sofort prompt mit einem Thränenguß reagierte. Sie war es doch, weiß Gott, die Opfer brachte! Wenn man ihre Freundinnen ansah, wie die angezogen waren und wenn man sie von zu Hause reden hörte! Sannchen ballte oft die Hände vor Wut und räsonnierte den ganzen Tag in der Wohnung herum, weil ihr nichts recht war. An einem Sonntag kam sie einmal ganz aufgeregt aus der Kirche nach Hause, sie hatte Geburtstag gehabt, ihren vierzehnten und ein neues Kleid bekommen,

das das praktische Pimpernellche in einem schönen Grau gewählt hatte.

Dies neue Kleid nun, an dem sie zuerst viel Freude hatte, warf sie so verächtlich beim Ausziehen auf den Boden, mit solch erregten Geberden, daß Pimpernellche gleich wußte, es sei was los. Endlich nach verschiedenen Anläufen und dunkeln Redensarten kam's heraus.

Franz war ihr begegnet und hatte sie angesprochen, Franz der ihr Haus schon seit langer Zeit mied, weil er sich mit den zwei groben jungen Herrn gezankt. Und warum er sie angeredet? Es war nichts weiter als Hohn.

„Warum hast Du denn kein solch schönes, weißes Kleid an, wie Doktors Cläre, es müßte Dir viel besser stehn, besonders mit blauen Schleifen. Schaff Dir doch eins an, Du würdest mir ausgezeichnet gefallen."

„Und die Cläre ist doch ein nett' Mädche und — und" heulte Sannche und wußte ihres Jammers kein Ende. Mit den Füßen stieß sie das graue Kleid weg und warf Pimpernellche böse Blicke zu.

Die Mutter aber horchte auf: „So, so, ei, ei, der Franz! Guck ämol do!" Franz hatte doch die ganze Familie geschnitten wegen seines Streites mit den Buwe und nun —?

Franz war jetzt Primaner, studierte in Karlsruhe, und kam nur zu Ferien nach Haus. Er trug sich „foin" wie Frau Heß, Sannchens Mutter, sagte. Besonderen Eindruck hatte ihr immer ein heller Ueberzieher neuesten Schnittes gemacht, in dem er auch gern an heißen Tagen prangte; er ließ sich alles in Karlsruhe machen, bezog seine Stiefel aus Mainz vom

allerersten Schuster und verachtete diejenigen, die gezwungen waren in der Vaterstadt arbeiten zu lassen.

Merkwürdig oft war der Franz jetzt da, seitdem er Sannchen angeredet, fast jeden Samstag und eines Tages erschien wieder ganz unbefangen „in's Hesse". Die Mutter saß im Lehnstuhl, halbschlafend wie immer.

„Gut'n Tag. No, wie geht's? Springen Se alleweil noch wie å Hirsch, Madame Heß?"

Er hatte immer solche Scherze geliebt und Frau Heß, die sonst sehr beleidigt war, wenn man auf ihren wachsenden Leibesumfang oder ihre Trägheit anspielte, lächelte huldvoll zu seinem Witz. Sie hatten sich bisher immer ziemlich fremd gestanden, nie gedutzt, sie hielt ihn für den Verderber ihrer unschuldigen Knaben und hatte ihn mindestens danach behandelt.

Heute behandelte er die Buwe gönnerhaft, mit der Miene des Weltmannes, den Zwist ignorierend, bot er ihnen Cigarren an, die sie unter mütterlichem Angstgeschrei und dito verzweifelten Abwehrungsversuchen gierig zu dampfen begannen. Die Folgen ließen nicht auf sich warten, nichts destoweniger schüttete Madame Heß die volle Schale ihrer Huld über den dicken Franz aus. Sie verstand. Wenn nur Sannchen auch verstanden hätte! War er da, gab sie ihm schnippische Antworten, echte Schulfratzenantworten, oder sie ging gleich gar nicht ins Zimmer. „Was brauchscht'n Du immer vunn Karlsruh' rüwer zu fahre, bleib drüwwe!" sagte sie ihm.

War er fort, warf sie den Kopf nach hinten und that verächtlich. „O der kleen, dick' fett' Kerl, nix wie Kleeder hot er." Vor einem Jahre noch hatte er sie ganz als Kind be-

handelt und versucht sie in die Waden zu kneifen, das vergaß sie ihm nicht.

Aber der gute, dicke Franz war beharrlich. So manchen Samstag saß er geduldig der ewig klagenden Mama Heß gegenüber und wartete. Nur kam dann Sannchen entweder sehr spät oder gar nicht nach Hause. Daß sie während der Zeit mit ihren Freundinnen, manchmal waren sogar ein paar Freunde dabei, draußen herumzog, und eine Flamme im Herzen trug, ahnten weder Franz noch die Mutter, selbst nicht die Brüder, die sonst alles von ihren Kameraden erfuhren.

Die Buwe hatten zu der Zeit einen wunderbaren Sinn für die Schönheiten der Natur. Alle Samstage zog es sie in ein schönes, stilles Thal, in dem ein einsamer Wirt, der auch ein ähnlicher Naturfreund war, unzählige Halbe an sie unter Verschwiegenheit und für wenig Bares schenkte. Sie begannen mit Sannchen rauher umzugehn, sprachen viel von Germanentum, Sittenreinheit, Einfachheit, Stärke, Kraft und Ehrlichkeit, schliefen am Sonntag immer wie die Bärenhäuter, spielten mit Bierkrügeln Fangball, rangen d. h. balgten sich miteinander, lachten stets in tiefen Tönen, „hohoho", hielten sich lange, ellenlange heimliche Pfeifen mit blau-gelb-roten Quasten und wurden von Franz als „komplett ruppig" bezeichnet.

Außer Mama Heß war noch Eine, die Franz sehnsüchtig erwartete. Pimpernellche schwamm in eitel Glück und Freude. Franzens Besuche waren schon seit langer Zeit für sie wie ein Geschenk des Himmels, ja ihr einziges Glück. Immer hatte sie Franz ein wärmeres Gefühl bewahrt, seit der Kinder-

liebkosung. Nun war aus dem kleinen rotbackigen Franz ein starker Franz mit dichtem Blondhaar geworden, nach dem sie immer verborgen vom Gangfenster aus schielte, während er sich draußen etwas arg geräuschvoll die Füße abkratzte. Er that natürlich wie wenn er zum Besuch der Brüder käme, und getraute sich nicht mehr zu ihr zu sagen wie im Gang ein schnelles „Gu'n Tag Nelly" er sagte immer „Nelly! — sin' die Buwe drinn?" Wenn sie dann aber wieder in der Küche hantierte, legte sie jedem Wort, jedem Ton, jeder Bewegung Bedeutung bei, wie er ihr die Hand bot z. B., manchmal vergaß er's auch, dann hatte sie ihn natürlich erzürnt und sie war tief unglücklich. So phantasierte sie sich eine Liebschaft zusammen, von der der beteiligte schwer betroffene Franz keine Ahnung hatte.

Später, als das große Unglück für ihre Liebe kam, der Bruch mit den Brüdern, hatte sie wohl viel geweint, Tag und Nacht, denn diese reine, heilige Liebe war doch der einzige Stern im Dunkel ihrs Daseins, hatte täglich auf einen Brief gewartet, der nie kam, hatte Franz auf der Straße flehentliche Blicke zugeworfen die er nicht sah, — er machte vor ihr kehrt wie vor den andern. Wie schwer mußte der Edle gekränkt worden sein, daß er ihr diese Prüfung auferlegte! Aber sie hielt aus, still, tapfer und demütig und nun kam er wieder! Kam wieder schöner und feiner als die andern Männer, äußerlich vor ihnen ausgezeichnet, ein Weltmann. Doch auch sie war nicht mehr das schüchterne, schmalbrüstige und unbeholfene Kind, ein großes Mädchen war sie geworden, breitschultrig und breithüftig von der vielen körperlichen Arbeit; wenn ihr

auch die Fülle etwas fehlte, eckig war sie nicht mehr und schüchtern, auch sie konnte Weltdame sein, wie er Weltmann. Sie begrüßte ihn freudig, aber mit der einer Dame geziemenden Reserve, sie war viel im Wohnzimmer anzutreffen, trotz der mißbilligenden Blicke der Mutter. Doch merkwürdig! bei längerem Verkehr stellte sich heraus, daß er, der Lustige, Muntere, still und blöd in ihrer Nähe wurde, unruhig auf seinem Stuhl hin und her rückte, wenn sie ihm von ihren Büchern erzählte, oder gar ein kleines Gedicht vorlas. Ihr Herz jubelte, wie ihn die Liebe zag machte, den Stolzen! Nur der Abschied war immer besonders herzlich und seine Augen leuchteten auf, wenn sie ihm die Hand bot, weil sie häusliche Pflichten riefen.

Damals las sie „Dreizehnlinden". Das hatte sie sich gewahrt die Verehrung für ihre Bücher, und so manche Nachtstunde saß sie zusammengekauert in der Küche und las bei einem Kerzenstümpchen Dreizehnlinden! und Franz, der kräftige, träumerische, blonde Recke war Elmar, ihr Elmar. Hundertmal unter dem Kochen seufzte sie „Elmar"! und es war ihr sogar schon passiert, daß sie von Franz gesprochen und ihn Elmar genannt hatte.

Die Situation dauerte über ein Jahr und Pimpernellche sah sich immer noch als die Ursache der heimlichen Besuche Franzens an, er dagegen befand sich immer noch gleich unbehaglich in ihrer Nähe. Er fürchtete sie, wußte nichts aus ihr zu machen, hielt sie für überbildet und spöttisch und dank dem schlecht verhehlten Jammer der Mutter und irgend einer brüsken Bemerkung der Buwe für eine Art von Hausdrache.

So was war seiner friedfertigen Natur ein Gräuel, davon hatte er genug zu Hause! Zudem war sie in ihrer Magerkeit durchaus nicht sein Geschmack, war so alt wie er, und kam überhaupt für ihn nicht in Betracht, seine Liebeslinie bewegte sich einige Jahre tiefer. Von ihrer stillen und entgegenkommenden Anbetung merkte er, selber bis über die Ohren verliebt, gar nichts. Ach! und er liebte unglücklich! Sannchen verstand seine vielen Besuche, seine zarten leisen und zarten lauten Andeutungen gar nicht, sie lachte dazu. Welch ein Kind! Aber sie würde noch verstehen lernen, wenn er erst kam an Weihnachten in der schmucken blauen Dragoneruniform, das mußte sie doch blenden!

Und der Herr Freiwillige kam. Sporenklirrend, kurzgeschoren, mit hochwattierter Brust, über die die Schnüre der Uniform nur so spannten. Einen Zwicker hatte er sich beigelegt und ein Armband, das sich des öfteren nicht ganz ohne Zufall aus den Manschetten stahl und von ihm mit einer eleganten und zugleich energischen Bewegung zurückgeschleudert wurde.

Sannchen war nun fünfzehnjährig, körperlich sehr entwickelt, und noch ebenso rosig und lockig wie als Kind, „Goldengel" nannten sie die Studenten, während Pimpernellche in der Stadt „s Hesse Rothche" hieß. Sannchen war ein wenig faul, verträumt, ein ganz klein wenig sentimal, ohne je die Realität in ihrem Interesse außer acht zu lassen, nicht allzu gefühlvoll, ziemlich rasch im Erfassen und schnippisch und treffend in der Antwort, nach außen sehr offen scheinend, so repräsentirte sie ein gut Teil pfälzischer Art.

Dem Herrn Franz trat sie sehr seriös entgegen, nannte ihn trotz der Verwandtschaft „Sie" und duldete durchaus nicht, daß er sie mit „Du" anredete. Seine offenen und etwas forciert kecken Huldigungen nahm sie mit überlegener Kühle auf, so, wie wenn sie dergleichen schon lang gewöhnt sei, und kaum der Beachtung wert fände. Das entflammte jedoch den kühnen Krieger erst recht.

Er schloß sich, wenn auch mit Herablassung, die er seiner Uniform schuldig war, den Buwe noch enger an, zog sogar mit ihnen nach dem stillen Waldthal, wo er mit ihnen laute Lieder sang, bunte Mützen trug und mit dem Schläger fuchtelte. Von Treue, Herrlichkeit und Freiheit brüllten sie, die Zeche bezahlte großmütig Franz und beim Nachhausegehn steckte er ihnen Zettelchen zu, die sie an Sannchen abgaben. Sannchen pflegte sie zu entfalten, ihr Gesicht zu einer Fratze zu verziehen, sie zusammenzuknüllen und den Buwe ins Gesicht zu werfen, was sie als ein famoser Witz mit ihrem „hohoho" Baßgelächter begleiteten.

Zwischen Pimpernellche und dem edlen Krieger änderte sich das Verhältnis. Er saß ihr nicht mehr scheu gegenüber, er war mit ihr von „edler, knapper Würde". Er blieb auch nicht mehr der träumerische Jüngling, ein kühner Mann war er geworden, er war der Herr, dem sie sich demüthig neigen mußte. „Hier bin ich, deine Magd, deine Dienerin, ganz dein Eigen, hebe mich auf und mache mich zu deiner Herrin."

Doch er wollte sie prüfen, er ward hochfahrend, kaum bemerkte er sie, grüßte nur nachlässig, und wenn er sich den Mantel reichen und beim Anziehen helfen ließ, dankte er nicht

einmal. Sie war seine Magd, ja, gewiß, sie war seine Magd — immerhin — Pimpernellche machte die Augen unter Tags etwas weiter auf wie sonst und in der Nacht schloß sie sie wenig und starrte und weinte auch, und sie fing an Konturen zu sehen, die ihr gar nicht gefallen wollten, und eines Abends sollte ihr die nakte, grausame Wahrheit klar werden.

Franz saß mit den Buwe in ihrem kleinen Zimmer. Die zwei angehenden Primaner hatten eingefeuert, daß der eiserne Ofen förmlich pfauchte. Pimpernellche hatte Bier in einem großen Krug für die drei besorgt und nun ging der Humpen — es war zwar nur 'ein ganz alltäglicher blau und grauer Krug — rum. Da saßen sie und brüllten in das tabacksqualmige Zimmer „Oo alte Bu-u-u-rschenherrlichkeit" und um dem „Einwilligen" zu gefallen — so nannten sie ihn witziger Weise! — auch „O Elslein, liebstes Elslein" und der lauteste war der Herr Soldat. Er hatte seinen Waffenrock der Bruthitze halber abgelegt, saß im Hemd, die Aermel weit offen, dort, hatte eine blau-gelb-rote Mütze auf und eine erschrecklich lange Pfeife mit blau-gelb-roten Troddeln in der Hand, aus der er in den Pausen, in denen er nicht sang oder trank, erschrecklich viel Rauch blies. Also sah der Held aus, als Pimpernellche, den Busen von Liebe, Eifersucht und Schmerz geschwellt, eintrat, gänzliche ungerufener Weise. Bei ihren ersten Schritten fuhr der Kriegerstudent zusammen, wähnend es sei die Geliebte, er ließ die Pfeife fallen vor Schrecken über den unwürdigen Anblick, den er ihr jetzt von hinten bieten mußte, und schnellte auf, seinen Waffenrock zu

ergreifen. Aber die Buwe dämpften seinen Eifer. Karl der Aeltere, Kall ausgesprochen, drückte ihn gleichmütig nieder „'sisch nor der Pimpernell".

„Ach so!" machte er, bückte sich um die Pfeife, trank den Humpen leer, und reichte ihn hin, ohne sich auch nur umzudrehen. „Da," sagte er, das war Alles.

Pimpernellche blieb starr stehn.

Alles war ihr klar, alles sah sie klar auf einmal.

Vor ihr saß nicht Elmar, der Held, der kühne, starke Mann, sondern ein dicker, fetter Freiwilliger ohne Uniform, mit einem roten, schweißigen, betrunkenen Gesicht und einem glatt rasierten Schädel, auf dem die Studentenmütze schief saß, nur vom linken Ohr gehalten, — und groß waren die Ohren obendrein! — und der Freiwillige war unverschämt gegen sie, war immer unverschämt gegen sie gewesen in der letzten Zeit, behandelte sie wie einen Dienstboten und — war in ihre Schwester verliebt.

Mit einer Wut ohne Gleichen riß sie ihm den Krug aus der Hand und schleuderte ihn zu Boden, am Liebsten hätte sie sich auf den Helden Elmar gestürzt und ihm den Krug an den Kopf geworfen.

Das war gar kein Schmerz, nur eine Wut ohne Maß und Ziel, über ihn, der ihr wie ein Betrüger, ein Verführer, ein Charlatan vorkam. Und sie konnte ihre Wut nicht anders ausdrücken als daß sie floh und die Thüre mit aller Gewalt zuschmetterte. Die Drei sahen zuerst verdutzt den Krug an, dann die Thüre, die noch gewaltig bebte „jetzt rappelt's 'r aa noch!" meint „Kall" gleichmütig, dann bückte er sich um den

Krug, der ihm viel wichtiger war als der Zorn seiner Schwester und der Zweite sah ihm stier dabei zu. Nein er hatte nur unbedeutenden Schaden gelitten, so war alles gut, bis aufs Bierholen!

Der Einwillige hatte zuerst gerade hinausplatzen wollen, es verging ihm aber wunderlicher Weise sehr schnell und kam nur als ein vergurgeltes Räuspern zu Tag. Wahrlich, er schämte sich, er hatte sich patzig betragen.

Pimpernellche war immerhin ein erwachsenes Frauenzimmer, wenn auch kein ihm lieblich dünkendes, und immerhin die Tochter des Hauses, mit der er früher treue Freundschaft gehalten. Ein guter Junge, der er im Grunde war, wollte er sich beim Nachhausegehn entschuldigen, aber Pimpernellche blieb unsichtbar und ließ sich auch durch das Getrommel an ihrer Thüre nicht herbeilocken, auf welch zarte Weise die Brüder den Wunsch nach ihrer Anwesenheit anzudeuten beliebten.

Pimpernellche war wie ein vom Bogen abgeschnellter Pfeil direkt in die Schlafstube gestürzt. Sie hatte geglaubt Mutter und Schwester schon schlafend zu finden und sich in ihr Bett verwühlen, sich dort ausschluchzen zu können „wie ein wundes Tier", sagte sie sich immerwährend vor.

Nun traf sie wohl die Mutter in tiefem Schlaf, aber Sannchen war noch wach. Mit gelösten Haaren stand sie vor der Kommode, deren oberste Schublade aufgezogen war, und hielt etwas in der Hand, das sie blitzschnell in der Schublade verschwinden ließ; dann kämmte sie vor dem Toilette-

spiegel ihr langes Haar, wie wenn sie nie etwas anderes gethan.

Pimpernellche kroch schaudernd unter die Decke und wartete auf den großen Ausbruch ihres Schmerzes. Sonderbarer Weise wollte er gar nicht kommen, obwohl sie sich gehörig mit Selbstverachtung dazu anstachelte. Es hielt sie wohl die Gegenwart der Schwester ab. Immer schielte sie nach dem Lichtstreifen, der durch ihre Decke drang, endlich kroch sie vor und hob behutsam den Kopf und sah Sannchen. Die Spitzen ihrer Haare flammten von dem vor ihr stehenden Licht und in dem großen, verräterischen Spiegel sah Pimpernellche etwas Merkwürdiges. Sannchen hielt eine Photographie in der Hand, ihr ganzes Gesicht glühte, ihre Augen funkelten, die Lippen waren halb geöffnet. Plötzlich riß sie das Bild an ihren Mund und küßte es wieder und wieder, drückte es an ihre Brust und faltete die Hände leidenschaftlich darüber.

War das die Liebe, dieser Sturm, dieser Aufruhr, dies wilde Wesen?

Pimpernellches Herz klopfte, das war etwas Fremdes, vor dem sie Scheu hatte — und wie schön ihr die junge Schwester erschien und doch wie fremd in ihrer Erregung!

So hatte sie die Liebe nicht gekannt, nie — und es kam eine förmliche Beruhigung über sie, trotzdem ihr Herz pochte. Und dann auf einmal packte sie eine große Sehnsucht, die aufschrie und sie stammeln ließ: „Ich auch, ich auch will meinen Anteil am Leben, ich auch will geliebt sein!“ Keinen lockigen Helden, kein Schemen, kein Ideal, sie wollte von

einem Mann geliebt sein, wie die Schwester geliebt war. Zum erstenmal zog etwas wie Neid durch ihr Herz — fiel denn kein Tropfen Glück auf sie, immer nur auf andere? Die ganze Nacht warf sie sich herum und weinte und sehnte sich. Sie wollte nicht weiter Sklavin sein, nicht weiter das häßliche Pimpernellche, das in der Herdasche wühlen und nach der schönen Schwester schauen durfte — gleiche Rechte, gleiche Pflichten — und vor Demütigungen wollte sie sicher sein.

So klug war sie zu wissen, daß zu ihr wohl nie ein Märchenprinz kommen würde, sie aus der Asche zu heben, ihr strahlende Gewänder überzuwerfen und ein blitzendes Krönlein ins Haar zu drücken. Ach, ihr paßte der goldne Schuh nicht. Schönheit und Anmut waren nicht ihr Los.

„Was geb' ich D'r for Dein Kopp, å G'sicht sollscht hawwe," hatte ihr vor Kurzem Kall gesagt. Ae G'sicht sollscht hawwe! Richtig. Aber „å G'sicht" hatte sie eben nicht, damit mußte sie sich abfinden. Irgendwo in der Welt gab's vielleicht doch irgend einen Menschen, der auch ihren „Kopp" und ihr Wesen liebte, irgendwo — hier nicht. Aber draußen, draußen in der Welt. — Wenn sie hinausginge in die Welt? Ihr Herz fing an mächtig zu schlagen und sie getraute sich gar nicht den Gedanken auszudenken, schielte nur von fern nach ihm. In die Welt!

Der nächste Tag war ein Sonntag und der erste April. Ein herrlicher, sonniger Frühlingstag, der wie ein Gottesgeschenk heruntergefallen war nach all den rauhen, eisigkalten Märztagen.

Sannchen war schon in aller Frühe auf, ganz gegen ihre Gewohnheit und trällerte in den Stuben umher. Schon um zehn Uhr flog sie im hellen Kleide die Straße hinab und Pimpernellche schaute ihr nach, es war etwas von ihrem alten mütterlichen Stolz in dem Blick. Da ging sie hin, etwas tänzelnd, frisch, elastisch, ganz Frühling, ganz Leben, ein paar Studenten sahen sich nach ihr um, ein Herr blieb stehen, es war ein Triumph für Pimpernellche, sich sagen zu können: „Dieses schöne Geschöpf will ihn nicht und er leidet deshalb."

Unaufmerksamer und gleichgültiger hatte sie nie gekocht und wichtiger war sie sich auch nie erschienen. Sie fühlte sich vor einem neuen Lebensabschnitt stehen, sie wollte ihr Joch abschütteln, der Gedanke benahm ihr Hirn so, daß sie ganz konfus war. „Schote!" sagten die Buwe mehr gestatteten sie sich nicht ihrer Konstitution halber, die nicht auf Emotionen berechnet war. Sie waren kurz und langsam in den Bewegungen, im Gymnasium schlugen sie auch durchaus kein schnelles Tempo an, sondern hatten immer Treue gezeigt in Beibehaltung derselben Klasse.

Es wurde ein denkwürdiger Sonntag für den „Schote". Das Denkwürdige war nicht, daß Franz gleich nach Tisch kam um die Brüder abzuholen und bei der Gelegenheit eine lange Standrede an Pimpernellche hielt, an deren Schluß Sannchen in ein ächtes, ungezogenes Kinderlachen ausbrach, das Denkwürdige war auch nicht, daß sie sich dabei höchst korrekt, nein „stählern" hielt, obwohl das wohl schon ans Denkwürdige grenzte. Denn wie sie Franz behandelte! In Gegenwart aller sagte sie: „Sie (s i e sagte sie!) werden sich

noch viel an- und viel abgewöhnen müssen", machte eine hochmütige Bewegung mit dem Kopf und ging. Im Schlafzimmer vor dem Spiegel machte sie's nach. Gehalten wie eine Heldin! Aber elend und käseweiß sah sie aus, es hatte sie doch aufgeregt. Jetzt wußte sie aber, daß sie das Zeug in sich hatte zu etwas Anderem, daß sie keine feige, unterwürfige Natur war, daß sie aufschäumen, verachten konnte — und war sie auch nicht aus dem Holz, aus dem man Königinnen schnitzt, so war doch etwas aus dem Holz in ihr, aus dem man Heldinnen schnitzt, das fühlte sie. Nur Raum — nur Leben.

Die Mutter ließ ein großes Gezeter los über ihre zwei dummen „Gäns von Mädcher"; zum erstenmal war sie ernstlich bös über ihr geliebtes Sannchen, weil sie den Einwilligen fortdauernd niederträchtig behandelte. „Jetzt fangt die Anner aa noch an" schrie sie Pimpernellche an, „daß er jo de Leede kriecht, so dumm, so dumm! Sein Glück so mit Füße zu trete!" (das galt wieder Sannchen, —) „meenscht Du die Verehrer fallen vum Himmel?"

Das Thema Verehrer war so unerschöpflich, daß Sannchen bei der ersten besten Gelegenheit verschwand. Nun brummelte die Mutter weiter, bis sie sich endlich in den Schlaf gebrummelt hatte und noch im Schlaf behielt sie eine äußerst mißbilligende Miene.

Im ganzen Haus regte sich nichts. Sannchen war im schönsten Staat ausgeflogen, vorher die Buwe mit Franz, nachdem sie ein Rüchlein schlechten Knasters hinterlassen, das trotz der weit geöffneten Fenster nicht weichen wollte.

Pimpernellche ging in den Zimmern hin und her und wenn sie an einen Spiegel kam, streckte sie sich und blinzelte hinein wie ihr die Verachtung zu Gesicht stünde. Kam sie an das Bücherregal, so warf sie einen Blick halb der Trauer und halb des Mitleids auf „Dreizehnlinden".

Fahrwohl Elmar, fahrwohl schöner Traum, fahrt wohl Jugend und Märchen. Ausgeträumt ist für mich und das Leben beginnt. „Halte die Augen offen Einsame, Unerfahrene, hüte dich!" So hatte sie heute Morgen in ihr Tagebuch geschrieben.

Es war eigentlich kein richtiges, sondern ein altes französisches Schreibheft mit einigen verbes irréguliers, letztes Zeichen ihrer Liebe zur Wissenschaft! Sie hatte geschwankt ob sie das halbausgeschriebene in der Wirtschaft oder im Dienst der idealeren Sache verwenden solle und sich für das Letztere entschieden, natürlich ließ sie ein weißes Blatt zwischen dem letzten verbe und ihren jetzigen Gedanken. „Lerne zu vergessen und Stärke zu gewinnen" schrieb sie als zweites, schon eine Stunde danach. Sie hatte zuerst schreiben wollen „um stark zu werden", aber „Stärke zu gewinnen" machte sich doch viel besser, sie hatte immer „eins" im Aufsatz erzielt.

Plötzlich blieb sie vor den Büchern stehn. Ein altes, schöngeistiges Fräulein, zu dem sie manchmal kam, hatte ihr neulich einen Band Bourget gegeben; natürlich hatte sie nur aus Höflichkeit genommen, denn Bourget — nein! Nun betrachtete sie den geschmackvollen Einband nachdenklich.

Neues Leben, neue Bücher und wenn es zu gefährlich wurde, konnte sie ja immer aufhören. Und sie setzte sich in

großer Spannung ans Fenster und begann zu lesen, eifrig, alles ringsum vergessend.

Die breite Straße zogen eine Menge sonntäglich geputzter Menschen hinunter nach den Anlagen, man hörte ihr Schwätzen und Lachen deutlich im Zimmer. Aber Pimpernellche sah und hörte nichts, sie saß mit rotem Kopf, das Buch nah an ihre kurzsichtigen Augen gerückt, und staunte über den Zauber, der aus ihm emporstieg.

Plötzlich irritierte sie etwas, sie wurde durch irgend etwas in ihrer Lektüre gestört, widerwillig, wie unter einem Zwange mußte sie von dem Buch aufschauen und ihre Augen nach der Straße richten.

Und das Denkwürdige begann. Ihrem Fenster gegenüber, mit dem Rücken gegen die breite Hausthüre gelehnt, stand ein Mann, der starr nach ihr blickte, der schon geraume Zeit nach ihr geblickt haben mußte.

Pimpernellche wurde unruhig. Sollte das ihr gelten? Sie erhob sich schnell, bog sich weit aus dem Fenster und sah die Straße links und rechts hinauf, — überall alle Jalousieen geschlossen. Schnell setzte sie sich wieder mit der Empfindung sich blamiert zu haben und verkroch sich hinter die Blumenstöcke. Aber durch die grünen Blätter sah sie mit halb zugekniffenen Augen nach dem vis-a-vis. Was wollte der fremde Mann? Er stand immer noch und starrte nach dem Haus.

Ein paar Vorübergehende schauten ihn neugierig an, weil er so hartnäckig an das Thor gelehnt stehen blieb, so was that man nicht in der Stadt!, da begann er langsam

die Straße hinabzuschlendern, gestoßen und gepufft von den Nachkommenden, die es eiliger hatten als er.

Welch vornehme, nachlässige Bewegungen! Welch aristokratische Erscheinung! Wie er hervorstach unter den Biedern mit ihren in der Vaterstadt gebauten Röcken! Er fiel ganz aus dem Rahmen im Schnitt seiner Kleidung, im ganzen Gebahren ein Großstädter, wie aus ihrem Roman gestiegen, ja ganz so!

Unbewußt ihrer alten Neigung getreu, wurde er gleich mit einem Nimbus umgeben, nicht mehr der Held Elmar freilich, ein anderer Held, ein Großstadtmensch, ein Gehirnmensch, ein verfeinerter Mensch und sie mußte lächeln, wenn sie an Elmar-Franz dachte, den Dandy ihrer Heimat, der in seinen Kleidern steckte wie die pralle Wurstfülle in der Haut. Erfahrung mußte man haben, vergleichen können!

Was er nur hatte, dieser Großstadtmensch, daß er sich das Haus so angelegentlich betrachtete? Sie hatten's zwar zum Verkauf ausgeschrieben seit Jahren, aber was sollte dieser vornehme Mann mit diesem Haus?

Einen Augenblick dachte sie an die goldlockige Schwester, aber die war ja fort, amüsierte sich draußen und zudem war sie ja fest versorgt, wie sie seit gestern wußte.

Jetzt kehrte er auch noch um, wahrhaftiger Gott! und wieder ging er auf das Haus zu, und seine Schritte verlangsamten sich und wieder fixierte er das Fenster. Sie hielt den Atem an: Ging er weiter?

Kaum zwei Häuser weit war er gekommen so schaute er sich schon wieder um. Sie kam sich recht albern vor mit ihrem

Versteckspielen und stellte sich aufrecht ans Fenster, Entoder weder, wie die Herrn Buwe zu sagen pflegten. Wollte er etwas — gut, wollte das Leben etwas von ihr, hier stand sie, mit klaren Augen, ohne Beben wollte sie allem ins Antlitz schauen.

Er ging quer über die Straße, das sah sie; sein Ueberzieher war hellgelb und der Anzug schwarz, dabei trug er einen Cylinder und einen Kneifer mit breitem Rand, das stand fest. Aber nun wurde sie schon unsicherer, denn er näherte sich ihr immer mehr, und jetzt — war er beinahe dicht unter ihrem Fenster, sie hätte fast seinen Cylinder greifen können und er sah sie an, lange, eindringlich.

Was sagten denn seine Augen? Um Gottes willen, was sagten sie? Eine Frage war drinn, eine dringliche, gespannte Frage — und sie, sie verstand ja nichts, rein nichts, hilflos war sie diesen großen, tiefliegenden Augen gegenüber, die sie in einem fort förmlich anflehten —

Da hob er den Hut, ehrerbietig und resigniert, die Augenlider unter dem Hornkneifer gesenkt, entfernte er sich rasch, ohne noch einmal umzusehen.

Pimpernellche hätte sich die Haare ausraufen mögen, da ging es vorbei, das heiße, reiche Leben und sie hatte die ausgestreckten Hände zurückgezogen! Wußte sie doch nicht einmal ob sie ihm für seinen Gruß gedankt hatte!

Wars nun für immer vorbei?

Hatte sie, die Ungeschickte, Unerfahrne ihn etwa verscheucht?

Die Stirne hätte sie sich zerschlagen, sich die Kleider vom

Leib reißen mögen, über sich herfallen, sich austoben — da war er ja der Prinz, und er hatte ihr etwas gewollt, ihr, ihr!

Die ärgerliche Stimme der Mutter, die sie schon ein paar mal gerufen, brachte sie wieder zu sich. Sannchen hatte bei ihrem eiligen Weggang alles im Schlafzimmer kunterbunt durcheinander geworfen, die Mutter hatte die Verwüstung gesehen und Pimpernellche mußte natürlich die Ordnung wieder herstellen. Beim Anblick der offenen Schubladen kam ihr das nächtliche Bild wieder, — am Ende war er —? — die Photographie in des Kindes Hand, sein leidenschaftliches Gebahren — die obere Schublade war unverschlossen und Pimpernellche begann mit zitternden Fingern alles zu durchsuchen.

Was sie sonst als eine Gemeinheit verachtet hätte, erschien ihr jetzt als ein Akt der Notwehr, als Selbsterhaltungstrieb; sie durchsuchte jede Ecke und fand endlich in einem Päckchen Briefe einen festen, steifen Gegenstand, die Photographie.

Sie zog sie rasch vor, fast hätte sie aufgeschrieen, nein, nein, er war es nicht!

Ein blutjunges Bürschchen, mit einem Anflug von Schnurbart, dunklen, kecken, etwas vorstehenden Augen, im Ganzen ein ziemlich eigenartiger, mehr fremder Typus.

Diese zwei Kinder! So jung, so jung! Eine Welle von Zärtlichkeit überflutete Pimpernellches Herz, wie eine Mutter fühlte sie für die junge, unerfahrene, leichtsinnige Schwester und aus einer mütterlichen Regung griff sie zum obersten Briefe und las ihn.

Oh, das waren keine Kinder mehr, die das schrieben, das waren Menschen, die die Liebe kannten. Und das hatte das kleine Schwesterchen verstanden, ohne sich Belehrung zu holen bei ihr oder bei der Mutter? Das war ihr ins Herz gepflanzt. Das kam also wie der Sturmwind, wie das Unwetter über die Kinder der Welt —! und Pimpernellche lief an ihr Tagebuch und schrieb mit Schauern vor der Gewalt der Liebe, die gebraust kam wie die Windsbraut: „Und kommt die Liebe so beuge dich in Demut, aber breite die Arme aus und schreie, schreie wie einst die entflammten Krieger schrieen, die ins heilige Land zogen: „Gott will es, Gott will es."

Mit Ehrfurcht legte sie das Päckchen Briefe zurück, schloß sorgfältig ab und steckte den Schlüssel ein, damit kein Profaner die Stätte der Liebe entweihe.

Der Tag blieb sonnig, warm und klar, und das Licht drang auch am Abend noch kräftig durch die Fenster.

Wie eine glühende Verheißung lohte der Brand am westlichen Himmel und noch lang nach dem die Sonne gesunken, zogen sich blutrote Bänder über den dunkeln Horizont, allmählich verlöschend. Es war fast ganz Nacht als Sannchen nach Haus kam, hinter ihr die Buwe. Die Mutter hatte die ganze Zeit am Fenster gesessen und gespannt die lange Straße hinabgeschaut. Sie war sehr unwillig und empfing Sannchen mit Schelten über ihr spätes Nachhausekommen.

„No sin mir nit Kawalier genung?" meinte Kall der Aeltere, der immer den Wortführer machte. — „No un der Franz?" fragte die Mutter entgegen. — „Der Franz, ha, der,

der is heem". — Mehr war nicht herauszubringen, aus allen Dreien nicht, verstimmt schien Sannchen und verstimmt war die Mutter, sodaß man bald zu Bett ging, die Mutter, nachdem sie einen vergeblichen Versuch gemacht, Sannchen ins Gebet zu nehmen. Als alles dunkel war und die Mutter laut schnarchte, — sie hatte immer einen guten Schlaf, obwohl ihre Hauptbeschäftigung unter Tags der Halbschlummer war, — tastete sich Pimpernellche an Sannchens Bett. Sie kam halb als die Mutter, die Sorgende, Mitfühlende und halb als die Unsichere, die Unwissende, als die Einsame, die es nach Mitteilung verlangte, die voll Ratlosigkeit war.

Sannchen stellte sich zuerst schlafend und wollte die Schwester gar nicht verstehn, erst als sie von dem vergessenen Schlüssel hörte, rückte sie bereitwilligst im Bett, ja sie zog Pimpernellche mit offenbarer Hast hinein und mahnte sie leise zu sprechen. Zuerst stellte sie sich allerdings als verstünde sie nichts, allmählich aber wurde sie zutraulicher und zuletzt fing sie zu weinen an. Sie hatten sich heute gezankt, Franzens wegen, der sich so aufdringlich benommen. Sie war ungezogen gegen Franz gewesen und dann auch grob mit ihm, und er war ihr jetzt bös.

„Wenn nur der Franz nix der Mutter sagt! Wenn 's nur niemand im Institut erfährt! Die Buwe sagen ja nix, die wissen 's schon lang" — und plötzlich warf Sannchen ihren Kopf hin und her und es überfiel sie eine Art Wut, daß sie anfing laut und heftig zu reden.

Oh, wenn sie nur nicht so jung wären! Sie noch im Institut! Wie wenn das nach dem Alter ginge! Wie wenn

sie sich nun nagelsgroß um das Lernen scheere, wie wenn sie sich je darum gescheert hätte! Und er wollte das gar nicht. Ihm war 's egal was sie im Kopf hatte, Gelehrsamkeit oder keine, wenn sie ihn nur liebte. Aber nun der Streit, die Eifersucht.

„Wenn ich 'n nur jetzt heiraten könnt'! Nur nit warte!"

Pimpernellche tröstete und streichelte Sannchen und war ganz erstaunt, daß aus dem gleichgültigen Kind solch eine Unrast geworden war. Aber das Trösten empörte sie nur und sie schrie Pimpernellche an: „Glaabscht dann ich krieg wieder so En'n?" Und sie schrie so laut, daß die Mutter wach wurde und fragte was denn wäre. Da blieben sie mäuschenstill und krochen unter die Decke bis alles ruhig war, dann fing Pimpernellche an zu erzählen, stockend und voll Scham, sie beschrieb den Fremden, deutete auch sein merkwürdiges Gebahren an. — Nun wurde Sannchen interessiert. Sie setzte sich in die Höhe, stützte sich auf die Ellenbogen und verlor kein Wort der Schwester.

Nein, sie wußte nicht wer er war, sie kannte sonst alle jungen Herrn in der Stadt, es mußte ein Fremder sein und sie hörte eifrig zu.

Als aber Pimpernellche gar nicht aufhörte und dem jungen Blut wirklich der Schlaf kam, gähnte Sannchen laut und bald schlief sie fest.

Pimpernellche verließ sie enttäuscht. Nein, sie hatte keine Gemeinschaft mit der Schwester, die empfand und handelte anders, auch die schwersten Sorgen dauerten nur Augenblicke für sie. Ihr Leben würde wohl sonniger, heiterer sein, als das ihre! —

Die nächsten Tage stand Pimpernellche viel am Fenster, und auch wenn es Nacht wurde, konnte sie sich nicht entschließen ihren Posten zu verlassen, es waren lichte, weiße Mondscheinnächte und die Straße hell wie am Tag, so daß sie oft bis zehn Uhr stehen blieb und hinausschaute, doch niemals sah sie ihn.

Eines Abends kam Sannchen hastig nach Haus gerannt, ganz gegen ihre Gewohnheit, sie liebte eher ein bequemes Schlendern; geradewegs in die Küche kam sie, wo sich Pimpernellche mit der Zubereitung eines Härings beschäftigte, was ihr ein Gräuel war.

„Du, ich hab'n g'sehe!" rief sie triumphierend, ganz nach Kinderart diesmal.

„Wen?" fragte Pimpernellche, obwohl sie's wußte und dunkelrot geworden war.

„Wen?" machte Sannchen, fast geärgert, „natürlich den vom Sonntag. Er war vorm Institut und mir sin all in eener Reih' gange', die ganz Straß' hawen m'r gebraucht. Er hat uns awer å Kompliment gemacht! Wie vor'm Ferschte! Die Annere hawen zu kichern ang'fange, aber ich hab'm fein gedankt. G'rad so war er angezoge wie am Sonntag und die Kläre sagt, er hätt' uns alsfort uff die Füß geguckt. Es is awer aach å Skandal, å paar hawen noch so kurze Röck —! — unn å Maler is er, unn Herr von Reitz heeßt er, des weeß ich alles!" Damit machte sie Pimpernellche einen spöttischen Knix und war wieder verschwunden. Pimpernellche schlief mit seligen Gedanken an ihn ein und nahm am nächsten Morgen seufzend ihren großen Marktkorb

um einzukaufen. Wenn e r sie so sähe! Sie tröstete sich damit, daß junge Herrn seines Schlages kaum vor neun Uhr schon Toilette gemacht und gefrühstückt haben könnten. Sie stellte sich natürlich vor wie er im elegantesten Zimmer des ersten Hotels in einen seidenen Schlafrock „gewickelt" seine Chokolade „schlürfte" und seine „feinen, wohlgepflegten" Hände die Briefe und Zeitungen musterten.

Da! — o Schrecken über Schrecken, da kam er! Sie blieb wie angewurzelt stehen, mit ächt weiblicher Schlauheit ließ sie den großen Korb zur Erde gleiten und stellte sich, wie wenn sie die Blumen der alten Frau mustere. Das Blut drohte ihre Backen zu sprengen, die Kniee zitterten, sie verstand kein Wort der Verkäuferin, der ganze Markt drehte sich um sie — da hörte sie eine Stimme, — aufschauen konnte sie nicht — s e i n e Stimme, zuerst in gleichgültigem Handel mit der Verkäuferin, — er wählte einen großen Strauß Veilchen — dann zu ihr gewendet in leisem, ehrerbietigen Ton: „Gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein?" Und wirklich, sie brachte es fertig, sie schaute ihn an. Schön sah sie im Augenblick nicht aus, so dunkelputerrot, mit unsicherem Blick und dem krampfhaft zum Lächeln verzogenen Munde, aber: „lächle, lächle, verscherze dein Glück nicht, halte dich aufrecht, bedenke aus welchem Holz du bist!"

Und sie hielt sich kerzengrade, sie schaute ihn an mit gewaltsam aufgesperrten Augen, ungefähr so, wie man in die Sonne schaut, ungefähr so viel sah sie auch von ihm, was man von einem Blick in die Sonne sieht, sie streckte die Hand nach den Veilchen aus, sie versuchte sie mit bebenden

Fingern an ihrer Taille zu befestigen, sie brachte ein freudiges und doch gemessenes „Oh, danke!“ zu stande und erwiederte seine Vorstellung mit einer regelrechten Verbeugung. Also wirklich Künstler?

Ihr Herz hüpfte unter einem Tusch von Trompeten, unter Flöten und Cymbelgetön. Ja, sie stand mit Hoheit vor ihm aber endlich entschloß sie sich zum Gehen.

„Würde Ihnen meine Begleitung lästig sein?“ frug er in einem warmen, dringlichen Flüsterton, der sie verwirrt machte, und sich um sie schloß wie weiche, schwüle Luft. Da sie nicht gleich antwortete, fragte er noch einmal: „Gestatten Sie, gnädiges Fräulein?“

„Bitte!“ sagte sie gepreßt. Wie gern hätte sie ihren Jubel in den Morgen hinausgeschrieen, aber das ging doch nicht!

In vornehmem Schweigen blieb er an ihrer Seite.

„Sie! Sie! De Korb! Ehr 'n Korb!“ kreischte ihr die Verkäuferin nach. Pimpernellche wandte sich um und winkte ihr ab, doch schon war er an dem Stand, nahm den Korb und überreichte ihn mit einer Verbeugung.

Sie blieb stehen, fassungslos und rot vor Scham.

„Aber, Sie — Sie werden doch nicht mit mir gehn wollen, wenn ich —“

Er mit Ernst und Würde: „Beruhigen Sie sich doch, gnädiges Fräulein, mir gelten Aeußerlichkeiten nichts! Die Seele einer Fürstin kann im geringsten Gewande stecken und ich suche nur die Seele.“

„Und glauben Sie bei mir eine schöne Seele zu finden?“

„Ja, sicher; dafür bürgt mir die königliche Linie Ihres Nackens." Sie beugte diesen „königlichen Nacken" tiefer. Welch eine Sprache! Welch ein Mann! Und das war nicht etwa im Ton eines albernen Komplimentes gesagt.

„Ich bin nur ein Aschenbrödel".

„Wissen Sie nicht was aus Aschenbrödel geworden ist?"

„Ja, oh ja — aber es giebt keine Prinzen."

„Wenn es echte Aschenbrödel giebt, warum sollte es keine ächten Prinzen geben? — Doch wir sind gleich an Ihrem Heim und ich habe Ihnen nicht einmal erklärt, warum ich mir die Kühnheit erlaubte Sie anzusprechen. Könnten Sie es nicht ermöglichen einen ganzen Nachmittag von zu Hause weg zu sein, um einen Spaziergang zu machen? Ja? Ich würde Ihnen sehr dankbar sein. Und nehmen Sie Ihr reizendes, blondes Schwesterchen mit, es wird sonst nicht gut gehn, in der kleinen Stadt, Sie verstehen?"

„Vollkommen. Ich will es gern thun, und teile es Ihnen noch poste restante mit, nicht?"

„O ja, bitte!" Dabei faßte er ihre Hand — zum Glück hatte sie ihre besten Handschuhe an und nicht diese ekelhaften Zwirnhandschuhe, die sie sonst an Markttagen trug — und sah sie an. Der Blick! — Und wie seine Hand die ihre umfaßte! Alles hätte sie für ihn gethan, und wenn er ihr in dem Augenblick einen Dolch vorgehalten hätte, so — so — immer näher und dann hinein mitten ins Herz, sie hätte wortlos still gehalten, sie schon. Ob sie wirklich als irdisches Weib zur Hausthüre hereingekommen, oder ob sie geschwebt war, wußte sie nicht. Zum Glück stand der Küchenstuhl parat, sie

fiel geradewegs darauf nieder, dann stellte sie den Korb mit einer Zärtlichkeit nieder, wie wenn sie ihm eine Zärtlichkeit erwiese. Daß er leer war und sie ihre Pflichten gröblich verletzt hatte, bemerkte sie in ihrer Verzückung nicht. Ihre Gefühle regten die Flügel und schwangen sich auf und rauschten mächtig. Sie hätte die Arme ausbreiten mögen in und weinen und schluchzen und schreien vor unsagbarem Glück.

Der Samstag war gekommen, der große Tag, den sie Herrn v. Reitz bestimmt. Sannchen hatte etwas gönnerhaft zugesagt unter der Bedingung, daß sie auch „in Begleitung" erscheinen dürfe. Sie war überhaupt etwas überrascht über Pimpernellches Eroberung, wenn auch nicht gerade freudig und gab von Zeit zu Zeit skeptische Aeußerungen von sich wie: „der kummt doch nit", oder „was will dann der?"

Sie hatte vorgeschlagen nach dem stillen Thal zu wandern, das die Buwe so sehr liebten, denn dort kannte sie alle verschwiegenen Pfade. „Meiner kummt erscht weiter drauß' zu uns" erklärte sie Pimpernellche, als sie sich dem Ort des Stelldicheins näherten.

„Drück Dich doch nicht so vulgär aus" tadelte Pimpernellche. Wie konnte man so von einem Menschen reden, den man liebte! „Meiner!" wie eine Köchin sagte sie das.

„No — o?" machte Sannchen, ganz erstaunt, hatte sie denn so was Schreckliches gesagt?

„Ach, Du verstehst mich doch nicht," wehrte Pimpernellche seufzend ab. Jaja wie waren sie verschieden! Es überkam sie eine gelinde Furcht. Was würde er denn zu dem mehr

als unbekümmerten Wesen ihrer Schwester sagen? Sie begann sich fast ihrer zu schämen.

Der Ort des Stelldicheins lag still und verlassen. Niemand war weit und breit zu sehen, sie schaute sich hilflos um und Sannchen warf geringschätzig die Lippen auf und machte das impertinent entzückende Mäulchen, das die Mutter immer zu dem Begeisterungsausruf hinriß: „Du Krott du! Du liebi Krott!"

Sannchen zerrte an Pimpernellches Aermel, als sie warten wollte. „Schäm' Dich! Gewart' werd nit. Er soll zur rechte Zeit kumme." Doch während sie das halbwiderstrebende Pimpernellche fortzuziehen suchte, kam er plötzlich hinter einem Baumstamm vor, wo er offenbar schon eine Zeit lang gewartet und die Damen beobachtet hatte. Er kam so nonchalant seines Wegs, wie wenn er sie eben erst erblickt hätte, seine Miene drückte Hochachtung und Reserve aus, er stellte sich mit tiefem Neigen der Kleinen vor und wandte sich dann gleich an Pimpernellche.

„Gnädiges Fräulein haben doch nicht etwa gewartet? Ich wäre unglücklich!"

„Nein — o nein!" stotterte die Verlegene, die noch immer auf demselben Platz vor ihm stand und wartete ob er ihr die Hand nicht reichen werde. Er that es nicht, er blieb reserviert, höflich, kühl und doch erschien er ihr gerade so noch viel anbetungswürdiger, wenn auch viel ferner.

„Doch, wir haben gewart't" protestirte Sannchen ganz in ihrem gewöhnlichen respektlosen Ton. Respekt, so was kannte sie einfach nicht; sie musterte ihn. Nichts von seinen Stiefeln angefangen bis zu seinem Cylinder entging ihr.

„Ich bin nämlich nit gewöhnt zu warte!“ machte sie schnippisch und fing an vorauszugehen, kehrte sich aber gleich darauf halb lachend wieder um und die volle Sonne ihrer neckischen Heiterkeit fiel auf den Fremdling.

„Ich bin auch nit an solche Herrn gewöhnt, vielleicht haben's die im Brauch —“

„Verzeihen Sie!“ bat der Maler, „ich wäre untröstlich über Ihre Ungnade!“ — „So arg is es nit,“ warf sie ihm unter Lachen zu, und da sie immer schneller vorausging, folgte er ihr auch immer schneller.

„Was ist nicht so schlimm?“ fragte er in leiser, eindringlicher, bedeutungsvoller Art, ihr ganz nah, die den Kopf immer noch halb nach ihm umgedreht hatte, „was ist nicht so schlimm, die Ungnade oder —“

„Ich weiß nit. Sie brauchen übrigens auch nit alles zu wisse!“ dazu wackelte sie etwas ungnädig mit dem Kopf, schaute ihn noch einmal von der Seite an und sprang dann rasch voraus.

Er kehrte sich sofort zu Pimpernellche, sah ihr tief in die Augen, dämpfte seine Stimme, es klang ganz geheimnisvoll wie er das sagte: „Und Sie, mein gnädiges Fräulein, wie geht es Ihnen? Ich habe die Tage gezählt bis heute —“

„Ich — ich auch.“ Pimpernellche versuchte aufzuschauen, sah aber gleich wieder weg. Sie war förmlich unsicher im Gehen, sie ging wie in einem heißen Winde, der sie halb erstickte, dabei schlug ihr Herz, und war voll unsinnigen, unbegreiflichen Glücks. Sie war wie gelähmt, eine fremde, fast unheimliche Macht, hatte sie erfaßt —

„Ihr Fräulein Schwester, erwartet sie jemanden, weil sie uns so vorauseilt?"

Wieder dieser warme, bedeutungsvolle Ton.

Sie sah ihn an, d. h. sie machte einen Versuch seinen Augen Stand zu halten.

„Nein — das heißt ja, ja natürlich.

„Oh! — Ihre Schwester hat einen Geliebten?"

Wie er das Wort aussprach „Geliiiebten". Aber es befremdete, verletzte sie. Einen Geliebten!

„Sie ist heimlich verlobt."

„Ja das meinte ich, gewiß; aber ist das nicht schöner der Geliebte?" Und er beugte sich zu Pimpernellche nieder.

In diesem Augenblicke tauchte an der Wegbiegung der besprochene Jüngling auf, schaute sich kurz um, ohne zu grüßen und schritt neben Sannchen ganz selbstverständlich weiter.

Der Maler hatte sich schnell aufgerichtet, er stieß einen merkwürdigen, Pfiff ähnlichen Laut aus, seine Nasenflügel dehnten sich, dann lachte er, ein gedämpftes, fast gutmütiges Lachen.

„Ich liebe Hindernisse sehr, das spornt unendlich an."

„Sie meinen die große Jugend der Beiden? Aber die Liebe —" Pimpernellche schaute ihren Begleiter diesmal wirklich an, er aber achtet ihrer nicht, lachte nur vor sich hin.

„Er ist sehr vermögend, ein Serbe glaub' ich" fuhr Pimpernellche fort.

„Desto besser lohnt sich's" rief er lebhaft. Dann schwieg er eine Zeit lang.

„Es stecken viele Möglichkeiten in Ihrer Schwester."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich werde es Ihnen später erklären, später —" er sprach wieder in dem Ton, der Pimpernellche Schauer über den Rücken jagte, — „wenn ich sie besser kenne. Aber bis dahin, versprechen Sie mir, — ja wollen Sie das? — daß Sie nur gut von mir zu Ihrer kleinen Schwester sprechen wollen. Und erzählen Sie ihr nur von mir, viel, recht viel, es wird Ihnen gut thun, oder — fällt Ihnen das schwer?" Er beugte sich über sie, suchte ihre Augen, hielt ihr die Hand hin.

„Wollen Sie mir nicht Ihre Hand darauf geben?"

Er nahm ihre Hand, strich leise darüber und drückte sie lang und innig.

„Sie haben eine schöne Hand."

„Oh, ich bin überhaupt nicht schön."

Er zuckte die Achseln. „Das kommt darauf an was man unter Schönheit versteht. Sie werden jedenfalls einem Manne unendlich viel zu geben haben. Sie sind eine jener ernsten, glühenden Naturen, ernst und glühend in der Liebe. Glauben Sie, ich hätte das nicht gleich erkannt?"

„Ich könnte für meine Liebe, wenn ich mit ganzer Seele liebte, in den Tod gehn!" rief Pimpernellche, ihr Gesicht sah ganz verklärt aus.

„Das verlangt ja die Liebe selten; aber Sie wären gewiß zu Opfern bereit?"

„Ja," stammelte Pimpernellche, etwas verwirrt und erschreckt von seinen Fragen.

„Wenn ich z. B. von Ihnen verlangte —" er brach plötzlich ab. „Wo ist Ihr Fräulein Schwester? Eben ging sie noch vor uns."

„In den Seitenweg wird sie eingebogen sein, ja sehen Sie? Doch wie, wie wurden Sie eigentlich auf — mich —, aufmerksam — warum?" Er schien ihre Frage überhört zu haben, das heißt, er sprach fast zu gleicher Zeit mit ihr.

„Haben Sie schon geliebt?"

„Ach das war keine Liebe!"

„Wenn Sie nie geliebt haben, können Sie sich denken wie es einem Mann zu Mut ist, der ein Wesen begehrt?"

„Oh, ich kann es fühlen!"

„Jetzt?"

„Ja, jetzt!"

„Ich danke Ihnen."

Sie waren eben an der Wegbiegung und er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Auf die Kniee hätte sie sich werfen, ihm danken mögen, alles, alles hätte sie für ihn thun können, das größte Opfer bringen.

Ja das war der Sturmwind, die Macht, das Unheimliche, das war die Liebe.



Vor dem kleinen Restaurant, das am Ende des Seitenweges lag, standen Sannchen und ihr Verehrer unschlüssig und in schlechter Laune bei dem Wirt, der seine Mütze schwingend, die schönsten Kratzfüße machte.

„Wollen Herrschaften nicht Platz nehmen im Garten?" und mit einer kühnen Schwenkung versuchte er sie auf den kahlen, mit Kies bestreuten Platz hin zu bekomplimentieren,

den er Garten nannte und auf dem eine Schar Hühner ihr Wesen trieb.

„Ich will awer nit herauße bleibe," erklärte Sannchen eigenwillig.

Der Verehrer kehrte sich halb um, achselzuckend sah er angelegentlich die Blitzableiterstange auf dem Hause an und schaute dann mit einem halb resignierten halb mokanten Lächeln auf Pimpernellche und den Maler, die auch unschlüssig herumstanden.

„Natürlich gehn wir hinein, wenn Sie befehlen," beeilte sich Herr v. Reitz tadellos höflich zu versichern.

„Befehlen! — ich befehl' gar nix, ich will nur. Ihr könnt ja herauße bleibe, awer ich geh ins Zimmer."

„Ich will nur" murmelte ihr Freund sarkastisch nach.

„Was?" fuhr sie ihn scharf an. Daraufhin trat Herr v. Reitz gleich zu ihnen, um sich dem Studenten vorzustellen. Der griff mit der vielen Pfälzern so gut stehenden Verachtung für Höflichkeit und gute Manieren ein wenig an den Hut, und murrte seinen Namen, sich Pimpernellche vorzustellen fiel ihm in Anbetracht derselben Eigenschaften nicht ein.

„Wir gehn also ins Zimmer," wandte sich der Maler zum Wirt.

„Aber Herrschaften wollen bedenken, Herrschaften seien nicht allein dort, seien andre Herrschaften im kleinen Zimmer und das große ist nicht für feine Herrschaften" entschuldigte sich der verlegene Wirt.

„Ich will ins Zimmer," erklärt Sannchen, machte ihr ent-

entzückendstes Mäulchen dazu und stieg schnell voraus. Sie wollte doch sehen ob ihr die andern nicht nachkamen!

Der Wirt ließ sie, immer noch halblaut Entschuldigungen stammelnd, in ein kleines Hinterzimmer treten, das ganz dämmrig war von der Fülle der Weinblätter, die die Fenster umrankten. Drinnen saßen Drei vor einem großen Humpen und knurrten leis unter sich ob der Störung, bis auf einmal einer ein lautes „Donnerwetter" ausrief.

Sannchen drehte sich sofort um.

Die Buwe und der Einwillige! das ging gerade noch ab.

„Was thun dann Ihr da?" schrie sie sie an, „nette Ueberraschung!"

Der Einwillige war in die Höhe geschnellt mit all der Geschwindigkeit, die ihm seine körperliche Veranlagung gestattete, und hatte ungefähr vier Verbeugungen nach einander gemacht, bis die rote Farbe seines Angesichtes ins Bläuliche zu spielen begann, während die Buwe mit aufgestützten Ellenbogen liegen blieben und abwarteten. Der Verehrer Sannchens murrte den Dreien einen Gruß zu, und schlug seinen Hut an einen Nagel über dem Kopfe von einem der Brüder, nicht ohne ihm, dem Bruder, merklich auf den Leib zu rücken. Ging denn heute alles schief?

Pimpernellche schaute Herrn v. Reitz flehentlich an, sie hätte selbst nicht sagen können warum, nur, daß es sie wieder „thränelte".

Der Maler faßte sich rasch. „Ihre Brüder?" wandte er sich an Sannchen.

„Ja, — aber daß Ihr nit meint wir setzen uns an Euern Tisch!“ rief sie den Dreien zu.

„Aber warum nicht, gnädigstes Fräulein?,“ besänftigte sie Herr v. Reitz, „wir haben alle Platz am Tisch Ihrer Herrn Brüder, vorausgesetzt daß diese gestatten —“ und mit dem vornehmen Ernst, den er immer mit solchen Handlungen verband, stellte er sich vor, wie wenn er erwachsene, gleichberechtigte Männer vor sich hätte.

Die Beiden sprangen auf, plumpsten aber gleich wieder schwer zurück, während der Einwillige wieder viermal mit Anstrengung dienerte. Dann rutschten die Buwe, indem sie den Humpen nachzogen, hinunter, und schauten den Fremden an, um ihm anzuzeigen, daß sie Platz machen wollten.

„Wird uns eine große Ehre sein, eine große Ehre sein“ wiederholte Franz, unter erneuten Verbeugungen und setzte sich erst wieder, nachdem alle am Tisch Platz genommen, Pimpernellche in einem wahren Rausch von Entzücken über die höfisch liebenswürdige Art ihres Freundes.

Auch die Buwe schauten in ihrer Täppigkeit mit Verehrung zu dem Mann aus der Fremde empor, besonders nachdem er auf ihre Empfehlung hin Niersteiner hatte anfahren lassen und noch dazu gleich vier Flaschen auf einmal. Und Franz sprang ein und das andere mal wieder auf und begleitete seine Reden mit Komplimenten, solchen Respekt flößten ihm die Kleider des Fremden ein — Wunder der Schneiderkunst, was war seine armselige Uniform dagegen? — bis ihm Sannchen zurief: „So bleiben Sie doch endlich sitzen, es wird Einem ja ganz schlecht.“

Sie und ihr Verehrer saßen stumm und einsilbig nebeneinander, während der Maler mit leiser, eindringlicher Stimme mit dem erglühenden Pimpernellche sprach, und das Trio in der Ecke sich immer angelegentlicher mit dem Niersteiner beschäftigte. Mitunter sprach er auch zu den Dreien und zwar wie wenn er zu erwachsenen, erfahrenen Männern spräche und das wirkte besonders auf die Buwe, die nie dergleichen erfahren, im Verein mit dem Wein, wie etwas ganz Exotisches, die jungen Leute fingen förmlich Feuer. Sogar der Einwillige vergaß seine unglückliche Liebe, den grausamen Goldengel, vergaß alle Qualen der Eifersucht und weihte sich in schöner, jugendlicher Begeisterung dem „edlen Fremden" wie er in einem Toast zu sagen versuchte, dem „vornehmen Gast, der in ihrer Mitte Platz genommen" und klang mit seinem Glas, an das des Mannes aus der Großstadt an, und „Prosit, Prosit! Hoch! Gesundheit!" klang es rings wie bei einem Feste und der Gefeierte saß da, still, ernst und bescheiden, füllte nur eifrig die Gläser und verschenkte Cigarren, trank den jungen Verehrern zu, und fand noch Zeit Pimpernelleches Hand unter dem Tisch zu drücken.

Sannchen saß steif da und kaute an ihrer Lippe.

„Prost Sannche und Gemahl!" schrie auf einmal einer der Buwe über den Tisch, laut lachend über seinen Witz.

Sie warf ihm einen bitterbösen Blick zu: „Kunststück so zu sein, bei dem viele Wein!"

„Sie lieben es nicht, wenn man lebenslustig ist?" frug sie plötzlich der Maler.

„Jawohl lieb' ich des, aber ich müßt' mich schäme, wenn ich Wein bräucht' um so zu sein."

„Können sie wirklich das Leben lieben?"

„Ich? — ja, des thu' ich, wenn Sie 's wisse wolle. Awer so ä Lebe nit. Ich will nit in so em Wirtszimmer sitze uff dene harte Bänk', vorm ungedeckte Tisch in solche Kleider," damit riß sie an ihrer Blouse herum, Thränen des Zornes und der Wut standen in ihren Augen.

Herr v. Reitz sah sie von der Seite an, es war ein eigentümlicher Blick, und er lächelte dabei. Dann sagte er abwehrend: „Ich finde es sehr nett!" und rief gleich ein fröhliches „Prost" in die Ecke hinunter. — Es dunkelte sehr bald in dem dämmrigen Hinterzimmer und als der Wirt die Lampe brachte, sprang Sannchen auf: „Ich hab genug, ich will gehn!"

„Aber ich verstehe Sie nicht," entgegnete ihr der Maler, „Sie müßten sich doch eigentlich amüsieren!"

„Eigentlich!" Sannchen hatte ein grobes Wort auf der Zunge, aber sie unterdrückte es, ihre Hände zitterten, so zornig war sie, und sie riß dem Studenten den Shwal aus der Hand, den er ihr reichte.

Dann pflanzte sie sich direkt vor Pimpernellche auf, — es war gerade, wie wenn sie die Rollen getauscht hätten — und sagte: „Wir müssen gehn, es werd dunkel."

Pimpernellche nickte nur, lächelnd, visionär, erhob sich wie im Traum, schaute ihn an wie im Traum, — ihr war alles gleich, Dableiben oder Fortgehn, wenn sie nur ihn sah, ihn hörte, ihn neben sich fühlte. Ganz gleich wohin und ging's in die Hölle, nur mit ihm, mit ihm.

Auch das muntere und ungleiche Kleeblatt der Drei entschloß sich zum Mitgehn, nach einer kurzen Revision der noch vorhandenen Weinreste.

Der Maler hatte Pimpernellche den Arm geboten und führte sie, wie wenn er eine Fürstin geleitete. Ihnen folgten die Drei, die langen Stangen von Buwe rechts und links und in der Mitte der kuglige, selige, gerötete Einwillige; und machten sie lange Schritte, so trippelte er schnell, aber Kurven gab's bei allen Dreien, nur waren sie nicht immer parallel und das schien die Unterhaltung zu erschweren, sie kam gleich nach dem folgenden Zwiegespräch ins Stocken. Der ältere und längere der Buwe: „Den Geschmack versteh ich awer aa nit," er deutete nach dem voranschreitenden Paar und stieß Franz dabei an. Der Einwillige: „No, ich weeß nit" — Pimpernellche erschien ihm, seit der Fremde aufgetaucht, in ganz anderem Lichte — „sie hot doch ehr' Qualitäte." Der Jüngste und Praktischste: „Is egal, im Wein hat er G'schmack und des is for mich die Hauptsach!"

Damit stimmten sie so sehr überein, daß ihnen alle unnötigen Reflexionen vergingen und sie in seligem Nachgenuß ein weinfröhliches Lied versuchten, das aber auch nicht parallel ging, genau wie ihre Kurven, und sich nur immer in einzelnen Pointen und Glanzlichtern, also förmlich nur markiert bemerkbar machte.

In dem kleinen Föhrenwäldchen gab's den ersten Halt.

Der Maler und Pimpernellche stießen unvermutet auf Sannchen, die mit dem Verehrer vorausgegangen, nun aber allein da stand und wartete.

„Nun mein gnädiges Fräulein?“ fragte der Maler, ohne jede Malice.

„Wo ist denn der Bulgare?“ fragte Pimpernellche, der Sannchen sehr ungelegen kam.

„Was Bulgare!“ erwiderte Sannchen grob —

„Oder Serbe“ —

„Jo! er is vun Edekobe“, stieß Sannchen ungeduldig heraus, man fühlte, daß ihr das Weinen nah war.

„Kein Serbe?“ fragte Pimpernellche, nun doch etwas interessiert. „Du sagtest doch —“

„Es hot m'r halt g'falle so.“

Während dem war der impressionistische Gesang lauter geworden, im Licht des Lenzvollmondes, der groß und blaß sich über die Föhrenwipfel hob, schob sich die gebrochene Linie der Drei näher und näher.

„Is er ausgekniffen?“ schrie der Aeltere des edlen Brüderpaares, als er die Situation gewahrte.

Dem Einwilligen aber kamen im romantischen Vollmondlichte, das den Goldengel wie auf silbernen Grund vor ihn hinzeichnete, alle zärtlichen Regungen wieder. Er löste sich aus der Brüder Mitte und versuchte fest und stramm wie bei einem Parademarsch vor Sannchen zu treten und ihr den Arm zu bieten, und es gelang ihm, sie nahm ihn nach einigem Zögern und mit unwirschen Worten, aber sie nahm ihn.

„Er ist gut, er kann keine Kreatur leiden sehn“ sagte der Maler leis zu Pimpernellche.

Aber ihr entging der sonderbare Ton, in dem er sprach, sie dachte an anderes. — Da stand es neben ihr das Glück!

— es nur nicht vorübergehen lassen, die Hände nicht zurückziehen, nein festhalten! — und sie fand wirklich den Mut, die andern vorauszuschicken, sie verlangsamte das Tempo so, daß bald kein Ton der Vorausgehenden zu ihnen drang.

Mit unerbittlicher Macht kam jetzt die Liebe über Pimpernellche und unterjochte die Wehrlose mitten im Wald. Pimpernellche warf Hut und Sonnenschirm auf einmal von sich, sie schnellte sich dem Freund förmlich an die Brust, daß ihr langes, rotes Haar sich löste, sie umklammerte ihn, sie küßte seine Hände, sie schluchzte und bebte und stammelte: „alles, alles für Dich, für Deine Liebe." Und er hielt dem Liebesansturm Stand mit der ihm natürlichen Vornehmheit. Er hob ihr Sonnenschirm und Hut sorgsam auf, half ihr das Haar ordnen, er zog fürsorglich ihren Arm durch den seinen und sagte mit zärtlicher Stimme zwar, aber mehr vorwurfsvoll: „Aber wir müssen gehn, wirklich wir müssen gehn," und führte sie mit sanfter Gewalt weiter.

Noch die Schleusen ihrer Liebe waren geöffnet, unaufhaltsam quollen die Worte über ihre Lippen, ihre ganze Jugend, ihr Verlangen nach Liebe, ihre Enttäuschungen bis er in ihr Leben getreten sei — die Stimme versagte ihr fast und sie umklammerte seine Hand, sie hing förmlich an seinem Arm, daß er sie halb tragen mußte, sie sah weder Weg noch Steg. Desto sorgsamer waren seine Augen auf den Pfad gerichtet, er störte sie mit keinem Wort, mit keinem Druck der Hand, er brachte sie in stürmischem Tempo sicher zu den ihren, erreichte mit ihnen zugleich das Haus.

Als das Thor zugefallen war, fingen die Buwe in

übermütiger Stimmung zu singen an und Pimpernellche stolperte wie eine Trunkene die Treppen hinauf.

„Ich glaub' Ihr habt alle Drei en Rausch" schalt Sannchen.

„En Rausch!" sagten die Buwe und lachten.

„Einen Rausch!" sagte Pimpernellche und lächelte.

Kaum war im Schlafzimmer das Licht gelöscht, rief sie zu Sannchen hinüber: „Ist er nicht einzig? Ist er nicht herrlich? Ist er nicht wie ein Prinz?" Und im Ueberschwang ihrer Gefühle kam sie an Sannchens Bett und wollte die Schwester küssen.

Doch der kleine, gekränkte, temperamentvolle Unband stieß sie zurück.

„Hör uff! ich will nix höre!"

Wie hatte er doch gesagt? „Sprechen Sie recht viel von mir mit Ihrer kleinen Schwester!" Sie wollte das freilich nur zu oft in den nächsten Tagen, doch Sannchen setzte ihr nur Gleichgültigkeit, oder gar Spott entgegen. Sie war in der denkbar schlechtesten Laune, all ihre Worte waren wie Püffe und ihre Mienen wie Ohrfeigen. Die Mutter und die Brüder gingen ihr thunlichst aus dem Wege, nur Pimpernellche versuchte ihr Liebe entgegen zu bringen, der Armen! Ging sie doch selbst wie auf Rosenwolken, von Amoretten durch die Luft geleitet, das Haupt zur Sonne gerichtet, schönheitstrunken. Freilich das Essen litt sehr unter der Liebe, und dem Gekeife der Mutter konnte sie keine andre Waffe entgegensetzen als ihr seliges Lächeln, denn das Essen war wirklich ruinirt. Die Buwe, die in Anbetracht einer allenfallsigen Wiederholung

des genußreichen Spaziergangs zuerst geschwiegen, gaben schon deutlich grunzende Töne des Mißbehagens von sich. Ach die Wiederholung ließ auf sich warten! Pimpernellche zehrte ja von der Fülle ihrer Erinnerungen, die immer größer und bedeutender wurden, je mehr sie sich davon entfernte, aber ihre Sehnsucht war nicht einzuschläfern, sie hätte ihn ja am liebsten den nächsten Tag wiedergesehen. Und nun waren es fünf Tage und zu ihrer Sehnsucht kam die Angst. Er war am Ende krank! Sie schrieb an ihn — keine Antwort. Er war wie von der Erde verschwunden.

Wo blieb er, ihr Geliebter? Und sie versuchte das Wort zu sagen wie er es gesagt „Geliiiebter" — O! niemals würde sie das mit der Süße und Innigkeit sagen können. Nur einmal von ihm zu hören „Geliebte!"

O, diese Sehnsucht! Sie flüchtete zu Sannchen, die mußte sie verstehn, sie litt doch auch unter der Liebe. Sie fragte zärtlich: „Zürnt er Dir noch?"

„Er mir? Verkehrte Welt! Ich ihm. Ueberhaupt —" sie schob die Unterlippe vor und hob die Achseln, „der" — ! Wie hatte sie vor kurzer Zeit gesagt? „Und ich muß 'n habe," und „glaabscht dann, ich krieg wiedder so ehn?"

Sannchen empfand einfach roh, da zog sie sich zurück mit ihren feinen Empfindungen.

Es blieb ihr ja das Tagebuch, das sie so lang nicht geöffnet. Man schreibt nicht, wenn man erlebt!

Das Letzte, was sie geschrieben, war nur das eine, hehre heilige Wort: „Liebe". Mit großen, schön verzierten Buchstaben stand es allein inmitten einer Seite, und so sollte es bleiben, sie wagte nicht die Seite durch weitere Worte zu

profanieren. All ihre glühenden Erinnerungen stiegen aus dem einen Wort auf, sie sah ihn wieder, hörte seine Stimme — warum wollte sie zagen? Es geziemte der Liebe nicht. Sie wollte fest sein, ohne Rückhalt an ihn glauben, und sie schlug die Seite um und schrieb auf die nächste „Ich glaube und warte."

Nun ging sie getrösteter an die Bücher, die er ihr empfohlen und die sie in ihrer Sehnsucht vergessen. Besonders Goethes Elegien hatte er ihr warm ans Herz gelegt und einige bezeichnet, von denen er sagte: „Gerade über die möchte ich ein ausführliches Urteil von Ihnen hören, es ist mir von größtem Wert, fast ein Studium, was Sie darüber sagen werden, da Sie doch mit voller Naivetät an die Sache gehn.",

Wie zart von ihm so für sie zu sorgen, während er fort sein mußte, (denn sicher war er abberufen worden für kurze Zeit!) und wie zart ihr seine Liebe durch diese Verse auszudrücken!

Wie herrlich die III.

„Laß dich Geliebte nicht reun,
daß du mir so schnell dich ergeben."

Dann die VIII.

„Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen und dich habe die Mutter verschmäht"

War das nicht die zärtlichste Sorgfalt auf ihre Worte also zu antworten? Er war neulich ganz stumm geblieben, als sie ihm von ihrer Jugend erzählte. Dann die IX., auf ihre häusliche Thätigkeit, ihr Aschenbrödeltum Bezug habende:

„— weckt aus der Asche behend
Flammen aufs neue hervor."

Nur die letzte der von ihm bezeichneten war ihr nicht recht verständlich, aber die Schlußverse packten sie, die ihr wie ein Gebet schienen:

„Eins nur fleh ich im Stillen. An euch ihr Grazien wend ich
Dies heiße Gebet tief aus dem Busen herauf:
Schützet mir mein kleines, mein artiges Gärtchen, entfernet
Jegliches Uebel von mir."

Das schrieb sie nun ganz klein an den Rand der letzten Seite ihres Tagebuches mit der Variation:

„— entfernt
Jegliches Uebel von ihm."

Das war auch ein Nachtgebet und zwar ein erhebendes, das tröstete sie und sie ging mit hohen Gedanken friedlich und früh zu Bett; so früh, daß Sannchen, gerade als sie am Einschlafen war, nach Haus kam.

Sannchen war durchaus zum Sprechen geneigt. Sie war von der feuchten Frühjahrsluft förmlich durchtränkt, hatte einen Geruch von jungem Wald und sprossendem Grün mitgebracht, ihr ganzes Wesen war elastisch, gespannt, eine köstliche Frische ging von ihr aus und ihre Augen leuchteten. Nichts mehr von trüber Laune und häßlichen Antworten, sie neckte sich mit den Buwe und that geheimnisvoll mit ihnen, sie sang vor sich hin, während sie ihr Haar löste, sie zog die einzelnen Goldfäden liebkosend durch die Finger; vor dem Spiegel sitzend, konnte sie sich gar nicht satt sehn an ihrem eigenen Bild, es war ein ganz ähnliches Schauspiel wie neulich, nur war mehr

Erwartung, mehr Uebermut, mehr siegende Gewißheit drin. Sie gab Pimpernellche einen sanften Schupps mit dem Ellenbogen, anders drückte sie sich der Schwester gegenüber auch in den zärtlichsten Stunden nicht aus, sie flüsterte ihr unter Kichern in's Ohr, wie wenn sie halb daran erstickte: „Er ist wieder da!"

Pimpernellche fuhr in die Höhe, preßte Sannchen an sich und war keines Wortes fähig; endlich stieß sie heraus: „Gott sei Dank!" und sank langsam zurück, so überwältigt war sie. Doch wollte sie der Schwester ein Liebes erweisen und sie stieß mit Anstrengung die Worte heraus: „Und Ihr seid wieder gut?"

„Und wie!" lachte die Kleine und sprang mit einem hohen Satz in ihr Bett, daß es nur so ächzte. „Er sagt ich hätte Anlagen zur Tänzerin, überhaupt Anlagen —" und sie kicherte vor Vergnügen, hüllte sich mit einem Seufzer des Behagens, des Einsseins mit dem Leben, strotzend vor Lebensfreude und Gesundheit in ihre Decke und schlief sofort ein.

Pimpernellche konnte gar nicht mit der Toilette fertig werden. Zweimal hatte sie sich schon umgezogen und war immer noch unschlüssig, endlich, weil die Zeit drängte, blieb sie in der weißen Blouse, die ihren Nacken ein Stückchen sehen ließ. Die Sonne schien schon durch's Fenster mit einer Glut, wie wenn es Sommer wäre, man konnte alles aufreißen und die herrliche Luft einlassen, es war förmlich als lebte man ein neues Leben, seit man durch die geöffneten Fenster den Lärm und das Geräusch der Gasse hörte.

Pimpernellche zog mit freudig geschwellten Segeln ab,

stolz den Marktkorb tragend, den er gehalten. Der Frühling blühte überall auf dem Markt, wo die Weiber ihre großen Leinwandschirme aufgespannt hatten. In Bündeln lagen Veilchen und Goldlack, fremde glühende Anemonen und Ranunkel neben dem heimischen Gold des Himmelsschlüssels; rote Radieschen spreizten sich unter den derben grünen Blättern, wie Sammt sah die Kresse aus, es war ein Gewoge von Farben und Tönen, von Licht und Schatten, dazu die Menschen in hellen Frühjahrskleidern, Pimpernellche ward von einem wahren Taumel ergriffen. Wie alles glänzte und lockte! es war wie ein Festtag, Feststimmung überall.

Und plötzlich sah sie ihn stehn. Mit ausgespreizten Beinen, die Hände in die Hüften gestemmt, stand er mitten in der Sonne und blies den Rauch einer Cigarette in die Luft, ganz hingenommen von dem bunten Bild ringsum.

Da fühlte er sich sanft berührt — hörte eine Stimme — die Stimme! — es schnellte ihn förmlich herum, sein Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze, nur einen Augenblick, dann war er wieder der Alte, und seine Höflichkeit war tadellos. Aber gerade sie brachte Pimpernellche aus dem Concept.

Wie konnte er so sein, nachdem sie sich die langen Tage nicht gesehen?

„Habe ich Ihnen denn etwas gethan?" fragte sie ihn im Ton eines Schulkindes.

„Nicht daß ich wüßte, mein gnädiges Fräulein," erwiderte er zuvorkommend.

„Sie waren soooo lang fort!" Pimpernellche legte viel Trauer und Sehnsucht in ihre Worte.

„Nicht allzulange. Fünf Tage sechsundeinehalbe Stunde," sagte er sanft.

„Dachten sie auch unser — auch an mich?"

„Ich habe nichts vergessen."

„Würden — würden — Sie vielleicht in den Anlagen dort ein wenig mit mir spazieren gehn? Man wird hier so beobachtet."

Er lüftete zum Zeichen der Bereitwilligkeit den Hut.

„Aber wollen Sie nicht wenigstens — — hm — diesen Korb zurücklassen? Es geht doch wohl nicht an, ihn in den Anlagen spazieren zu tragen."

Er warf einen mißvergnügten Blick auf den großen gelblackirten Korb und Pimpernellche, bestürzt und verwirrt, bemühte sich ihn so schnell als möglich bei irgend einer der Händlerinnen unterzubringen.

Dann ging sie verängstigt an seiner Seite nach den Anlagen. Was war das? War sie verrückt? War alles andere nicht, niemals? War das noch der Frühlingstag voll Licht und Sonne? War das noch derselbe Mann? Sie raffte sich gewaltsam auf. —

„Ich habe die Elegien gelesen." Sie versuchte ihn anzulächeln, doch er hielt den Kopf gesenkt. Zornig sah er nicht aus, er gähnte.

„Ja? — — Und Ihre Schwester?"

„Meine Schwester? ! ? — "

„Hat Si esie auch gelesen, meinte ich," erwiderte er ungeduldig und gereizt, „ach Gott es ist ja gleich."

„Nein, ich dachte doch, Sie wollten doch, daß ich —."

„Gewiß, gewiß, verzeihen Sie! Aber ich dachte es mir viel

amüsanter. Man verrechnet sich manchmal. Sie sind doch im Grunde langweilig und erfüllen eigentlich nicht das, was ich mir versprach."

„O sie sind doch herrlich, und dann — Ihre Zartheit, nur anzudeuten, nicht davon zu sprechen, auch —."

„Ja ich kämpfe manchmal mit dem Wort, wie eben jetzt —"

Er sah sie beinah verzweifelt an. Am liebsten hätte sie sich in seine Arme geworfen und ihm zugerufen: „ich liebe Dich, auch wenn Du kalt bist, wenn Du mir Schmerzen machst, denn Du leidest selber" — sie getraute sich aber nur leise zu stammeln: „Ich liebe Sie immer noch."

„Ich danke Ihnen!" Er zog ehrfurchtsvoll den Hut und schwieg dann. Endlich stieß er einen langen Seufzer aus. „Sie sind ein großes Mädchen, Nelly, Sie besitzen die Seele einer Fürstin, Sie haben Geist und Güte, — aber das Schicksal will nicht, daß Sie zur Liebe geboren sein sollen. Sie sind nicht zur Liebe geboren, werden Sie Gouvernante, das ist mein innigster Wunsch. Gegen das Schicksal können wir armen Sterblichen nicht ankämpfen. Sie sind zur begeisterungsfähigen Gouvernante prädestiniert. Meiden Sie die Kreise ihrer Schwester, deren Stern andere Bahnen weist, fliehen Sie sie, es ist notwendig jetzt, und ich kann nichts sehnlicher wünschen."

Pimpernellches Arme sanken hilflos zu beiden Seiten des Körpers herab, was war das? Sie verstand ja gar nichts — was war da so jäh über sie gekommen?

„Warum?" sonst brachte sie nichts heraus.

„Fragen Sie nicht, seien Sie tapfer. Haben Sie nicht geschworen Ihrer Liebe jedes Opfer zu bringen und nun schrecken Sie vor dem Anfang des Opfers zurück? Fragen Sie nicht, ehren Sie das Geheimnis, unerforschlich sind die Wege der Liebe."

„Ich — kann — mir ja gar nicht helfen, ich sehe nichts, ich kann nicht gehen" —

„Ich werde sie führen, eventuell sogar bis ans Haus, Ihnen selbst den Korb verschaffen, nur meistern Sie Ihre Gefühle. Sehen Sie mich an! Kommen Sie."

Und wirklich, Pimpernellche folgt ihm wie von einer fremden Macht gezogen. Sie hatte leidenschaftliche Vorwürfe, Anschuldigungen auf den Lippen gehabt, hatte ihn falsch, feig, hinterlistig nennen wollen — doch er entwaffnete sie durch seine Ruhe, seine Zartheit, durch die offenbare Erregung, die in seinen letzten Worten bebte, — nein er war edel und groß wie immer, nur das Leben zertrat sie beide. Sie wollte nicht fragen, wenn er nicht reden durfte, und sie folgte ihm still, ihm, der aufatmete angesichts ihres Heroismus und, ihren heiligen Schmerz ehrend, ihr wortlos den Korb übergab und wortlos an ihrer Seite schritt.

Vor der Hausthüre gab er ihr noch die Hand in früherer Weise und sagte: „Schenken Sie die Fülle Ihrer Liebe den fremden, kleinen Geschöpfen, da das Schicksal es nicht zu wollen scheint, daß Sie sie sonst verschenken, gehn Sie in die Fremde und vergessen Sie nicht die tiefe Weisheit der Worte, die ich Ihnen jetzt sagen werde: Tugend vergeht, Schönheit besteht. Die Worte passen freilich besser auf Ihre Schwester,

aber vielleicht kommt auch für Sie die Zeit, wo Sie seine Tiefe zwar nicht erfassen, aber vielleicht ahnen werden. Leben Sie ewig wohl!"

Dumpf fiel die Hausthüre ins Schloß. Aus — aus für immer. Jetzt konnte alles kommen, nichts war schwerer nicht der Tod, nicht das Grab! —

Pimpernellche, die sich in ihr Zimmer hatte flüchten wollen, traf die Familie in wildester Aufregung. Die sonst so schläfrige Mutter, die nur glücklich war, wenn man keine Anstrengungen von ihr verlangte, hielt Pimpernellche am Aermel fest, ließ sie nicht gehn. Sie tobte und schrie in der Wohnung herum, heulte und zeterte, ganz nach Art vieler indolenter Menschen, die sich gar nicht mehr zu helfen wissen, wenn sie einmal aus dem Konzept gebracht sind. Sannchen und die Buwe waren zu dieser Stunde anwesend, wo doch Sannchen der Bildung, und die männlichen Familienglieder den Wissenschaften hätten fröhnen sollen. Sannchen stand mit dem bekannten Trutzmäulchen in der Ecke und die Buwe mit hängender Unterlippe und blöden Augen mitten in der Stube, und alle drei ließen sie wortlos die mütterlichen Wutschreie über sich ergehn.

Feuer im Dach, alles entdeckt! Das verstand endlich Pimpernellche. Die Buwe waren wegen Teilnahme an einer geheimen Verbindung dimittiert und Sannchen ihrer Liebschaft halber aus dem Institut entlassen, zugleich kam auf, daß sie schon seit Wochen das Institut nicht mehr besucht, auch kein Geld abgeliefert hatte.

„Sie hat Talent," sagte „Kall," der Aelteste, nicht ohne einen Anflug von Respekt und auch der Jüngere, Praktische

entrüstete sich nicht. Aber die Mutter! Alle Affenliebe hatte sie über Bord geworfen, sie tobte wie eine Wilde, brachte nur Schreie und Schimpfwörter heraus, zuletzt fiel sie auch noch über Pimpernellche her und nun ging der Tanz erst recht an. Warum kam sie so spät? Sie war genau wie die andern. Sie hatte auch irgend etwas gethan was noch aufkommen mußte, irgend etwas Schändliches, es war ja eins wie das andere. Alle wollten sie nur zu Tod ärgern, sie, die beste Mutter! „Vor all mei' Sorge Undank un Schlechtigkeit," schrie sie, „Ihr wollt mich unner die Erd' bringe, schlechte Kinner seid'r, G'sindel; aber ich thu Euch den G'falle extra nit, ich bleib lebe. O, was mich alles treffe muß, lauter Unglück, ich überleb's nit —." Sie wurde immer dunkler rot, je angestrengter sie schrie, zuletzt fing sie zu wanken an und die erschrockenen Mädchen brachten sie in's Bett. Sie lag steif dort bis der Doktor kam, der die Aengstlichen gleich beruhigte.

„Es wird morgen wieder gut sein, wenn die Patientin vollkommene Ruhe hat."

Die Buwe hatten sich schnell gedrückt, Pimpernellche war gegangen, weil die Mutter energisch verlangte, daß sie gehe, sie wollte allein mit Sannchen bleiben, die ihr Umschläge machte und Limonade reichte.

Pimpernellche erschien in ihrem aufgeregten Zustand auch die Krankheit der Mutter viel schlimmer; sie schlich sich in der Nacht auf den Zehen an das Zimmer, sie fragte Sannchen leise und wenn die ihr auch beruhigend antwortete, so hatte sie doch die schrecklichsten Visionen, wenn sie einmal halb einschlief, und fuhr gleich mit einem Schreckensruf

wieder in die Höhe. Alles war wirr in ihrem Kopf. Was sie am Tag erlebt, die Verhältnisse zu Haus, die Zukunft, die kranke Mutter, — sie kam wie ein Schatten am Morgen ins Zimmer geschlichen. Welche Wandlung! Im Sofa saß die Mamme in aller Gemütlichkeit und lachte und plauderte mit Sannchen und rief Pimpernellche zu: „Mein' Kaffee, aber schnell!"

Alles schien in Fröhlichkeit und Harmonie aufgelöst zu sein, und als die beiden langen Sünder sich wieder hervorwagten, schien auch ihnen die Sonne der Verzeihung; ja noch mehr, die vier hielten eine längere Konferenz ohne Pimpernellche und so oft sie hereinkam, verstummten sie und lächelten sich zu, es webte eine heimliche Atmosphäre um die einige Familie, ein zartes Geheimnis.

So sehr Pimpernellche mit ihrem Schmerz beschäftigt war, das bemerkte sie doch und fühlte sich beunruhigt.

Am dritten Tag nach der Katastrophe wurde auch ihr der Plan mitgeteilt, das heißt nicht als Plan, sondern als Faktum. „Die Mamme zieht fort mit uns," warf ihr Sannchen unter dem Mittagsessen zu.

Pimpernellche fiel der Löffel, den sie eben zum Munde führen wollte, wieder in die Suppe zurück, zum größten Gaudium der Buwe.

„Die Mama will fort?"

„Ja! Du hast schon recht gehört, sie will fort."

„Wohin denn um Himmelswillen?"

„Muß m'r noch überlege."

„Warum?"

„Darum. Die Buwe müssen doch fort, können hier nit weiter studiere, zieht m'r ebe aach mit."

„Ja, und dann?"

„Dann? Was dann?"

„Was wollen wir in einer andern Stadt?"

„Was woll' mer dann hier? Ich will nit versaure hier, 's giebt große Städt' genung. M'r kann Zimmer vermiete und so was. Rede brauchscht nit viel drüber, 's hilft nix."

So, also sie nahmen ihr alles. Liebe, Zärtlichkeit, Güte, Anhänglichkeit, alles hatten sie ihr genommen, jetzt sollte ihr auch noch die Pflicht genommen werden? Sie hatte doch die Pflicht für die vier Leichtsinnigen, Unerfahrenen zu denken und zu handeln. Als sie davon anfing, schrien sie ihr gleich drein — nein, nein, nein! Sie brauchten ihre Weisheit nicht. „Du brauchscht gar nit mitzugehn, mir wer'n ohne Dich fertig," schloß Sannchen spitz.

So, sie setzten ihr also den Stuhl vor die Thüre. Das war noch das Schönste. Weder Mutter noch Brüder rührten sich, es war wohl abgekartete Sache, man wollte sie abschütteln.

Sie stand hastig vom Tisch auf, ohne etwas zu erwidern und man ließ sie gehn. Sie war unbequem, ein Hindernis, der alte Wauwau von früher. Der Wunsch der Ihren kam ja eigentlich ihren eigenen Absichten entgegen, es war die Freiheit, die sie ihr gaben, und doch that ihr gerade jetzt die Lieblosigkeit weh bis ins Innerste. Nur zu, nur zu, mochte sie jetzt das Leben packen und zausen, sie hatte nichts mehr zu verlieren. In ihr Tagebuch schrieb sie: „Ich habe gelebt und geliebet".

Noch am selben Tage schrieb sie an eine Schulfreundin, die in einem Institute in England als deutsche Lehrerin war, und die sie wiederholt aufgefordert hatte dort hinzukommen und ihre Dienstbotenstellung zu Haus aufzugeben. Sie sagte es dem Vormund und der war einverstanden, wenn sie sich mit dem geringen Zuschuß begnügen wollte, den er aus den Zinsen ihres kleinen Vermögens geben konnte. Sie wunderte sich, daß sie alles so klar überlegte, daß sie sogar noch eine gesicherte Zukunft wünschte, daß ihr sogar bangen konnte vor einer unsichern Zukunft! Viel lieber wäre sie ja wohl tot gewesen, aber es stirbt sich nicht so leicht an gebrochenem Herzen, ja nicht einmal der Hunger verließ sie in der Zeit ihrer Seelenkämpfe, im Gegenteil. —

Die Nachricht kam in der denkbar kürzesten Zeit, und sie war günstig. Sie konnte kommen wann sie wollte, am besten sofort. Nun ging es an ein fieberhaftes Herrichten und Einpacken und Sannchen half geschäftig mit. Sie war wieder lieb seit sie sah, daß es Pimpernellche ernst war mit dem Fortgehn, auch die Brüder waren in der besten Laune und alle schienen die Zukunft in den rosigsten Farben zu sehn, seit sie ihnen nicht mehr im Wege war. Die Mutter warf ihr ein altes, gebleichtes Korallenhalsband in den Koffer und that gerührt dabei.

Der Vormund, der immer herzlich sein konnte, wenn seine Frau nicht da war, drückte ihr noch einige Goldstücke in die Hand und machte ihr mit seinem Optimismus das Herz leicht. Er meinte: „Wenn's schief geht, sind wir auch noch da.“ Und Franz stimmte ihm bei.

Von ihm wurde ihr eigentlich das Abschiednehmen schwerer, als sie gedacht hatte. Er kam mit Kindererinnerungen und sah sie so merkwürdig gerührt dabei an, daß sie bald alle beide die Augen voll Wasser hatten.

„Du bischt doch am meischte wert vunn euch alle," sagte er, „ich seh's jetzt erscht ein —."

Und sie schied von ihm mit der Ueberzeugung, daß er ein guter Mensch sei, trotz der Hemdärmelerfahrung, die sie mit ihm gemacht, und daß sie in Deutschland Einen zurückließ, auf den sie im Notfall bauen konnte.

„Und schreib aach!" schrie er ihr noch unter der Hausthüre nach. Seine Mutter war verreist, so band er ihr noch einen Strauß der schönsten Blumen und schickte ihn ins „Hesse".

An ihn hatte Pimpernellche nur ein paar wehmütige Abschiedszeilen geschrieben. Doch vergaß sie nicht Tag und Stunde ihrer Abfahrt genau anzugeben.

Am Tag ihrer Abreise regnete es in Strömen. Sannchen allein begleitete sie zur Bahn. Die Buwe hatten im entscheidenden Augenblick der eine verschlafen und der andere nur ganz „verriß'ne Stiwwel," daß sie beide zu Hause bleiben mußten.

Auf dem Weg zum Bahnhof und dort selbst blickte Pimpernellche unruhig umher, schon im Coupee, schaute sie jeden Augenblick zum Fenster heraus, vielleicht, vielleicht doch! Er kam nicht.

Beim Ausfahren aus der Halle beugte sie sich weit vor und ließ ihr Taschentuch wehen, nicht der jungen Schwester halber — niemand — und auch Sannchen wendete sich bald

zum Gehn. Fröstelnd, in dem kühlen Frühjahrsregen standen noch ein paar Menschen auf dem Bahnsteig. Einen Augenblick wars ihr als sähe sie seinen hellen Ueberzieher neben Sannchens Jaquet auftauchen, dann machte der Zug eine Biegung, fuhr rasselnd über die Brücke und alles verschwand. Der feine, nachdrückliche Regen schlug an die Scheiben, der Rauch der Lokomotive zog stoßweise an den Fenstern vorbei, die Stadt wich langsam zurück und verschwand in Regen und Dunst.

Hinter ihr lag ihre Heimat, ihre Jugend, ihre Liebe — vor ihr die graue, schwere Zukunft. Und hatte Pimpernellche bisher wie im Fieber die Erlebnisse der letzten Tage über sich ergehen lassen, so kamen sie jetzt und verlangten gebieterisch, daß sie sie beschaue und prüfe.

Aufschluchzend legte sie den Kopf auf die Polster — sie konnte sich das leisten, denn sie fuhr allein im Coupee — während der Schnellzug die Rheinebene hinunterraste, dem fernen Holland zu.

Als Franzens Mutter von ihrer Reise zurückkehrte, war sie ganz und gar nicht damit einverstanden, daß ihr Mann in seinem Leichtsinn Pimpernellche hatte ziehen lassen. Besonders lag ihr die Moral der Familie Heß am Herzen, als deren festeste Säule sie Pimpernellche eingeschätzt hatte.

„Jetzt gehts drunner und driwwer," sagte sie prophetisch zu Franz.

Franz pflichtete schüchtern bei. Er widersprach ihr nicht gern. Wenn die hagere, knochige Frau ihre Haubenbänder

löste, die Brille abnahm, zusammenlegte und mit der also zusammengelegten Brille nachdrücklichst in die linke Hand schlug, war er immer ihrer Meinung; auch der Vater ließ sich dann gern seine Ansicht korrigieren, Streit und Auseinandersetzungen waren nicht seine Schwärmerei. Lieber saß er bei lustigen Brüdern und ging seinen Vergnügungen nach, zu Haus mochte er nicht sein. Man munkelte so allerlei über ihn, aber die Leute nahmens ihm weiter nicht übel, weil er ein gutmütiger, hilfsbereiter Mann war, und weil sie seine Frau nicht leiden konnten. Die Frau mutmaßte wohl allerlei, konnte ihn aber nie recht packen, im Sohn fand sie ähnliche Anlagen, darum hielt sie ihn so streng und darum erschien ihr sein Verkehr „ins Hesse" als sein Verderben und schon lange arbeitete sie dagegen. Aber darin war Franz wie der Vater, er ließ sie reden, machte sein nachgiebigstes Gesicht dazu und that nach wie vor was er wollte. All ihre Auslassungen über „'s Hesse", über die Faulenzerin von Mutter, die Tagdiebe von Buwe, den Unband von Sannchen hörte er, Zustimmung nickend, an, aber er klebte dort wie Pech. Wenn sie erst eine Ahnung von der eigentlichen Ursache seiner hartnäckigen Besuche gehabt hätte!

Wenn was sie im Grund von Sannchen hielt, kam heraus, als sie von ihren Thaten hörte. Da mußte auch ein feines Glöcklein mehr von Franz geläutet haben, als ihm lieb war; ihre Verachtung für Sannchen kannte keine Grenzen und ihre Schimpfereien über seine dicke Freundschaft wuchsen ins Ungeheure. Alle waren sie nichtsnutzig, alle und Sannchen „des geht unner," sagte sie ein über das andere Mal, „des geht

unner", und sie freute sich förmlich jetzt schon auf den Untergang. Nur daß sie diesmal bei Franz schief ankam. Er machte eines Tages, ganz unerwartet, unterstützt von dem Vater, einen ganz gewaltigen Krach und entsetzte sie definitiv ihrer Herrschaft. Er ließ sich nichts mehr sagen, er widersprach, er verteidigte „'s Hesse". Darum atmete sie auf, als die ganze Familie nach München verschwand, nur weit, möglichst weit weg.

Aber siehe da, als Franz den Einwilligen an den Nagel gehängt hatte, zog auch er fröhlichen Herzens nach München, anstatt nach Heidelberg, wie es bestimmt war, und sie erfuhrs erst, als er schon an der Isar festsaß. Das gab natürlich ein Lamento ohnegleichen und Tage und Wochen ging sie nicht von dem einen Thema ab, nur ändern konnte sie nichts mehr. Der Alte drehte sich um, wenn sie anfing, und der Junge lachte sie aus, als er nach dem ersten Semester angerückt kam. Ein flotter Student, in der That, wenn auch etwas korpulent, nur daß er dies fatale, listige Lachen an sich hatte! Er „grunzt" nannten sie's in der Verbindung, wo sie ihn in seiner Gutmütigkeit, die ein klein wenig heimtückisch sein konnte, schon eher zu nehmen wußten, als die eigene Mutter.

Gerade sein lächelndes Verschweigen und sein gutmütiger Eigensinn ärgerten sie am meisten. Ob ihm wohl einfiel je von der Familie Heß zu erzählen? Er mußte doch sehen wie sie darauf brannte von ihnen etwas zu erfahren. Endlich konnte sie's nicht mehr aushalten und platzte los: „Gell, des Sannche geht unner?"

Ich sehr im Geigendeel", erwiederte er echt studentisch, „es schwimmt lustig owedruff;" mehr war nicht aus ihm herauszubringen, er lächelte nur.

So blieb es ein paar Jahre und sie mußte allen Aerger verschlucken. Kam sie zu ihrem Manne, so murmelte er etwas von Lappalien, doch merkte sie, daß er oft mit dem Sohn lange und heftige Auseinandersetzungen hatte. Auch fing der Vater zum erstenmal in seinem Leben an vom Sparen zu reden, und trug sich sogar mit Bauplänen.

Der Sohn ließ sich selten im Elternhause sehen, die Mutter fing schon an ihn für einen ungeratenen Sohn zu halten, zumal er nie von irgend einem Examen sprach, geschweige denn eins machte. Da begann er plötzlich einer dicken, blonden, sehr schönen Hoteliersstochter den Hof zu machen, nicht hitzig gerade, aber doch ziemlich stetig, das hob ihn in ihren Augen und sie begann ihn sogar zu achten. So viel Vernunft hatte sie ihm nicht zugetraut, zwar bei seinem Vater war es ähnlich gewesen mit ihr — — es war der gescheidtste Streich, den er im Leben gemacht, sonst fielen ihm nur dumme ein und solche, die sie ärgerten.

Sogar im Tod brachte er ihr Aerger. Er starb nicht wie andere Christenmenschen im Bett, nachdem sie ein paar Tage oder Wochen krank gewesen, sondern im Wirtshaus. Vom Wirtstisch weg, weg von lustigen Kameraden mußten sie den Toten holen, er war umgefallen mit den Karten in der Hand.

Sie erwartete die Geschäftsbücher in Unordnung zu finden, es wäre ihr trotz ihres Geizes eine Genugthuung gewesen,

aber alles klappte, alles war in tadelloser Ordnung, nur Franz, ihr Einziger, Franz, der in der letzten Zeit zu großen Hoffnungen berechtigte, hatte sein ganzes Erbteil „verstudiert", d. h. verlebt. Ihr Zeter und Mordio, ihr Schimpfen und Fluchen half nichts, weg war's und Franz wurde noch grob mit ihr obendrein.

„Keinen Pfennig kriegst De von mir, keinen Pfennig, komm mir nur nicht, ich will nichts mehr, gar nichts mehr von Dir wissen," schrie sie ihn an und sie hielt Wort.

Franz führte aber trotzdem die blonde Hotelierstochter mit der gediegenen Basis heim. Er hatte sein Studium an den Nagel gehängt und war bei einer Bank eingetreten. Wollte die Alte nicht, so sollte sie's bleiben lassen, später mußte er ja doch den ganzen Krempel kriegen. Sie war nicht bei seiner Hochzeit gewesen und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Ihrethalben konnte es ihrem Einzigen gut oder schlecht gehn, von einem solchen Verschwender wollte sie nichts hören. Sie hatte Angst er könne ihr einmal mit Kind und Kegel angerückt kommen in Armut — doch Franz schien ausgetobt zu haben; er war ein braver Ehemann, der seiner phlegmatischen Frau keinerlei Kummer machte, gut mit ihr lebte und sich sogar ein ansehnliches Sümmchen ersparte. Der Geist des Vaters schien sich empfohlen zu haben und ein Teil vom Geist der Mutter in ihm zu erwachen.

Von Pimpernellche hatte Franz zwei Briefe bekommen, die er nie beantwortete, nicht weil ihm nichts daran gelegen war, sondern weil er sie jedesmal verlegte und keine Adresse wußte. So kam's, daß er ihr weder seine Heirat,

noch die Geburt der Kinder melden konnte. Im dritten Jahr der Ehe starb plötzlich seine gute, dicke, blonde Frau, und selbst das konnte er der Jugendgespielin nicht schreiben.

Um so überraschter war er, trotz seines anscheinenden Mangels an Freundschaft wieder einen Brief von ihr zu bekommen. Hatte sie vorher immer in einem zufriedenen, oder eigentlich resignierten Ton geschrieben, so schien sie jetzt den klösterlichen Frieden dieses Institutes, das sie nie verlassen, gänzlich entbehren zu können. Sie schrieb ihm u. a.: „Ich habe auf einmal solch schreckliches Heimweh nach Deutschland, daß ich fühle, ich muß heim. Ich habe mir so viel gespart, daß ich die Reise riskieren kann. Ich weiß nicht mehr was ich hier soll. Ich habe hier Keinen, der sich wirklich um mich sorgt, und um den ich mich sorge. All mein Leben war Stückwerk, Halbheit. Könnte ich denn nicht zu Hause etwas finden, das mich ganz ausfüllt? Die Meinen leben doch noch, besser bei ihnen die Letzte als in der Fremde die Erste. Zudem höre ich nichts, absolut nichts von ihnen und ängstige mich. Sollte mir nicht da eine Mission blühen? Ich vergehe vor Sehnsucht einmal am richtigen Platz zu stehn. Schreibe mir, ich bitte Dich über die Meinen."

Franz hätte wohl gern geschrieben, aber die Adresse und dann — die Ihren? Diplomatisch veranlagt war er nicht und so zermarterte er sich sein Hirn wie er Pimpernellche von ihrer Familie berichten könne, ohne die Wahrheit zu sagen.

Darüber wurden seine beiden rosigen, blonden Babys schwer krank und all seine Gedanken, seine Sorgen galten ihnen. Hatte seine Heirat, die Geburt der Kinder und der

Tod seiner Frau die Mutter nicht auszusöhnen vermocht, die Krankheit der Kinder thats. Freilich hatte er ihr auch einen flehentlichen Brief geschrieben — sie kam, doch ihn schob sie bei Seite, er war wie verbannt im Haus, durfte sich nicht mucksen. Wie ein Wächter mit flammendem Schwert stand sie an der Thüre des Krankenzimmers und ließ nur herein was sie kontroliert hatte. Nur mit ihrer Erlaubnis wurde geschlafen, geweint und geredet. Und sie wich und wankte nicht, steil aufgerichtet, voll eiserner Willenskraft, saß sie vor den kleinen Betten und trotzte dem Tod. Und sie verjagte ihn.

„M'r muß nur wolle," sagte sie zu Franz, „Du freilich hast dein ganzes Lebe nit ernsthaft gewollt."

Franz schwieg immer auf solche Zärtlichkeitsausbrüche hin, und die häusliche Luft beengte ihn immer mehr, jetzt wo der Bann gewichen und der schwarze Gast vertrieben war. Er hätte tanzen, singen, schreien mögen, es war ihm ja alles wiedergeschenkt, doch da saß sie und verlangte von ihm das Betragen eines korrekten Schuljungen. Auch die Kinder erschienen ihm fremd, wie sie so still und gehorsam in ihren Bettchen ruhten, wie kleine Maschinen bedient wurden und wie kleine Maschinen funktionierten. Saperlot, was anderes hätten sie gebraucht, Liebe, zärtlichste Fürsorge, Wärme, die Sonne.

Und wie schien sie so herrlich über Straßen und Plätze, die echte, rechte warme Sonne! Tag für Tag heller Himmel und warme Luft, ein seltner Lenz für München. Die Sträucher an den Anlagen trugen schon dicke Knospen, die

über Nacht ganz plötzlich aufblühten, die Kastanienbäume streckten ihre großen hellgrünen Fingerblätter aus und hielten stolz die weißen Blütenkerzen in die Höhe.

Es duftete allüberall von frischem Grün und die Sonne brannte herab als wolle sie die Erde sprengen und alles gewaltsam herauslocken. Franz hielt's zu Hause nicht mehr aus. Er bürstete seinen hellen Anzug im Vorplatz aus und drehte seinen kleinen Schnurrbart zum letztenmal vor dem Spiegel, als es läutete. Er ging selbst um aufzumachen und fand eine fremde Dame draußen.

Mit einer tiefen Verbeugung begrüßte er sie, denn die Dame war distinguiert angezogen. Darauf gab er noch immer viel; in Bezug auf sein Aeußeres war er in den Versuchen einen Dandy vorzustellen ziemlich weit gekommen, und ausgesuchter Eleganz bei einer Frau spendete er immer respektvolle Bewunderung. Aber Herrgott! — was da zu reden anfing, das war ja Pimpernellche! Wirklich und wahrhaftig Pimpernellche, nun ins ladylike und Gereiftere übersetzt! Ehe er nur daran dachte ihr seine Freude zu äußern, mußte er erst Verzeihung haben, denn all seine groben Vernachlässigungen fielen ihm wieder ein, und es war wieder der gute Franz, mit den tappigen Kinderhänden, der ihre Hände streichelte und ihr gute Worte gab. Sein ganzes Gesicht lachte als er sah, daß sie ihm nicht nur nichts nachtrug, sondern selber eitel Freude war. Was wollte er denn? Da war ja ein Freund aus alter lieber Zeit, da war jemand, der seine Herzensöde verstehn würde, er vergaß ganz nach wie und wann und warum zu fragen, stand nun immer auf dem

sonnigen Flur und schaute Pimpernellche mit Wohlgefallen an. Weil sie nur da war! War's ihm doch ganz so, als sei sie nur wegen ihm gekommen und er versicherte ihr immer wieder wie lieb es von ihr sei, daß sie überhaupt gekommen. Daß sie nicht immer im Gang stehn konnten, fiel ihm aber doch zuletzt ein und er begann stockend:

„Komm doch mit! — aber meine Kinder sind krank, ich glaub' es ist sogar ansteckend" —

„Deine Kinder?"

„Ja so! Du weißt nichts?!"

„Und Deine Frau?"

„Meine Frau ist tot."

„Oh! Du armer Kerl!"

Wie warm sie ihm die Hände drückte! So war schon lang niemand zu ihm gewesen.

Plötzlich wurde er blutrot und sprach auf einmal leise:

„Die Mamme is drinn."

„Die Mamme is drinn?"

Unwillkürlich langten sie beide nach der Entréethür und ohne sich weiter zu verständigen gingen sie sacht die Treppen hinunter, ganz wie früher. Drunten fingen sie erst zu reden an und jedes hatte so viel zu erzählen, daß eines kaum das andre sprechen lassen, und eines kaum das andre anhören wollte. Endlich kam Pimpernellche nach langen vergeblichen Anläufen, nach Fragen, die Franz nicht zu hören schien, immer wieder auf die Ihren. Sie hatte trotz ihrer Anfragen keine Antwort bekommen, trotz ihrer Anzeige war niemand am Bahnhof, sie hatte allen Grund ängstlich zu sein!

„Unsinn!" brummte Franz ärgerlich, „Du hast noch lang Zeit hin zu kommen, es ist alles in Ordnung dort."

Und er hörte nur mehr mit halbem Ohr zu und wußte ihr so viel Vorschläge zu machen, kam mit einer solchen Menge von Plänen, Hofbräuhaus und Pinakothek, Bavaria und Löwenbräukeller, deutsches Theater und Volksgarten. Warum ging er denn nicht einfach mit, wo sie nichts weiter wollte als ihn abholen, damit er sie hinführe?

„Ist wirklich alles in Ordnung?" frägt sie ängstlich.

„Ja, ja, natürlich," erwiederte er etwas gereizt, „ich hab' Dirs doch gesagt, es geht ihnen aus—ge—zeichnet."

„Und sie leben wirklich nicht in ärmlichen Verhältnissen? Siehst Du das hat mich immer bekümmert, — hören ließen sie ja nichts — wie sich wohl dies unerfahrne Kind, das Sannchen, in der großen Stadt zurechtfinden würde, ohne bedeutenden praktischen Sinn, doch eigentlich ideal in gewisser Beziehung, und die Buwe —"

„Oh Sannchen hat sich überraschend zurechtgefunden."

„Du kommst also hin?"

„Hm, ja, — oh ja, das heißt vor meiner Verheiratung sogar sehr oft, allein und mit andern, Du verstehst; doch später —"

Nichts verstand sie. Sie sah ihn an mit dem Ausdruck eines geängstigten Babys. Teufel, das wurde ungemütlich! Nette Situation in den Apartements der Schwester. Um keinen Preis der Welt ging er mit. Wozu sie wohl in die Fremde gezogen war? Ein merkwürdiges Institut mußte das schon sein, aus dem sie kam wie sie hineingegangen. O tugendhaftes England!

„Du verschweigst mirs, es geht den meinen schlecht!" schrie plötzlich Pimpernellche und nun heulte sie auch noch!

Wenn er etwas nicht sehen konnte, so waren es Thränen, nicht einmal seine Kinder konnte er weinen sehn. Er rief schnell nach einer Droschke, stopfte Pimpernellche hinein und kletterte nach. Ungeduldig und zornig redete er auf sie ein, während sie nur immer ängstlich bat: „geh mit!"

„Aber ich will Dich ja gern abholen!"

„Abholen? Ich bleib doch bei den meinen!"

Er fuhr in die Höhe, zum Schaden seines neuen Cylinders.

„Du? Bleiben? Unter keiner Bedingung!" er räusperte sich einige Zeit. „Du weißt, die Stadtwohnungen, klein, keine Ahnung eines Fremdenzimmers, kein freies Bett, es geht nicht, geht absolut nicht, Du wirst ja gleich sehn, denn da sind wir."

Er öffnete schnell den Schlag, drängte Pimpernellche hinaus, rief nach „in einer halben Stunde!," klappte die Thüre zu, die Pferde zogen rasch an, da stand Pimpernellche, starrte dem Wagen nach, der sich schnell entfernte, und es war ihr zu Mut, wie wenn sie umkehren und dem Gefährt nachlaufen müsse.

Das Haus vor ihr war der rechte Zinskasten, mit schäbiger Eleganz gebaut, überall formlose Verzierungen angepappt, der Vorgarten noch wüst, ohne Gitter, in den Ecken sichtbare Spuren des Baues. Das Treppenhaus war mit grellen Malereien bekleckst, es roch nach frischem Anstrich, Tünche und Kleister, doch waren schon alle Stockwerke bewohnt, überall hingen Schilder und Visitenkarten. Während

Pimpernellche langsam die Stiege hinaufstieg, wurde die eine und andre kleine Klappe am Auslug gehoben um nach ihr zu spähen. Im dritten Stockwerk sprang jemand aus einer Thüre und vor ihr schnell die Treppe hinauf. Pimpernellche sah flüchtig eine Fülle roter Haare, die hochtoupiert, wie eine Perrücke rings um den Kopf standen. Das weibliche Wesen trug ferner karrierte seidne Strümpfe und entzückende Lackschuhe — dafür hatte sie Sinn in England bekommen — mehr konnte das kurzsichtige Pimpernellche nicht sehen, denn die junge Dame lief hastig, tapp, tapp, tapp die Treppen hinauf und verschwand im vierten Stock, als Pimpernellche noch die Hälfte der Treppe hatte.

Wie komisch! im vierten Stock wohnten ja die Ihren und zwar schienen sie die beiden Wohnungen zu haben, denn links stand deutlich „bitte rechts läuten". Die ganze große Wohnung?

Und das konnte doch nicht Sannchen gewesen sein, Sannchen mit den Goldlocken und diese rote Schöne!

Sie läutete zaghaft. Ein kleines Dienstmädchen, dem ein Kranz halbverbrannter Haare wie eine Bürste rings um die Stirn standen, öffnete. Es war vergeblich bemüht eine weiße Schürze über ein schmutziges Kleid zu ziehn und sah Pimpernellche mit frecher Neugierde an. Der Gang war ohne Fenster und durch eine Ampel aus mattrosa Glas erhellt, rechts und links hingen Garderobehalter, neben dem Spiegel war ein rotes, mit Seide gefüttertes Kleid unordentlich aufgehängt, dessen Innenvolants in Fetzen herabhingen. Das struppige Dienstmädchen öffnete auf Pimpernellches

Frage nach Frau Heß eine Thüre, unter der es noch eine Zeitlang stehn blieb, um Pimpernellche mit herabhängender Unterlippe anzustarren.

In einem Plüschfauteuil am Fenster saß eine ungeheuer dicke Frau in einem türkischen Schlafrock, und rings um sie, auf Stühlen und auf dem Boden lagen Musterbücher und Cartons. Nachdem sich die Umfangreiche eine Zeitlang besonnen, stand sie wirklich auf und schob die Cartons unwillig von sich. Einen Schritt ging sie auf Pimpernellche zu und zog die Schleppe ihres Schlafrockes faul hinter sich drein, dann besann sie sich eines Besseren, kehrte wieder um und versank in dem ächzenden Lehnstuhl. Die Finger der Dicken stacken so voller Ringe, daß sie sie ausspreizen mußte, eine große Broche hielt statt des letzten Knopfes das Kleid oben zusammen. An den Schläfen war das Haar über Lockenwickel gedreht, die dort lagen wie dünne, schwarze Schnecken, die die Hörner in die Luft streckten. Das war die Mutter. Wie viel fetter war sie geworden! Ein ganzer Wulst von Fett quoll aus der Krause des Ausschnitts hervor und das eigentliche Kinn ruhte auf einem weiteren, weißlichen Polster.

„Ach so, Du bischts wirklich," sagte sie in ihrem alten pfälzer Dialekt.

Pimpernellche auch nur die Hand zu geben fiel ihr gar nicht ein. „Setz Dich," fügte sie endlich bei, nachdem sie mit Anstrengung sich der Cartons wieder bemächtigt hatte.

„Da," machte sie, und reichte Pimpernellche eines der Musterbücher. „Ich such m'r ä Kleed aus, ich fahr' als spaziere, und eens vors Sannche, die will freilich selber, aber's

macht mir Pläsier“ und sie schob Pimpernellche einen weiteren Stoß zu, gerade wie wenn sie erst zur Thüre hinausgegangen und wieder hereingekommen sei.

„Ist Sannchen da?“ frug Pimpernellche, nachdem die Mutter keine Miene machte sie zum Ablegen aufzufordern, sondern ruhig fortfuhr die Stoffe zu betrachten.

Sie nickte und klingelte das zerzauste Dienstmädchen herbei: „'s Fräulein“ befahl sie träg, dann lauter „no, werd's ball?“ da die Kleine stehn blieb und den Gast frech und verwundert musterte.

„M'r hen noch eeni“ sagte die Mutter und glättete ein starres Seidengewebe. „Schöner Changeant!“ bewunderte sie.

„Zwei Dienstboten —?!“

„No!?!, m'r hen doch fünf Zimmerherrn!“

„Fünf Zimmerherrn!? Und die Einrichtung?“ Pimpernellche sah sich erst jetzt um.

Das Zimmer war mit einer Taschengarnitur in grellen Farben ausgestattet, hatte Möbel in mattem und poliertem Holz und einen Arminsterteppich, ganz der Geschmack der Mutter.

„Do guck, do kummt's Sannche!“ Zum erstenmal schaut die Alte von ihren Mustern in die Höhe.

Ja da kam sie; eilig hatte sie es gerade nicht und freudig erregt schien sie auch nicht übermächtig. Doch gab sie der Schwester die Hand und sah sie interessiert an.

„Dein' Jack' geht ausgezeichnet, wie elegant! Und mit Seide gefüttert!“ und mit einer ihrer früheren Bewegungen drehte sie Pimpernellche herum.

„Fehlt noch, daß Du in 'em Wage gekomme bischt."

„Das bin ich und zwar mit Franz."

„Mit Franz? Wo is er denn? Drunte noch?"

Und im Nu hatte sie die beiden Fensterflügel aufgerissen, lehnte sich weit hinaus und schrie hinunter: „Franz —, Franz!" Wie sie so im Fenster lag, von der hellen, kalten Frühjahrssonne beschienen, sah Pimpernellche trotz ihrer kurzsichtigen Augen, daß sie geschminkt war, und daß sie auch die Dame mit den seidnen Strümpfen sein mußte, die Haare schimmerten im unzweifelhaftesten Goldrot."

„Was ist denn mit Deinen Haaren?" frug sie.

„Was wird denn sein? Anderst sin se halt und so g'fallen se mir."

„Und sonst — sonst gehts Euch gut?" frug Pimpernellche, die vergebens Anläufe machte sich als Tochter und Schwester zu fühlen.

„Dank der Nachfrag, recht gut! sagt der Münchner." Dabei brach Sannche in ein schallendes Gelächter aus. Wie sie den Kopf zurückwarf! Pimpernellche fühlte schon richtige Gouvernantenentrüstung aufsteigen, doch besann sie sich noch.

„Und die Buwe?" frug sie.

„Die gnä' Herrn sind da, machen erst um zwölf ihren kleinen Bummel, Du mußt schon mit herüber kommen, denn da herein bringt die kein Kuckuk."

Hannchen ging voraus und schlenkerte die Arme, daß die Seide ihrer bunt karrierten Blouse knisterte, riß die nächste Thüre auf, schob Pimpernellche hinein und schrie laut lachend: „Der Pimpernell," dann machte sie die Thüre sofort

wieder zu und verschwand. Drinnen war solch ein Tabaksdampf, daß Pimpernellche zuerst nichts sah wie ein paar lange Füße die unbescholten über die Seitenlehnen eines Sophas herabhingen, mit den Zehen etwas nach einwärts gebogen. Endlich gewahrte sie einen Menschen mit einer langen Pfeife im Maul, die er auf den Boden aufgestützt hatte. Neben ihm, auf einem niedern Fauteuil hockte noch einer und drehte Cigaretten. Auf dem Tisch standen leere Weinflaschen und Gläser; und im Hintergrund auf einem Divan lungerten noch zwei Individuen herum, während eines rittlings auf einem Stuhl am Fenster saß, den Rücken der Stube zugekehrt.

„Herrgott, da legst di' nieder," rief der cigarettendrehende Bruder in schlechtem Münchnerisch, während der andre gar nichts sagte, sondern eine überaus große Wolke weißblauen Dampfes ausstieß.

Der Cigarettenbruder besann sich eine Zeit lang, dann stand er auf — er war gerade mit Drehen fertig und gab mit einer gemacht ehrfurchtsvollen Verbeugung Pimpernellche die Hand. Es war „Kall" der Aelteste.

„Ihr habt Besuch?" frug sie unsicher.

„Besuch? zwei Zimmerherrn und ein Besuch.

Meine Schwester, Erzieherin, Schuvernante, wenn i bitten derf, sehr eine solide Jungfrau, direkt aus England importiert, keine gangbare Sorte" — stellte er vor.

Die beiden Herrn, die sich auf dem Divan geräkelt hatten, standen auf, verbeugten sich und diese Verbeugung zugleich als Abschiedsgruß benützend, verschwanden sie.

„Terra incognita!" lachte Karl und der auf dem Sopha

grunzte mit. Plötzlich schrie er gerade hinaus vor Vergnügen: „Jessas!, daß i jetzten erscht dran denk. Pimpernell, schnell dreh Di' um, das giebt an G'spaß, auch ohne Mondschein, schau doch wer dort steht! Na, bin ich kein edler Bruder und was verdien' ich für die Ueberraschung?"

„Keine Anzüglichkeiten meine Herrn, benehmen Sie sich der Situation gemäß!"

Diese volle und dabei etwas schnarrende Stimme, Pimpernellche trat unwillkürlich einen Schritt zurück, der da am Fenster, — war v. Reitz.

„Wohnen Sie im Haus?" stotterte sie fassungslos.

„Nein gnädiges Fräulein, jetzt nicht, früher, aber auch nur kurz — meine Finanzen, ja, —" murmelte er, „übrigens gereicht es mir zur ganz besondren Freude gerade Sie hier begrüßen zu dürfen, Sie haben sich in eine elegante Dame in England verwandelt, ich gratuliere."

„Oh — das —! es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, ich, ich war gar nicht auf Sie vorbereitet."

„Ich verstehe Sie. Sie sind auch in der Fremde kindlich und einfach geblieben, das Leben hat Sie nicht berührt." Ein Prusten vom Sopha her unterbrach ihn.

„Ihre Brüder sind auf dem äußersten Punkt des Mutwillens angelangt, sie haben Sie nie verstanden, nur ich — übrigens haben die jungen Herren zu wenig zu thun."

„Oho! — oho! Ich muß bitten! Da müßt' i 'bitten! Nix zu thun!" schrieen die Zwei: „Wenn das ein Vergnügen und keine Arbeit ist immer fünf Zimmerherrn ins Haus zu bringen und drinn zu halten —!"

„Nun was das „Halten“ anbetrifft, dafür dächte ich, sorgten doch Sie nicht!“

„Benehmen Sie sich der Situation gemäß,“ äffte ihn Karl nach.

„Uebrigens Mahlzeit jetzt, Pimpernellche, Du mußt uns entschuldigen, wir müssen jetzt dringende Geschäfte erledigen, uns anziehen u. s. w., Mahlzeit! beschau Dir die andern Gegenden, Mutter u. s. w.“

Herr v. Reitz öffnete dem perplexen Pimpernellche die Thüre, nicht die, durch die sie gekommen, und führte sie in einen kleinen blauen Salon, immer in respektvoller Entfernung hinter ihr gehend.

„Das Reich Ihrer Schwester.“

„Oh, ist das elegant!“ diesmal sah sie sich wirklich um. „Wie sie das nur so versteht! und auch, — wie sie's kann, wie sie's kann! Es sind theure Sachen —“

„Ja, Ihre Schwester ist immerhin veranlagt, wenn sie auch nicht gerade genial ist; ihr fehlt jeder große Zug, ich hatte mehr erwartet; etwas zu viel vom Temperament der Mutter.“

Da regte sich ein gewisser Familienstolz in Pimpernellche. Sie hob den Kopf, und wurde rot während sie sprach.

„Ich denke sie hat es weit genug gebracht. Sich so zum Haupt der Familie zu machen, und ein Haus in dem Stil zu leiten, — ich hätte das nicht gekonnt.“

„Nein, Sie hätten das nicht gekonnt.“ Der Maler verneigte sich. „Es macht Ihnen alle Ehre so neidlos zu sein, Sie sind in der Bescheidenheit und in der scheinbaren Erkennt-

nis der Sachlage die Gleiche geblieben. Erinnern Sie sich auch noch an den Spruch, den ich Ihnen mitgab als Leitstern Ihres neuen Lebens: „Tugend vergeht, Schönheit besteht?"

„Sie haben ihn damals falsch citiert und citieren ihn wieder falsch," unterbrach ihn Pimpernellche eifrig.

„Verzeihen Sie! Falsch für Sie, richtig für andere; unsre Lebensauffassung ist ja etwas verschieden, aber doch nicht so, hoffe ich, daß sie sich nicht zusammenkorrigieren läßt. Sie sind ja auch aus der Familie. Was gedenken Sie hier zu thun?"

„Ich — ich weiß wirklich nicht."

„Wenn ich Ihnen mit irgend etwas helfen kann, wenn Sie einen Freund brauchen —". Er ergriff Pimpernellches Hand und küßte sie: „bei den Ihren ist doch keine Möglichkeit" —

„Franz war wohl so lieb mir anzubieten" stotterte Pimpernellche verlegen.

Der Maler horchte auf. „Franz? — Ach ja, der flotte Wittwer! Ich besinne mich. Gratuliere. Das ist auch kein Hindernis. Man muß sein Leben schön ausklingen lassen, wenns in Harmonie geschehen kann, wenn man keine rechte andre Entwicklung mehr sieht, oder glaubt. Bringen Sie's zum schönen Abschluß mit ihm, verstehen Sie?, die Glanzlichter können Sie, wie wir Maler sagen, trotzdem immer noch aufsetzen. Und in diesem Sinn möchte ich mich nochmals als Freund empfehlen, vergessen Sie das nicht." Er machte ihr eine tiefe Verbeugung und ließ sie heiß und verwirrt in das Zimmer ihrer Mutter eintreten.

Sie glaubte ersticken zu müssen, in allen Räumen war trotz des herrlichen Frühlingstages geheizt, sodaß sie die Knöpfe ihrer Jacke aufriß.

Die Mutter, die immer noch mit Sannchen über den Musterbüchern brütete, schaute gar nicht auf, und Sannchen frug ganz unvermittelt:

„In welchem Hotel bist Du denn?"

„In welchem Hotel?"

„No ja," machte sie ungeduldig, „oder in welchem Gasthof?"

Pimpernellche knöpfte sofort wieder ihre Jacke zu.

„Das ist doch kein Grund bös zu werden! Man wird doch noch frage dürfen! Du siehst doch, daß Du da herein nicht paßt; übrigens so arg pressierts nit, mir essen erst in 'rer Stund."

Aber Pimpernellche hatte schon die Thüre in der Hand, kaum brachte sie ein „adieu" heraus, im Nu war sie draußen und raste förmlich die Treppen hinunter. Fast hätte sie Franz umgerannt, der im Hausgang auf sie wartete. Sie sah ihn gar nicht und wollte an ihm vorbei, bis er sie fest am Handgelenk packte und zum Wagen brachte.

Da saß sie lang und brachte kein Wort heraus, sah nur stier in eine Ecke.

Zuletzt hielts Franz nicht aus und wie er es bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich machte, er fing zu schimpfen an. Ueber sich diesmal, was er nicht immer that.

„Ich bin ein Feigling, ein elender, ja, ja ja, Dich so allein da hinauf zu lassen, nein, nein! die Dummheit! Und alles

nur aus Angst! — ich Esel! — Sei still, Pimpernellche, komm, es ist ja nicht so schlimm, oh gar nicht — Nur vor Dir schämte ich mich —"

Da fuhr sie ihn aber an!

„Nicht so schlimm? Was weißt denn Du? Warst Du dabei? Wie kannst Du's wissen? Mich so zu behandeln! Nein! nein! nein, wie einen Hund! Und alles nur, weil, — weil ich nicht vornehm genug bin, weil ich — nicht in ihr feines Haus passe! Und der auch noch, der —" Und nun kam's, ein ganzer Wasserfall noch dazu! Es war zum Verrücktwerden!

Franz, dessen Gesicht die ganze Zeit seltsam gezuckt hatte, konnte sich diesem Ausbruch gegenüber gar nicht helfen. Am liebsten wäre er oben zur Kalesche hinaus. Er redete zu, er streichelte des Mädchens Hände, er bat, er schimpfte, er fluchte, er rüttelte sie, er schrie sie an: „Still sein! Sei still! So red' doch! Still sein!"

Endlich, endlich wurde die Flut weniger, nur hie und da stieß sie's noch, zuletzt setzte sie sich kerzengrade und sagte in aller Entschiedenheit: „Ich gehe auf der Stelle wieder nach England."

Das kam Franz so komisch vor, daß er gerade hinaus lachte. „Vorderhand bist Du noch in meiner Droschke und ich hab' gar nicht im Sinn Dich sofort wieder nach England zu lassen." Er nahm auf einmal seinen Hut ab, wie wenn's ihm zu heiß würde, hielt ihn gravitätisch auf den Knieen, schaute zum Wagenfenster hinaus, räusperte sich und sagte endlich: „Ich hab' mirs überlegt, d. h. ich habe gar nicht

viel Ueberlegung dazu gebraucht, wie wärs denn, wenn Du mit zu mir gingst?"

„Zu Dir? Franz, Du bist gut, von Herzen gut, aber — eigentlich — und dann die Mamme!"

Einen Augenblick duckten sich Beide und waren mäuschenstill, dann sagte Franz: „Wenn Du fest zu mir stehst, trau ich mirs sofort aufzunehmen, wenn Du sonst keine Bedenken —"

Und Pimpernellche schlug ein. Auf einmal wurde es ihr leicht ums Herz, wenn sie an die Zukunft dachte, hatte sie ja Franz! Und sie schaute in sein ehrliches Gesicht, das ganz verlegen aussah. Nein an etwas Schlimmes dachte Pimpernellche nicht! Einfach, naiv, voll Wärme zuletzt nahm sie den Plan auf. Franz konnte beruhigt sein.

„Siehst Du, Du bist der einzige Mensch in Deutschland, der sich überhaupt darum kümmert wie mirs ums Herz ist. In Deutschland! Auf der Welt überhaupt! Wenn ich bei Dir bin, ists mir wahrlich ein Stück Heimat, ich hab' sonst keine. Ich will alles für Dich thun, dir auch Deine Kinder gesund machen —"

„Mach' keine Geschichten," brummte Franz und wurde noch verlegner. Nein, sie konnte beruhigt sein, wenn schon, dann in allen Ehren, auch wenn sie aus der Familie war.

„Mit mir war auch schon lang keiner mehr gut und mir thuts auch wohl," murmelte er und griff nach Pimpernellches Hand. Dann schauten sich die beiden Bundesgenossen einen Augenblick an und Pimpernellches Gebahren war das eines „ahnungsgrauend, todesmutig", aber verzückt in den Kampf

Eilenden. Und er tobte wirklich droben, nachdem die Mama den ersten Schrecken überwunden und völlig Herr ihrer Zunge war.

Pimpernellche hielt sich wundervoll. Eine Dame gegen ein Waschweib. Franz war eitel Erstaunen und Bewunderung. Vorderhand beschränkte er sich darauf. Im allgemeinen ging seine indolente Natur noch immer jedem Kampf in einer schönen Linie aus dem Wege, aber nachdem Pimpernellche ihn mit aufmunternden Blicken antrieb und er sich genugsam an ihrer Energie gestärkt hatte, setzte auch er ein. Und wenns einmal so weit war, machte er es gleich radikal ab. Es war genau höchste Zeit, die Alte fing von der Schwester an, gerade, daß er die Belfernde noch in ein anderes Zimmer drehen und ihre giftige Zunge isolieren konnte. Kaum zehn Minuten danach kam er sehr gerötet, aber gehoben zurück und in einer Viertelstunde rasselte eine Droschke vor, die den alten Drachen zum Jubel der Dienstboten entführte.

„Ich hab' ihr gesagt, daß sie von nun an kein recht mehr hätte, sondern, daß das einer andern zustehe und die andre seist Du, weil ich — so hilf mir doch, Pimpernellche, weil ich Dich, — nun weißt Du denn nicht was ich will?"

„Mei Fraa, sollscht werre," schrie Franz endlich im echtesten Pfälzisch, „wann d' willscht, freilich, wann d' willscht."

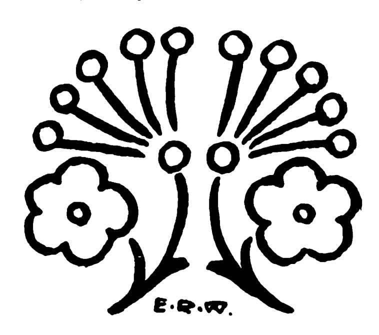
Er war auf einmal ganz kleinlaut geworden, nachdem ihn die Woge des Sieges so hoch getragen. Aengstlich schaute er auf Pimpernellche, es kam ihm gar nicht mehr vor, wie wenn er ihr ein Geschenk gäbe, sondern wie wenn er um eines bäte.

„Willscht dann nit?" schrie er endlich ungeduldig, im Zorn aller Gutmütigen.

Aber da hing sie auch schon an seinem Halse und diesmal ärgerten ihn die Thränen nicht, die ihr aus den Augen stürzten, es waren übrigens nur ein paar und sie lachte gleich darauf.

„Jetzt versteh' ichs erst. Das hat v. Reitz gemeint, diesen Abschluß!" stammelte endlich Pimpernellche. „Wie weitsehend er ist und welch' edler Mensch! Ich habe ihn doch verkannt. Man muß sein Leben schön ausklingen lassen, sagte er, — ich habe ihn ja heute bei den Meinen getroffen, denke! — ja, Dich, die Kinder und ihn als Freund," sie umarmte Franz stürmisch, „welche Harmonie! oh er wird das verstehn, Franz, wie glücklich werden wir sein! Wie ist das so plötzlich gekommen, dies Himmelsgeschenk —" und sie hielt Franz an beiden Händen fest, ein wenig von sich ab „nun bist Du doch mein Elmar, freilich ein ganz andrer," sagte sie lächelnd, „wie das Leben doch reift und verwandelt! Nun mag sie mich verachten und belächeln, die vornehme Familie, ich tausche jetzt nicht mit ihr.

„Davon ein andermal" sagte Franz würdig, aber ein Grinsen konnte er doch nicht unterdrücken.





Strophen aus Johann Christian Günthers Gedichten.

Zu einer Abendmusik.

Befördert ihr gelinden Saiten
Den sanften Schlummer süßer Ruh!
Rhodante legt die müden Glieder,

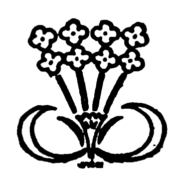
Der Arm wird schwach, das Haupt sinkt nieder,
Und schlägt die holden Augen zu.

Ihr angenehmen Nachtbetrüger,
Ihr süßen Träume, schleicht herein!
Und sucht, wie Bienen jungen Rosen,
Der schönsten Seele liebzukosen,
Und nehmt so Herz als Lager ein.

Der Himmel wacht mit tausend Augen,
Doch nicht so gut, als meine Treu,
Die wacht und läßt sich nichts ermüden,
Bis daß sich Leib und Geist geschieden,
Und trägt dein liebstes Konterfey.

Schlaf Engel! schlaf voraus und liege
Im Schooße der Zufriedenheit!
Denn eine Nacht voll Scherz und Küssen
Wird bald dein Bett erweitern müssen,
Und diese Nacht braucht Munterkeit.

Schlaf, bis der Morgenröthe Flügel
Der Welt die Farben wiederbringt.
Die Eintracht mein und deiner Flammen
Stimmt mit dem Glücke so zusammen,
Als jetzt mein Abendopfer klingt.



Aus einer Nachtmusik.

Brecht die schwangern Anmutsnelken,
Weil sie noch im Glanze stehn!
Denn wenn Stock und Blätter welken,
Muß die Lust im Leide gehn;
Ros' und Nelken müssen bleichen,
Wenn sie ihre Zeit erreichen.



Aus einem Sterbegedicht.

Zeuch aus, gefangne Seele!
Weil Stahl und Kerker bricht;
Des Leibes Jammerhöhle
Hemmt deine Freyheit nicht;
Das Grab, mein Ruhekissen,
Begräbt die Sclaverey;
Da nun der Strick zerrissen,
So wird der Vogel frey.

Mein Ohr vernimmt das Zeichen,
So mir zu Schiffe ruft,
Laßt nun die Segel streichen,
Der Hafen meiner Gruft
Macht, daß ich nicht mehr strande;
Der Himmel wird mein Haus;
Wohlan! wir sind am Lande,
Steig, müder Geist! steig aus.

Daß man die frohen Stunden noch mitnehmen sollte.

Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bey Ros' und Myrten:
Fort, Amor! wirf den Bogen hin,
Und komm mich eiligst zu bewirten!
Wer weiß, wie lang ich hier noch bin?

Komm, bring ein niedliches Coffee,
Komm, geuß der Sorgen Panacee
Den güldnen Nektar in Crystallen!
Seht, wie die kleinen Perlen stehn!
Mir kann kein beßrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieser Muschel gehn.

Mein Alter ist der Zeiten Raub,
In kurzem bin ich Asch und Staub:
Was wird mich wohl hernach ergetzen?
Es ist als flöhen wir davon:
Ein Weiser muß das Leben schätzen,
Drum, folg ich dir, Anacreon.

Werft Blumen, bringt Cachou und Wein,
Und schenkt das Glas gestrichen ein!
Und führt mich halb berauscht ins Bette,
Wer weiß, wer Morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? wo bleibt Brünette?
Geht, hohlt sie, weil der Tag schon sinkt!

Aus seinem letzten Willen.

Sage, du begrifne Leyer!
Wem ich dich vermachen darf;
Tausend wünschen dich ins Feuer,
Denn du rasselst allzu scharf.
Soll ich dich nun lodern lassen?
Nein! Dein niemals fauler Klang
Ließ mich oft ein Herze fassen,
Und verdienet bessern Dank.

Soll ich dich dem Phöbus schenken?
Nein! Du bist ein schlechter Schmuck
Und an Helikon zu henken
Noch nicht ausgespielt genug.
Opitz würde dich beschämen,
Flemming möchte widerstehn.
Mag dich doch die Wahrheit nehmen
Und mit dir hausieren gehn!

Auf, mein Geist! Nun fällt der Kummer,
Eher als du selbst geglaubt.
O was für ein sanfter Schlummer
Wartet auf mein müdes Haupt!
Stolzer Neid, hör auf zu pochen!
Oder bist du noch nicht satt:
O so friß an meinen Knochen,
Und verschone dieses Blatt!

Alter Holzschnitt aus der kaiserl. und königl. Hofbibliothek in Wien. (Nach einem kolorierten Druck verkleinert.)





Anmerkungen.

Die Strophen Johann Christian Günthers, die wir in diesem Hefte veröffentlichen, sind einer Auswahl entnommen, die uns Herr Wilhelm von Scholz freundlichst zur Verfügung gestellt hat. Wir freuen uns, bei dieser Gelegenheit ankündigen zu können, daß Herr von Scholz die Herausgabe einer Auswahl Günther'scher Gedichte vorbereitet.

Ⓢ

Deutsche Dichtung. Herausgegeben und eingeleitet von Stefan George und Karl Wolfskehl. Blätter für die Kunst. Berlin. 1900. Jean Paul, ein Stundenbuch für seine Verehrer.

Dem Titel nach haben wir hier den ersten Band einer Sammlung vor uns, in der die Herausgeber Schriftwerke der älteren deutschen Litteratur aufs neue veröffentlichen wollen, die ihnen in ihrem Sinne und im Sinne ihres Publikums wertvoll scheinen. Es liegt den Herausgebern der Insel nahe, hierbei an die von ihnen vorbereiteten Merlin- und Novellen-Ausgaben zu denken, von denen im Oktober die ersten Bände herauskommen, doch wendet sich die neue

Publikation der Blätter für die Kunst allem Anschein nach an ein noch weniger zahlreiches Publikum. Wir erwarten die weiteren Bände der „Deutschen Dichtung" nicht ohne Interesse, obwohl uns der vorliegende erste Band keineswegs befriedigt. Mit einer würdigen Neu-Herausgabe Jean Paul'scher Werke, wären wir sehr einverstanden, nur scheint es uns besonders bei Publikationen, die sich an einen ausgewählteren Leserkreis wenden, durchaus unangebracht, das Werk eines Dichters oder eine vermeintliche Seite dieses Werkes in Auszügen vorzuführen. Es wundert uns ein derartiges Verfahren besonders von den Herausgebern der Blätter für die Kunst, denen wir eine solche — unserer Meinung nach — unverzeihliche Geschmacklosigkeit nicht zugetraut hätten.

Indem wir uns nach vorstehender mehr allgemeiner Bemerkung zu dem uns vorliegenden Buch selbst wenden und nachsehen, welches Resultat die Sammlung und Sichtung Jean Paul'scher Meisterwerke durch die Herren George und Wolfskehl ergeben hat, so werden wir uns zunächst wohl über den geringen Umfang des Stundenbuches wundern. Doch mag dieser in rein äußerlichen Umständen begründet sein und mögen die Herausgeber nur — sozusagen — Stichproben von dem geben, was sie bei Jean Paul als bedeutend erkennen — obwohl gegebenen Falles hiervon eine Andeutung in der Vorrede erwünscht gewesen wäre —, und so wollen wir hier nicht Einzelheiten anführen, die wir in der Zusammenstellung vermissen, sondern uns mehr an das Prinzip halten, nach dem sie augenscheinlich erfolgt ist. Die Herausgeber suchen Jean Paul anscheinend zu einer Art von Klassiker

in ihrem Sinne zu stempeln, indem sie alles beiseite lassen, was nicht zu den in den Blättern für die Kunst vertretenen Grundsätzen oder erstrebten Zielen paßt und auch das, was sie bringen, — einige Träume, Phantasien, Briefe, Schilderungen und Streckverse — nur im formalen Sinne bewerten und als sprachliche Vorbilder anpreisen. Eine Zusammenstellung wie die in dem Stundenbuche liest sich zunächst ganz angenehm und entbehrt auch nicht des Interesses — abgesehen davon, daß der Leser dabei eine Gefahr läuft, die der einer Ueberfütterung mit Süßigkeiten nahe kommt, auch würden wir es niemand verargen, wenn er die Phantasien Jean Pauls besonders hoch halten und sie etwa für sich und Gleichgesinnte sammeln und drucken ließe; in dem Augenblick aber, wo man uns sagt, diese Phantasien und Exkurse seien das einzige Bedeutende in den Werken des Dichters und das, deswegen er allein verdiene, von der Nachwelt bewundert und verehrt zu werden, müssen wir, die wir auch Verehrer Jean Pauls sind und an die sich die Herausgeber also auch mit ihrem Stundenbuch wenden, uns gegen eine solche Vergewaltigung und Verstümmelung eines bedeutenden Autors und eines bedeutenden Werkes energisch verwahren, seien die Absichten und Ansichten, die einem solchen Vorgehen zu Grunde liegen, welche sie wollen. Wir würden eine prinzipielle Ablehnung Jean Pauls vollkommen verstehen und würdigen, sind aber der Meinung, daß es für einen wirklich Verständigen unmöglich ist, ihn teilweise zu adoptieren und zu verwerfen.

In der recht nichtssagenden Einleitung sprechen die Herausgeber von einer durchgreifenden Spaltung im Wesen

Jean Pauls, die sich auch in seinen Werken derart äußerte, daß es durchaus angebracht sei, das für unsere Tage Wertvolle aus der übrigen Masse auszuscheiden und ein dergestalt gereinigtes Produkt der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Zunächst und mehr im allgemeinen scheint es uns kein Zeichen von besonders ausgebildeter Seelenkunde zu sein, wenn man so obenhin von einer Spaltung im Wesen eines Menschen redet. Eine Psychologie, die mit derartigen Schlagwörtern und oberflächlichen Anschauungen operierte, würde einer Geologie gleichen, die sich bei der oberflächlichen Warnehmung beruhigte, nach welcher die Sonne sich um die Erde dreht. Als eine vollkommen einheitliche Persönlichkeit wird uns wohl kaum ein Mensch erscheinen. Doch ist es um unsere Kenntnis seelischer Vorgänge sehr schlecht bestellt und nur Einzelheiten, ganz außerordentliche Ausnahmen oder ganz regelmäßige Erscheinungen lassen sich mit einiger Sicherheit erkennen und feststellen, Spaltungen aber und prinzipielle Verschiedenheiten im *Wesen* eines Menschen zu entdecken, dazu reicht nach unserer Meinung das menschliche Erkenntnisvermögen vorläufig noch nicht aus. Zwar erhöht sich bei bedeutenden Menschen, die ihren Parteisitz im Reich der einmal feststehenden und kaum vermehrbaren Weltanschauungen und Ueberzeugungen einnehmen, die Kontrolierbarkeit ihrer Grundabsichten um einiges gegenüber den Individuen, die zu einer wirklichen Aeußerung ihres Willens niemals kommen, aber trotzdem könnte man auch nur da unter Vorbehalt auf eine wesentliche Differenz der ursprünglichen Triebe schließen, wo eine solche Persönlichkeit nach sich entgegengesetzten Richtungen

entschieden wirksam wäre, und wie sollte man derartiges in unserem speziellen Fall bei Jean Paul feststellen können, der so unglaublich mannigfaltige Aeußerungen that und durch die Eigentümlichkeit seiner Weltlage, seine Unruhe, seine Spielereien, seinen Witz und seine Empfindlichkeit kaum je über Andeutungen hinauskam? Nebenbei möchten wir bemerken, daß es sogar ein Leichtes sein möchte, klarzulegen, wie sehr aus einem Impuls die Verrenkungen des Witzes, die leidenschaftliche Liebe für die kleinen Verhältnisse des Lebens, der bissige Humor, die Befangenheit, der Scharfsinn, die bohrende Schwermut und die flatternde Phantasie, die die Werke des großen Jean Paul so liebreizend und so erschreckend machen, wie alle diese verschiedenartigen Aeußerungen aus einem Trieb kamen oder auf einem Grunde erwuchsen. Das Streben nach einem solchen Resultat dürfte mehr der Bescheidenheit entsprechen, die dem Herausgeber — er sei, wer er wolle — gegenüber seinem Autor entspricht, denn Widersprüche und Inkongruenzen sind eine zerstörende Beigabe für jede lebendige Erscheinung. Eine Kritik aber, die von vorneherein mit gewissen Voreingenommenheiten, Absichten und Maximen bewaffnet an ein Werk und einen Schriftsteller herangeht und von ihnen aus apodiktische Urteile fällt, macht sich ihre Aufgabe unnötigerweise schwer und kommt leicht in mißliche Lagen und zu unfruchtbaren Resultaten, ja sie läuft Gefahr, wenn der Beurteiler seinem Gegenstand nicht völlig gewachsen oder sogar überlegen ist, dünkelhaft und beleidigend zu werden, wie z. B. ihrer Zeit die Vorrede Hartlebens zu seinem Goethebrevier.

Man sollte eben bedeutende Menschen und ihre Werke, wenn man sich einmal mit ihnen einläßt, nicht angreifen wie Nüsse oder Früchte, die nur zum Teil und in dem etwas gefräßigen Sinne des Wortes genießbar sind.

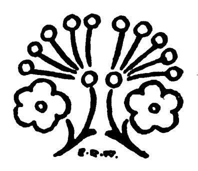
Wir bedauern aufrichtig, daß wir bei der großen Hochachtung, die wir für den Begründer der Blätter für die Kunst haben, zu seiner Behandlung Jean Pauls uns durchaus ablehnend verhalten müssen und hoffen in unserem Interesse, daß man bei den weiteren Bänden der Deutschen Dichtung von Auswahlen und Sektionen absehen wird. Jean Paul hat sich einmal selbst höchst unzweideutig über die Leute ausgesprochen, die ihn exzerpierten. Wir wollen die betreffende Stelle nicht hierher setzen, um die Herren George und Wolfskehl nicht coram publico zu beschämen, bitten sie aber, sie in den Eingangskapiteln zu den Flegeljahren nachzulesen.

Wir würden uns freuen, wenn wir wenigstens ein Wort der Anerkennung für die Ausstattung des Stundenbuches finden könnten. Leider aber erscheint uns dies Buch des Herrn Lechter noch abscheulicher als der Teppich des Lebens, der mit seiner Gußeisen-Gotik und der unsäglich gespreizten Trivialität schon widerlich genug war. Lechter hat mit dem Jahre der Seele und dem Schatz der Armen zwei Bücher gemacht, die wohl überhaupt von den in letzter Zeit in Deutschland erschienenen die besten sind. Umso bedauerlicher ist es, daß er mit seinen beiden letzten Büchern eine geradezu verblüffende Unfähigkeit an den Tag legt. An dem neuen Buch ist nur die schöne von Holtensche Type gut. Die Ornamente sind ohne irgend welchen Geist, die Leisten an jeder Seite

ohne Zusammenhang mit dem Typenbild und daher unerträglich, die Initalen sind kleinlich und pedantisch, das Titelblatt ist langweilig und ohne einheitliche Wirkung, die Urne gar mit den Händen ist über alle Maßen thöricht und sinnlos, das Papier ist ohne schöne Struktur und unangenehm in der Farbe, zu guter letzt färbt gar das Blau, in dem einige Ornamente gedruckt sind, bei jeder Berührung ab — kurz alles ist dazu angethan, das Lesen des Stundenbuches zu einer Unmöglichkeit zu machen — und das ist schließlich noch nicht das Dümmste dran.

Zum Schluß noch eine Bemerkung: Wir sind gar nicht der Meinung, daß eine Vorrede von Geistesblitzen und unerhörten Weisheiten strotzen soll, aber wenn man schon die Einleitung in Versalien drucken läßt, so dürfte sie etwas monumentaler ausfallen, als es mit der zum Stundenbuch der Fall ist. Man dürfe sich Zeit nehmen, wenigstens die Sätze so auszuführen, daß Klammern vermieden werden, und mit einer altjüngferlich-naseweisen Wendung wie „der Meister der fränkischen Hügellande" ist das Dekorum der Monumentalität noch nicht gerettet für eine Vorrede, die sonst nichts enthält als eine psychologische Anmerkung, die eines Gymnasialdirektors würdig wäre und ein paar Gemeinplätze über die Farbigkeit und die musikalischen Vorzüge der Jean-Paulschen Sprache.

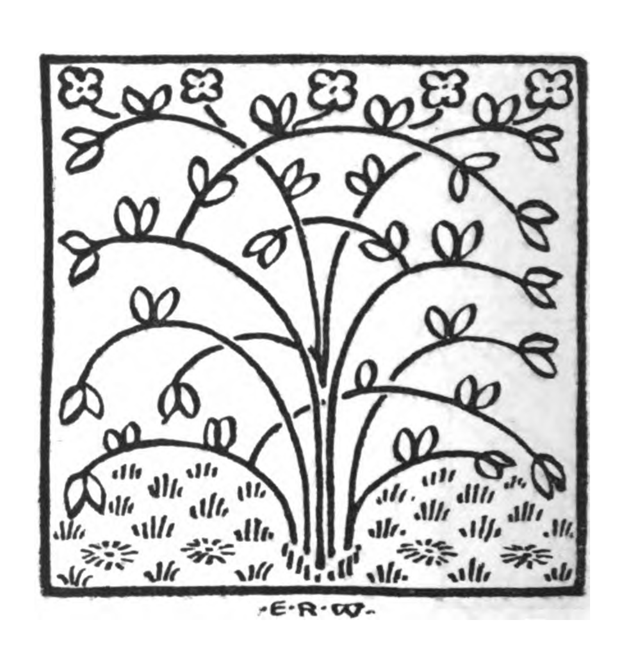
S.



Die Vogler'sche Zeichnung auf Seite 193 bildet das Titelbild zu A. W. Heymels „Ritter Ungestüm", einer romantischen Erzählung, die zu Weihnachten im Insel-Verlage erscheinen wird.



Die Insel. 1. Jahrgang. 4. Quartal. Nr. 11. August 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.


·E·R·W·

Bezugsbedingungen

Abonnement vierteljährlich 9 Mk., halbjährlich 18 Mk., jährlich 36 Mk. inklusive fester Einbanddecken mit Pergamentrücken für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 3 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 12 Mark.

Im Zusammenhang mit der Monatsschrift und unter gleichem Titel erscheint beim Beginne jedes Quartales ein Mappenwerk, das in jeder Nummer ca. 6 Blätter zeitgenössischer Künstler (Originaldrucke) und 4 Blätter verstorbener Künstler (Reproduktionen), also im ganzen jedesmal 10 Blätter bringen wird. Dasselbe wird nur im Jahresabonnement abgegeben.

Preis für das Jahresabonnement der Insel-Mappe 50 Mark.

Für den, der auf Monatsschrift und Mappenwerk zugleich abonniert, tritt eine Ermäßigung des Gesamtpreises auf 75 Mk. ein.

Von beiden Publikationen erscheinen Luxusausgaben, die nur im Jahres-Abonnement zu beziehen sind.

Von der Monatsschrift vierzig handschriftlich numerierte Exemplare, und zwar:

No. 1—15 auf kaiserlich Japan abgezogen, jährlich . . . . . Mk. 150
" 16—40 " holländisches Büttenpapier abgezogen, jährlich . " 80

Von dem Mappenwerk ebenfalls vierzig numerierte Exemplare auf spezielles Luxuspapier mit breitem Rande abgezogen, und zwar

No. 1—10 mit von den Künstlern signierten Originaldrucken . Mk. 200
" 11—40 . . . . " 100

Bei gleichzeitigem Bezug der Luxusausgabe von Zeitschrift und Mappenwerk erhalten die Abonnenten die Original-Illustrationen der Zeitschrift in einzelnen Blättern, deren Größe derjenigen der Mappenblätter entspricht, auf Luxuspapier extra geliefert. Die Jahrespreise stellen sich, wie folgt:

Für Monatsschrift auf Japan und 1—10 des Mappenwerks . Mk. 300
Für Monatsschrift auf holländ. Bütten und No. 11—40 . . . " 160

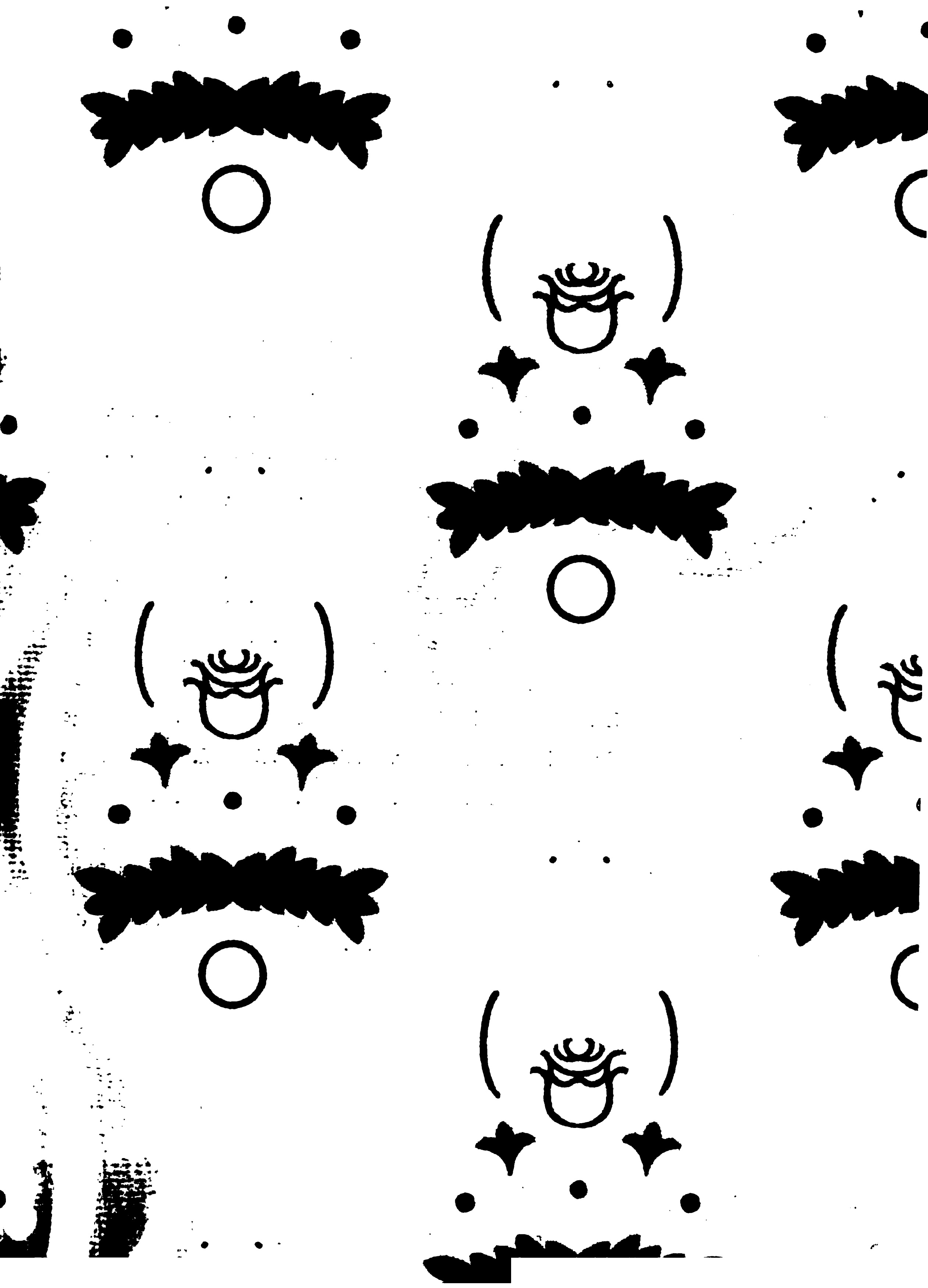
No. 1—15 der Zeitschrift erhalten vierteljährliche Einbanddecken,
No. 1—10 des Mappenwerks Jahresmappen aus ganz Pergament.

Diese beiden Publikationen sind durch alle größeren Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen. No. 1—15 der Zeitschrift und No. 1—10 des Mappenwerks sind nur durch die Redaktion der Insel zu Händen des Herrn A. W. Heymel, München, Leopoldstraße 4/o l. zu beziehen.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäußerungen erfolgen nur im Falle der Annahme.

Gedruckt im August des Jahres 1900 in der Offizin W. Drugulin, Leipzig.



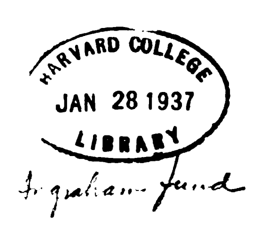


„Die Insel", Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen, herausgegeben von O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schröder

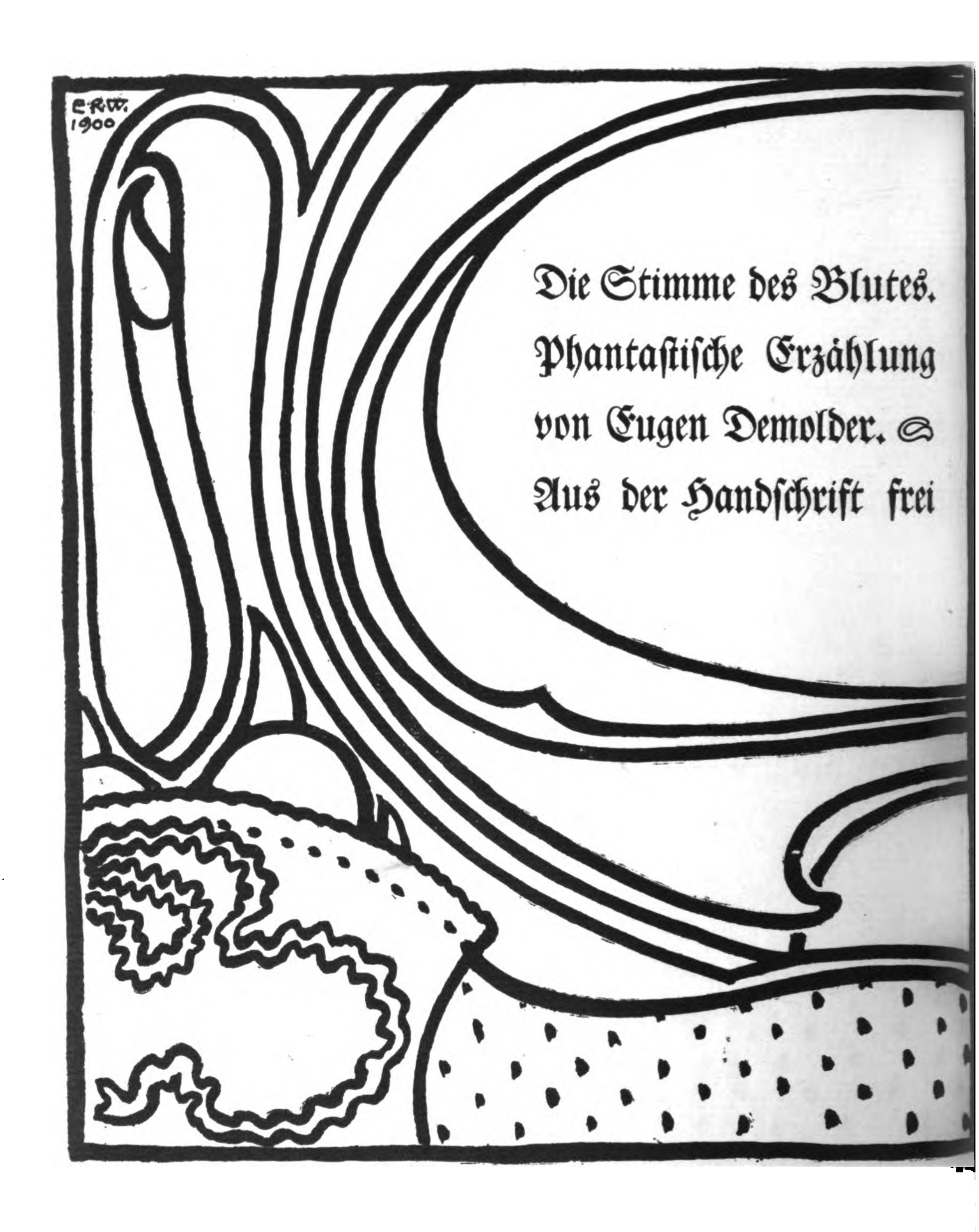
I. Jahrgang. 4. Quartal, No. 12. September 1900.

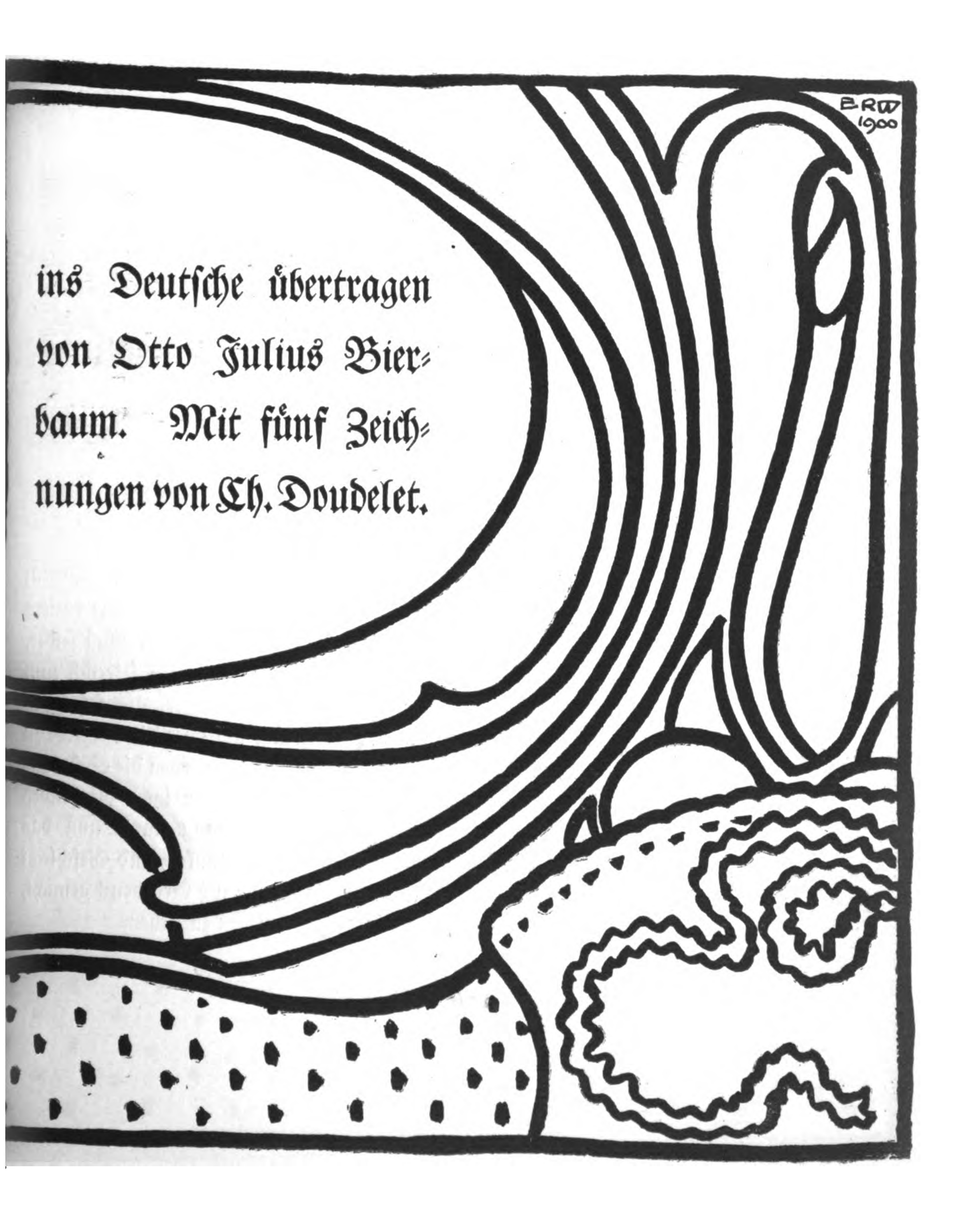
Inhalts-Verzeichnis.

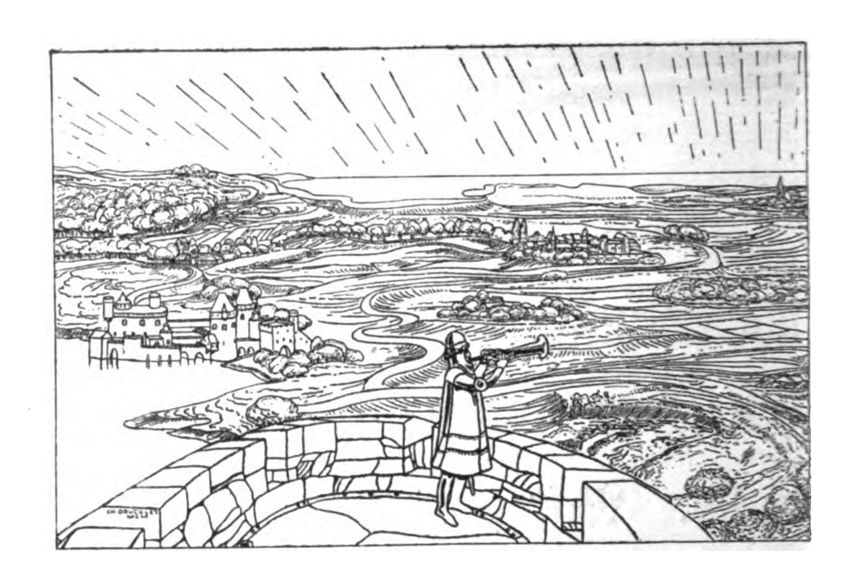
Die Ausstattung des vierten Quartales ist von E. R. Weiß gezeichnet.



Die Insel. Nr. 12.
September. 1900.


E.R.W.
1900
Die Stimme des Blutes.
Phantastische Erzählung
von Eugen Demolder.
Aus der Handschrift frei


BRW
1900
ins Deutsche übertragen
von Otto Julius Bier-
baum. Mit fünf Zeich-
nungen von Ch. Doudelet.



Das alte Schloß.

Am Rand des Flusses stand das Schloß, in dem Walburga geboren worden war. Seine breiten Grundmauern stemmten sich in den Fluß selber, und wenn die Schwäne langsam feierlich zum jenseitigen Ufer ruderten, so schien es immer, als setzte sich auch das Schloß mit in Bewegung, um über die Schelde zu gleiten. Und Walburga stellte sich vor, es zögen die Schwäne den steinernen Riesen wirklich mit sich in ihrer blinkenden Wasserschleppe. Aber Jahrhunderte lang stand nun das Schloß gestemmt und fest und ohne zu wanken, und Geschlecht auf Geschlecht der weißen Vögel hatte sich vergebens gemüht, es in die Schlingen seiner Ruderwellen zu ziehen.

Einst ging hier das Leben so: Im ersten Frühschein bliesen auf den Türmen die Herolde ihren Weckruf durch den Zinnenspalt, südwärts nach Flandern, nordwärts nach Zeeland. Im Glast der Morgenröte blinkten ihre Messinghörner, und ihr Fanfarenruf, hallend von Burg zu Burg, zerriß die Nebel. Dann senkte sich die Zugbrücke. Und die vlämischen Bauern kamen heran und trugen herbei: Milch in Krügen aus Stein, Früchte in Körben aus Weidenzweigen, Fische in tropfenden Netzen und den erlegten Eber auf ihren Schultern. Im Hofe rauschte der Brunnen, auf dem, ganz eisern, König Sutorius Bonbon von Tongres stand und die abgehackte Hand des greulichen Riesen Antigon schwang. Die Mägde, helle Häubchen auf den blonden Haaren, füllten die kupfernen Eimer mit frischem Wasser; dann gingen sie wieder in die Korridore zurück, mit ihren nackten Armen rasch die schweren Vorhänge hebend, die deren Eingang verdeckten. War auch der Himmel trübe: wohin man sah war Heiterkeit. An Kirchweihtagen flatterten die Banner über den Schießluken, und auf den Balkonen, wo die Wasserspeier ihre Fratzenrachen aufrissen, standen die Grafen und lachten unter ihren Kronen. Der Schloßherrin zierlich die Hand zur Stütze bietend stiegen sie die große Treppe hinab, hinter den Minnesingern im weißen Pelzwams her, die auf ihren Flöten bliesen; und sie gingen in das Dörfchen unten und sahen den ländlichen Tänzen zu. War es aber Herbst so ritten sie auf ihren ungeberdigen Rossen zum Jagen, den Sauspieß in der Faust, die Armbrust zur Seite; ein Dolch schlug gegen ihre Schenkel, und eine Straußenfeder, die drei-

hundert Mal ihr Gewicht in Gold gekostet hatte, nickte von ihrer Mütze. Die Gräfinnen ritten hinter ihnen drein; auf ihrer vollen Brust prangte als Einsatz ihr Wappenschild. Dann, hinter der roten Meute, das Pagenvolk im kurzen Ueberocke, den Falken auf der Faust, einen kurzen Dolch im Hosenschlitz. Wie lachten die Jungen in der Lust des Aufbruchs unter ihren jonischen Mützen aus Ziegenfell!

Jetzt ist das Schweigen der Herr im Schloß. Die Pfefferbäume verdorren, in den Türmen klaffen Risse; aus der Seite des einen wächst eine Birke und läßt ihr Gezweig über den Graben wehen. Stein auf Stein bröckelt ab und fällt zwischen die Wasserrosen des Grabens, und jedem Falle antwortet ein Seufzer aus den Ruinen, ein Murmeln im Wasser. Und Walburga, der letzte Sproß des Grafengeschlechtes, ist nie über die Zugbrücke ins Land hinausgeschritten. Denn Bertrane, ihre Amme, hat ihr als Kind gesagt und sagt es ihr noch immerzu: „Niemals, Walburga, darfst du aus dem Schlosse gehen, denn überall lauern im Lande Gefahr und Hinterhalt; Erde und Wasser sind so voll Unheil wie der Donner des Himmels.“ So kennt die junge Schloßherrin kein Stäubchen von der Welt, als was sie von ihren Fenstern aus erblicken kann: die schwarzen Sümpfe und die weißen Störche; die langsamen Schiffe auf der trägen Schelde; den schnurgeraden Kanal zwischen Ulmenreihen. Dann hat sie noch Herden gesehen, hinter denen der Ochsenhirte herschritt, auf seinem Horne blasend, und Zigeuner auf der Landstraße, und die Rabenscharen auf den Nußbäumen des Dammes. Nun ist sie sechzehn

Jahre alt. In ihrem rosigen, ruhigen Antlitz träumen blaue Augen; wie das Morgenrot auf Lilien, so leuchtet ihre Stirne rein. Gleich ihren Ahnen ist sie blond. Aber ein Miniaturenmaler aus Brügge, der einmal während der Dämmerung unter den Mauern des Schlosses vorbeiging und die junge Gräfin sah, die noch am Fenster stand, sagte aus, ihr dunkles Auge brenne heiß unter schwarzen Wimpern, und ihr Antlitz sei von stetiger Blässe. Als man das Bertranen erzählte, erschrak sie heftig, beruhigte sich aber bald wieder: Was soll so ein einfältig Kind wohl zwei Gesichter haben? Im Widerschein der Abendhelle sieht vieles verändert aus.

Die Stunden.

Seit ihre Mutter, die weiße Habane, tot war, die einst, als sie einsam den Eisvogel jagte, in einem Schneesturm verschwand, lebte die Grafentochter nun hier in dem traurigen Schlosse.

In Plünderungszeiten hatten Kriegsknechte davongeschleppt, was an Siegestrophäen aus früheren Tagen vorhanden gewesen war: krumme Türkensäbel aus den Zügen ins heilige Land, alte Partisanen, Netzstecher, Degen, Dolche und drehbare Armbrüste. Aber auch die Chorpulte hatten sie zerbrochen, die Ofenbänke, die Anrichten; die Betten waren zerrissen worden, die Decken besudelt, die Bilder in ihren Schreinen zerstört; verbrannt die Gildenbanner und Stickereien von Beauvais, auf denen die Gerechtigkeit Kaiser Ottos in Seide leuchtete. Die wilden Kriegsgesellen hatten sogar das

Reliquienkästchen mitgehen heißen, auf dem die Edelsteine in der Form von Gazellenaugen geschliffen waren, und das der Bischof von Utrecht einstmals den Grafen gegeben hatte. Und auch die heilige Lampe war fort, die von einer goldenen Taube angezündet wurde. Hier wuchs Walburga auf, in diesen Schatten zerstörter Mauern, wo ein Nachzittern von Grausen und Gotteslästerung war. In Sälen atmete sie, die bei Nachtzeit niemand zu betreten wagte und wo die Sonne sich vergeblich mühte, halb verwaschene Blutflecke ganz aufzuzehren. Angst ringsum. Die alte Bertrane öffnete nur mit Schaudern die Thüren des Turmes, wagte sich nicht in den Keller hinunter, ließ die Zisternen fest bedeckt und brachte es nie über sich, im Dunkeln zu bleiben. Die Plünderer hatten alle Zimmer und Säle ausgeräumt und nichts als die nackten Wände stehen lassen; nun waren die ältesten Möbel von den Speichern geholt worden, sie, die den frühen Vorfahren gedient hatten. Da sah man auf den Armstützen der Stühle noch die schwarzen Spuren der Hände und auf den Lehnen Schatten von Köpfen. Einige Stücke stammten noch aus den Zeiten des großen Karl. Hier inmitten dieser Dinge, die hinstarben, saß das junge Mädchen und blätterte in alten Gebetbüchern mit violetten Blumen und ausgetuschten Bildchen. Gern sah sie darin die mystischen Gärten an, wo gelbe Schmetterlinge flogen, gekrönte Heilige barfuß auf Maaßliebchenwiesen gingen und in der Ferne über hügelige Wege geschiente Ritter auf weißen Rossen hergeritten kamen. Oder sie spielte auf einem Psalterion, das vier Schalllöcher und sechs silberne Saiten hatte. Mit einer Adlerfeder ließ

sie die klingen. Auch spinnen lernte sie. Bertrane trug den alten Spinnrocken herbei, der hell glänzte, wie reife Felder in der Sonne, und den ein ausgebleichtes Band umwand. Ruhig gab Walburga all ihre Aufmerksamkeit der Arbeit, wenn sie dasaß und es aussah, als entwirkte sie Haare der Engel. Spitzen klöppelte sie auch und nahm sich als Muster zuerst die Spinneweben und den gekreuzten Furchenlauf der alten Mauern. Im Winter sah sie das wunderliche Gewebe der Fäden des Reifes an, wie es leuchtete gleich Salz im Feuer und wie es von krystallenen Sternen besetzt war. War Glatteis, stieg sie abends in den Hof hinab: da war der Brunnen still, und die Mauern glänzten im Kuß der Sterne. Der Boden aber war ein Teppich von Diamanten. Da, in diesem weißen Leuchten, glaubte das Edelfräulein im Feenlande zu sein, und sie beugte sich nieder zu dem brennenden Glanz. Aber, wenn dann draußen auf der Schelde das Eis krachte, lief sie erschrocken ins Haus. Und die alte Bertrane sagte: „Schäfchen, wer wird aus dem Schlosse gehn! Ah, wer weiß, was für schreckliche Dinge in der Finsternis sind! Da gehen Gott weiß was für Tote um."

Die gute Alte wußte wohl, daß ein Tag kommen werde, da Walburga das Schloß verlassen würde auf Nimmerwiederkehr, und in demselben Augenblicke würde sie, die alte Amme, um hundert Jahre älter werden und nach wenigen Tagen sterben. Walburgas Mutter hatte es ihr verkündet, als eines Abends ein Gewitter tobte und gewaltige Blitze über den Horizont zuckten. „Ach, Bertrane", hatte Habane gesprochen, „ich sah es im Leuchten dieser zuckenden Ströme:

In einer einzigen Nacht wird über dich das Alter der alten Burg des Kopfes von Flandern kommen, und an dein Haus wird der Tod klopfen. Ich werde dann nicht mehr auf Erden sein, aber ich werde dir in diesem Augenblicke erscheinen. Es wird an einem traurigen Abend um die Vesperzeit sein, dann, wenn dich Walburga bittet, ihr das Abenteuer des Ritters mit den schwarzen Augen zu erzählen.“

Bertrane gab sich alle Mühe, diesen traurigen Schluß hinauszuschieben. Aber sie hatte bange Ahnungen, seit sie merkte, daß etwas Seltsames über Walburga gekommen war. Das junge Mädchen stand und stand und sah dem Flug der Möven nach, den Atem angehalten, starr, und, wenn der silberfiederige Schwan im Nebel verschwand, seufzte sie tief auf. Dann kamen manchmal Kaufmannszüge vorüber mit wohlriechenden Gewürzen Arabiens, toledaner Klingen, Smyrnateppichen und Leder von Cordova. Und Walburga rief: „Amme, ich will sehen, was in den Ballen ist!“ „Kind, armen Leuten thun sie sie nicht auf.“ „Kommen sie aus schönen Ländern her?“ „Ich weiß nicht, Walburga.“ „Es ist, als brächten sie die Sonne mit. Kommen sie aus den Städten der heiligen drei Könige?“ „Ich glaube nicht, Walburga.“

Im Winter ging das Kind vom Fenster nicht mehr weg. „Bleib beim Ofen, Schätzchen,“ sagte Bertrane, „du wirst frieren und mir sterben.“ Und sie legte ein neues, hell aufprasselndes Scheit in den Kamin. „Ich seh den Schlittschuhläufern zu.“ „Ach ja, sie kommen selten in unsre Wildnis.“ „Sie sind so schnell. Wie den

Schwalben sehe ich ihnen gerne zu.“ „Ja, und manchmal fallen sie hin.“ „Und stehen wieder auf! Und gleiten weiter!“ Walburga ballte die Faust.

War dann das Eis geschmolzen, begannen wieder die Schiffe, die Schelde hinabzuziehn. Walburga spähte ihnen nach. „Sie fahren wohl sehr weit Bertrane? Auch bis ins Land, wo der Himmel immer blau ist?“ „Nein, mein Lämmchen.“ „So ist es wohl zu weit.“

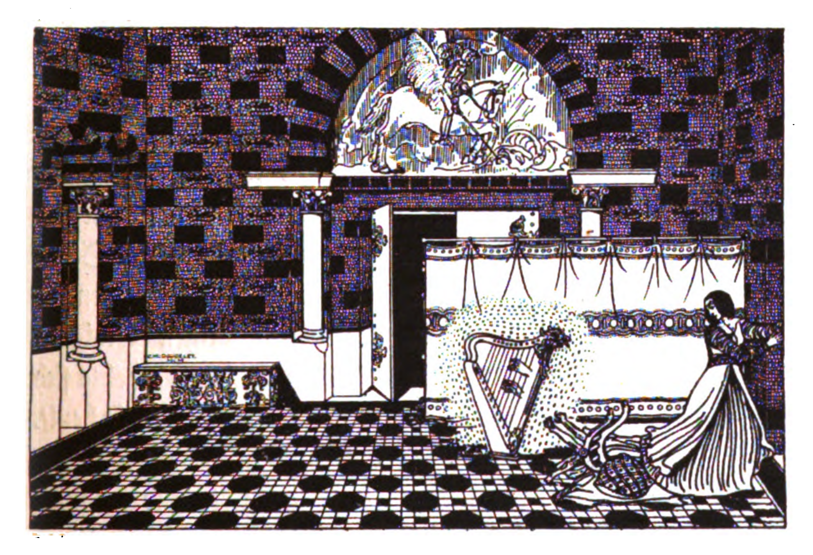
Eines Nachmittags im September betrachtete die junge Gräfin den gefrorenen Tau. „Was hast du?“ fragte Bertrane. „Still! Du weckst sie auf! Sie haben so ein böses Erwachen.“ „Wer?“ „Die Stunden. Die häßlichen, grauen Stunden.“ „Die Stunden?“ „Die schwarzen Glockentürme haben ihren Lauf zerrissen. Sie kommen wohl aus dem Meere.“ „Thorheit,“ murmelte Bertrane ganz entsetzt. Walburga aber, mit starrem Blick und blassem Antlitz, deutete in die bewegte Ferne. „Das Schattengewand der dritten verhängt die Sonne; drum kann die nicht zu uns herscheinen. Die vierte kauert hinter den großen Wolkeneulen und sinkt im Regen in sich zusammen. Oh, wie sie thut, —: tik — tak; das ist so traurig wie das Geseufze der alten Möbel; tik — tak, vorbei und in den Tod. Nun bald, Bertrane, kommen die nächtigen. Sie lauern an den Scheiben und warten auf das erste Licht, das auf den Tisch gestellt wird. Wenn du die Laterne holen gehst und dann zurückkommst mit dem Licht in deinen alten Händen, folgen sie dir wie Haushunde.“ — Sie lächelte melancholisch und fuhr fort: „Oh, das sind sie, die einzigen, die ich hier gern habe. Ich

kenne sie und weiß ihre Art: Die sechste wird leicht auf dem Tischtuch in Kringeln spielen um die irdenen Krüge herum und die zinnernen Töpfe. Es ist die Freundin der Mahlzeiten, Gast der gedeckten Tische. Die Siebente kommt im Gefolge der Würzkuchen und lacht in das schäumende Bier. Die Achte ist die Schwätzerin und plaudert immer und redet viel und erzählt und erzählt: daß der Müller noch krank ist, daß die Hexe geschrieen hat, daß die Fahne noch weht vom Turme von Rudemonde. Aber die Zehnte schon ist wieder traurig. Ach, Bertrane, alle Stunden sind traurig hier." — Walburgas Stirn umwölkte sich: „Die Zehnte murmelt das Gebet, und im verklingenden Amen schwebt sie hoch auf zu den Fledermäusen, und nichts bleibt von ihr, als ein eisiger Händedruck. Die Elfte bringt die Müdigkeit. Sie steht an deiner Seite regungslos und sieht dir zu, wie du mein Bett aufdeckst, und das Lied der Wetterfahne ist ihr Wiegenlied für mich. Die Zwölfte aber ist die Allmächtige: Aus einem Bettler macht sie einen König und aus einem König einen Toten, der kein Grab hat." ◯ Walburga beugte sich zur Schulter der Amme nieder: „Die Zwölfte neigte ihren Mund an den Spalt der goldenen Pforte der Träume, die wahr werden, und raunte mir zu, daß die Dämme beim nächsten Brechen des Eises zerrissen werden und die Bauern auf Schiffen fahren in ihren Dörfern. Dann werde ich Segel weben für die armen Schiffer." ◯ „Aber, weißt du denn nicht," antwortete Bertrane, „daß dann der Flachs überschwemmt sein würde, bevor er seine blauen Blüten geweint hätte?" ◯ Walburga hob ihr Haupt: „Dann werde ich

die Nebel spinnen." „Ach, mein Kind, du hast wohl zierliche Finger, fein genug, um Spinnenfäden zu drehen, aber die Seele des Wassers zu spinnen, das in den Himmel steigt, das ist Engelsarbeit." „Ich werde es versuchen." Und seit jenem Abend schloß sie sich oft in das Kabinet ein neben dem großen Sale, wo sie immer mit Bertrane war. Dort bleichte eine alte Freske an der Mauer: Der geschiente Sankt Georg auf einem weißflügeligen Rosse.

Die Nebel spinnen! . . .

Die Harfe.



Eines Tages, als der Schnee in großen Flocken fiel, sprach Walburga zu sich selber: Schloß und Land wird der Schnee verdecken. Und sie nahm die Harfe Habanens und

redete zu ihr: Sanfte Stimme meiner Mutter, singe mir ein Lied. Sie griff in die Saiten. Die klagten schmerzlich auf. Walburga fuhr erschreckt zurück und ließ die Saiten los. Die aber klangen weiter, wie das Schluchzen des Flusses, wenn am Abend die Winde streichen. Oh, Mutter, Mutter, ich flehe dich an, hör auf, so schrecklich zu singen! Aber das Klagen schwoll an. Mutter! Mutter! Walburga, von Entsetzen gepackt, lief in den Saal, riß das Häubchen von ihrem Kopfe, löste sich das Haar und drückte es gegen die Ohren: Mutter, ich habe Angst vor dir wie vor der Hölle! Die Harfe schluchzte tief auf. Oh, schweig doch, rief Walburga und raufte sich das Haar, schweig, oder ich sterbe vor Angst. Meine Seele erblaßt. Die Harfe weinte wie ferne Bäume im Winde, weinte wie die Trauerbäume auf dem Friedhof, den sie vom Balkon aus liegen sah. Oh, Mutter! Walburgas Lippen wurden violett; sie zitterte am ganzen Körper; ihre Augen wurden weiß. Seltsam schauerlich rauschte es aus der Harfe, wie wenn der Sturm im Schilf des Teiches geht. Oeffneten sich die Gräber? Alle Qualen der Toten stöhnten her, das Grausen der nächtigen Ewigkeit wimmerte, der ganze Jammer des toten Schlosses bebte sich aus. Das bist nicht du, meine Mutter, was hier so heult. Das ist Satan, Satanas, der dich und mich verhöhnt! — Walburga rang, in einem Winkel geduckt, die Hände. Dann hob sie die Augen auf, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und betete: Hilf mir, Maria!

Da kam eine Eingebung über sie. Sie sprang auf, brach vor wie ein in die Enge getriebenes Wild und flog zu

ihrem Spinnrocken. Blitzschnell wand sie die blonde Wolle von ihm los, blitzschnell wand sie sie um die Saiten der Harfe. Und wie ihre Hände mit den Fäden an den Saiten herabglitten, wurden die Töne allmählich leiser, gelinder, beruhigter; das Gellende, Gequälte löste sich auf, und wie sie mit den letzten Wollsträhnen am Boden des Instrumentes war, ward es still. Ein tiefer Seufzer hob sich aus Walburgas Brust, und der Alb ging von ihr. Ihr war: Das Morgenrot kam nach einer furchtbaren Nacht. Die heilige Jungfrau hat mich gerettet, murmelte sie, gelobt seist du, Maria! Und kniete nieder und betete. Da kam das Blut ihr wieder ins Antlitz, und ihre Wangen wurden rot unter den blonden Haaren, die um ihnen lagen.

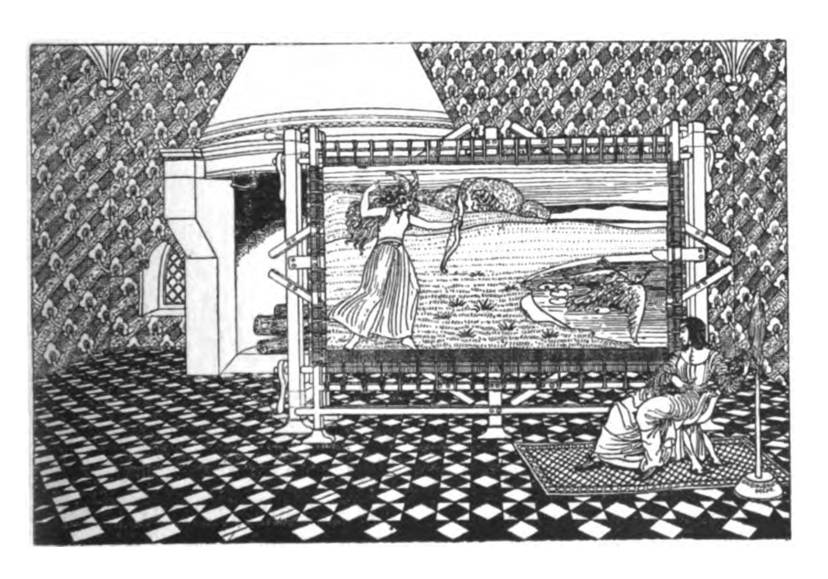
Wieder kam es über sie wie das Gebot einer Eingebung, und sie nahm das Weidenkörbchen in ihre Hand, in dem Seidenknäuel von allen Farben für ihren Stickrahmen lagen. Sie ergriff mit ihren spindelfeinen Fingern den blauen, machte davon einen leichten Einschlag und legte ihn in den Bogengang der Harfe über den Saiten. Oh Wunder: Die sangen nun wie Engelsstimmen. Es war eine himmlische Musik, ein Klingen wie aus Lüften des Paradieses. Nun singt sie mir, was sie im Himmel hört, sagte leise Walburga. Und sie dachte an ihre Mutter im Reiche der Cherubim und beschwor sich ihr Bild, wie sie sie zum letzten Male gesehen hatte: Ganz in Weiß gekleidet und um die weiße Seide des Gewandes als Mantel ihr goldenes Haar; auf dem Kopfe ein Barett vom Gefieder des Silbertauchers und mit der hirschledern behandschuhten Rechten nach ihrem Jagdbogen

langend. Wie das Kind sie so vor sich sah, sprach es für sich selbst: Da meine Finger einen Winkel des Himmels aufgethan haben, wo meine Mutter weilt, warum sollten sie mir die Holde nicht ganz geben können? Und sie spulte Weberschiffchen in allen Farben und ließ sie zwischen die Saiten gleiten. Himmelblau nahm sie, die Augen der Jägerin zu bilden, Rosenrot für die Wangen, Silberfarb für das Barett; aber zum Haar nahm sie das Goldorange ihres Rockens. Bald leuchtete das Gesicht Habanens so, wie es bei ihren Lebzeiten gewesen war: innig, sanft und voll Trauer. Dann bildete sich, weiß wie der junge Schnee, das Kleid. Walburga umgab die Mutter rings mit immergrünen Pflanzen, und von Habanens Bogen ließ sie einen Pfeil nach einem Eisvogel schnellen, der nach seinem Neste fliehen wollte; aber mit einem Blutfleck am Halse fiel er zwischen Wasserrosen nieder.

Unaufhörlich klang dazu die Harfe. Während Gesicht und Haare sich bildeten, klang sie in Wiegenliedern und ländlichen Weisen, als der verwundete Eisvogel starb, verklang ein melancholisches Hallali. Dann ward es still.

In den Farben der neuerstandenen Habane aber war ein holdes Leben. Von dem Schneegrab, dem sie entstiegen war, haftete ihr ein Widerschein von Lilienweiße an; die blasse Stirne leuchtete, wie wenn es ein Morgen wäre von damals, als sie noch im Leben ging; auf den Lippen lag ein Lächeln, aus den Augen sprach frauliche Güte; Frische strömte von den Händen, als seien sie in Lavendelwasser getaucht gewesen, und das Gold der Haare rollte in aller Herr-

lichkeit lebendig nieder. Walburga küßte das wunderbare Bild zärtlich auf Wange, Stirn und Finger, und streichelte die Haare, wie sie es als Kind gethan hatte und hätte sich gerne auch in Habanens Augen gespiegelt. Da trat die Amme herein. „Oh du meine Herrin," rief sie, „so bist du also wiedergekommen?" Ganz voll Freude hob sie die Arme empor, denn sie glaubte wirklich, daß Habane lebendig wäre. Als sie aber sah, daß sie sich getäuscht hatte, wunderte sie sich nur um so mehr. „Kleine," sprach sie, „du kehrst meinen armen Verstand um. Jetzt kann ich dich freilich nichts mehr lehren, denn dir führen Engel die Finger, und ich bin zu nichts mehr gut, als dir die Haare zu flechten." Darauf setzte sie sich auf die Holzbank, sah das Bildnis lange an, das aus der Harfe leuchtete, und dachte für sich: „Wolltest du mir zum letzten Male so erscheinen?"



Der Ritter mit den schwarzen Augen.

Die Nacht kam über die Erde. Leuchtend stand Habane. Leuchtend in Sternen strahlte der Himmel, wie wenn die Flocken, die nun nicht mehr herunterkamen, sich da oben entzündet hätten. ❦ „Amme," sprach Walburga, „meine Seele braucht deinen Rat, wie meine junge Kindheit die Milch deiner Brust gebraucht hat, als du mich das Lächeln lehrtest. Nun setze dich und erzähle mir das Abenteuer des Ritters mit den schwarzen Augen." ❦ Bertrane ward leichenbleich. ❦ „Walburga, wer hat dir davon gesprochen?" ❦ „Meine Träume." ❦ Die Amme richtete sich starr auf: „Es klopft!" Und fast weinend sagte sie: „Deine Mutter hat mir gesagt, Walburga, diese Geschichte wird die letzte sein, die ich dir erzähle. Fragst du mich, Walburga?" ❦ „Ich frage dich." ❦ „Es klopft wieder." ❦ „Ich höre nichts." ❦ „Nun werden meine geschwätzigen Lippen das Schweigen lernen! Walburga! — Die Thüre geht." ❦ „Sie regt sich nicht." ❦ Die Alte kreischte auf: „Da, da, sieh, schon ist Er da, Er, der da kommt, zu hören und zu warten. Grauen: Würmer in seinen Zähnen und nicht zehn Körnchen mehr in seiner Sanduhr!" ❦ „Ich sehe nichts von alledem." ❦ „Mit seinen Augenhöhlen sieht er mich an. Huh, wie er mit seinem Knochenbein die Thür aufstößt! Nun ist Er im Hause, und Gott selber jagt ihn nicht mehr hinaus!" ❦ „Ich sehe nichts." ❦ „Er hebt seine grüne Krone grüßend gegen deine Mutter." ❦ „Du bist von Sinnen. Ich sehe nichts." ❦ „Oh, oh, oh, — da, da, da: Er setzt sich auf die Bank. Golden

glüht das Feuer des Herdes in seinem leeren Leibe. Er reibt sich knackend die Fingerglieder, und sein Gerippe kracht. Nun winkt er mir: ich soll beginnen." ❧ „Du träumst." ❧ „Und jetzt hat deine Mutter gelächelt. Auch die will, daß ich rede. Ach, Walburga, welch wilden Willen hast du ihr in die Augen gelegt." ❧ „Erzähle!" ❧ „Ja. Ja. Da ihr es denn alle dreie wollt, du, Habane, Herrin von ehedem, du, Walburga, Herrin von heute, und du, Mann ohne Zunge, Herr von morgen: Ich will sagen, was ich gesehen habe. Erst aber zünd ich die Lampe an, denn du wirst dich fürchten, Walburga." ❧ Die Amme erzählte:

Es mögen sechzehn Jahre her sein, da war ein Fest im Schlosse. Habane war sechzehn Jahre alt. Die Blüte des Immergrüns, das Vergißmeinnicht, die Kornblume, der Sommerhimmel, das Südmeer waren nicht so blau, als ihre Augen, in denen nichts von Träumen war. Sie sollte die Braut Tristans sein, des Grafensohnes von Middelburg, und alles freute sich dieser Verbindung. Am Morgen fand ein großes Turnier statt. Auch der Lehnsherr von Salamanca erschien dabei mit seinen Soldaten, er, der der Gesandte seines Königs in Brabant war, er, — der Ritter mit den schwarzen Augen. Er warf mehrere Edelleute von Courtois und Vaes aus dem Sattel und beugte sein Knie deiner Mutter, Walburga. Jetzt schritten die Minnesänger in den Hof, der von Kirchenfahnen und Kriegsbannern wehte; dann, gegen Abend, war ein Bankett. Unter Flötenklang gings zum Prunksaal hinauf. Da prangte die Tafel im Schmucke der Damaste, und köstliche Früchte lagen zuhauf auf silbernen

Platten. Humpen und Krüge lachten, und es lachten die Gäste, die die duftenden Gaben des Gartens genossen. Die Truchsesse trugen Gang auf Gang zur Tafel: Wildschweinköpfe, Rehkeulen, Lammsbraten und noch vieles mehr bis zu den Gewürzen und Konfekten in hornenen Schalen.

Der Spanier, der bei der Tafel neben den beiden Grafen saß, sprach kein Wort. Statt Weines trank er Wasser. — Als das Mahl zum Ende kam, stand Graf Willebrode von Ruppelmonde, der Vater Habanens, auf und sp rach, indem er seinen goldenen Becher voll Rheinwein erhob, langsam, feierlich: Aufdie blauen Augen meiner Tochter Habane, Graf Middelburg, und auf den sprossenden Blondbart deines Sohnes Tristan! — Er hielt seinem Nachbar den Becher hin; der hob den seinen und sprach: Auf daß die hellen Augen Geschlecht auf Geschlecht sich folgen mögen in unsern Häusern! — Sie tranken ihre Becher leer und umarmten einander. — Da glühten die schwarzen Augen des Spaniers, die schon den ganzen Tag hindurch mit dem goldenen Lichte aus den Augen Habanens sich vermählt hatten, unheimlich auf, und bleich wie Elfenbein erhob sich der Fremde. Und er rief: Der Schleier der Madonna, der Himmel der Engel, die Augen der Jungfrauen sind blau; die Tiefe der Hölle, die Augen der Männer, die Nacht der Toten sind schwarz. Das will ich euch zeigen! — Und er zog seinen nackten Degen unter dem Tisch hervor und stieß ihn in die Umarmung der Beiden. — Die goldenen Grafenkronen sanken an den Mänteln herab und rollten in eine strömende Lache Blutes. Alles sprang auf und griff zu den Waffen. Aber die Begleitung

des Spaniers löschte die Fackeln aus und warf die Pechpfannen um: nur eine blieb brennen. Aber es kam eine Eule, vom Teufel gesandt, und löschte auch die mit ihren Flügeln. Da konnte ich noch sehen, wie der Ritter mit den schwarzen Augen die wehklagende Habane forttrug."

Hier schwieg die Amme. „Ich fürchte mich nicht," sprach Walburga, „erzähle weiter!" „Oh," sprach Bertrane, „Der auf der Holzbank spielt, was ich spreche: Er zog den Degen und stach und schlug mit den Armen um sich, wie die Eule mit den Flügeln. Jetzt hat er seinen Fuß auf die Katze gesetzt. Sieh: sie ist tot!" „Amme, sie schläft ganz sanft. Ihn sehe ich nicht." Die Amme berichtete weiter: Erst war es Nacht um ihren Geist geworden; als er sich wieder hellte, sah sie nichts als Blut, Brand und Plünderung. Erst nur im Schlosse, dann im ganzen Land. Wie wenn Hopfenfelder mit ihren Stangen umherzögen, bewegten sich Söldnerheere mit Spießen. Flammen, Lärm und Kampf. Tot lagen viele im Land umher, hackende Raben zwischen den Augen. So den ganzen Winter hin: Sturmglockengetöse, jagender Galopp von Panzerreitern über weiße Felder, Schloßtürme hochauflodernd wie Riesenfackeln. Dann ging es dem Frühling zu, und eines Aprilabends klang unter den Schloßmauern eine Frauenstimme.

Auf der Landstraße kam in atemlosem Laufe eine Begine auf sie zu und fiel wie leblos vor ihr nieder. Bertrane hob sie auf, die kindsleicht war, und trug sie in ihr Bett. Und Wunder: als sie den Schleier vom Antlitz der Fremden nahm, rollten goldene Flechten auf das Kopfkissen, — Habanens

Haar. ,Oh,' seufzte sie, ,Bertrane wie dank ich dir. Das sind meine lieben vier Wände! Noch riecht es nach dem Obst, das hier aufbewahrt wurde, und das Licht fällt noch gerade so durchs Fenster, wie damals. Ach, mir ist, ich läge in meiner Wiege... Aber wo ist das Reliquienkästchen und die Lampe mit der goldenen Taube?' Alles fort, gnädige Frau...' ,Alles fort... Die Jungfrau mit der Taube... fort...? Oh Himmel!' Und nun erzählte sie, daß der Ritter mit den schwarzen Augen, den sie ihren Gemahl nannte, von der Hand des Grafen Tristan von Middelburg gefallen sei, im Sturze den aber erfaßt und in den Grund der Schelde mit sich hinabgezogen habe: ,Dort liegen sie noch, umschlungen und die Waffen in der Faust. Ach, ich sollte wohl bei ihnen liegen ... Aber es wäre ein großes Verbrechen, denn ich soll Mutter werden.'

Vier Monate lang weinte Habane. Dann kam Walburga zur Welt. Als das Kind die Augen aufschlug, sagte Habane: ,Sieh, sie sind blau. Mein Vater vergiebt mir.' Fünf Jahre später starb sie im Schnee." So endigte Bertrane ihre Geschichte.

Walburga überlief es kalt. „Du zitterst?" fragte Bertrane, „oh, du hast kalt. Draußen friert es stark. Die Schelde ist ganz starr." „Wie in meinen Adern das Blut." „Laß nur die Sonne kommen, Kind, und alles wird wieder gut. Dann läuft auch wieder die Schelde zum Meer." „Und kommt die Sonne nicht zu mir, so will ich zu ihr gehen." Walburga stand auf, ganz bleich. Sie sprach: „Deine Geschichte hat mir in die Seele geleuchtet; nun kenn

ich mein Herz. Es brennt von der Seele meiner Eltern." Sie setzte sich wieder nieder und sann. Es war so still; nur ein heimliches Raunen kam von Fern; das war der Gang der Sterne, den man in diesem tiefen Schweigen hörte. ⁂ Da neigte sich plötzlich die junge Gräfin zu Bertrane nieder und sagte sanft und zärtlich: „Nun, Gute, leg mich in mein Bett, wie du es früher thatst. Sing mich ein, meine liebe Bertrane, — weißt du die lustigen Lieder noch?" ⁂ „Ach, wenn das Wasser nicht singt, klingt kein Lied lustig. Aber schlaf ein, mein Lämmchen, schlaf ein. Keine Angst soll in dir sein. Und wirst du der Sonne entgegen gehn, eia, eia, popei, sollst du auf silbernen Schlittschuhen stehn, eia, eia, popei. Die glänzen wie der Mondenschein; der mag auch gern auf dem Eise sein. Oh, süßes Jungfräulein, schlaf wie die Erde ein; die liegt auf dem Mantel von Hermelin, die silbernen Sterne beglänzen ihn. Bald sind die Schlittschuhe dein; schlaf ein, du Bleiche, schlaf ein." ⁂ Walburga schloß die Augen sanft und schlief mit ruhigen Atemzügen. Das Antlitz der Mutter im Rahmen der Harfe, das sich während der Erzählung der Amme belebt hatte, erblaßte. „Dich habe ich auch eingesungen," sprach die Amme, „aber der dort schläft nie." Und sie sah ihn am Feuer sitzen und die Schienbeine reiben, als fröre er neben der Flamme. Die Zinken der Krone, die ihm quer über den Augenhöhlen saß, leuchteten in einem zitternden Phosphorblau. Seine Arme stützte er auf die Knie, und sein gebleichter Kiefer ruhte in der Knochenhand. Er sann wohl nach.

⁂

Der kalte Weg.



Kaum daß der Morgen graute, wachte Walburga auf. Der holde Frühling der Jugend umgab sie da wie nie vordem mit einer flammenden Gloriole, daß sie leuchtete wie ein siegfroher Cherubim. Das Gold ihres Haares, das Rot ihrer Lippen hatte verdoppelten Glanz. Auf ihren Schultern lag ein Licht, das schien durch Frühlingsblumen gestrahlt zu sein, ehe es auf diese Lilienweiße gefallen war. Als sähe sie ihn zum erstenmal, so selig erstaunt sah sie den blauen Himmel an mit ihren weiten gläubigen Mädchenaugen. Und sie sprach vor sich hin: In meinem Herzen ist ein Nest von kleinen Vögeln, und die singen süß.

Vertrane aber war auf der Bank am Kamin eingeschlafen, hingestreckt vom Schrecken der Nacht und ihrer Erinnerung. Da schlief sie noch, als Walburga in den Saal

trat. „Die gute Bertrane,“ sagte sie und wollte auf sie zu, ihr den Morgenkuß zu geben. Aber wie erschrak sie da! Die alte Amme war wirklich um hundert Jahre älter geworden. Nur ein paar weiße Haarsträhne lagen noch auf dem kahlen Schädel wie Schneestreifen auf Felsgestein, und das Gesicht sah verrunzelt und verhutzelt aus wie verwitterte Weidenrinde. Ihre ganz weiß gewordenen Lippen murmelten im Traum ein Gebet. So mager war sie geworden, daß die Kleider an ihr hingen wie an einem Stock. Walburga schlug ein Kreuz und sprach: „Sie ist im Sterben und schon nahe dem Grunde der Ewigkeit. Oh, so erfüllt sich Wahrsagung.“ Und sie küßte das Mütterchen auf die Stirn: „Verzeih mir, Gute!“ Dann aber setzte sie sich ruhig an ihr Spinnrad und drehte ihre Fäden im Traume, schon weit weg von diesem Geschehen, das gekommen war, weil es wohl so kommen mußte. Da kam ein schmerzlicher Seufzer von Bertranen her. „Hat dich ein Traum betrübt, Bertrane?“ „Traum? Ach, alte Leute träumen nicht mehr, sie haben nur Erinnerungen.“ „Küß mich, gute Amme, küß mich und sieh, wie die Sonne durch die Wolken scheint.“ „Februarsonne, Schäfchen, Februarsonne, — das thut bloß so wie scheinen.“ Sie machte die Augen weit auf. Ganz gelb waren die. „Wo ist denn die Sonne? Ich sehe sie nicht. Und das Spinnrad, he, wo ist das Spinnrad hin? Oh, oh, oh, wie still es ist. Ich höre keinen Laut, ich . . . oh, Walburga, wie bleich und dünn ist mein Blut.“ Sie tastete sich die Wand entlang. „Eine Last, eine Last, ich schleppe eine Last, — das sind meine Schultern; meine Schultern, die in

der Nacht krachten, wie das Eis der Schelde im Winter." Walburga sah das alles mit demselben starren Entsetzen, wie sie einmal eine verwundete Taube hatte in den Schloßhof fallen sehen. ꙮ Bertrane flüsterte: „Alles trocken an mir, meine Haut ein hartes Tuch. Wasser . . . will . . . ich . . . holen . . . auf die . . . Stirne . . . " ꙮ „Wart, ich bring es dir," rief schnell Walburga, denn sie wollte nicht, daß Bertrane sich im Eimer erblicken sollte. Aber da rief schon Bertrane: „Schäfchen, Schäfchen, sieh doch meine Hände an! Als hätten sie tausend Leichentücher genäht, so sehen sie aus, und tausend Tote müssen sie geküßt haben." Ein Zittern lief durch den mageren Körper, und sie schrie gell auf: „Grausen!!" Mit ihrer knochigen Hand riß sie sich eine Strähne aus und sank hin: „Habane, du hast es gesagt. Die hundert Jahre sind gekommen, wie ein Donnerschlag. Hundert Jahre . . ." Sie erhob sich mühsam wieder und starrte mit ausgestreckten Fingern ins Leere: „Da! da! da! So sieh doch!" ꙮ „Ich sehe nichts." ꙮ „Der Andere! Der Andere! Mit seinen Fingern zählt er die Stunden ab. Oh, Er weiß alles, denn Er schläft nie, der Er, der keine Augendeckel hat." Und nun, ruhiger, feierlich: „Die Stunde deines Abschieds ist da. Ich kann es nicht hindern. Wie gerne wär ich der Schatten deines Frühlings gewesen, Kind, das trockene Blatt, das dich beschützt, du volle, schöne Frucht. Aber mein Stundenzeiger steht still. Nun nimm die schönen Schlittschuhe, Kind, die Schelde wartet auf dich." ꙮ „Ich fühl es," sagte Walburga, „auf einem kalten Wege soll ich zu den Blumen des Lebens gehen, die mir der Traum gezeigt

hat, und zu dem Orte, wo der goldene Stern aufgeht. Oh, Bertrane, es giebt Himmel, wo Adler fliegen. Diese Nacht war einer in meinen Träumen und wollte sein Nest auf dem Turme bauen, von wo die Seele meines Vaters entfloh. Denn sie ist nicht in den Wassern der Schelde erloschen: sie brennt in meinem Herzen. Der Adler schlug die Flügel und gebot mir, zu sehen." „Träume sind Boten der Schicksalsmächte, die über uns herrschen," erwiderte Bertrane. „Und du kommst mit?" fragte Walburga. „Ein Streckchen, Kind, soweit mein Atem reicht."

Sie traten aus der Burg durch das Thor eines Turmes, der ganz von Eis umklammert war. „Ich werde das Leben sehen!" jauchzte erschauernd Walburga. Unschön watschelnd auf dem glitschrigen Eise kamen die hungrigen Schwäne auf sie zu, oft ausgleitend und mühsam mit Flügelschlägen sich wieder aufrichtend. Sie, die sonst mit so graziösen Bewegungen des Halses das Brot im Wasser haschten, stießen heute knarrende Schreie aus. „Von meinem Fenster sahen sie sich schöner an," dachte das junge Mädchen. Sie band sich und Bertranen die Schlittschuhe an. „Oh," rief die, „auch hier ist Er an unsrer Seite, Stahlklingen unter seinen Knochenfersen. Huh, wie er sich auf einem Beine langsam dreht!" Die Schwäne kreischten und hasteten davon. „Was haben sie," fragte Walburga. „Sie sehen Ihn," antwortete die Amme; „ach, sieh, da fällt einer tot um; den hat er gestreift. Oh, dieser Schreckliche! Jetzt nimmt er den Vogel auf und macht sich einen weißen Muff daraus." „Ich verstehe dich nicht," sagte Walburga. „Jugend

weiß nichts von Ihm." Die drei glitten davon. Ein Abstoß des linken Fußes, und Walburga war zwanzig Schritte voraus. „Kind!" rief die Alte, „du fliehst wie die Jugend. Meine Schlittschuhe aber sind schwer wie Blei. Komm doch zurück!" Frierende Leute zogen an ihnen vorüber, ohne sie anzusehen. Walburga kehrte zurück: „Mir ist unter den Menschen einsamer, als in der Einsamkeit des Schlosses."

Sie glitten weiter. Am Flußufer reckten Windmühlen bereifte Kreuze in die kalte Luft; die Schiffe, in Eis gefangen, sahen aus, als wären sie auf Fayencen gemalt; die kleinen Häuschen saßen als thonfarbenene Flecke in der Landschaft; die grüne Thüre einer Hütte, ringsum bereift, leuchtete frisch wie eine junge Weide. Der Andere grinste befriedigt und zeigte seine gelben Zähne: Tot Alles ringsum. Er ward ganz übermütig und jonglierte mit seiner Sanduhr und fuhr groteske Achten.

Sie kamen an eine Stadt. Da standen die Glockentürme rund herum, und auf ihren Spitzen glänzten die goldenen Hähne in der Sonne; die Mauern hatten einen Spitzenüberwurf aus Reif, der Wachtturm eine Schneemütze auf. „Eine Stadt! Eine Stadt!" rief Walburga entzückt. „Nu, nu, Kindchen, noch sind wir nicht da!" Aber sie kamen näher. Da funkelte und wimmelte ein Farbenwirricht auf der Mitte des Flusses, und auf den Mauern saßen viele Menschen. „Ei," rief Walburga, „Tulpen im Winter! Wie bunt! Wie schön!" „Es ist der Karneval," sagte Bertrane.

Ein närrisches Leben fuhr da herum. Da wehten grüne, gelbe, rote Federn von den Köpfen, da klingelten und glöckelten Schellen an den Gürteln; ausgestopfte Buckel und Bäuche wippten lächerlich umher. „Oh," rief voll Schrecken die junge Gräfin aus, „wie starr ihre Gesichter sind. Warum verstecken sie ihre Seelen?" „Schau, schau, mein Mäuschen fängt an, die Menschen kennen zu lernen," sagte Bertrane. „Fort! Fort!" rief Walburga. Da that es einen Krach: Der Tod hatte im Vorübergleiten eine Maske um die Taille gefaßt und, während die noch kicherte und fragte: ‚Fremde Maske, wer bist du?' öffnete sich unter ihren Füßen das Eis, und sie versank. Die drei fuhren weiter. In den Bruchsteinen des Flußufers waren Vogelschlingen aufgestellt; Lerchen und Gimpel kamen, die Körner zu picken; flugs flog der Begleiter der beiden Frauen in eleganter Kurve herbei und ließ die Schlingen um die kleinen Kehlen fallen. „Die armen Tiere!" sagte Walburga, „wie hinterlistig die Bauern sind!" Um ein Loch herum, das in das Eis gebohrt war, saßen Knaben und griffen nach den emporkommenden Fischen; da saß der unheimliche Schlittschuhläufer auch schon zwischen ihnen und griff mit seinem dürren Arm ins Wasser, und es sprangen dicke Aale und schwere Hechte aufs Eis. Die Knaben lachten und griffen nach der Beute, aber puh, das Fleisch der Fische war schon verfault, und die Gefoppten mußten mit zugehaltenen Nasen dem Gestanke entfliehen. An einer Flußkrümmung stellten sich Walburga zwei Soldaten in den Weg. „He, schönes Fräulein!" riefen sie, und ihre Augen glühten vor Begier. Gleichzeitig streckten beide

ihre Hände nach der Brust Walburgas aus, aber gleichzeitig auch schossen sie sich eifersüchtig wilde Blicke zu. „Mein ist sie!“ riefen beide zu gleicher Zeit. Hui! zischten die Säbel aus der Scheide, krach! fuhren sie aneinander, und das Feuer sprühte vom Stahl. Mit grimmigen Fratzen fochten die Gierigen gegen einander an, aber der Mann mit den leeren Augenhöhlen spielte den Unparteiischen und wußte es trefflich so zu fügen, daß Beide einander in die Schwerter rannten und einer dem andern die entweichende Seele ins Gesicht spie. „Die Welt ist schauderhaft!“ rief Walburga und glitt mit verdoppelter Eile davon. „Kind, Kind,“ klagte Bertrane, „denk an mein Alter. Mir wäre besser, an Krücken zu gehen, als auf Schlittschuhen zu fahren, und mir ist, als hätt ich alle Glockentürme von Holland und Flandern erstiegen. Nein, nein, jetzt werd' ich dich allein lassen. Es muß sein.“ „Schon jetzt, liebe Amme?“ „Ja, wir sind schon nahe bei Gent.“ „Bertrane, ich komme zurück!“ „Ach, ach, mein Lämmchen, das glaub ich nicht. Aber willst du mir eine Liebe anthun, Schäfchen?“ „Alles, was du verlangst!“ Da zog Bertrane aus einer Falte ihres Mantels den Spinnrocken Walburgas und sprach: „Da, nimm das, mein süßes Kindchen, und gieb mir das Ende des Fadens in die alte Hand. So, mein Lämmchen, so. Und nun versprich mir, daß du nicht weiter gehst, als er lang ist. Willst du? Oh, du Gute! Küsse mich. So. Und daß du mir fein leise fährst und Schritt für Schritt und nimmer hastig?! Denn sonst, mein Schäfchen, reißt der Faden entzwei, der uns noch zusammenhält.“ „Ja, Amme, das will ich und versprech

ich. Und paß auf: Ich bring dir die Blume der Jugend!“ „Ach, zerreiß nur nicht den Faden!“ Sie küßten einander recht zärtlich, dann griff die Klinge von Walburgas linkem Schlittschuh scharf ins Eis, die junge Gräfin bog sich geschmeidig vor, wie ein Schilfrohr im Winde, und sie fuhr davon. Bald war sie Bertranen unter dem Schleiergespinnste entschwunden, das ihr Rocken entrollte. „Was ist das?“ sprach Bertrane vor sich hin, „was weht da um ihre Schultern? Ist das wirklicher Nebel oder die Blindheit meiner Augen?“ Da fühlte sie, daß der Faden in ihrer Hand kalt und feucht war, und als sie ihn ansah, sah sie, daß es kein Spinnefaden, sondern wirklich Nebel war. Und nun wußte sie, daß Walburga im Saale des weißen Sankt Georg wirklich gelernt hatte, den Nebel zu spinnen. Und Bertrane murmelte vor sich hin:

Sie hat gesponnen das kalte Band,
Das knüpft sie fest ans Heimatland,
Sie wird es nimmer zerreißen.
Nur wenn sie ins Land der Sonne geht,
Der Nebel auseinanderweht,
Wo Gold und Feuer gleißen.

Die Alte seufzte auf: „Walburga, oh mein Leben! Walburga, heilig süßes Kind! Walburga, meine Liebfraue!“ Sie wandte sich um und wollte dem Schlosse zu zurück. Aber die Müdigkeit fiel auf sie wie eine graue Wolke. Ein Zittern überkam sie, Schwindel faßte sie an. Da bog mit seinem flatternden grünen Mäntelchen der Andere an ihre Seite und bot ihr galant den Arm. Bertrane nahm ihn und nickte mit dem alten Kopf und sah dem Tod ins Gesicht, der

charmant lächelte und sich zu ihr niederbeugte: „Sieh da,“ dachte sich die Alte, „das ist alles just wie an unserem Verlobungstage, wie wir zwei auf der Schelde dahinfuhren und er gar so lieb und innig seinen Kopf auf meine Schulter lehnte! . .“

Im Lande des Frühlings.

Walburga aber flog den Fluß entlang über das Eis hin, das sie kaum mehr berührte, flog wie ein Vogel so schnell und sicher. ◌ „He, da!“ sagten die Schiffer, „was für eine Blume fliegt da im Winde zur Winterszeit?“ ◌ Eine Heersäule marschierte über den Fluß; wie aber Walburga herangebraust kam, kommandierten die Hauptleute halt und ließen Bahn frei, denn sie glaubten, es sei ein Pfeil, der da vorüber schwirrte. ◌ Holzhauer, die sie sahen, riefen: „Hui, ein Rotkelchen! Schaut, wie schnell es dort fliegt!“ ◌ Städte tauchten neben ihr auf und verschwanden im Fluge, denn Walburga machte nicht Rast, sie zu sehen. Nur noch schneller floh sie an ihnen vorüber, wo der Lärm des Lebens schwoll von Streit und Mühe, Lust und Schmerz. ◌ „Oh fort, oh weiter, oh schnell, oh schnell!“ rief die Stimme des Bluts in ihr, „ins Land, wo Glück und Glanz und Glorie ist.“ ◌ Und sie ließ den Wind hinter sich und die flandrischen Nebel, und aus dem Eis wurde Wasser unter ihren Füßen. Da wäre sie wohl ertrunken. Aber es kam aus dem Weidicht des Ufers mit Flügelschnelle eine schwarze Barke auf sie zu; die ward, so schien es ihr, von einem großen seltsamen Adler gezogen, dessen Schwingen die Luft mächtig bewegten. Doch es war kein Adler, sondern ein Mann stand

in der Barke, dessen Mantel sich weit blähte gleich einem gewaltigen Segel. Der Mann streckte ihr die Arme entgegen, und sie ließ sich hineinfallen wie eine verwundete Möve. Sanft legte der Mann sie in das Schiff und sah sie tief an. Der Blick überblendete das Fräulein so, daß sie glaubte, Gott zu sehen oder einen Dämon. Und sie schrie auf. Aber der Fährmann, jung, strahlend und ritterlich, lächelte, wie Walburga im Traume Engel hatte lächeln sehen. Wie Goldflitter glänzten seine Augen im Schatten der Brauen, und ein Leuchten ging von ihnen über das ganze Gesicht, das elfenbeinbleich und von schwarzen Locken umringelt war. Wie der schöne Jüngling sich drehte, um die Ruder zurückzustemmen, sah Walburga ein so adliges Profil, daß sie an die Kaiserbilder auf den Goldmünzen denken mußte. Der Ritter war in dunkeln Sammet gekleidet und hatte eine Kette von blauen Edelsteinen um den Hals, sein Mantel aber war orangen und wehte wie eine wallende Flamme um seine Schultern. Vom Widerscheine dieses Mantels leuchtete das bleiche Gesicht des Jünglings zuweilen wie angeglüht von Feuer. Walburga fühlte, daß dieser Herrliche aus einem Lande voll glänzender Früchte sein müsse, und sie glaubte, seine Seele selber zu sehen in seinen Augen und einen ewig klaren Himmel in den Saphiren der Kette. Ein kleines silbernes Kreuz blinkte auf seinem Herzen, ein andres steckte als Agraffe auf seinem goldübernähten Barett, das neben ihm auf der Barkenbank lag.

Der schöne Jüngling kniete vor Walburga nieder und sprach: „Bist du es selbst, Madonna, die mir hier erschienen ist?“ Walburga aber neigte sich über seine Augen, wie

über einen Garten voll eitel Licht und Klang. Und ihr war, ihr Herz sei ein Vogel, eingesperrt in den weißen Käfig der Rippen, und es wüchsen ihm mächtig neue Flügel mit einem Male, und seine Stimme schwoll unendlich süß und stark von lauter Glück und hoher Freude. Der Ritter aber sprach: „Oh, meine Braut! Seit mir der Adler vom Turm von Sarragossa kündete, daß du nahtest, bin ich durch blaue Wogen Tag und Nacht gefahren, dich zu finden. Sturm schleuderte mein Schiff auf Felsen, die noch rot waren vom Blute der Schiffbrüchigen; ich stieß es wieder ins Meer. Durch die Galeeren der Korsaren fuhr ich, die ihre Segel hinter mir her blähten, und ich sah den Halbmond der Ungläubigen gegen den Himmel drohen. Aus den beruhigten Wellen lächelten mich blinkend die Sirenen an und sangen zu den Muschelstößen der Tritonen: — ich dachte nur an dich. Was alles mir drohte, ich trotzte ihm mehr. Flügel waren meine Ruder, Degen und Flammen, die das Wasser streiften, schlugen und brannten. So bin ich hier, so bin ich dir zu Füßen, Walburga, Wunder mit den blauen Augen; — ich bete dich an!" „Was sprichst du da," hauchte das junge Mädchen. Er aber fuhr glühend fort: „Hinter mir liegt die Glut der Orangenbäume, die ernste Herrlichkeit der Cedern, die königliche Hoheit der marmorgekrönten Berge, hinter mir das Teufelsdrohen der stolzen Vulkane, und ich schaukle hier in dem stillen Kanale. Oh, wie oft wollte mich sein bleiernes Schweigen aufhalten, aber ich tauchte meine Ruder in seine tückische Stille, wie meinen Degen in Ketzerleiber." Eine Flamme zuckte in der Tiefe seiner Augen, und er sprach weiter: „Und du bist

hier! Was in mir brannte wird nun still und sanft unter dem Mondschein deiner Blicke. Aber um uns ist Sonne! Sieh, es ist Frühling an den Ufern! Hör doch im Heckenrosennest die Nachtigall und aus den Weißdornzweigen die Finken! Und da: die Veilchen, da: Narzissen! Komm, du sollst sie pflücken! Sie werden unter deinen Fingern so wenig welk werden, wie unter den Fingern der Morgenröte, du meine Vielgeliebte!" Walburga sah dem Jüngling ohne Bangen ins Gesicht, und ihre blauen Augen wichen seinen braunen nicht aus, in denen ein heißes Leuchten war. Leise ruderte sie der Ritter ans Ufer, leise, als wäre hier ein Traum, den nichts erwecken dürfte. „Ich will allein in die Blumen gehn," sprach die junge Gräfin und sprang ins Ufergras. Und sie ging durch die Halme, ihren Spinnrocken in der Linken haltend, wie ein Scepter; der Faden war über das Wasser gespannt. „Welche Hand hält meine Holde an diesem Faden?" fragte sich der Schwarzlockige, „ist es ein Engel, der sie an diesem Seidenfaden über die Erde leitet, und der sie, ach, mir weg und wieder in den Himmel führen wird?" Da kam Walburga schon zurück. Das Spinnerinnenscepter trug sie nicht mehr in ihrer Hand, dafür hielt sie einen großen Blumenstrauß, der mit tausend Ellen seidigen Fadens gebunden war. Ruhig, als könnte es gar nicht anders sein, setzte sie sich in die Barke. Aber sie war ein wenig blaß, und die Blumen preßte sie gegen ihr jungfräuliches Herz, als müsse dort etwas beruhigt werden. Der Senor ergriff ihre Hand und sprach: „Nun, hohes Fräulein, höre mich an! Neues Leben habe ich aus deinen Augen empfangen, und

meine Nächte können nicht mehr dunkel sein, was auch geschehen möge. Selbst, wenn du wieder von mir gingest auf dein Schloß im Lande der Kanäle, ich würde nicht klagen. Sag: wirst du gehen?" Das junge Mädchen sprach: „Mein hoher Herr und Bräutigam! Da ich in meinen Händen die Blumen des Frühlings halte und in deinen Augen die Sonne sehe, ist Alles, was mir einst war, tot wie das Wasser in den Kanälen meiner Heimat. Du bist der Leuchtturm, an dem sich die düstren Eulen meiner Träume die Köpfe zerstießen, und deine Liebe ist der Tempel voller Glorie der Erfüllung, den ich im Dunkel meiner Nebel sah. Ich liebe dich. Dort, wo ich war, ist der Spanier der Feind. Aus dem Kriege mit ihm bin ich geboren durch Liebe und Gewalt. Meiner Eltern Seele brennt in mir. Ich muß dir folgen." Der Strauß löste sich von ihrem Herzen und flog davon wie ein bunter Vogel des Südens.



Der letzte Gruß.

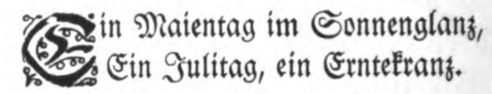
Spät war die Amme ins Schloß zurückgekommen, so müde, daß sie nicht einmal die Schwäne liebkosen konnte, die ihre Herrin mit ihren Schnäbeln im Nebel suchten. Sie trat in den Saal und sank auf die Bank nieder. Der Andre setzte sich leise neben sie. Es schneite. Da die Thüre offen geblieben war, wehten Flocken in den Saal und starben auf dem Estrich. Im Rahmen der Harfe stand noch immer Habane, aber ganz verbleicht. Nichts rührte sich. So still war das Schloß noch nie gewesen. „Dürft ich nur hoffen, daß sie käme," seufzte die Alte vor sich hin und zog an dem Faden, den sie fest in der Hand hielt. „Sie hat ihn los gelassen; ich wußte es ja." Die Alte zog wieder. Der Andere lächelte spöttisch. Und die Amme sprach: „Leben ist Hoffen. Wer atmet, hofft. Mein Atem geht leise." Sie hörte auf zu ziehen. „Was wird nun kommen? Ich bin am Rande eines Abgrundes, und mich schwindelt." Sie stützte ihr altes Haupt in die welke Hand und dachte ihr Leben nach: von der Kindheit an, mitten der Sümpfe der toten Schelde, wo ihr Vater Korbweiden zog, bis zu ihrer letzten Fahrt mit Walburga strömte alles an ihr vorbei, wie ein schneller Traum, der in einer Sekunde hundert Jahre hat. Sie machte das Zeichen des Kreuzes auf ihre Lippen und nahm den Faden wieder auf. Da, oh: mitten durch den Schnee kam ein Strauß mit roten, violetten und goldenen Blumen und fiel ihr in den Schoß. „Sie ist im Frühling und kehrt nimmermehr zurück . . ." Bertrane stand auf und blickte mit weit geöffneten Augen

durch die offene Thür ins Schneegestöber. Ihren gelben Pupillen erschien zum letztenmale das Leben: Sie sah, was ferne im Frühling geschah. Und ihre Sinne verfinsterten sich, und die zusammenfallenden Lippen murmelten: „Die Liebe kennt nur sich, — die grausame Liebe.“ Starr, mit geballten Fäusten, fiel sie in die Arme des Wartenden, der ihre Augen schloß.

Der Tod blies sich in die Hände, zündete eine Kerze an, kramte in der Schublade und zog ein Leichentuch heraus.



Ist das Alles?



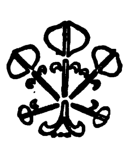
Ein Maientag im Sonnenglanz,
Ein Julitag, ein Erntekranz.

Ein kurzer Traum von Glück und Rast,
Das Leben flog in Sturm und Hast.

In Sturm und Hast bergab, hinab,
Ein gleich vergeßnes Menschengrab.

Allalles zieht, o Morgenrot?
Ins Netz der alte Spinnrich Tod.

Detlev von Liliencron.

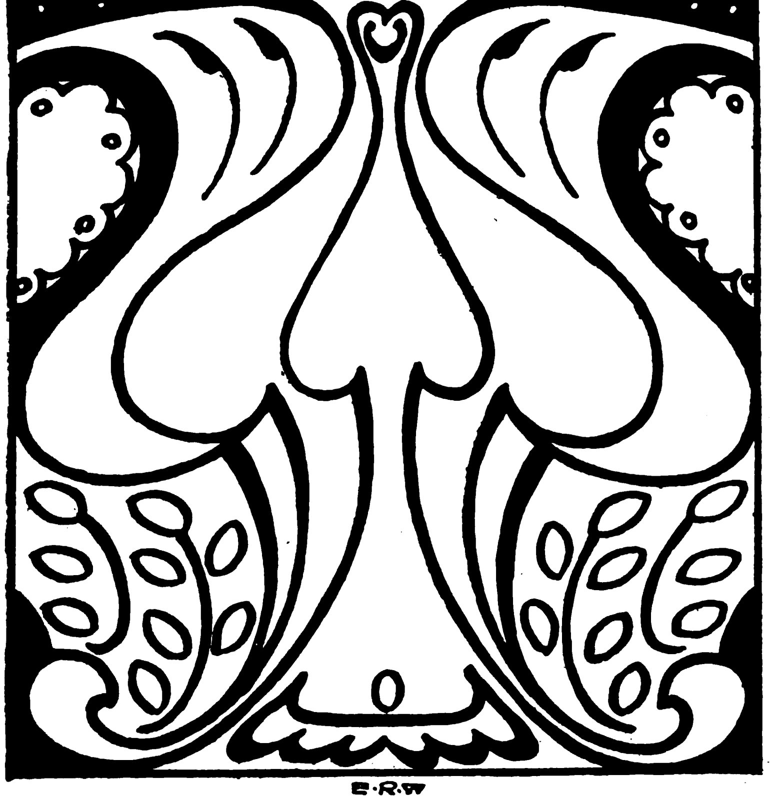


Einleitung in die Propyläen

von

Goethe

1798



E·R·W

Der Jüngling, wenn Natur und Kunst ihn anziehen, glaubt, mit einem lebhaften Streben bald in das innerste Heiligtum zu dringen; der Mann bemerkt nach langem Umherwandeln, daß er sich noch immer in den Vorhöfen befinde.

Eine solche Betrachtung hat unsern Titel veranlaßt. Stufe, Thor, Eingang, Vorhalle, der Raum zwischen dem Innern und Aeußeren, zwischen dem Heiligen und Gemeinen kann nur die Stelle sein, auf der wir uns mit unsern Freunden gewöhnlich aufhalten werden.

Will jemand noch besonders bei dem Worte Propyläen sich jener Gebäude erinnern, durch die man zur Athenienſischen Burg, zum Tempel der Minerva gelangte, so ist auch dies nicht gegen unsere Absicht, nur daß man uns nicht die Anmaßung zutraue, als gedächten wir ein solches Werk der Kunst und Pracht hier selbst aufzuführen. Unter dem Namen des Orts verstehe man das, was daselbst allenfalls hätte geschehen können; man erwarte Gespräche, Unterhaltungen, die vielleicht nicht unwürdig jenes Platzes gewesen wären.

Werden nicht Denker, Gelehrte, Künstler angelockt, sich in ihren besten Stunden in jene Gegenden zu versetzen,

unter einem Volke wenigstens in der Einbildungskraft zu wohnen, dem eine Vollkommenheit, die wir wünschen und nie erreichen, natürlich war, bei dem in einer Folge von Zeit und Leben sich eine Bildung in schöner und stetiger Reihe entwickelt, die bei uns nur als Stückwerk vorübergehend erscheint? Welche neuere Nation verdankt nicht den Griechen ihre Kunstbildung? und in gewissen Fächern welche mehr als die deutsche?

So viel zur Entschuldigung des symbolischen Titels, wenn sie ja nötig sein sollte. Er stehe uns zur Erinnerung, daß wir uns so wenig als möglich vom klassischen Boden entfernen, er erleichtere durch seine Kürze und Bedeutsamkeit die Nachfrage der Kunstfreunde, die wir durch gegenwärtiges Werk zu interessieren gedenken, das Bemerkungen und Betrachtungen harmonisch verbundener Freunde über Natur und Kunst enthalten soll.

Derjenige, der zum Künstler berufen ist, wird auf alles um sich her lebhaft acht geben, die Gegenstände und ihre Teile werden seine Aufmerksamkeit an sich ziehen, und indem er praktischen Gebrauch von solchen Erfahrungen macht, wird er sich nach und nach üben, immer schärfer zu bemerken, er wird in seiner früheren Zeit alles so viel als möglich zu eigenem Gebrauch verwenden, später wird er sich auch andern gerne mitteilen. So gedenken auch wir manches, was wir für nützlich und angenehm halten, was unter mancherlei Umständen von uns seit mehrern Jahren aufgezeichnet worden, unsern Lesern vorzulegen und zu erzählen.

Allein, wer bescheidet sich nicht gern, daß reine Bemerkungen seltener sind, als man glaubt? Wir vermischen

so schnell unsere Empfindungen, unsere Meinung, unser Urteil mit dem, was wir erfahren, daß wir in dem ruhigen Zustande des Beobachters nicht lange verharren, sondern bald Betrachtungen anstellen, auf die wir kein größer Gewicht legen dürfen, als insofern wir uns auf die Natur und Ausbildung unseres Geistes einigermaßen verlassen möchten.

Was uns hierin eine stärkere Zuversicht zu geben vermag, ist die Harmonie, in der wir mit mehreren stehen, ist die Erfahrung, daß wir nicht allein, sondern gemeinschaftlich denken und wirken. Die zweifelhafte Sorge, unsere Vorstellungsart möchte uns nur allein angehören, die uns so oft überfällt, wenn andere gerade das Gegenteil von unserer Ueberzeugung aussprechen, wird erst gemildert, ja aufgehoben, wenn wir uns in mehrern wiederfinden; dann fahren wir erst mit Sicherheit fort, uns in dem Besitze solcher Grundsätze zu erfreuen, die eine lange Erfahrung uns und andern nach und nach bewährt hat.

Wenn mehrere vereint auf diese Weise zusammenleben, daß sie sich Freunde nennen dürfen, indem sie ein gleiches Interesse haben, sich fortschreitend auszubilden, und auf nahverwandte Zwecke losgehen, dann werden sie gewiß sein, daß sie sich auf den vielfachsten Wegen wieder begegnen, und daß selbst eine Richtung, die sie von einander zu entfernen schien, sie doch bald wieder glücklich zusammenführen wird.

Wer hat nicht erfahren, welche Vorteile in solchen Fällen das Gespräch gewährt! Allein es ist vorübergehend, und indem die Resultate einer wechselseitigen Ausbildung unauslöschlich bleiben, geht die Erinnerung der Mittel verloren, durch welche man dazu gelangt ist.

Ein Briefwechsel bewahrt schon besser die Stufen eines freundschaftlichen Fortschrittes; jeder Moment des Wachstums ist fixiert, und wenn das Erreichte uns eine beruhigende Empfindung giebt, so ist ein Blick rückwärts auf das Werden belehrend, indem er uns zugleich ein künftiges, unablässiges Fortschreiten hoffen läßt.

Kurze Aufsätze, in die man von Zeit zu Zeit seine Gedanken, seine Ueberzeugungen und Wünsche niederlegt, um sich nach einiger Zeit wieder mit sich selbst zu unterhalten, sind auch ein schönes Hilfsmittel eigener und fremder Bildung, deren keines versäumt werden darf, wenn man die Kürze der dem Leben zugemessenen Zeit und die vielen Hindernisse bedenkt, die einer jeden Ausführung im Wege stehen.

Daß hier besonders von einem Ideenwechsel solcher Freunde die Rede sei, die sich im allgemeinern zu Künsten und Wissenschaften auszubilden streben, versteht sich von selbst, obgleich ein Welt- und Geschäftsleben auch eines solchen Vorteils nicht ermangeln sollte.

Bei Künsten und Wissenschaften aber ist nicht allein eine solche engere Verbindung, sondern auch das Verhältnis zu dem Publikum ebenso günstig, als es ein Bedürfnis wird. Was man irgend allgemeines denkt oder leistet, gehört der Welt an, und das, was sie von den Bemühungen der einzelnen nutzen kann, bringt sie auch selbst zur Reife. Der Wunsch nach Beifall, welchen der Schriftsteller fühlt, ist ein Trieb, den ihm die Natur eingepflanzt hat, um ihn zu etwas Höherm anzulocken; er glaubt den Kranz schon erreicht zu haben, und wird bald gewahr, daß eine mühsamere Ausbildung jeder an-

geborenen Fähigkeit nötig ist, um die öffentliche Gunst festzuhalten, die wohl auch durch Glück und Zufall auf kurze Momente erlangt werden kann.

So bedeutend ist für den Schriftsteller in einer frühern Zeit sein Verhältnis zum Publikum, und selbst in spätern Tagen kann er es nicht entbehren. So wenig er auch bestimmt sein mag, andere zu belehren, so wünscht er doch sich denen mitzuteilen, die er sich gleichgesinnt weiß, deren Anzahl aber in der Breite der Welt zerstreut ist; er wünscht sein Verhältnis zu den ältesten Freunden dadurch wieder anzuknüpfen, mit neuen es fortzusetzen und in der letzten Generation sich wieder andere für seine übrige Lebenszeit zu gewinnen. Er wünscht der Jugend die Umwege zu ersparen, auf denen er sich selbst verirrte, und indem er die Vorteile der gegenwärtigen Zeit bemerkt und nutzt, das Andenken verdienstlicher früherer Bemühungen zu erhalten.

In diesem ernsten Sinne verband sich eine kleine Gesellschaft; eine heitere Stimmung möge unsere Unternehmungen begleiten, und wohin wir gelangen, mag die Zeit lehren!

Die Aufsätze, welche wir vorzulegen gedenken, werden, ob sie gleich von mehrern verfaßt sind, in Hauptpunkten hoffentlich niemals mit einander in Widerspruch stehen, wenn auch die Denkart der Verfasser nicht völlig die gleiche sein sollte. Kein Mensch betrachtet die Welt ganz wie der andere, und verschiedene Charaktere werden oft Einen Grundsatz, den sie sämtlich anerkennen, verschieden anwenden. Ja der Mensch ist sich in seinen Anschauungen und Urteilen nicht immer selbst

gleich; frühere Ueberzeugungen müssen spätern weichen. Möge immerhin das einzelne, was man denkt und äußert, nicht alle Proben aushalten, wenn man nur auf seinem Wege gegen sich selbst und gegen andere wahr bleibt!

So sehr nun auch die Verfasser unter einander und mit einem großen Teil des Publikums in Harmonie zu stehen wünschen und hoffen, so dürfen sie sich doch nicht verbergen, daß ihnen von verschiedenen Seiten mancher Mißton entgegenklingen wird. Sie haben dies um so mehr zu erwarten, als sie von den herrschenden Meinungen in mehr als einem Punkte abweichen. Weit entfernt, die Denkart irgend eines dritten meistern oder verändern zu wollen, werden sie ihre eigene Meinung fest aussprechen, und, wie es die Umstände geben, einer Fehde ausweichen oder sie aufnehmen, im ganzen aber immer auf einem Bekenntnisse halten, und besonders diejenigen Bedingungen, die ihnen zu Bildung eines Künstlers unerläßlich scheinen, oft genug wiederholen. Wem um die Sache zu thun ist, der muß Partei zu nehmen wissen, sonst verdient er niergends zu wirken.

Wenn wir nun Bemerkungen und Betrachtungen über Natur vorzulegen versprechen, so müssen wir zugleich anzeigen, daß es besonders solche sein werden, die sich zunächst auf bildende Kunst, sowie auf Kunst überhaupt, dann aber auch auf allgemeine Bildung des Künstlers beziehen.

Die vornehmste Forderung, die an den Künstler gemacht wird, bleibt immer die, daß er sich an die Natur halten, sie studieren, sie nachbilden, etwas, das ihren Erscheinungen ähnlich ist, hervorbringen solle.

Wie groß, ja wie ungeheuer diese Anforderung sei, wird nicht immer bedacht, und der wahre Künstler selbst erfährt es nur bei fortschreitender Bildung. Die Natur ist von der Kunst durch eine ungeheure Kluft getrennt, welche das Genie selbst, ohne äußere Hilfsmittel, zu überschreiten nicht vermag.

Alles, was wir um uns her gewahr werden, ist nur roher Stoff; und wenn sich das schon selten genug ereignet, daß ein Künstler durch Instinkt und Geschmack, durch Uebung und Versuche dahin gelangt, daß er den Dingen ihre äußere schöne Seite abzugewinnen, aus dem vorhandenen Guten das Beste auszuwählen und wenigstens einen gefälligen Schein hervorzubringen lernt, so ist es, besonders in der neueren Zeit, noch viel seltener, daß ein Künstler sowohl in die Tiefe der Gegenstände als in die Tiefe seines eigenen Gemüts zu dringen vermag, um in seinen Werken nicht bloß etwas leicht- und oberflächlich Wirkendes, sondern, wetteifernd mit der Natur, etwas Geistig-organisches hervorzubringen, und seinem Kunstwerk einen solchen Gehalt, eine solche Form zu geben, wodurch es natürlich zugleich und übernatürlich erscheint.

Der Mensch ist der höchste, ja der eigentliche Gegenstand bildender Kunst! Um ihn zu verstehen, um sich aus dem Labyrinthe seines Baues herauszuwickeln, ist eine allgemeine Kenntnis der organischen Natur unerläßlich. Auch von den unorganischen Körpern, so wie von allgemeinen Naturwirkungen, besonders wenn sie, wie zum Beispiel Ton und Farbe, zum Kunstgebrauch anwendbar sind, sollte der Künstler sich theoretisch belehren: allein welchen weiten Umweg müßte er machen,

wenn er sich aus der Schule des Zergliederers, des Naturbeschreibers, des Naturlehrers dasjenige mühsam aussuchen sollte, was zu seinem Zwecke dient! ja es ist die Frage, ob er dort gerade das, was ihm das Wichtigste sein muß, finden würde! Jene Männer haben ganz andere Bedürfnisse ihrer eigentlichen Schüler zu befriedigen, als daß sie an das eingeschränkte, besondere Bedürfnis des Künstlers denken sollten. Deshalb ist unsere Absicht, hier ins Mittel zu treten, und wenn wir gleich nicht voraussehen, die nötige Arbeit selbst vollenden zu können, dennoch teils im ganzen eine Uebersicht zu geben, teils im einzelnen die Ausführung einzuleiten.

Die menschliche Gestalt kann nicht bloß durch das Beschauen ihrer Oberfläche begriffen werden, man muß ihr Inneres entblößen, ihre Teile sondern, die Verbindungen derselben bemerken, die Verschiedenheiten kennen, sich von Wirkung und Gegenwirkung unterrichten, das Verborgene, Ruhende, das Fundament der Erscheinung sich einprägen, wenn man dasjenige wirklich schauen und nachahmen will, was sich als ein schönes ungetrenntes Ganzes in lebendigen Wellen vor unserm Auge bewegt. Der Blick auf die Oberfläche eines lebendigen Wesens verwirrt den Beobachter, und man darf wohl hier, wie in andern Fällen, den wahren Spruch anbringen: Was man weiß, sieht man erst! Denn wie derjenige, der ein kurzes Gesicht hat, einen Gegenstand besser sieht, von dem er sich wieder entfernt, als einen, dem er sich erst nähert, weil ihm das geistige Gesicht nunmehr zu Hilfe kommt, so liegt eigentlich in der Kenntnis die Vollendung des Anschauens.

Wie gut bildet ein Kenner der Naturgeschichte, der zugleich Zeichner ist, die Gegenstände nach, indem er das wichtige und bedeutende der Teile, woraus der Charakter des Ganzen entspringt, einsieht und den Nachdruck darauf legt.

So wie nun eine genauere Kenntnis der einzelnen Teile menschlicher Gestalt, die er zuletzt wieder als ein Ganzes betrachten muß, den Künstler äußerst fördert, so ist auch ein Ueberblick, ein Seitenblick über und auf verwandte Gegenstände höchst nützlich, vorausgesetzt, daß der Künstler fähig ist, sich zu Ideen zu erheben und die nahe Verwandtschaft entfernt scheinender Dinge zu fassen.

Die vergleichende Anatomie hat einen allgemeinen Begriff über organische Naturen vorbereitet: sie führt uns von Gestalt zu Gestalten, und indem wir nah oder fern verwandte Naturen betrachten, erheben wir uns über sie alle, um ihre Eigenschaften in einem idealen Bilde zu erblicken.

Halten wir dasselbe fest, so finden wir erst, daß unsere Aufmerksamkeit bei Beobachtung der Gegenstände eine bestimmte Richtung nimmt, das abgesonderte Kenntnisse durch Vergleichung leichter gewonnen und festgehalten werden, und daß wir zuletzt beim Kunstgebrauche nur dann mit der Natur wetteifern können, wenn wir die Art, wie sie bei Bildung ihrer Werke verfährt, ihr wenigstens einigermaßen abgelernt haben.

Muntern wir ferner den Künstler auf, auch von unorganischen Naturen einige Kenntnis zu nehmen, so können wir es um so eher thun, als man sich gegenwärtig von dem Mineralreich bequem und schnell unterrichtet. Der Maler bedarf einiger Kenntnis der Steine, um sie charakteristisch nachzu-

ahmen, der Bildhauer und Baumeister, um sie zu nutzen; der Steinschneider kann eine Kenntnis der Edelsteine nicht entbehren, der Kenner und Liebhaber wird gleichfalls danach streben.

Haben wir nun zuletzt dem Künstler geraten, sich von allgemeinen Naturwirkungen einen Begriff zu machen, um diejenigen kennen zu lernen, die ihn besonders interessieren, teils um sich nach mehr Seiten auszubilden, teils um das, was ihn betrifft, besser zu verstehen, so wollen wir auch über diesen bedeutenden Punkt noch einiges hinzufügen.

Bisher konnte der Maler die Lehre des Physikers von den Farben nur anstaunen, ohne daraus einigen Vorteil zu ziehen; das natürliche Gefühl des Künstlers aber, eine fortdauernde Uebung, eine praktische Notwendigkeit führte ihn auf einen eigenen Weg: er fühlte die lebhaften Gegensätze, durch deren Vereinigung die Harmonie der Farben entsteht, er bezeichnete gewisse Eigenschaften derselben durch annähernde Empfindungen, er hatte warme und kalte Farben, Farben, die eine Nähe, andere, die eine Ferne ausdrücken, und was dergleichen Bezeichnungen mehr sind, durch welche er diese Phänomene den allgemeinsten Naturgesetzen auf seine Weise näher brachte. Vielleicht bestätigt sich die Vermutung, daß die farbigen Naturwirkungen so gut als die magnetischen, elektrischen und andere auf einem Wechselverhältnis, einer Polarität, oder wie man die Erscheinungen des Zwiefachen, ja Mehrfachen in einer entschiedenen Einheit nennen mag, beruhen.

Diese Lehre umständlich und für den Künstler faßlich vorzulegen, werden wir uns zur Pflicht machen, und wir

können um so mehr hoffen, hierin etwas zu thun, das ihm willkommen sei, als wir nur dasjenige, was er bisher aus Instinkt gethan, auszulegen und auf Grundsätze zurückzuführen bemüht sein werden.

So viel von dem, was wir zuerst in Absicht auf Natur mitzuteilen hoffen; und nun das notwendigste in Absicht auf Kunst.

Da die Einrichtung des gegenwärtigen Werks von der Art ist, daß wir einzelne Abhandlungen, ja dieselben sogar teilweise, vorlegen werden, dabei aber unser Wunsch ist, nicht ein Ganzes zu zerstücken, sondern aus mannigfaltigen Teilen endlich ein Ganzes zusammenzusetzen, so wird es nötig sein, bald möglichst allgemein und summarisch dasjenige vorzulegen, worüber der Leser nach und nach im einzelnen unsere Ausarbeitungen erhalten wird. Daher wird uns zunächst ein Aufsatz über bildende Kunst beschäftigen, worin die bekannten Rubriken nach unserer Vorstellungsart und Methode vorgetragen werden sollen. Dabei werden wir vorzüglich darauf bedacht sein, die Wichtigkeit eines jeden Teils der Kunst vor Augen zu stellen, und zu zeigen, daß der Künstler keinen derselben zu vernachlässigen habe, wie es leider so oft geschehen ist und geschieht.

Wir betrachteten vorhin die Natur als Schatzkammer der Stoffe im allgemeinen, nun gelangen wir aber an den wichtigen Punkt, wo sich zeigt, wie die Kunst ihre Stoffe sich selbst näher zubereite.

Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblick

erschaffe, indem er ihm das bedeutende, charakteristische, interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höhern Wert hineinlegt.

Auf diese Weise werden der menschlichen Gestalt die schönern Proportionen, die edlern Formen, die höhern Charaktere gleichsam erst aufgedrungen, der Kreis der Regelmäßigkeit, Vollkommenheit, Bedeutsamkeit und Vollendung wird gezogen, in welchem die Natur ihr Bestes gerne niederlegt, wenn sie übrigens, in ihrer großen Breite, leicht in Häßlichkeit ausartet und sich ins Gleichgültige verliert.

Eben dasselbe gilt von zusammengesetzten Kunstwerken, ihrem Gegenstand und Inhalt, die Aufgabe sei Fabel oder Geschichte.

Wohl dem Künstler, der sich bei Unternehmung des Werkes nicht vergreift, der das Kunstgemäße zu wählen oder vielmehr dasselbe zu bestimmen versteht!

Wer in den zerstreuten Mythen, in der weitläufigen Geschichte, um sich eine Aufgabe zu suchen, ängstlich herumirrt, mit Gelehrsamkeit bedeutend oder allegorisch interessant sein will, der wird in der Hälfte seiner Arbeit oft bei unerwarteten Hindernissen stocken oder nach Vollendung derselben seinen schönsten Zweck verfehlen. Wer zu den Sinnen nicht klar spricht, redet auch nicht rein zum Gemüt, und wir achten diesen Punkt so wichtig, daß wir gleich zu anfang eine ausführlichere Abhandlung darüber einrücken.

Ist nun der Gegenstand glücklich gefunden oder erfunden, dann tritt die Behandlung ein, die wir in die geistige, sinnliche und mechanische einteilen möchten.

Die geistige arbeitet den Gegenstand in seinem innern Zusammenhange aus, sie findet die untergeordneten Motive, und wenn sich bei der Wahl des Gegenstandes überhaupt die Tiefe des künstlerischen Genies beurteilen läßt, so kann man an der Entdeckung der Motive seine Breite, seinen Reichtum, seine Fülle und Liebenswürdigkeit erkennen.

Die sinnliche Behandlung würden wir diejenige nennen, wodurch das Werk durchaus dem Sinne faßlich, angenehm, erfreulich und durch einen milden Reiz unentbehrlich wird.

Die mechanische zuletzt wäre diejenige, die durch irgend ein körperliches Organ auf bestimmte Stoffe wirkt, und so der Arbeit ihr Dasein, ihre Wirklichkeit verschafft.

Indem wir nun auf solche Art dem Künstler nützlich zu sein hoffen, und lebhaft wünschen, daß er sich manches Rates, mancher Vorschläge bei seinen Arbeiten bedienen möge, so dringt sich uns leider die bedenkliche Betrachtung auf, daß jedes Unternehmen, so wie jeder Mensch von seinem Zeitalter eben so wohl leide, als man davon gelegentlich Vorteil zu ziehen im Fall ist; und wir können bei uns selbst die Frage nicht ganz ablehnen, welche Aufnahme wir denn wohl finden möchten.

Alles ist einem ewigen Wechsel unterworfen, und da gewisse Dinge nicht neben einander bestehen können, verdrängen sie einander. So geht es mit Kenntnissen, mit Anleitungen zu gewissen Uebungen, mit Vorstellungsarten und Maximen. Die Zwecke der Menschen bleiben ziemlich immer dieselben; man will jetzt noch ein guter Künstler und

Dichter sein oder werden, wie vor Jahrhunderten; die Mittel aber, wodurch man zu dem Zwecke gelangt, sind nicht jedem klar; und warum sollte man leugnen, daß nichts angenehmer wäre, als wenn man einen großen Vorsatz spielend ausführen könnte?

Natürlicherweise hat das Publikum auf die Kunst großen Einfluß, indem es für seinen Beifall, für sein Geld ein Werk verlangt, das ihm gefalle, ein Werk, das unmittelbar zu genießen sei: und meistens wird sich der Künstler gern danach bequemen; denn er ist ja auch ein Teil des Publikums; auch er ist in gleichen Jahren und Tagen gebildet, auch er fühlt die gleichen Bedürfnisse, er drängt sich in derselben Richtung, und so bewegt er sich glücklich mit der Menge fort, die ihn trägt und die er belebt.

Wir sehen auf diese Weise ganze Nationen, ganze Zeitalter von ihren Künstlern entzückt, so wie der Künstler sich in seiner Nation, in seinem Zeitalter bespiegelt, ohne daß beide nur den mindesten Argwohn hätten, ihr Weg könnte vielleicht nicht der rechte, ihr Geschmack wenigstens einseitig, ihre Kunst auf dem Rückwege und ihr Vordringen nach der falschen Seite gerichtet sein.

Anstatt uns hierüber ins allgemeinere zu verbreiten, machen wir hier eine Bemerkung, die sich besonders auf bildende Kunst bezieht.

Dem deutschen Künstler, sowie überhaupt jedem neuen und nordischen, ist es schwer, ja beinahe unmöglich, von dem Formlosen zur Gestalt überzugehen, und wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, sich dabei zu erhalten.

Jeder Künstler, der eine Zeit lang in Italien gelebt hat, frage sich, ob nicht die Gegenwart der besten Werke alter und neuer Kunst in ihm das unablässige Streben erregt habe, die menschliche Gestalt in ihren Proportionen, Formen, Charakteren zu studiren und nachzubilden, sich in der Ausführung allen Fleiß und Mühe zu geben, um sich jenen Kunstwerken, die ganz auf sich selbst ruhen, zu nähern, um ein Werk hervorzubringen, das, indem es das sinnliche Anschauen befriedigt, den Geist in seine höchsten Regionen erhebt. Er gestehe aber auch, daß er nach seiner Zurückkunft nach und nach von jenem Streben heruntersinken müsse, weil er wenig Personen findet, die das Gebildete eigentlich sehen, genießen und denken mögen, sondern meist nur solche, die ein Werk obenhin ansehen, dabei etwas Beliebiges denken und nach ihrer Art etwas dabei empfinden und genießen wollen.

Das schlechteste Bild kann zur Empfindung und zur Einbildungskraft sprechen, indem es sie in Bewegung setzt, los und frei macht und sich selbst überläßt: das beste Kunstwerk spricht auch zur Empfindung, aber eine höhere Sprache, die man freilich verstehen muß; es fesselt die Gefühle und die Einbildungskraft; es nimmt uns unsere Willkür; wir können mit dem Vollkommenen nicht schalten und walten, wie wir wollen, wir sind genötigt, uns ihm hinzugeben, um uns selbst von ihm, erhöht und verbessert, wieder zu erhalten.

Daß dies keine Träume sind, werden wir nach und nach im einzelnen so deutlich als möglich zu zeigen suchen, besonders werden wir auf einen Widerspruch aufmerksam machen, in welchen sich die Neuern so oft verwickeln. Sie nennen die

Alten ihre Lehrer, sie gestehen jenen Werken eine unerreichbare Vortrefflichkeit zu und entfernen sich, in Theorie und Praxis, doch von den Maximen, die jene beständig ausübten.

Indem wir nun von diesem wichtigen Punkte ausgehen und oft wieder auf denselben zurückkehren werden, so finden wir noch andere, davon noch einiges zu erwähnen ist. Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben.

Die Künste selbst, so wie ihre Arten sind unter einander verwandt, sie haben eine gewisse Neigung, sich zu vereinigen, ja sich ineinander zu verlieren; aber eben darin besteht die Pflicht, das Verdienst, die Würde des echten Künstlers, daß er das Kunstfach, in welchem er arbeitet, von andern abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie aufs möglichste zu isolieren wisse.

Man hat bemerkt, daß alle bildende Kunst zur Malerei, alle Poesie zum Drama strebe, und es kann uns diese Erfahrung künftig zu wichtigen Betrachtungen Anlaß geben.

Der echte, gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht.

Sowie mit dem Allgemeinen der Kunst, eben so verhält es sich auch mit den Arten derselben. Der Bildhauer muß anders denken und empfinden als der Maler, ja er muß anders zu Werke gehen, wenn er ein halberhobenes Werk, als wenn er ein rundes hervorbringen will. Indem man die flacherhobenen Werke immer höher und höher machte, dann Teile, dann

Figuren ablöste, zuletzt Gebäude und Landschaften anbrachte, und so halb Malerei, halb Puppenspiel darstellte, ging man immer abwärts in der wahren Kunst; und leider haben treffliche Künstler der neuern Zeit ihren Weg auf diese Weise genommen.

Wenn wir nun künftig solche Maximen, die wir für die rechten halten, aussprechen werden, wünschten wir, daß sie, wie sie aus den Kunstwerken gezogen sind, von dem Künstler praktisch geprüft werden. Wie selten kann man mit dem andern über einen Grundsatz theoretisch einig werden! Hingegen was anwendbar, was brauchbar sei, ist viel geschwinder entschieden. Wie oft sieht man Künstler bei der Wahl ihrer Gegenstände, bei der für ihre Kunst passenden Zusammensetzung im allgemeinen, bei der Anordnung im besondern, so wie den Maler bei der Wahl der Farben in Verlegenheit! Dann ist es Zeit, einen Grundsatz zu prüfen, dann wird die Frage leichter zu entscheiden sein, ob wir durch ihn den großen Mustern und allem, was wir an ihnen schätzen und lieben, näher kommen, oder ob er uns in der empirischen Verwirrung einer nicht genug durchdachten Erfahrung stecken läßt.

Gelten nun dergleichen Maximen zur Bildung des Künstlers, zur Leitung desselben in mancher Verlegenheit, so werden sie auch bei Entwickelung, Schätzung und Beurteilung neuer und alter Kunstwerke dienen und wieder wechselsweise aus der Betrachtung derselben entstehen. Ja es ist um so nötiger, sich auch hier daran zu halten, weil, ungeachtet der allgemein gepriesenen Vorzüge des Altertums, dennoch unter den Neuern sowohl einzelne Menschen als

ganze Nationen oft eben das verkennen, worin der höchste Vorzug jener Werke liegt.

Eine genaue Prüfung derselben wird uns am meisten vor diesem Uebel bewahren. Deshalb sei hier nur ein Beispiel aufgestellt, wie es dem Liebhaber in der plastischen Kunst zu gehen pflegt, damit etwa deutlich werde, wie notwendig eine genaue Kritik der ältern sowohl als der neuern Kunstwerke sei, wenn sie einigermaßen Nutzen bringen soll.

Auf jeden, der ein zwar ungeübtes, aber für das Schöne empfängliches Auge hat, wird ein stumpfer, unvollkommener Gipsabguß eines trefflichen alten Werks noch immer eine große Wirkung thun; denn in einer solchen Nachbildung bleibt doch immer die Idee, die Einfalt und Größe der Form, genug das allgemeinste noch übrig, so viel als man mit schlechten Augen allenfalls in der Ferne gewahr werden könnte.

Man kann bemerken, daß oft eine lebhafte Neigung zur Kunst durch solche ganz unvollkommene Nachbildungen entzündet wird. Allein die Wirkung ist dem Gegenstande gleich; es wird mehr ein dunkles, unbestimmtes Gefühl erregt, als daß eigentlich der Gegenstand, in seinem Wert und in seiner Würde, solchen angehenden Kunstfreunden erscheinen sollte. Solche sind es, die gewöhnlich den Grundsatz äußern, daß eine allzu genaue kritische Untersuchung den Genuß zerstöre, solche sind es, die sich gegen eine Würdigung des einzelnen zu sträuben und zu wehren pflegen.

Wenn ihnen aber nach und nach, bei weiterer Erfahrung und Uebung, ein scharfer Abguß statt eines stumpfen, ein Original statt eines Abgusses vorgelgt wird, dann wächst mit der

Einsicht auch das Vergnügen, und so steigt es, wenn Originale selbst, wenn vollkommene Originale ihnen endlich bekannt werden.

Gern läßt man sich in die Labyrinthe genauer Betrachtungen ein, wenn das Einzelne so wie das Ganze vollkommen ist, ja man lernt einsehen, daß man das Vortreffliche nur in dem Maße kennen lernt, insofern man das Mangelhafte einzusehen im stande ist. Die Restauration von den ursprünglichen Teilen, die Copie von dem Original zu unterscheiden, in dem kleinsten Fragmente noch die zerstörte Herrlichkeit des Ganzen zu schauen, wird der Genuß des vollendeten Kenners; und es ist ein großer Unterschied, ein stumpfes Ganzes mit dunklem Sinne oder ein vollendetes mit hellem Sinne zu beschauen und zu fassen.

Wer sich mit irgend einer Kenntnis abgiebt, soll nach dem Höchsten streben! Es ist mit der Einsicht viel anders als mit der Ausübung; denn im praktischen muß sich jeder bald bescheiden, daß ihm nur ein gewisses Maß von Kräften zugeteilt sei: zur Kenntnis, zur Einsicht aber sind weit mehrere Menschen fähig, ja man kann wohl sagen, ein jeder, der sich selbst verleugnen, sich den Gegenständen unterordnen kann, der nicht mit einem starren, beschränkten Eigensinn sich und seine kleinliche Einseitigkeit in die höchsten Werke der Natur und Kunst überzutragen strebt.

Um von Kunstwerken eigentlich und mit wahrem Nutzen für sich und andere zu sprechen, sollte es freilich nur in Gegenwart derselben geschehen. Alles kommt aufs Anschauen an; es kommt darauf an, daß bei dem Worte, wodurch man

ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das bestimmteste gedacht werde, weil sonst garnichts gedacht wird.

Daher geschieht es so oft, daß derjenige, der über Kunstwerke schreibt, bloß im allgemeinen verweilt, wodurch wohl Ideen und Empfindungen erregt werden, ja allen Lesern, nur demjenigen nicht genug gethan wird, der mit dem Buche in der Hand vor das Kunstwerk hintritt.

Aber eben deßwegen werden wir in mehrern Abhandlungen vielleicht in dem Falle sein, das Verlangen der Leser mehr zu reizen als zu befriedigen; denn es ist nichts natürlicher, als daß sie ein vortreffliches Kunstwerk, das genau zergliedert wird, sogleich vor Augen zu haben wünschen, um das ganze, von dem die Rede ist, zu genießen, und was die Teile betrifft, die Meinung, die sie vernehmen, ihrem Urteil zu unterwerfen.

Indem nun aber die Verfasser für diejenigen zu arbeiten denken, welche die Werke teils gesehen haben, teils künftig sehen werden, so hoffen sie für solche, die sich in keinem der beiden Fälle befinden, dennoch das mögliche zu thun. Wir werden der Nachbildungen erwähnen, anzeigen, wo Abgüsse von alten Kunstwerken, alte Kunstwerke selbst besonders den Deutschen sich näher befinden, und so echter Liebhaberei und Kunstkenntnis, so viel an uns liegt, zu begegnen suchen.

Wenn nur auf dem höchsten und genauesten Begriff von Kunst kann eine Kunstgeschichte beruhen; nur wenn man das vortrefflichste kennt, was der Mensch hervorzubringen im stande war, kann der psychologisch-chronologische Gang dargestellt werden, den man in der Kunst, so wie in andern Fächern

nahm, wo erst eine beschränkte Thätigkeit in einer trockenen, ja traurigen Nachahmung des unbedeutenden, sowie des bedeutenden verweilte, sich darauf ein lieblicheres, gemütlicheres Gefühl gegen die Natur entwickelte, dann, begleitet von Kenntnis, Regelmäßigkeit, Ernst und Strenge, unter günstigen Umständen, die Kunst bis zum höchsten hinaufstieg, wo es denn zuletzt dem glücklichen Genie, das sich von allen diesen Hilfsmitteln umgeben fand, möglich ward, das Reizende, Vollendete hervorzubringen.

Leider aber erregen Kunstwerke, die mit solcher Leichtigkeit sich aussprechen, die dem Menschen ein bequemes Gefühl seiner selbst, die ihm Heiterkeit und Freiheit einflößen, bei dem nachstrebenden Künstler den Begriff, daß auch das Hervorbringen bequem sei. Da der Gipfel dessen, was Kunst und Genie darstellen, eine leichte Erscheinung ist, so werden die Nachkommenden gereizt, sich's leicht zu machen, und auf den Schein zu arbeiten.

So verliert die Kunst sich nach und nach von ihrer Höhe herunter, im ganzen so wie im einzelnen. Wenn wir uns aber hiervon einen anschaulichen Begriff bilden wollen, so müssen wir ins einzelne des einzelnen hinabsteigen, welches nicht immer eine angenehme und reizende Beschäftigung ist, wofür aber der sichere Blick über das ganze nach und nach reichlich entschädigt.

Wenn uns nun die Erfahrung bei Betrachtung der alten und mittlern Kunstwerke gewisse Maximen bewährt hat, so bedürfen wir ihrer am meisten bei Beurteilung der neuen und neuesten Arbeiten; denn da bei Würdigung lebender oder kurz

verstorbener Künstler so leicht persönliche Verhältnisse, Liebe und Haß der einzelnen, Neigung und Abneigung der Menge sich einmischen, so brauchen wir Grundsätze um so nötiger, um über unsere Zeitgenossen ein Urteil zu äußern. Die Untersuchung kann alsdann sogleich auf doppelte Weise angestellt werden. Der Einfluß der Willkür wird vermindert, die Frage vor einen höhern Gerichtshof gebracht. Man kann den Grundsatz selbst, sowie dessen Anwendung prüfen, und wenn man sich auch nicht vereinigen sollte, so kann der streitige Punkt doch sicher und deutlich bezeichnet werden.

Besonders wünschten wir, daß der belebende Künstler, bei dessen Arbeiten wir vielleicht einiges zu erinnern fänden, unsere Urteile auf diese Weise bedächtig prüfte. Denn jeder, der diesen Namen verdient, ist zu unserer Zeit genötigt, sich aus Arbeit und eigenem Nachdenken wo nicht eine Theorie, doch einen gewissen Inbegriff theoretischer Hausmittel zu bilden, bei deren Gebrauch er sich in mancherlei Fällen ganz leidlich befindet; man wird aber oft bemerken, daß er auf diesem Wege sich solche Maximen als Gesetze aufstellt, die seinem Talent, seiner Neigung und Bequemlichkeit gemäß sind. Er unterliegt einem allgemeinen menschlichen Schicksal. Wie viele handeln nicht in andern Fächern auf eben diese Weise! Aber wir bilden uns nicht, wenn wir das, was in uns liegt, nur mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit in Bewegung setzen. Jeder Künstler wie jeder Mensch ist nur ein einzelnes Wesen, und wird nur immer auf Eine Seite hängen. Deßwegen hat der Mensch auch das, was seiner Natur entgegengesetzt ist, theoretisch und praktisch, insofern es ihm möglich wird, in sich aufzunehmen.

Der Leichte sehe nach Ernst und Strenge sich um, der Strenge habe ein leichtes und bequemes Wesen vor Augen, der Starke die Lieblichkeit, der Liebliche die Stärke, und jeder wird seine eigene Natur nür desto mehr ausbilden, je mehr er sich von ihr zu entfernen scheint. Jede Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchstmögliche Grad derselben die ganze Menschheit.

Die Ausübung der bildenden Kunst ist mechanisch, und die Bildung des Künstlers fängt in seiner frühesten Jugend mit Recht vom mechanischen an; seine übrige Erziehung hingegen ist oft vernachlässigt, da sie doch weit sorgfältiger sein sollte als die Bildung anderer, welche Gelegenheit haben, aus dem Leben selbst Vorteil zu ziehen. Die Gesellschaft macht einen rohen Menschen bald höflich, ein geschäftiges Leben den offensten vorsichtig; litterarische Arbeiten, welche durch den Druck vor ein großes Publikum kommen, finden überall Widerstand und Zurechtweisung: nur der bildende Künstler allein ist meist auf eine einsame Werkstatt beschränkt; er hat fast nur mit dem zu thun, der seine Arbeit bestellt und bezahlt, mit einem Publikum, das oft nur gewissen krankhaften Eindrücken folgt, mit Kennern, die ihn unruhig machen, und mit Marktrufern, welche jedes neue mit solchen Lob- und Preisformeln empfangen, durch die das Vortrefflichste schon hinlänglich geehrt wäre.

Doch es wird Zeit, diese Einleitung zu schließen, damit sie nicht, anstatt dem Werke bloß voranzugehen, ihm vorlaufe und vorgreife. Wir haben bisher wenigstens den Punkt bezeichnet, von welchem wir auszugehen gedenken; wie weit wir

uns verbreiten können und werden, muß sich erst nach und nach entwickeln. Theorie und Kritik der Dichtkunst wird uns hoffentlich bald beschäftigen; was uns das Leben überhaupt, was uns Reisen, ja was uns die Begebenheiten des Tages anbieten, soll nicht ausgeschlossen sein; und so sei denn noch zuletzt von einer wichtigen Angelegenheit des Augenblicks gesprochen.

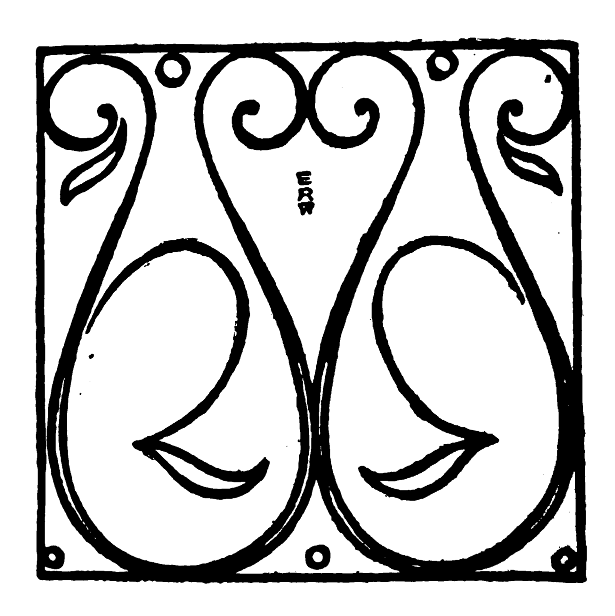
Für die Bildung des Künstlers, für den Genuß des Kunstfreundes war es von jeher von der größten Bedeutung, an welchem Orte sich Kunstwerke befanden; es war eine Zeit, in der sie, geringere Dislokationen abgerechnet, meistens an Ort und Stelle blieben; nun aber hat sich eine große Veränderung zugetragen, welche für die Kunst im ganzen sowohl als im besondern wichtige Folgen haben wird.

Man hat vielleicht jetzt mehr Ursache als jemals, Italien als einen großen Kunstkörper zu betrachten, wie er vor kurzem noch bestand. Ist es möglich, davon eine Uebersicht zu geben, so wird sich alsdann erst zeigen, was die Welt in diesem Augenblicke verliert, da so viele Teile von diesem großen und alten Ganzen abgerissen wurden.

Was in dem Akt des Abreißens selbst zu Grunde gegangen, wird wohl ewig ein Geheimnis bleiben; allein eine Darstellung jenes neuen Kunstkörpers, der sich in Paris bildet, wird in einigen Jahren möglich werden; die Methode, wie ein Künstler und Kunstliebhaber Frankreich und Italien zu nutzen hat, wird sich angeben lassen, so wie dabei noch eine wichtige und schöne Frage zu erörtern ist: was andere Nationen, besonders Deutschland und England, thun sollten, um in dieser Zeit der

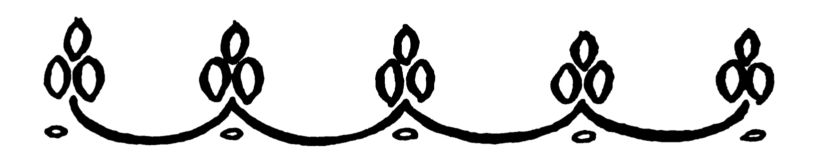
Zerstreuung und des Verlustes mit einem wahren, weltbürgerlichen Sinne, der vielleicht nirgends reiner als bei Künsten und Wissenschaften stattfinden kann, die mannigfaltigen Kunstschätze, die bei ihnen zerstreut niedergelegt sind, allgemein brauchbar zu machen, und einen idealen Kunstkörper bilden zu helfen, der uns mit der Zeit für das, was uns der gegenwärtige Augenblick zerreißt, wo nicht entreißt, vielleicht glücklich zu entschädigen vermöchte.

So viel im allgemeinen von der Absicht eines Werks, dem wir recht viel ernsthafte und wohlwollende Teilnehmer wünschen.



Reproduktion eines alten Holzschnittes unbekannter Herkunft
aus der kaiserl. und königl. Hofbibliothek in Wien.





Zwischen Abend und Nacht.

Ein Monolog.

Da zieht der Fluß und trägt das Abendgold,
Da stehn die Wolken wie ein Goldgebirg:
Der Abend giebt uns seine goldne Hand.

Wohl, wohl! Der Schlaf und was schön träumen macht
Zieht leis die Flöre über unsre Welt,
Und Viele sind jetzt glücklich, denn sie ruhn.
An manchem Bette sitzt die Liebe jetzt
Mit Wiegenliedern, und manch müdes Haupt
Hat seinen Schoß nun, daß es ruhen kann.
Da liegt wohl eine weiche, weiße Hand
Recht leicht und zärtlich, hütend, auf der Stirn
Des Schlafenden, und seiden streicht das Haar
Der guten Hegerin die Wangen ihm,
Der seine Ruhe in der Liebe hat.

Wie's in den Nestern still wird! Ab und an
Zirpt so ein Meislein, das wohl träumen mag.
Die Zeit der Nachtigallen ist vorbei.

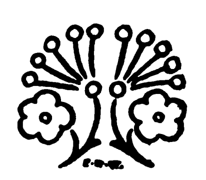
Einst hab ich halbe Nächte lang gelauscht,
Wie unsrer Wälder vollste Kehle sang,

Und mich ergriff der kleinen Kreatur
Aufschluchzend Lied im Allerinnersten.
Ich wußte wohl: auch mir ist seelenvoll
So heiße Liebe schluchzend zugewandt,
Und dankbar trat ich leise an ein Bett
Und suchte eine kleine warme Hand
Und küßte sie. — Da hatte ich mein Glück.

Das ist vorbei. Es kam ein böser Wind
Und riß mir meine Rose weg vom Stock
Und trug sie in die Stadt. Da liegt sie nun
Entblättert in der Gosse. Säh ich sie,
Ich könnte sie nicht mehr erkennen. — Oh,
So herben Schmerz hast du mir angethan,
Einstmals Geliebte, daß mein Herz steinhart
Von Narben wurde. Eher höbe ich
Den Kot der Gasse, als die Rose auf.

Der Fluß verlor sein Gold. Er geht in Grau.
Grau stehn die Wolken wie ein Bleigebirg.
Es winkt die Nacht mit ihrer grauen Hand.

Otto Julius Bierbaum.



DAS: BINDEN DES: HAARES

AUS: THE · SECRET · ROSE VON · W · B · YEATS · AUTORISIRTE · ÜBERSETZUNG · VON ANIE · DAUTHENDEY.



Die Krieger der jungen und weisen Königin Dectira und des alten und thörichten Königs Lua hatten vom Berge Gulben bis zur See eine Reihe von Feuern angezündet und Wächter an jedes Feuer gesetzt. Sie hatten ein großes Haus für Zusammenkünfte gebaut, die Umzäunungen mit Häuten bedeckt und kleinere Häuser zum Schlafen, und hatten rings um das Ganze einen tiefen Graben gezogen. Jetzt saßen sie im großen Haus und erwarteten einen Angriff von den Stämmen des Volkes vom Sacke, die von Süden kommen sollten, und sie lauschten dem Barden Aodh, der ihnen eine Geschichte von den Kriegen Hebers und Heremons sagte. Die Erzählung war auf dünne Holzstreifen geschrieben, welche der Barde vor sich hielt wie einen Fächer. Hie und da ergriff er sie an der kupfernen Angel und legte sie weg um eine fünfsaitige Lyra vom Fußboden aufzunehmen, zu der er hastig mit heftigen Bewegungen einen der vielen Gesänge sang, welche in den tieferen Teil der Erzählung eingeflochten waren. Trotzdem der Barde berühmt war und Anspruch auf Abstammung von jenen Barden Hebers und Heremons machte, um welche die Stämme beim Entstehen der Welt Würfel warfen, hörte der alte thörichte König nicht zu, sondern lehnte seinen Kopf auf das mittlere Kissen und schnarchte tüchtig in einem weinschweren Schlaf. Aber die junge Königin saß unter ihren Frauen still und gerade wie eine weiße Kerze und horchte, als wenn es keine andere Erzählung auf der Welt gäbe, als die von Aodh, während das Entzücken seiner traumvollen Stimme in ihren Ohren war und das Entzücken seiner traumfernen Geschichte in ihrem

Sinn: wie er zuweilen in der Höhe bei den Königen lebte, zuweilen einsam im großen Wald; wie er trotz der grauen Haare, die sich mit den dunkeln in seinem Bart vor der Zeit mischten, hin und her getrieben wurde von Liebe und Gram: wie er manchmal mit blassem Gesicht vor einem Mann fliehen konnte, und wie er ein anders Mal einen außerordentlichen Mut zeigte ganz allein gegen viele; und vor Allem, wie er unaufhörlich neben ihrem großen Stuhl saß von Raubzügen und Kämpfen erzählte, um ihre schlachtmüden Krieger zu ermuntern, oder Erzählungen und Gesänge sang für ihr Ohr allein voll von freundlichen Schicksalen, oder noch öfter, wie er mit Schweigen dem Rauschen ihres Kleides lauschte.

Jetzt sang er vom Zorn und nicht von Liebe, denn er mußte die Herzen ihrer Krieger mit Kriegsdurst füllen, damit ihre Tage Frieden hatten. Doch es schwebte über seiner ganzen Erzählung eine traurige Schönheit, nicht von Krieg, und von Zeit zu Zeit konnte er das Blinken eines Schwertes mit der Helle ihres Auges vergleichen, oder die Morgenröte an einem Morgen voll Sieg mit dem Schimmer ihrer Brust.

Als die Erzählung mit ihren Gesängen, welche wie Schaum auf einer Welle waren, weiterfloß, hüllte er die Krieger in eine Flut von Feuer, und sie schlugen bei den heftigsten Stellen ihre Schwerter an die Schilde und schrieen ihm immer lauter und lauter zu. Zuletzt ging die Erzählung in einen Triumphgesang aus über Kriegswagen voll Safran und Schmuck aus Gold und Silber und Züge von jungen Männern und jungen Mädchen mit erzenen Ketten um ihre Knöchel. Und

die Männer schrieen wieder und schlugen ihre Schwerter auf ihre Schilde eine lange Zeit.

Die Königin saß eine Weile reglos und lehnte sich dann in ihren Stuhl zurück. Dabei sank eine dunkle Strähne ihres Haares über ihre Wange. Einen langen unerklärlichen Seufzer seufzend, legte sie die Haarflechte um ihren Kopf und machte sie mit einer goldenen Nadel fest. Aodh starrte sie an, das wilde Licht in seinen Augen verging und er begann etwas vor sich hin zu murmeln. Und bald darnach nahm er die fünfsaitige Lyra, kniete halb vor ihr nieder und berührte sanft die Saiten. Die Schreienden wurden still, denn sie sahen, daß er die Königin besingen wollte, wie es seine Art war am Ende der Erzählungen; und im Schweigen schlug er drei Töne an, so sanft und traurig, als wären sie das Gurren der Tauben über den Pforten des Todes.

Ehe er aber den Gesang anfangen konnte, wurde die Thür, die von dem langen Zimmer ins Freie führte, aufgemacht und ein Mann stürzte herin, das Gesicht rot vom Laufen und schrie:

„Die Völker mit den häßlichen Körpern und zerrissenen Bärten haben uns von den Feuern getrieben und haben Viele getötet".

Die Worte waren kaum aus seinem Mund, als ein anderer Mann ihn von der Thür wegstieß, so daß er taumelte, und diesem Mann folgte wieder ein anderer und noch einer und noch einer, bis alle, die von den Wachen übrig geblieben waren, in der Mitte des Saales standen, alle beschmutzt und atemlos. Einige gossen sich Wein aus dem großen steinernen Krug, der da stand, in Hörner und einige hakten ihre bron-

zenen Helme und Schilde und Schwerter von den Wänden und Säulen los, und alle verfluchten die Stämme des Volkes vom Sacke.

Die Männer in der Nähe der Königin hakten auch ihre bronzenen Helme und Schilde und Schwerter von den Wänden und Säulen los: aber die Königin saß da, aufrecht und still und Aodh kniete halb vor ihr mit nieder gebeugtem Haupt und berührte langsam die fünfsaitige Harfe, als wäre er halb in einen Druidenschlaf gesunken. Zuletzt stand er mit einem Seufzer auf und wollte mit hinein in das Gedränge der Krieger. Da beugte sich die Königin vor und nahm ihn bei der Hand und sagte mit leiser Stimme:

„O, Aodh, versprich mir noch den Gesang vor Morgen zu Ende zu singen, ob wir siegen oder besiegt werden".

Er wendete sich mit bleichem Gesicht um und antwortete:

„Es sind zwei kleine Verse in meinem Herzen, zwei kleine Tropfen in meiner Flasche, und ich schwöre bei dem roten Schweinhirten, daß ich sie noch vor dem Morgen ausgießen will für die rote Rose meines Verlangens, für die Lilie meines Friedens, ob ich lebe, oder ob ich bei Orchil und ihrem verwelkten Gefolge bin."

Dann nahm er seinen Schild aus Weidengeflecht und Haut von der Säule und seinen bronzenen Helm und sein Schwert und ging mit der Menge, die schreiend durch die Thür hinauszog; und es blieb niemand mehr im Zimmer, als die Königin und ihre Mägde und der thörichte König, der immer noch mit dem Kopf gegen eine Säule schlief.

Nach einer Weile hörten sie ein fernes Läuten von Erz

auf Erz und ein dumpfes Stoßen von Erz auf Haut und das Geschrei der Männer. Das dauerte eine lange Zeit und dann sank es in Schweigen.

Da alles still war, nahm die Königin die fünfsaitige Lyra auf ihren Schoß und fing an die Saiten zögernd zu streichen und unklare Worte aus den Liebesgesängen Aodhs zu murmeln, und saß so bis zwei Stunden vor Tagesanbruch, als sie das Trampeln der Füße der Krieger hörte. Sie kamen langsam und müde herein und warfen sich blutbefleckt, wie sie waren, nieder, einige auf den Boden, einige auf die Bänke.

„Wir haben die meisten erschlagen, und der Rest floh in die Berge," sagte der Anführer, „und es ist kein Teil des Weges, auf dem nicht gekämpft wurde, und wir haben viele hinter uns gelassen."

„Wo ist Aodh?" fragte eine der Weiber.

„Ich sah wie sein Kopf von einem Schwert abgehauen wurde," sagte ein Mann.

Die Königin stand auf und ging schweigend aus dem Zimmer und sie kreuzte den Platz innerhalb des Grabens und kam hin, wo ihre Pferde angebunden standen, und sie bat den alten Mann, der Aufsicht über den Harnisch und den Wagen hatte, es niemanden zu sagen, aber mit ihr zu kommen und nach einem toten Mann zu suchen.

Sie gingen den engen Pfad entlang, der durch den Wald von den Räubern getreten war, oder von denen, die seit Jahrhunderten ausgesandt wurden, sie zu bekämpfen, und sie sahen das Sternlicht auf Helmen und Schwertern der toten Männer glänzen, und es lag die Dunkelheit ihnen im Weg,

welche schwer schien von einem Schlaf, der älter ist als die Welt. Zuletzt kamen sie zu einem baumlosen Platz, wo die Stämme der Völker des Sackes zum letzten Mal verzweifelt gekämpft hatten, ehe sie zerstreut wurden. Der alte Mann machte die Zügel an einem Baum fest und zündete eine Fackel an, und der alte Mann und die Königin fingen an unter den Toten zu suchen. Die Krähen, die an den Leichnamen herumgezerrt hatten, flohen mit lautem Krächzen in die Luft, und hie und da schimmerte das Sternenlicht auf einem Helm, einem Schwert, oder in Pfützen von Blut oder in den Augen der Toten.

Plötzlich kam ein weicher zitternder Gesang von einem Busch nah bei ihnen. Sie eilten zur Stelle und sahen einen Kopf mit dunklem Haar an dem Busche hängen, und das Haupt sang, und dies war sein Gesang:

Mach fest dein Haar
Mit einer goldenen Nadel,
Und binde jede irrende Strähne.
Ich bat mein Herz,
Diese armen Reime zu erfinden.
Es that daran Tag und Nacht
Und erfand eine traurige Lieblichkeit
Aus den Kämpfen der Vergangenheit.

Du brauchst nur deine perlenbleiche Hand aufzuheben
Und dein langes Haar mit Seufzen zu binden,
Und jedes Mannes Herz muß klopfen und brennen,
Und kerzengleicher Schaum auf dem dunkeln Land


·E·R·W·

Und kletternde Sterne am tautriefenden Himmel
Leben nur, deinem wandelnden Fuß zu leuchten.

Und eine Schar von Krähen, schwer wie Stücke jenes Schlafes, der älter ist als die Welt, flogen aus dem Dunkel heraus, und als sie vorbeizogen, berührten sie die verzückten Lippen mit den Spitzen ihrer Flügel. Da fiel der Kopf von dem Busch herab und rollte vor die Füße der Königin.





Abschied.

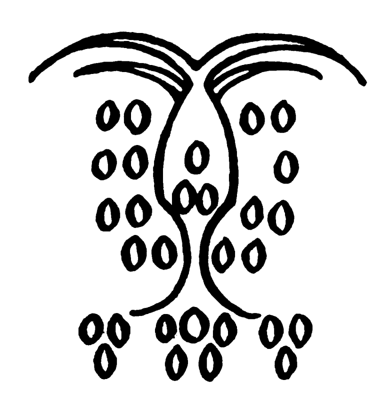
Nun gieb mir noch den Segen, den ich brauche,
du greiser Held, eh ich von hinnen gehe,
die Zeit ist reif und ihre Wachen rufen.
Du lehrtest mich der Muskeln Dienst erproben,
du lehrtest mich die vielen Triebe läutern,
du warst der Meister meiner Menschlichkeit.
Aus deiner Hand, die sehr viel Güte barg,
nahm ich die Kraft, die Dinge zu erfassen
und Kämpfer werden und dem Geist zu dienen.
Von deinem Herzen trank ich Freudigkeit,
an deinen Worten lernt' ich Weisheit deuten,
an dir, du Starker, stärkte ich mich selbst.
Wenn oft des Feierabends in den Büschen,
die Wohlgerüche gaben, Vögel sangen
und fern die Stadt mit ihrem Lärmen schwieg,
ging unser Herz auf tausend Wunder aus.
Du saßest halb gebückt auf dunklem Stein,
den Moos begrünte, und erzähltest mir
von vielen Kämpfen, die du ausgefochten.
Dann nickte wohl der Busch auf deinem Helm,
dein Auge glühte in Erinnerung,
und manchmal stand darin ein feuchtes Glänzen.
Du strichst auch oft mit sehnig harter Hand

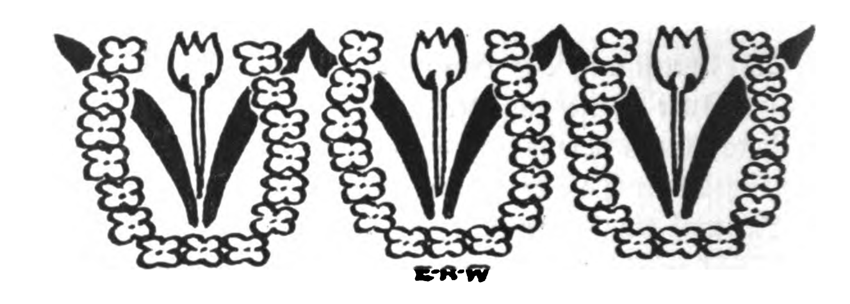
dein greises Haar zurück und lächeltest,
und dann war deine Stimme klar wie Gold.
Ich saß, ein Knabe, lauschend dir zu Füßen,
das junge Herz voll warmer Wißbegier,
und fragte hundert Fragen, hundert Rätsel.
Ich weiß auch, wie du oft voll hoher Ruhe
den Helm vom Haupte nahmst und dann die Hand
mit sanftem Druck mir auf den Scheitel legtest.
Wie oft stand nicht die Sonne hell auf uns,
eh sie entschwebte, und mein heißer Mund
hat dankend dann auf deiner Hand geruht.
Gieb heute mir mit dieser weisen Hand
ein Letztes noch, eh ich von hinnen gehe.
Ich weiß, dein Segen ist ein guter Schutz.
Dort zeigt sich mir die steile Pappelreihe,
an Gärten und an bunten Feldern hin
lenkt mancher Weg zur Stadt, ins Leben mich.
Ich seh die Eseltreiber und die Wagen
Wein, Früchte, Oel, Getreide thalwärts führen
bei Peitschenknall und hellen Menschenstimmen.
Und ich muß auch dahin, in frohem Eifer
das Wesen meiner Kräfte zu erproben,
mit Andern Mensch zu sein und stark zu leben.
Mir winken Preise, die der große Wettkampf
des Lebens bringt, mich lockt die rege Welt.
Was du in mir erwecktest, wird nun laut:
Ich kann den Ball mit kühnem Arme werfen,
mein Fuß ist schnell, mein Atem keucht nicht leicht.

Du lehrtest mich das Herz im Zügel halten,
das Auge schärfen, mit dem Winde eilen,
durch Fluten schwimmen, die mir feindlich sind.
Heut ist der Tag, der meinen Willen reifte.
Ich muß hinab, dein Reichtum sprießt in mir.
Sieh! wie die Häuser rauchen, welcher Glanz
die Mauern schmückt; das Leben zieht mich an.
Sonne und Wolken sind auf seiner Bahn.

Er lächelt .. und sein stiller Heldenmund
küßt mir die Stirn. Mein Scheitel trägt die Kraft
der weisen Hand. Er schenkt mir seinen Segen.
Ich schnalle fester meine leichten Schuhe.
Sein Gürtel schmückt mich — und ich ziehe reich
und sichern Herzens in die laute Welt.

Franz Evers.





Widmung zum „Ritter Ungestüm“ von Alfred Walther Heymel.

Wenn man Euch, Ihr lieben Schwestern,
Nach Gebühren ehren wollte,
Müßte man mit schönsten Blumen
Und mit allen Edelsteinen,
Die die Erde nur für Euch trägt,
Euch umschmücken, Eurer Freude,
Immer dienen, immer wachen,
Daß zu allen Stunden Euch ein
Schlößchen, spiegelhell, geräumig,
Und ein angelegter Garten
Voll Gewässern und voll Beeten,
Morgens sonnig, Mittags schattig
Und am Abend festlich, dasteht.
Leichte Wagen, schnelle Böte
Pferde, die im Tanzschritt schreiten,
Feuerwerke, Serenaden
Müßten soviel Lustbarkeiten
Wie zu einem Kranze Blumen

Nötig sind, Euch zur Ergötzung
Künstlich durcheinanderwinden.
Eure Freunde ruft zum Tanze
Häufig dann die Geige auf.
Schäferspiele. Ein Theater,
Zierlich, drauf nur zarte Verse
Oder sanfte Melodien
Anmut, Liebe, Schönheit künden,
Füllt des Tanzes Pausen aus
Flötenklang: der seidene Vorhang
Oeffnet sich; ein Page singt
Schmelzend eine Cavatine:

Ein Verliebter bin ich wieder,
Darum, liebes Herzchen, sing
Tausend leichte Liebeslieder:
Liebe ist ein leichtes Ding.
Ein Verliebter bin ich wieder.

Liebe ist ein leichtes Ding,
Kommt in veilchenblauem Wagen.
Glockenspiele, kling ling ling,
Ich will ihre Schleppe tragen.
Liebe ist ein leichtes Ding.

Ich will ihre Schleppe tragen.
War ich Page, zärtlich, fein,
Darf ich in dem Liebeswagen
Ihr für heute nahe sein.
Ich will ihre Schleppe tragen.

Ihr für heute nahe sein!
Wie soll ich dem Glücke danken?
War sie nur für heute mein,
Werden morgen die Gedanken
Und für immer bei ihr sein.

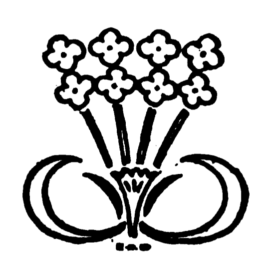
Die Prinzessin, der dies Lied gilt,
Neckt den liebestollen Knaben
Und erzieht ihn, ach, und schließlich,
So am Schluß des zweiten Aktes,
Küßt sie ihn, der scheinbar schläft,
Und dann fällt der Vorhang schnell,
Und die Hörer dürfen hoffen,
Daß im dritten Akt der Page,
Wie es sich gebührt, ein Prinz wird.

Solche süßverliebten Scherze
Spielen wir in unsren Stücken
Auf dem reizenden Theater,
Das nach Euch den Namen trägt:
Bühne der drei holden Schwestern.

Doch genug, ihr lieben Frauen!
Seht, der Wille ist vorhanden,
Euch ein würdig Reich zu gründen,
Doch nicht Zeit dazu und Vollmacht.

Nehmt dies Büchlein als Geschenk an,
Als ein Zeichen meines Dankes,
Daß mit Euch ich oft zusammen
Leben durfte und erfahren,
Wie der klugen Frauen Einfluß,
Süßer Mädchen Gegenwart
Selbst Barbaren zur Gesittung
Langsam führt, und daß das Leben,
Denkt man nur an Euch, so schön ist,
So gefahrlos zu durchwandeln,
Wie der helle Himmelsgarten,
Drin die Sterne Wächter sind.

Wollet mir auch fernerhin
Eure schwesterliche Freundschaft,
Liebe Schwestern, nicht entziehn.
Dann darf ich von Herzen hoffen,
Wenn ich erst gefestigt stehe,
Euch ein guter Freund zu sein.



Heinrich Vogeler-Worpswede: Zeichnung zum Ritter Ungestüm.





Verlangen.

Zwei Gedichte von Rudolf A. Schröder.

I.

Mir zu nennen mein Verlangen
Würden Schreie kaum genügen;
Doch will ich mich unterfangen
Dich mit Anmut zu belügen.

Schiffe — östlich hergeschwommen —
Wohl durch Flüsterwellen ziehen;
Wie du kaum den Klang vernommen,
Wollen westlich sie entfliehen.

Sind auch, wo die Wälder dunkeln,
Wege, die sich seltsam gleichen.
Durchs Geäste irrt ein Funkeln:
Doch du magst es nicht erreichen.

Will auch kühn der Tag entschimmern,
Sonne, sonnenhaft zu feiern,
Bleibt doch ein bedenklich Flimmern:
Eines will sich nicht entschleiern. —

Ach, wo alles ſchwankt und wandelt,
Wollen Träume dich berücken.
Dennoch: Den, der ernſtlich handelt,
Werden Schmerzen ſelbſt beglücken.

Wird doch, was dich krank gemacht,
Was dich lächelnd angeſehen,
Wie die Wolluſt einer Nacht
Jäh und wunderlich vergehen.

II.

Wie benenn ich dies Verlangen,
Das mir ſo im Buſen quillt?
Kommt mir vieles hergegangen,
Das mein Herze nicht erſtillt.

Felſen brechen jetzt ihr Schweigen,
Ich verſtehe ſie wohl nicht,
Sterne wollen her ſich neigen,
Ich erſehe ſie wohl nicht,

Bin nicht blind, nicht taub geboren,
Aber hier verſteh ich nicht,
Hab wohl ganz das Land verloren,
Wo man meine Sprache ſpricht.

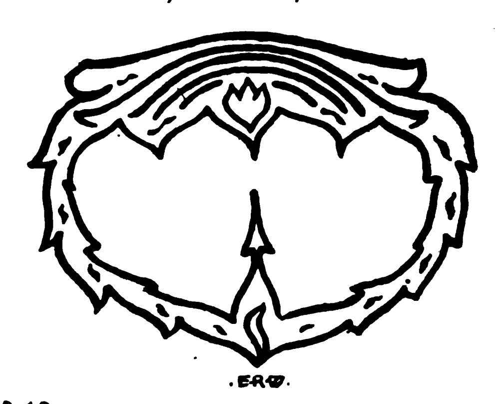




Selig mit blutendem Herzen.

Komm an mein Feuer, mein Weib,
es ist kalt in der Welt.
Komm an mein Feuer und lege
dein Ohr an mein Herz.
Komm an mein Feuer und mache aus meinen Händen
eine leuchtende Schale für die Wärme,
die Wir, oh Wir, mein Weib, verschwenden
an die Welt.

Richard Dehmel.





Anmerkungen.

Indem wir das letzte Heft des ersten Jahrganges der Insel hinausgehen lassen, erscheint es uns als angenehme Pflicht, unsern Freunden, die wir in größerer Zahl gewonnen haben, als wir erwartet hatten, für die Unterstützung zu danken, die sie uns durch ihr freundliches Interesse geleistet haben. Wir dürfen wohl hoffen, daß sie uns treu bleiben werden, obwohl wir keineswegs der Ansicht sind, daß wir mit dem, was wir geboten haben, bereits an das uns vorgesteckte Ziel gelangt sind. Indes, wir haben es an reinem Willen und kräftiger Anstrengung nicht fehlen lassen, da die Sache, die wir betreiben, von uns als frei gewählte Aufgabe auf uns genommen worden ist, und da wir von der Ersprießlichkeit einer solchen Arbeit für die ästhetische Kultur unseres Vaterlandes überzeugt sind. Wir werden auf der eingeschlagenen Bahn ruhig und besonnen weiter gehen und uns weder durch Unverstand noch Uebelwollen beirren lassen, wohl aber begründetem und der Sache wohlwollendem Urteil zugänglich sein. — Es ist uns angenehm, unsern Freunden mitteilen zu können, daß wir, ohne inhaltlich weniger zu bieten, den Preis der Insel für das

künftige Jahr herabsetzen konnten. Das Heft der Insel, auf weniger starkes Papier gedruckt, wird von nun an nur zwei Mark kosten. Eine auf fünfzig Stück beschränkte Ausgabe wird zum bisherigen Preise von drei Mark auf das alte Inselpapier (Wasserzeichen Schiff) abgezogen. Da von dieser Ausgabe zehn Stück bereits in festen Händen sind, empfiehlt es sich, etwaige Bestellungen darauf sogleich an Schuster und Löffler, Berlin SW, Luckenwalderstr. 1 zu richten, sei es direkt oder durch eine Buchhandlung. Die Hefte werden zwar nur 100 Seiten stark sein, aber textlich nicht weniger enthalten, als die stärkeren Lieferungen des abgelaufenen Jahrganges, da wir den Druckspiegel vergrößert haben. Die Insel wird von nun an in einer schönen alten Antiquaschrift der Drugulinschen Offizin erscheinen, geschmückt mit großen Vogelerschen Initialen. Jedes Heft wird vier bis fünf mit besonderer Sorgfalt ausgewählte Vollbilder enthalten.

Von größeren Dichtungen und Aufsätzen, die im folgenden Jahrgang erscheinen werden, nennen wir: Zwei Menschen, Roman in Romanzen von Richard Dehmel; Das Bergwerk von Falun von Hugo von Hofmannsthal; Der Bauer in der Malerei von Henry van de Velde; Die Entwickelung des Mysteriums von Maurice Maeterlinck; Schemen von Paul Ernst; Der nie geküßte Mund von Jacob Wassermann; Phallus von Maximilian Dauthendey; Blinde Liebe von Laurence Housman, deutsch von Richard Dehmel; Der Steckenpferdpastor von Gustave Kahn, deutsch von Bierbaum; Herrn Bengts Hausfrau, Erzählung von August Strindberg; Liwûna und Kaidôh, ein Seelenroman von

Paul Scheerbart; Der Kinderkreuzzug von Marcel Schwob, sowie eine Anzahl Essays von Franz Blei und Meier-Graefe. Da sich eine Anzahl der hervorragendsten Dichter verpflichtet haben, uns ihre Schöpfungen zuerst zur Verfügung zu stellen, werden wir immer in den Stand gesetzt sein, der Zeitschrift neuen und wertvollen Inhalt zu geben. Nach wie vor werden wir weniger verbreitete ältere Dichtungen zum Abdruck bringen. Unter den Vollbildern werden unsre Freunde Blätter von Th. Th. Heine, E. M. Geyger, Heinrich Vogeler, Marcus Behmer, Hans Thoma, Vallotton, Gaskin, Jossot, Housman und eine Anzahl von guten Wiedergaben schöner alter Drucke aus der k. k. Hofbibliothek in Wien finden.

Wenn wir in diesem Hefte einen Aufsatz Goethes zum Abdruck bringen, übersehen wir nicht, daß wir uns mannigfachen Mißdeutungen damit aussetzen können. Jeder gebildete Deutsche besitzt Goethes sämtliche Werke; von den Lesern der Insel sind wir zudem überzeugt, daß sie auch darin lesen. Aufsätze, wie der hier abgedruckte, werden indessen wohl nur selten aufgesucht. Aber besonders dieser ist so außerordentlich reich an Sätzen, die gerade heute aufmerksam gelesen zu werden verdienen, daß uns eine Anregung dazu verdienstlich erscheint.

Anfangs September gelangte die dritte Inselmappe zur Ausgabe. Sie enthält Holzschnitte von E. M. Geyger, Florenz; Wilhelm Laage, Karlsruhe; eine Radierung von Hans Thoma, Karlsruhe; Lithographien von Paul Baum,

St. Anna ter Muiden; Maurice Denis, Paris; Vuillard, Paris, und Faksimile-Wiedergaben eines alten japanischen und eines alten deutschen Holzschnittes, sowie je einer Handzeichnung von Pisanello (aus dem Louvre) und Guys (aus Maison Moderne, Paris).

Ende September erscheint die vierte Inselmappe mit folgendem Inhalt: Holzschnitte von E. R. Weiß, Karlsruhe; Wilhelm Laage, Karlsruhe; Albers, Karlsruhe; Radierungen von Max Liebermann, Berlin; Ybels, Paris; James Ensor, Ostende; eine Lithographie von Dauthendey, und Faksimile-Wiedergaben alter deutscher und japanischer Holzschnitte.



Die Insel. 1. Jahrgang. 4. Quartal. Nr. 12. Sept. 1900.
Für den Inhalt verantwortlich: A. W. Heymel, München.


·E·R·W·

Bezugsbedingungen

Abonnement vierteljährlich 9 Mk., halbjährlich 18 Mk., jährlich 36 Mk. inklusive fester Einbanddecken mit Pergamentrücken für jedes Quartal.

Einzelpreis der Monatsnummer: 3 Mark.
Einzelpreis des Quartalbandes: 12 Mark.

Im Zusammenhang mit der Monatsschrift und unter gleichem Titel erscheint beim Beginne jedes Quartales ein Mappenwerk, das in jeder Nummer ca. 6 Blätter zeitgenössischer Künstler (Originaldrucke) und 4 Blätter verstorbener Künstler (Reproduktionen), also im ganzen jedesmal 10 Blätter bringen wird. Dasselbe wird nur im Jahresabonnement abgegeben.

Preis für das Jahresabonnement der Insel-Mappe 50 Mark.

Für den, der auf Monatsschrift und Mappenwerk zugleich abonniert, tritt eine Ermäßigung des Gesamtpreises auf 75 Mk. ein.

Von beiden Publikationen erscheinen Luxusausgaben, die nur im Jahres-Abonnement zu beziehen sind.

Von der Monatsschrift vierzig handschriftlich numerierte Exemplare, und zwar:

No. 1—15 auf kaiserlich Japan abgezogen, jährlich . . . . . Mk. 150
" 16—40 " holländisches Büttenpapier abgezogen, jährlich . " 80

Von dem Mappenwerk ebenfalls vierzig numerierte Exemplare auf spezielles Luxuspapier mit breitem Rande abgezogen, und zwar

No. 1—10 mit von den Künstlern signierten Originaldrucken . Mk. 200
" 11—40 . . . . " 100

Bei gleichzeitigem Bezug der Luxusausgabe von Zeitschrift und Mappenwerk erhalten die Abonnenten die Original-Illustrationen der Zeitschrift in einzelnen Blättern, deren Größe derjenigen der Mappenblätter entspricht, auf Luxuspapier extra geliefert. Die Jahrespreise stellen sich, wie folgt:

Für Monatsschrift auf Japan und 1—10 des Mappenwerks . Mk. 300
Für Monatsschrift auf holländ. Bütten und No. 11—40 . . . " 160

No. 1—15 der Zeitschrift erhalten vierteljährliche Einbanddecken, No. 1—10 des Mappenwerks Jahresmappen aus ganz Pergament.

Diese beiden Publikationen sind durch alle größeren Buch- und Kunst-Handlungen zu beziehen. No. 1—15 der Zeitschrift und No. 1—10 des Mappenwerks sind nur durch die Redaktion der Insel zu Händen des Herrn A. W. Heymel, München, Leopoldstraße 4/o l. zu beziehen.

Unverlangt eingeschickte Beiträge werden nicht zurückgeschickt. Redaktionelle Gegenäußerungen erfolgen nur im Falle der Annahme.

Gedruckt im September des Jahres 1900 in der Offizin W. Drugulin, Leipzig.